

ZEITSCHRIFT FÜR ETHNOLOGIE

Organ der Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte



Achtundsechzigster Jahrgang
1936

Mit 177 Abbildungen und Karten im Text

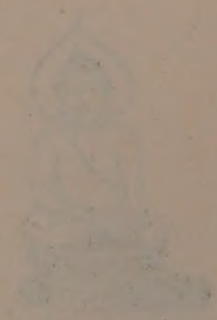
BERLIN
JULIUS SPRINGER
1937

ZEITSCHRIFT

ETHNOLOGIE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. VON DIEDERICHSEN

VERLAG VON DR. F. VON DIEDERICHSEN



VERLAG VON DR. F. VON DIEDERICHSEN

Printed in Germany.

I. Abhandlungen und Vorträge.

Verbreitung der Fallenjagd in Afrika.

Von

Erich Keller.

Einleitung.

Zielsetzung.

In vorliegender Abhandlung soll für Gesamtafrika die Fallenjagd in ihren jeweils vorkommenden allgemeinen und besonderen Formen festgestellt und ihre geographische Verbreitung nachgewiesen werden. Es darf angenommen werden, daß alle Hauptformen jetzt bekannt geworden sind. Grundsätzlich neue Methoden der Fallenjagd sind den Beobachtern wohl kaum entgangen; ihr Vorhandensein in den noch nicht hinreichend völkerkundlich durchforschten Gebieten ist nicht wahrscheinlich. Lediglich einzelne Abwandlungen der Grundformen in Aufbau und Wirkung mögen hier und dort noch festzustellen und zu beschreiben sein. Das Bild der geographischen Verbreitung in ganz Afrika muß dagegen noch als lückenhaft bezeichnet werden. Die wissenschaftliche Auswertung durch den Nachweis kulturhistorischer Zusammenhänge auf der Grundlage der von Ankermann für Afrika aufgestellten Kulturprovinzen kann daher nur erst sehr vorsichtig erfolgen und lediglich als ein vorarbeitender Versuch gewertet werden.

Vorarbeiten und Weiterführung.

Bisher stehen noch nicht aus allen Teilen Afrikas genügend Berichte zur Verfügung, um endgültige Schlußfolgerungen ziehen zu können. Für manche Großlandschaften fehlt noch das Material selbst für eine allgemeine Übersicht aller hier vertretenen Formen. Aus ihren Unterbezirken liegen nur vereinzelte Mitteilungen vor. Wirklich ausführliche, die gesamte zur Anwendung gelangende Fallenjagd darstellende Berichte werden nur in den besonderen Jagdkapiteln der neueren, nach völkerkundlichen Gesichtspunkten verfaßten Monographien einzelner Stämme gegeben. Für einige Großlandschaften gibt es eine ganze Reihe derartiger monographisch gehaltener Berichte über die hier lebenden verwandten Stämme. In diesem günstigen Falle erstreckt sich die gesamte völkerkundliche Materialsammlung wenigstens in großen Zügen zusammenhängend über ausgedehnte Gebiete. Besonders reichhaltiges und gutes Material über die Jagd im allgemeinen und in ihrem Rahmen auch über die Fallenjagd steht aus Südafrika zur Verfügung. Hier kann bei manchen großen Stammesgruppen eine wohl nahezu lückenlose Zusammenstellung gegeben werden. Nicht in demselben Ausmaß aus Einzelgebieten, im allgemeinen aber doch auch reichhaltig und gut liegt Material aus dem Omerilgebiet, dem Osthorn und Ostafrika, aus letzterem besonders aus dem Wohngebiet der Nyassa-Rowuma-Stämme im Süden von Deutsch-Ostafrika, vor. Die Berichte aus Niederguinea nebst Hinterland sind nur für das Ogowe-Gebiet gut und wirklich hinreichend, im übrigen mangelhaft an Menge und Beschaffenheit. Das gleiche gilt für das gesamte innerafrikanische Kongo-Kassai-Gebiet, aus dem ebenfalls nur für einzelne Stämme reichhaltige und zuverlässige Materialangaben vorhanden sind. Bis auf engumgrenzte Teilgebiete ist der aus Oberguinea und dem gesamten Sudan gebotene Stoff ebensowenig hinreichend. Nordafrika und

die Sahara scheinen allgemeinjagdkundlich und somit auch für die Formen der Fallenjagd weitgehend erfaßt zu sein.

Die alte Literatur wie auch die des Mittelalters bieten nur ganz vereinzelte, unklare und daher für eine systematische Zusammenstellung nur bedingt verwertbare Hinweise auf afrikanische Fallen. Die Fallenformen des Kulturvolkes der alten Ägypter sind von Wilkinson (14; —) zusammengestellt und ausgezeichnet beschrieben worden. Sie werden unten in der Materialsammlung kurz erwähnt. Zum Vergleich kann dafür auf die Arbeit von Lips (1a; —) „Fallensysteme der Naturvölker“ verwiesen werden, in der einige altägyptische Formen ausführlich behandelt worden sind. In den Berichten der großen Reisenden aus der Zeit der Erforschung des Kontinents finden sich häufig Mitteilungen über Fallenjagd. Wirklich brauchbare, systematisch gehaltene Beschreibungen der Fallenjagdarten und der Fallenformen bieten aber erst die Werke der neueren Literatur und besonders die schon erwähnten Stammesmonographien. Als Quellen für die Materialsammlung sind unter manchen anderen besonders zu nennen die Arbeiten

von Brehm (10; —) für Ägypten, Nubien und Senaar;
 von Mohammed Ebn Omar el Tunsy (38; —) für den Ostsudan;
 wieder von Brehm (44; —) und von Montandon (47; —) für Abessinien;
 von van der Burgt (62; —), G. A. Fischer (67; —), Hans Meyer (81; —), Reche (84; —), Rehse (85; —), Karasek-Eichhorn (109; —), Reichhardt (116; —), Fülleborn (124; —), Sutherland-Rattray (133; —), Weule (136; —), (137; —) für Ostafrika;
 von Livingstone (158; —), (159; —), Eckersley (146; —), Holub (151; —), (152; —), Kolbe (164; —), Andersson (165; —), Leonh. Schultze (187; —), Sparrman (189; —), Passarge (184; —) für Südafrika;
 von Serpa Pinto (198; —), Avelot et Gritty (201; —), Teßmann (205; —) für Niederguinea und Hinterland;
 von Brielmann (210; —), Torday and Joyce (252; —), van Overbergh-de Jonghe (239; —), van Overbergh (238; —), (240; —), (241; —), Gaud-van Overbergh (224; —), Colle (213; —), Delhaise (219; —), Halkin (228; —), van den Plas (244; —), Schmitz (248; —), letztere acht Autoren aus der belgischen Collection de Monographies ethnographiques, für das Kongo-Kassai-Gebiet;

von Carl W. Koch (275; —), Strümpell (282; —), Decorse (265; —), Büttikofer (311; —), (312; —), Alldridge (310; —) für Oberguinea nebst Hinterland.

Zusammenfassende Vorarbeiten sind die beiden Abhandlungen von C. Lindblom „Jakt-och Fangstmetoder bland afrikanska folk (4; —) und die oben schon genannte Arbeit von Lips „Fallensysteme der Naturvölker“ (1a; —). Die Stoffdarbietung dieser beiden Arbeiten wird in der vorliegenden Abhandlung ergänzt und weitergeführt. Die Stoffbehandlung weicht von der der Vorarbeiten ab. Sie ist bestrebt, das Material nach weiter gerichteten, umfassenderen Gesichtspunkten auszuwerten. Im abschließenden Teil wird nach erfolgter Erläuterung der erzielten allgemeinen Ergebnisse nachzuweisen sein, inwiefern, abgesehen von der größeren Fülle des Materials, auch seine Behandlung über die der Arbeiten von Lindblom und Lips hinausgeht und worin daher die Berechtigung einer weiteren Arbeit über das Thema der afrikanischen Fallenjagd liegt.

Reihenfolge der Stoffdarbietung, geographisch und wirtschaftlich-kulturell begründet.

Die bei der Materialdarbietung aufgestellte Reihenfolge der behandelten Völker ist in geographischen und wirtschaftlich-kulturellen Gesichtspunkten begründet. Die nebeneinander auf verschiedenen Entwicklungs-

stufen lebenden Völker sind nach dem ihren Kulturstand aufzeigenden Wesen ihrer Wirtschaftsform zu kennzeichnen. In Übereinstimmung mit den bestehenden Lebensmöglichkeiten führt die Stufenfolge von den einfachen über die höheren Sammler und Jäger zu den produzierenden Völkern, die innerhalb ihrer Gruppe wieder verschiedene Grade aufsteigender Entwicklung bis zur Hochkultur aufweisen (1; 22f., 39, 126ff., 140f.).

Die Naturvölker Afrikas unterscheiden sich sehr wesentlich in dem Grade der erreichten Kulturhöhe. Die verschiedenartige Naturlausstattung der Lebensräume, ihr Wassernetz, Pflanzenkleid und Tierbestand, bedingen mannigfache, geographisch begründete Lebensformen der verschiedenen Rassen, Völker und Stämme, die mehr oder weniger fortgeschritten nebeneinander leben in ärmerer oder reicherer Wirtschaftsform mit entsprechender Auswirkung auf Gesellschaftsordnung und geistige Kultur. In vielen Gegenden sind die Erscheinungsformen des wirtschaftlich-kulturellen Lebens ineinander verschlungen, nämlich überall dort, wo die durch zusammenhängende, weite Landflächen begünstigten Wanderungen und Völkerbewegungen die verschiedenen Rassen oder wenigstens Völker über- und ineinander geschoben haben.

Die Wirtschaftsform der Sammler und Jäger stellt die Kulturstufe dar, die für die Menschheit als nachweisliche Anfangsform der wirtschaftlichen Entwicklung anzusehen ist. Von ihr sind alle weiteren Kulturfortschritte ausgegangen. Je primitiver nun ein Volk ist, desto mehr betreibt es die Jagd. Der Grad der Beschäftigung mit der Jagd ist demnach ein Maßstab für den Kulturzustand. Er ist auch der in der Abhandlung des Themas aufgestellten Reihenfolge der betrachteten Völker zugrunde gelegt.

Die zurückgebliebenen Sammler- und Jägervölker leben in Wohngebieten, die infolge geographischer Bedingtheiten von der Natur arm oder nur bescheiden ausgestattet sind, oder wo andere durch die Beschaffenheit des Landes begründete Umstände ihre Weiterentwicklung hemmen. Es sind die am wenigsten besiedelten Gebiete, die pflanzenärmsten subtropischen Steppen und Wüsten und die dichten tropischen Urwälder. Hier ist die Abhängigkeit von der Naturumgebung sehr groß. Der Mensch ist daher notwendig zur Jagd gezwungen, um überhaupt das Leben fristen zu können. Auf unterster Kulturstufe leben hier die zwergwüchsigen Urbewohner Afrikas, im Süden in der Wüstensteppe der Kalahari die Buschmänner, im zentralafrikanischen Urwaldgebiet deren mutmaßliche Verwandten, die Pygmäen.

Im Grade der Jagdbetätigung diesen fast gleichzusetzen sind ebenfalls sehr kulturarme, kleinwüchsige Mischvölker auf Grundlage einer afrikanischen Urbevölkerung. Sie leben in den Ödländern z. T. unter den sesshaften Hackbauern, vorwiegend aber unter den Hirtennomaden.

Auf der niederen Kulturstufe der Jäger leben auch versprengte Teile von Völkern höherer Kultur. Es sind meist Reste einst großer Völker in kärglich ausgestatteten Lebensräumen, die für sie entweder zu Rückzugsgebieten vor dem Andrängen stärkerer Völker geworden sind oder in denen ihre eigene Wanderung zum Stillstand gekommen ist. Sie sind Beispiele für den Rückgang in der Lebensführung infolge eingetretener Notlage. Am häufigsten sind sie im Zuge der großen Wanderstraßen in den anliegenden Rückzugsgebieten, in den sehr vegetationsarmen Steppenstrichen an den Wüstenrändern und im Sumpfgelände zu finden.

Auch das Savannengebiet weist nur eine geringe Bevölkerungszahl auf. Hier ist die Jagdbetätigung ebenfalls noch von großer Bedeutung. Die hier lebenden nomadischen Viehzüchter stehen auf weit höherer Kulturstufe als die armseligen, auf mühsam erlangte Beute angewiesenen Sammler und Jäger. Zu ihnen gehören die Hottentotten in Südwestafrika, die Walemeru,

Wafome u. a. in Ostafrika, die Danakil, Somal und Galla im Osthorn und die semitischen und hamitischen Reitervölker im Norden, Osten und Süden der Sahara. Mit ihren oft riesigen Herden beweiden die nomadischen Viehzüchter die Grasfluren der Steppen und finden in den weiten Ebenen mit ihrer immer noch kargen natürlichen Ausstattung doch den für ihre Ernährung erforderlichen großen Raum, der auf beständiger Wanderung zur abwechselnden Ausnutzung der verschiedenen Weidegründe durchquert wird. Da die Viehzuchtnomaden mit Rücksicht auf den Bestand ihrer Herden nur ganz selten eines ihrer Tiere schlachten, sondern neben dem den lebenden Rindern oder anderem Vieh entnommenen Blut nur das Fleisch gefallener Tiere verzehren, sind sie für ihren starken Fleischbedarf sehr auf Wildfleisch angewiesen. Auch auf das den Herden gefährliche Raubwild muß viel gejagt werden. Bei den reinen Viehzuchtnomaden ist daher der Anteil der Jagd am Wirtschaftsleben im allgemeinen noch sehr groß. Doch sind auch bei ihnen Unterschiede festzustellen. Die größere oder geringere Jagdbetätigung ist im einzelnen abhängig von der Ausstattung des jeweiligen Weidegebietes mit besseren oder schlechteren Grasfluren und dem jeweils vorhandenen Wild- und Raubwildbestand.

Die Jagd nimmt ab bei den in gewissem Sinne sesshaft gewordenen, aber noch keine eigene Bodenkultur pflegenden Viehzüchtern, deren vegetabilische Kost aus gesammelten wildwachsenden Wurzeln und Pflanzen besteht. Zu dieser Gruppe gehören die Herero, Nuer und Wahehe. In zunehmendem Maße tritt die Jagd zurück bei den sich an Feldbauern anlehenden und ferner bei den in anbaufähige Gebiete gelangten und hier nebenbei in bescheidenem Ausmaß Feldbau betreibenden Viehzüchtern. Diese zweite Gruppe bilden die Dinka, Bari und die Oasenbewohner der Sahara. Die Angehörigen der dritten Gruppe, die Kaffern, Wahuma und Fulbe herrschen nach Eroberung des Landes als große und mächtige Weidenvölker fast sesshaft als Herren über Ackerbauern. Diese Völker selbst betreiben Ackerbau nur in ganz geringem Umfang. Die Kaffern sind sehr eifrige Jäger. Die Wahuma jagen bis auf die Berufsjäger unter ihnen nur gelegentlich, die Fulbe bis auf die nomadisch Viehzucht betreibenden Fulbe-Bororó nur noch ganz nebenbei, meist überhaupt nicht mehr.

Außer den eigentlichen Viehzüchtern mit ausschließlicher oder jedenfalls weitaus überwiegender Weidewirtschaft besitzen auch andere afrikanische Völker Großviehherden. Der Ackerbau ist aber doch die Hauptgrundlage ihrer Wirtschaftsführung in Wohngebieten, die auch günstige Bedingungen für die Großviehzucht bieten. Letztere kommt aber an Umfang durchaus nicht der Bodenkultur gleich. Diese Völker sind daher bei den Ackerbauern zu behandeln.

So findet sich Rindviehzucht bei vielen Hackbauvölkern besonders in Ost- und Südafrika, soweit das Vieh nicht, wie am Sambesi, der Tsetsefliege erlegen ist. Einen starken Rindviehbestand haben die Ovambo im Südwesten, ferner die Stämme im Kondeland am Nordufer des Nyassasees, die für ihre Ackerwirtschaft rationelle Mistdüngung anwenden, sodann die hamitisch beeinflussten Wakamba und Wateita, die hamitischen Wakuafi und andere Stämme im Osten. In Westafrika gibt es Rinder bei den Hackbauvölkern bis zum Norden von Angola, im Innern vereinzelt bis zum oberen Kassai, so bei den Bakuba u. a. In Oberguinea findet sich Rindviehzucht hier und dort neben dem überall vorherrschenden Ackerbau, so in Kamerun bei den Bakwiri, den Musgu und Tuburi. Letztere beiden Stämme düngen ebenfalls ihre Äcker mit dem Mist ihrer Herden. Im Sudan ist Rinderzucht bei großen Hackbauvölkergruppen, so bei den Mande- und den Mossi-Gurunsi-Stämmen, festzustellen. Aus Dar-Fur sind besonders die For, aus Kordofan die Nuba zu nennen, von den Ackerbau

treibenden Oberrindvölkern die Schulistämme in der Nachbarschaft der nahezu ausschließlich mit Viehzucht beschäftigten Dinka und Bari. Die Bauernstämme in Abessinien, Ägypten und Nordafrika besitzen einen starken Rindviehbestand. Sie betreiben ihren Ackerbau oft schon mit Pflugkultur und Zugtieren. Die Hova und Sakalaven auf Madagaskar haben Rinderherden, die von dem in früherer Zeit von europäischen Schiffen ausgesetzten englischen Rindvieh abstammen.

Die überwiegende Mehrzahl der Hackbauvölker hält nur Kleinvieh, hauptsächlich Ziegen und Hühner. Letztere dienen aber weit weniger zur Ernährung als zu Opferzwecken. Außer Hühnern gibt es noch Enten, Gänse und Tauben. Schafe sind selten. Schweine finden sich ganz vereinzelt nur in Westafrika. Hunde werden zur Jagd gehalten. In vielen Gegenden wird Hundefleisch als besonderer Leckerbissen gern gegessen.

Bei den im gut ausgestatteten Felddaugebiet lebenden, dichter siedelnden Hackbauvölkern tritt die Gewinnung fleischlicher Nahrung durch die Jagd als Hauptbeschäftigung der Männer mehr und mehr in den Hintergrund. Sie steht hier erst an zweiter, dritter oder noch weiterer Stelle. Die bei den Hackbauern festzustellenden Unterschiede in der Jagdbetätigung ergeben sich aus dem verschieden hohen Grade der kulturellen Entwicklung innerhalb ihrer Gruppe mit schwächerem oder stärkerem Ackerbau, mit Handwerks- und Gewerbebetrieb. Manche Stämme erstreben häufigen Fleischgenuß auch dann, wenn sie bei reicher Versorgung mit pflanzlicher Kost durchaus nicht darauf angewiesen sind. Sie suchen sich daher Fleisch möglichst oft durch die Jagd zu verschaffen. Andere Stämme leben ganz überwiegend vegetarisch und jagen daher kaum oder nur ganz wenig. Die neben ihrem Ackerbau Rinderherden besitzenden Stämme genießen wie die eigentlichen Viehzüchter im allgemeinen auch nur das Fleisch gefallener Herdentiere. Sie jagen mehr oder weniger stark je nach den bei ihnen vorherrschenden natürlichen Verhältnissen und dem Wildbestand. Im übrigen ersetzen sie den Fleischgenuß ebenfalls durch das dem lebenden Vieh entnommene Blut und durch Milch dort, wo man zur Steigerung der Milchproduktion über die für die Ernährung des Kalbes notwendige Menge hinausgelangt ist.

Der weitverbreiteten religiösen Vorstellungen, nach denen das Fleisch von Wild überhaupt oder das von bestimmten Wildarten als unrein gilt, muß ebenfalls gedacht werden. Sie sind sowohl für manche Viehzüchter, so für Galla- und Kaffernstämme, wie auch für viele Hackbauern von erheblicher Bedeutung und wirken sich im allgemeinen dementsprechend auf die Jagdbetätigung und den Jagdeifer aus. Manche dieser Stämme jagen nur sehr wenig und zwar überhaupt nicht des Wildfleisches, sondern nur der Felle, Gehörne und sonstigen zu Zauberhandlungen und Heilzwecken benötigten Körperteile wegen sowie auf das Raubwild zu demselben Zweck und um sich seiner zu erwehren. Andere Stämme genießen von der Jagdbeute nur das Fleisch der als rein geltenden Wildarten.

Bei der immer weiteren Ausdehnung des Kulturlandes durch Anbau von Nutzpflanzen wird der aneignenden Wirtschaft durch die künstlichen Nahrungsquellen mehr und mehr das Betätigungsfeld genommen. Mit dem Verschwinden des Urlandes verliert das Wild in steigendem Maße die Stätten zu ruhiger Vermehrung. Die Jagdbeute wird immer geringer. Dort, wo die Männer noch sehr jagdeifrig sind, wird der Wildbestand manchmal so weit herabgemindert, daß die Jagd kaum noch lohnend ist, namentlich in Gebieten mit besonders günstigen Verhältnissen für den Pflanzenanbau und daraus sich ergebender starker Volksvermehrung.

Bei noch bestehender guter Jagdmöglichkeit ist der Jagdeifer mancher Hackbaustämme so groß, daß sie innerhalb ihrer Gruppe als Jägervölker

bezeichnet werden können. So wurde in Südafrika vor noch nicht allzu langer Zeit neben dem Feldbau noch sehr viel gejagt. Das trifft auch bei vielen Hackbauern unter den Bantustämmen in Ost-, West- und Zentralafrika wohl noch jetzt zu, so bei der Marutse-Mambundagruppe im großen Sambesibogen, bei den Nyassa-Rowumastämmen, den Wamakua, Wayao u. a., bei den Waschambaa, Wagago, Wasaramo und weiteren Stämmen in Ostafrika, bei vielen Stämmen im Innern im Kongo-Kassaigebiet, so bei den Bangala, Bakuba, Manyema und manchen anderen, an der Kongomündung bei den Bakongo und Nachbarn, im Ogowegebiet und in Südkamerun bei den Fangstämmen, nordwestlich von diesen bei den Bakwiri und bei anderen Stämmen im Norden, so bei den Baia. Auch bei vielen nigrischen Sudannvölkern wird die Jagd neben dem Feldbau noch eifrig betrieben. Manche von diesen sind ebenfalls als Jägervölker zu bezeichnen, so im Westen die Joruba in Nigeria, die Stämme im Hinterland von Dahomey, in Togo die Ho, Adele u. a., an der Goldküste die Aschanti u. a., in Liberia die Wey und manche Nachbarn, verschiedene Stämme nach Westen bis Senegambien hin, im Sudan Stämme in Gurma, Borgu und Wadaï, in Dar Fur die For, in Kordofan die Nuba, am Oberrnil die Schuli, Madi, Djur und Latuka.

Sehr hinter dem Ackerbau zurück tritt dagegen die Jagd bei manchen Küstennegern im Osten, Süden und Westen, auch bei einigen Stammesgruppen im Innern, so bei den Mangandja am Süden des Nyassa-Sees, bei den Stämmen in Nordostrhodesia, wie den Babisa, Wafipa, bei den Warua am Lualaba, in Oberguinea bei den Ewe in Dahomey, im Westsudan bei den Mande- und den Mossi-Gurunsistämmen, bei den Negern in Baghirmi.

Materialdarstellung.

Typologie der Fallenjagdformen.

Zur Anwendung gelangen natürliche und künstliche Fallen. Natürliche Fallen sind vornehmlich die ohne Zutun der Jäger entstandenen Gruben, in denen diese irgendwann einmal Wild vorgefunden haben und die sie nun weiter als Fallgruben benutzen. Künstliche Fallen sind angelegte Gruben, Schlingen und mechanische Fallen, bei denen die Fangvorrichtung durch einen bestimmten Mechanismus zur Auslösung kommt. Mechanische Wirkung ist auch bei manchen Arten von Schlingen zu beobachten. Alle drei Formen sind in verschiedensten Abarten vertreten. Eine besondere, nach dem Vorbilde der Natur geschaffene Fallenform ist die Leimrute.

Die ursprünglichste künstliche Falle ist die angelegte Grube. In ihrer einfachsten Form ist sie ein ohne besondere Kunst gegrabenes tiefes Loch. Eine Weiterentwicklung liegt vor, wenn der Grube kunstvoll eine besondere Form zugrunde gelegt wird, indem sie z. B. oben weiter als unten ist, sich also nach unten keilförmig verjüngt. In eine so gestaltete Grube gestürztes Wild bleibt eingekellt zwischen den Wänden hängen, wobei seine Füße den Boden nicht berühren. In dieser hilflosen Lage kann es nicht einmal mehr den Versuch machen, wieder hinauszuspringen. Bei einer anderen Form liegt das umgekehrte Verhältnis vor. Der Boden ist breiter als die Öffnung. Die Grube verjüngt sich also von unten nach oben zu. Auch bei dieser Form ist dem hineingestürzten Wild ein Entkommen nahezu unmöglich gemacht, da es an den schräg überhängenden Wänden keinen Halt findet. Zur Falle wird die Grube eigentlich erst durch die Abdeckung, durch die sie dem Wild kunstvoll verborgen wird. Über die Öffnung wird ein Gitterwerk aus Ästen und Zweigen gelegt und dieses mit Erde und Gras so verkleidet, daß das Wild arglos auf die trügerische Decke

tritt, wo es einbricht. Um das Wild gleich beim Sturz in die Grube möglichst wehrlos zu machen, pflanzen die Jäger auf dem Grunde der Grube einen Speer oder auch einen starken, oben zugespitzten und hier meist im Feuer gehärteten Pfahl ein, der dem in die Grube stürzenden Wild tief in den Leib dringt. Es bleibt auf ihm hilflos hängen oder arbeitet sich los und fällt schwer verletzt neben ihm nieder. Die Jäger brauchen es nur noch abzufangen, wenn sie es bei der Nachsuche nicht schon verendet vorfinden. Solche Pfähle werden vornehmlich in den sehr breiten und tiefen, für Großwild bestimmten Fallgruben angebracht. Häufig finden sich auch mehrere Pfähle oder Speere in einer Grube nebeneinander. In großen, rechteckigen Gruben werden auch viele Stangen nebeneinander in schräger Lage so angeordnet, daß sie sich von den beiden oberen, zu den gegenüberliegenden unteren Längsseiten erstrecken und sich in der Mitte kreuzen. Auch in der Lage von den beiden Längsseiten schräg nach unten zur Mitte des Grubengrundes werden viele Stangen nebeneinander angeordnet, so daß je zwei einander gegenüber gestellte Stangen einen Keil bilden. Bei einer weiteren Anordnung liegen die Stangen nebeneinander von einer der oberen Schmalseiten schräg nach unten zur gegenüber liegenden unteren Schmalseite. Auf halber Höhe zwischen Oberkante und Grund sind sie durch eine waagrecht liegende, an den Längsseiten eingelassene Stange verbunden, vgl. unten Pangwe. Das Wild, in diesem Falle mittleres und kleineres Wild, fällt zwischen den Stangen hindurch auf den Grund der Grube, wo jeder Versuch zu einem Sprung nach oben wegen der Stangen über ihm und der Enge des Raumes unmöglich ist. Eine besondere, namentlich für Giraffen bestimmte Form ist die nach unten verjüngte, in zwei Kammern geteilte Fallgrube, bei der in der Mitte eine Querwand aus gewachsenem Boden stehen bleibt (1a; 131ff.); diese ist ungefähr $\frac{1}{2}$ m dick und fällt nach beiden Seiten zu schräg ab; aus einer einfachen Grube kann sich eine Giraffe vielleicht doch heraushelfen; in der Doppelgrube sucht sie die schräg abfallende Querwand zu ersteigen und bringt dabei die Vorderläufe hinauf; beim Versuch, den ganzen Körper nachzuziehen, rutschen die Vorderläufe nach der anderen Seite zu ab; die Giraffe hängt jetzt mit dem Bauche auf der Querwand und kann bei der Tiefe der Grube weder mit den Vorder- noch mit den Hinterläufen den Boden berühren.

Eine bedeutende Weiterentwicklung und sehr wesentliche Verbesserung zur Erhöhung der Erfolgsaussicht stellt die Anlage von Grubensystemen dar, indem mehrere Gruben neben-, hintereinander oder auch in dreieckiger Anordnung gegraben werden. Wenn solche Grubensysteme an dafür besonders günstigen Stellen, z. B. auf einem durch einen Engpaß führenden Wechsel angelegt und zudem noch abgedeckt werden, hat das Wild kaum noch eine Aussicht zu entkommen. In eine der Gruben stürzt es bestimmt. Selten nur hilft ein gütiger Zufall einem Stück einer Herde im letzten Augenblick doch noch davon.

Jagdäune werden für Gruben angelegt, die als Fallen im eigentlichen Sinne wirken, in die das Wild also ohne aktives Eingreifen der Jäger hineinstürzen soll. Durch die Anlage von Jagdäunen, die als Zwangswechsel wirken, indem sie das Wild auf die Gruben hinleiten, wird der Zufall bereits in gewissem Sinne ausgeschaltet.

Schlingen gelangen in mannigfachster Form und Größe und aus verschiedenem Material hergestellt zur Verwendung. Pflanzenstoffe werden am meisten verarbeitet. Es gibt Schlingen aus feinen und stärkeren Schnüren für kleines und mittleres, sowie aus starken Stricken für größeres Wild. Die Schnüre sind aus Fasern der *Raphia* und anderer geeigneter Pflanzen, auch aus Bast, namentlich Blätterbast, und Blattsträhnen zusammengedreht.

Für ganz kleines Wild werden sehr feine, zähe Schlingpflanzen verwendet oder auch Haare, z. B. von Giraffen oder Zebras. Schnüre aus Sehnen und Hautstreifen sind ebenfalls viel im Gebrauch.

Mit Schlingen werden zum überwiegenden Teil Vögel aller Arten und Größen gefangen, von Säugern namentlich Nager, Affen, kleinere und mittlere, aber auch große Antilopen und sogar Großwild; letzteres aber fast immer in Verbindung mit der unten noch zu behandelnden Tellerfalle.

Nach dem Ort ihrer Aufstellung sind die Schlingen in Boden- und Baumschlingen zu unterscheiden, nach der Art ihrer Wirksamkeit in solche, die ohne Zutun des Jägers fangen, und in andere, die er selbst von einem verborgenen Beobachtungsplatz aus zuziehen muß. Letztere werden als Hand- oder Zugschlingen bezeichnet.

Das Grundprinzip der Schlinge oder Dohne ist die gleitende Schleife. Sie entsteht einfach dadurch, daß die Schlingenschnur durch eine an ihrem einen Ende geknüpfte Öse gezogen wird. Das andere Ende der Schnur wird an einem geeigneten Stengel oder Zweig, auch an einem besonders dazu in den Boden gesteckten oder an einem Ast befestigten Bügel angebunden, so daß die Schleife nach unten hängt.

Schlingen aus Sehnen, Hautstreifen und Haar halten sich infolge der diesen Stoffen innewohnenden Stabilität von selbst offen, selbst noch nach mehrfachem Gebrauch. Aus pflanzlichen Stoffen hergestellte Schnüre verlieren schneller ihre Elastizität, so daß die Schleife sich nicht mehr offen hält. Sie sind daher häufiger als erstere zu erneuern.

Wenn das Wild mit dem Kopf oder Fuß in die gleitende Schleife gerät und vorwärts drängt, zieht sie sich zusammen. Damit ist das Wild gefangen. Die Handschlinge zieht der verborgen lauende Jäger zusammen, sobald das Wild in ihren Bereich gekommen ist. Vögel und kleine Säuger werden häufig durch Körnerfrüchte oder Fleischstückchen angeködert. Diese werden vor und dicht hinter der Schlinge so auf den Boden gelegt oder auch aufgehängt, daß das Wild mit dem Kopf durch die Schlinge fahren muß, um an den Köder herankommen zu können.

Baumschlingen werden in Afrika an Ästen hier und dort aufgehängt. Der regelrechte Dohnenstrich oder Dohnensteig der alten europäischen Jagd, bei dem Hänge-, Steck- oder Bastdohnen in dem möglichst geradlinig verlaufenden Strich oder Steig hintereinander an niederen Ästen angebracht wurden, ist in Afrika nur ganz vereinzelt bekannt. Die afrikanische Bodenschlinge ist indessen identisch mit der auf schmalen, vom Gras befreiten Steigen an einem in die Erde gesteckten Bügel befestigten europäischen Laufdohne. Sie wird einzeln oder zu mehreren hintereinander aufgestellt.

Der allgemein bekannte Sprengel, auch Sprangrute genannt, ist auch in Afrika vertreten. Er ist eine elastische, kurze Rute, an deren Spitze eine Schlinge befestigt ist. Die Schlinge liegt in senkrechter Stellung offen auf dem Boden auf und fängt den Vogel am Halse oder Fuß, wenn er sie übergestreift hat und sich dann entfernt. Meist werden mehrere Sprengel, oft eine große Anzahl an einer Schnur vereinigt, hintereinander aufgestellt. Es handelt sich hier also um ein ganzes System von Schlingen (1a; 154ff.).

Für die einen Übergang zur mechanischen Falle im eigentlichen Sinne darstellende Schlinge mit mechanischer Auslösung ist die Bezeichnung „Schwippgalgen“ allgemein gebräuchlich geworden. Nach der Erklärung von Lips wird beim Schwippgalgen die federnde Kraft eines Stabes oder Baumes, eines lebendigen oder toten Astes oder Zweiges als Kraftquelle ausgenutzt. Auf der in die alte Gleichgewichtslage zurückstrebenden Trägheit (oder Schnellkraft) des als Feder dienenden elastischen Stabes beruht das mechanische Prinzip. Beim Schwippgalgen wirkt diese Kraft als Zug. Wirksam wird die Kraft durch die feste Verbindung des Kraftträgers

mit der Schlinge. Der SchwiPPgalgen soll wie jede andere fängisch gestellte Falle zur Wahrung des Erfolges zwei Anforderungen genügen: er soll gut gespannt sein und eine leichte Auslösung verbürgen. Gespannt wird der SchwiPPgalgen durch den Halter. Letzterer ist mit der Kraftquelle durch eine Halteschnur verbunden. Diese setzt sich in die Schlingenschnur direkt oder abzweigt fort. An ihrem Ende ist der Klemmer befestigt. Er spannt gemeinsam mit dem Halter die Schlinge. Die Wirkung der Falle wird durch die Auslösevorrichtung, den „Drücker“, herbeigeführt. Der Drücker befreit den Klemmer vom Halter und löst die Schnellkraft aus (1a; 165ff.).

Das Hauptunterscheidungsmerkmal für die nach der Bauart verschiedenen SchwiPPgalgenformen untereinander ist die technische Verschiedenartigkeit des Auslösemechanismus. Das Kraftprinzip ist bei allen SchwiPPgalgen natürlich das gleiche. Nichts anderes als SchwiPPgalgen und zwar aus einem Stück bestehende sind auch die sogenannten „Bogenfallen“; meist nur für Kleinwild (Nager), doch auch für größeres Wild, vgl. unten Pangwe, Wassiba, vgl. Lips (1a; 170 u. a. a. O.).

Zu den verschiedenen Formen des Auslösemechanismus wie SchwiPPgalgen mit einfacher Verlängerung des Drückers vgl. unten Nagetierfalle der Bakuba, Laufvogelfalle der Waschambaa, Vogelfalle der Pangwe, mit Rahmenerweiterung des Drückers vgl. unten Falle für kleine Vögel der Makua u. a., mit Plattformauslösung vgl. unten bei Makua SchwiPPgalgen mit Grube für Hyänen und andere Raubtiere, Kleintierfalle der Bangongo, mit Verlängerung des Drückers durch gespannte Fäden vgl. Pangwe SchwiPPgalgen für Ginsterkatzen, für Antilopen oder durch Anbringung von Netzen (Zugauslösung), eine Konstruktion des Drückers, bei der dieser in der Auslösung auf einem meist parallelen „Schlitten“ — Ausdruck von Weule (137; 89ff.) —, d. h. Netz aus Schnüren, gleitet, vgl. unten Bakuba SchwiPPgalgen für Vögel, Pangwe für Halbaffen.

SchwiPPgalgen und Auslösemechanismus auf einem Zylinder angebracht, Schlinge im Zylinder; mit losem, mit der Falle nicht verbundenem, senkrecht gestelltem Hölzchen als Drücker, vgl. unten Mausefalle der Waschambaa, Rattenfalle der Wayao u. a., auch mit Schlittenauslösung bei Fadenverlängerung, vgl. unten Rattenfalle der Batua-Bantu, Makua u. a.; außer am SchwiPPgalgen kommen verschiedene dieser Auslöseformen auch an anderen Schlingen und an den mechanischen Fallen im eigentlichen Sinne vor; siehe dort; vgl. Lips (1a; 170ff.).

Ein Schlingensystem anderer Art als das durch eine große Anzahl an einer Schnur vereinigter Sprengel gebildete liegt vor, wenn viele Schlingen an einem Bügel oder in einem großen, senkrecht aufgestellten oder waagrecht hängend oder aufgestützt angebrachten Rahmen, auch an dem Querholm eines großen Galgens neben- oder übereinander befestigt sind. Bei diesem System besteht ein wesentlicher Unterschied von dem ersteren, bei dem einzelne Schlingen zu mehreren hinter- oder nebeneinander angeordnet sind, darin, daß diese ersteren zwar auch nahe zusammen stehen, doch jede einzelne für sich allein.

Bei den auf der Vogeljagd verwendeten Stellnetzen handelt es sich nicht mehr um Schlingen im eigentlichen Sinne. Da sie jedoch in ähnlicher Weise wie diese wirken, sind sie in diesem Zusammenhang mitzuerwähnen. Sie bestehen meist aus einem festen Holzrahmen, in den das Netz gespannt worden ist. Dieser Netzrahmen wird senkrecht aufgestellt, so daß sich die dagegen fliegenden Vögel ohne Zutun des Jägers darin fangen.

Eine weitere Entwicklung stellt das Zug- oder Klappnetz dar, das ebenfalls als Falle im eigentlichen Sinne, und zwar als Netzfalle bezeichnet

werden kann. Es hat keinen festen Rahmen und meist eine Ausdehnung von mehreren Quadratmetern, kommt aber auch in kleinerer Ausführung vor. Die eine Schmalseite wird durch Pflöcke am Boden befestigt oder an geeigneten, dünnen Baumstämmen, Wurzeln oder Büscheln von Grasstengeln angebunden, das andere Ende wird auf zwei dünne Stäbe gehängt und von diesen in schräger Stellung über dem Erdboden gehalten. Eine an der oberen Schmalseite befestigte Zugschnur führt zum Versteck des Jägers. Unter dem Netz sind Körnerfrüchte als Köder hingestreut. Sobald sich Vögel in lohnender Menge haben anlocken lassen, reißt der Jäger an der Zugschnur, das Netz fällt mit den Stützen nach vorn. Die Vögel sind unter ihm gefangen. Bei diesem Klappnetz werden auch Lockvögel verwendet.

Wie bei den Fallgruben werden auch bei den Schlingen gelegentlich Zwangswechsel errichtet, die in der Höhe der Größe des jeweiligen Wildes entsprechen, für das die an ihrem Ende oder an den in bestimmten Zwischenräumen ausgesparten Durchlässen angebrachten Schlingen bestimmt sind. Sie bestehen aus einem Zaun, der für Vögel und kleine Säuger aus dünnen Zweigen und durch diese geschlungene Grasschnüre, bei größerem Wild, wie kleinen und mittleren Antilopen, aus stärkeren, mit Grasschnüren verbundenen Ästen besteht.

Bei den zur Anwendung gelangenden mechanischen Fallen im eigentlichen Sinne sind grundsätzlich zwei große Gruppen zu unterscheiden, die Fallen zum Tot- und die zum Lebendigfangen. Nach dem Prinzip der Wirksamkeit lassen sich die Fallen in fünf Hauptabteilungen gliedern, in die Mord- oder Totschlägerfallen, auch Prügel- oder Schlagfallen genannt, in die Korbfallen, die Kastenfallen, die Tellerfallen und die Selbstschüsse.

Dazu kommen Mischformen einzelner Typen untereinander sowie Kombinationen der einen oder anderen Type oder auch einer Mischform mit Schlingen und auch einige Besonderheiten.

Fallensysteme im Sinne der Aufstellung der einen oder anderen Form oder Mischform zu mehreren neben- oder hintereinander werden ebenfalls häufig angewendet sowie schließlich auch wieder Zwangswechsel, die zu einzelnen Fallen oder meist zu Fallensystemen hinführen. An diesen Zwangswechseln sind die Fallen ebenso wie die Gruben und Schlingen entweder an ihrem Ende oder an den in bestimmten Zwischenräumen ausgesparten Durchlässen angebracht.

Die Totschlägerfallen — vgl. dazu Lips (1a; 134ff.) — weisen in Afrika vornehmlich drei Arten auf, die bei dem jeweiligen gleichen Grundprinzip wieder in mehrfachen, durch Einzelheiten gekennzeichneten Abarten und in mehreren, den verschiedenen Wildarten angepaßten Größen auftreten.

Bei der einfachsten Art wird eine schwere Steinplatte in spitzem Winkel zum Erdboden leicht durch Stäbe gestützt, die von dem den Köder unterhalb der Platte aufsuchenden Wild umgestürzt werden, so daß es erschlagen oder wenigstens schwer verletzt wird.

Bei der zweiten Art wird eine mit Steinen oder Erde bedeckte, aus schweren Stämmen zusammengesetzte Stabplatte ebenfalls in spitzem Winkel zum Erdboden hängend angebracht. Sie fällt, wenn ein mit Zugschnüren versehener Drücker ausgelöst wird. Meist ist sie, wie die dritte Art fast immer, innerhalb eines engen, aus Zäunen gebildeten Ganges errichtet.

Bei der dritten Art ist ein schwerer Balken in einem Netzwerk ebenfalls in spitzem Winkel zum Erdboden oder auch horizontal aufgehängt, der nach Auslösung des mit Zugschnüren versehenen Drückers herabstürzt. Links und rechts stehen neben dem Balken zwei Wände, die schon

ein Stück vor ihm einen Gang bilden, durch den das Wild gehen muß, wenn es zu dem Köder gelangen will. Ein Ausweichen nach links oder rechts ist unmöglich. Ein rascher Sprung nach hinten bringt das Wild auch nicht mehr aus dem Bereich des herabstürzenden Balkens, da Köder und Auslösung ziemlich nahe an dem Punkt liegen, wo der Balken in spitzem Winkel die Erde berührt oder, bei horizontaler Anordnung, endet. Die Auslösung des Drückers wird durch das Prinzip des „Gleitschlittens“ herbeigeführt. Es findet sich bei vielen Fallentypen vertreten, so auch, wie oben erwähnt, bei manchen Formen des Schwippgalgens und beim Selbstschuß. Statt des Fallbalkens dient manchmal auch ein einzelner, schwerer Stein als Totschläger.

Die Kastenfalle ist meist Lebendfänger, kann aber in Verbindung mit einem Totschläger in der Form des Steines, der beschwerten Platte oder des Balkens auch Totfänger sein. Außer der Kombination mit dem Totschläger kommen auch solche mit Selbstschüssen vor. Die Kastenfalle für Raubtiere besteht meist aus einem aus mehr oder weniger festen Wänden errichteten, regelrechten Kasten in der Form der Tiertransportkäfige in den zoologischen Gärten. Die die Wände bildenden Pfähle sind fest in die Erde gerammt. Die eine Schmalseite bildet die Falltür, die sich nach Auslösung des mit Zugschnüren versehenen Drückers durch das den Kasten betretende Wild selbsttätig hinter diesem schließt. Im Kasten selbst befindet sich der Köder, ein Stück Fleisch oder auch ein lebendes Ferkel, ein Ziegenlamm, ein Huhn oder sonst ein Tier, das durch sein weithin hörbares, ängstliches Geschrei das Raubtier anlockt. Meist befindet es sich am Ende des Kastens in einem besonderen Verschlag, der es dem Zugriff des Räubers entzieht. Je nach der Raubtierart, für die die Kastenfalle bestimmt ist, wird sie in großer oder kleinerer Ausführung aufgestellt. Auch mehrere Kastenfallen kommen, zu einem System vereinigt, vor, bei dem sie neben- oder hintereinander, auch halbkreisförmig aufgestellt werden. In Afrika werden Kastenfallen für Raubtiere, vornehmlich für den Fang des Leoparden, gebraucht; vgl. dazu Lips (1a; 144f.).

Mit der Kastenfalle verwandt ist die Korb-falle, die in mannigfachen Abarten auftritt. Sie kommt in der Form des eigentlichen, kastenförmigen oder runden Korbes vor, dessen Deckel sich selbsttätig schließt, wenn das zu fangende Wild den Sperrhebel auslöst. Diese Körbe werden aufrecht oder auch hochkant aufgestellt.

Eine besondere Korbkasten-falle ist die Kastenzugfalle aus Rohrgeflecht. Sie hat die Form einer fest in den Boden eingelassenen, kleinen Hütte mit einer Falltür, die sich durch ein aus Schnüren hergestelltes Zugsystem selbsttätig schließt. Die Falltür hält der in Deckung sitzende Jäger an einer Zugschnur offen. Sobald das Wild, meist Vögel, die Hütte betreten hat, läßt er die Schnur nach. Die Tür schließt sich, das Wild ist gefangen.

Für den Vogelfang dient auch ein aus Halmen, die in die Erde gesteckt worden sind, errichtetes Gehege, das, nach der Art eines Irrgartens angelegt, das Wild in Kammern führt, aus denen es nicht mehr herausfindet.

Eine besondere Abart der Korb-falle ist die reusenförmige Schlupfröhre, ein schlauchartiges, elastisches Gebilde, das aus Baumfasern geflochten ist und nach dem Ende zu spitz zuläuft. Der Eingang ist rund und durch einen eingeflochtenen Bügel versperrt. An ihm sitzen nach innen gerichtete, konvergierend angeordnete Stacheln, die dem in die Röhre gekrochenen Wild in den Leib dringen, wenn es wieder zurück will. Je weiter es sich in die Röhre hineinzwängt, desto fester wird es gehalten, da sich die Röhre bei ihrer Verlängerung verengert. Die Schlupfröhre

ist, besonders auf freiem Feld, an einem Pflock oder an einem Stein befestigt, da sie sonst von dem hineinschlüpfenden Wild fortgetragen würde. Aus Baum-, namentlich Palmfasern hergestellte Schlupfröhren sind für Kleinwild, Ratten u. a. bestimmt. In größerer Ausführung kommen sie auch für größeres Wild, so z. B. für Quastenstachler, vor.

Sehr ähnlich der Schlupfröhre ist der aus Schnüren geflochtene oder besser gestrickte Netzbeutel, der in Form und Fangprinzip durchaus der Schlupfröhre gleicht, infolge des weicheren Materials aber noch weit elastischer als diese ist. Er liegt flach auf dem Erdboden auf. Lediglich die Eingangsöffnung wird durch einen dünnen Bügel oder auch nur durch ein Stellhölzchen auseinandergehalten. Auch er ist mit einer Schnur festgelegt. Vornehmlich für ganz kleines Wild, wie namentlich Mäuse, bestimmt, ist er fast nur in kleinem Ausmaß anzutreffen. Doch kommt er auch für kleine Vögel zur Anwendung; vgl. dazu Lips (1a; 164f.).

Die Tellerfalle nimmt in Afrika gewissermaßen die Stelle des europäischen Tellerfangeisens ein. Sie ist eine ausgesprochene, auf dem Wechsel liegende Fußfalle, in die das Wild mit dem Lauf hineintritt. In verschiedenen Größen ist sie namentlich für mittleres Wild bestimmt, kommt in sehr großem Ausmaß aber auch für Großwild vor. Tellerfallen für Großwild stehen durch ein starkes Tau mit einem schweren, in einiger Entfernung eingegrabenen Holzklotz in Verbindung. Das in der Tellerfalle gefangene Wild reißt ihn heraus, wenn es weiterziehen will, und schleppt ihn mit sich, wodurch es in noch höherem Grade, als es schon durch die an seinem Bein sitzende Tellerfalle geschieht, in seiner Bewegungsfreiheit gehemmt wird. Der Klotz hinterläßt zudem eine sehr breite, lange bestehende Schleppspur. An Stelle des eingegrabenen Holzklotzes tritt bei mittlerem Wild, wie Antilopen und Schweinen, ein schwerer Holzknüppel. Sein Gewicht schleudert das in der Falle gefangene Wild nieder, indem es seinen gefangenen Vorderlauf nach hinten zieht. Der schwere, bei Tellerfallen für Großwild angebrachte Klotz zieht das gefangene Wild häufig ebenfalls zu Boden, wenn es mit jähem Satz flüchtig werden will. Es stürzt auf das Geäse (Maul) und wird dadurch oft betäubt. Meist ist die Tellerfalle mit einer Schlinge, also einer gleitenden Schleife, kombiniert. Die Tellerfalle selbst besteht aus einem festen Ring, der aus mehr oder weniger starken Ruten zusammengedreht ist. Sie werden durch fest um sie gewickelte Baststreifen zusammengehalten. Auf der Innenseite des Ringes sind nach innen zu viele schmalere oder breitere Stacheln befestigt, die in der Mitte zusammentreffen. Ring und Stacheln bilden zusammen gewissermaßen den Teller, nach dem die Falle ihren Namen hat. Sobald ein Stück Wild auf diesen Teller tritt, fährt es mit dem Lauf durch die nach unten nachgebenden Stacheln. Diese drücken sich ihm fest in das Fell oder die Haut ein und sind durch keine Anstrengung wieder loszureißen. Je mehr das Tier sich abmüht, desto fester pressen sie sich ein. Es ist gefangen und kann nur mühselig, den in der Falle mit ihren heftigen Schmerz bereitenden Stacheln sitzenden Lauf nachschleppend, weiterziehen; vgl. dazu Lips (1a; 158ff.) und Lindblom (4a; 1ff.).

Um die Wirkung der Tellerfalle noch sicherer zu machen, wird unter ihr meist eine kleine Grube angelegt. Diese hat geringeren Durchmesser als der Ring selbst, ist 10—30 cm tief und entspricht der Laufstärke der jeweiligen Wildart, für die die Falle bestimmt ist. Über die Grube wird häufig zunächst ein kreisförmiges Rindenstück gelegt. Es soll verhüten, daß die Grube sich wieder mit Erde füllt. Auf dem Rindenstück liegt die Tellerfalle auf. Nach Durchtreten des Tellers gerät das Wild mit dem Lauf in die Grube, wodurch die Falle weit höher an dem Lauf hinauf-

geschoben wird, als es ohne Grube geschieht. Bei höherem Sitz am Lauf haftet die Falle noch besser, als es der Fall ist, wenn sie tiefer sitzt.

Eine weitere Verbesserung liegt in der ebenfalls schon genannten Verbindung der Tellerfalle mit einer Schlinge. Sie sichert den Jäger vor dem immerhin möglichen Fall, daß das Wild den Teller trotz der haftenden Stacheln abstreift. Rings um den Ring werden kleine Pflöcke eingeschlagen, die die auf den Ring gelegte gleitende Schleife offen halten. Das freie Ende der Schlingenschnur ist am Ring befestigt. Sobald das Wild den Versuch macht, die Falle vom Lauf zu streifen, zieht sich die Schlinge durch den dabei ausgeübten Zug nach unten zusammen.

Eine andere Form der Tellerfalle weist statt der Stacheln konzentrische Ringe aus nachgiebigem Flechtwerk aus. Im Mittelpunkt ist ein kleines oder größeres Loch ausgespart, durch das das Wild mit dem Lauf tritt.

Auch die bogenförmigen Fallen, bei denen das Wild auf eine durch einen mit seinem freien Ende auf dem Bogen aufliegenden Hebel straff gespannte Sehne tritt und sich dadurch den Bogen auf den Lauf streift, sind dem Prinzip nach zu den Tellerfallen zu rechnen.

Fußseisen europäischer Form sind in Afrika vereinzelt auch schon im Gebrauch. Sie sind zuweilen eigenes Schmiedeerzeugnis nach europäischem Vorbild, meist aber importierte Fabrikware.

Selbstschüsse kommen in mannigfachen Abarten und Größen für mittleres, kleines und ganz kleines Wild, z. B. Mäuse vor. Neben einem Wechsel wird unter Gebüsch verborgen ein Bogen in Brusthöhe des erwarteten Wildes auf einem Gestell aufmontiert. Die Sehne wird mit einem oder auch zwei aufgelegten Pfeilen durch eine Schnur gespannt, die zunächst nach hinten über die obere von zwei an zwei Längsholmen angebrachten Querleisten führt und dann nach unten über die untere Querleiste gespannt ist. In diesem zwischen den beiden Querleisten liegenden Stück der Schnur ist der die Auslösung bewirkende Drücker angebracht. Er sitzt mit der Spitze in einer Öse, in die hier die unter dem Bogen hindurch quer über den Wechsel führende, auf der Gegenseite an einem Pfahl angebundene Spannschnur endet. Der Drücker wird ausgelöst, sobald die Antilope oder sonst eine Wildart mit der Brust an die gespannte Schnur stößt und diese dadurch nach vorn schiebt. Der Drücker gleitet aus der Öse, die zur Sehne führende Schnur wird entspannt, und diese schnellst den oder die Pfeile ab, die dem Wild in die Flanke fahren.

Für Mäuse und Ratten gibt es eine armbrustartige Form des Selbstschusses, bei der der Bogen auf einem trogartigen Unterteil aufmontiert ist. Lips unterscheidet Armbrustfallen mit Fernwirkung und solche mit Nahwirkung (1a; 210ff.); vgl. unten Ewe, Wassagara, Makua u. a.

Auch Gewehrselbstschüsse sind seit langem in Afrika bekannt und als solche eigene Erfindung der Eingeborenen. Das Gewehr liegt in spitzem Winkel zum Boden mit dem Lauf auf einer Stütze, während der Kolben ein kleines Stück über dem Boden an einem hier eingeschlagenen Pflock angebunden ist. Auf der Mündung liegt als Köder ein am Laufende angebundenes Stück Fleisch. Von ihm führt die Spannschnur zum Drücker des gespannten Hahnes. Der Drücker wird zurückgerissen und löst den Schuß, sobald die Hyäne oder sonst ein Raubwild den Köder packt und fortreißt; vgl. dazu Lips (1a; 246) und unten Südafrika.

Eine besondere, für Afrika charakteristische Abart des Selbstschusses ist der Fallspeer oder die Fallharpune. Sie kommt vornehmlich für Großwild, Elefanten, Flußpferde, Nashörner, Büffel, in kleinerer Ausführung auch für Großantilopen zur Anwendung. Die Schnellkraft der Bogensehne oder die Explosivkraft des Flintenpulvers ist dabei durch das Schwere-

prinzip ersetzt, indem ein sehr schwerer Speer, für Flußpferde auch eine Harpune, mit starker, häufig vergifteter Eisenklinge von oben herab dem Wild in den Rücken fällt. Zur Erhöhung der Wirkung ist der Speer- oder Harpunenschaft meist noch besonders durch einen schweren, an seinem Ende angebrachten Holzklotz, zuweilen auch durch zwei Lehmklumpen belastet. Dieser Fallspeer oder diese Fallharpune wird an einem starken über einen schmalen Wechsel sich erstreckenden Baumast oder, wenn ein geeigneter Baum fehlt, an einem eigens dafür errichteten galgenförmigen Gerüst anmontiert. Er hängt an einem starken, über den Ast oder den Querbalken des Gerüsts laufenden Tau, an das eine dünnere Schnur geknüpft ist. Diese läuft in schräger Richtung nach unten zu einem am Rande des Wechsels eingeschlagenen, in eine Gabel auslaufenden Holzpflock. Zwischen den Zinken der Gabel laufen zwei Querschnüre. Zwischen ihnen befindet sich die Auslösung mit Drücker und Öse wie beim Bogenselbstschuß. Von ihr aus läuft die Spannschnur dicht über den Erdboden hin quer über den Wechsel. Sobald der Elefant oder das Flußpferd mit dem Fuß an die Spannschnur stößt, wird mit der Auslösung das Haltetau entspannt. Der schwere Speer oder das zuweilen auch mit einem Schwimmer versehene Harpuneneisen fällt mit großer Wucht dem Wild in den Nacken. Schwächeres Wild bricht sofort zusammen, Großwild häufig ebenfalls, wenn das Rückgrat zerschlagen ist. Andernfalls laufen Elefanten, Flußpferde und Nashörner oft noch weite Strecken mit dem Speer im Leibe, ehe sie der Giftwirkung und dem schweren Blutverlust erliegen. Flußpferde gelangen manchmal noch ins Wasser und müssen im Kanu mit Hilfe des Schwimmers verfolgt werden; vgl. dazu Lips (1a; 134ff.).

Auf einzelne, durch Verschmelzung des einen mit einem anderen Fallentyp entstandene Mischformen ist bereits hingewiesen worden. Weitere Mischformen und Kombinationen werden in der Materialsammlung Erwähnung finden.

Eine besondere Gruppe nehmen unter den Fallen die Leimruten ein. Sie dienen für den Fang von Kleinwild und namentlich von Vögeln, die mit dem Fell oder den Federn an ihnen klebenbleiben. Irgendein auslösender Mechanismus kommt hierbei nicht in Frage. Leimruten werden einzeln und zu mehreren vereint verwendet. Bei der Aufstellung im System stehen sie neben- oder hintereinander, auch im halben oder im ganzen Kreis. Eine besondere Abart sind die Doppelleimruten in Gabelform. Die Leimruten werden im Walde auf dem Wechsel oder für Wasserflugwild nahe am Ufer in den Boden gesteckt oder an Zweigen befestigt. Der Jäger überläßt den Fang dem Zufall oder tritt auch selbst in Aktion, indem er sich im dichten Unterholz an die auf Zweigen sitzenden Vögel anschleicht und die Leimrute an ihr Gefieder hält, so daß sie haftenbleiben. Letzteres Verfahren kommt vornehmlich bei kleinen Vögeln zur Anwendung.

Die Formen der afrikanischen Fallenjagd nach ihrer geographischen Verbreitung.

Angaben der alten Literatur.

Altägypten: nach Strabo und Oppian wurde der Strauß schon im Altertum mit Schlingen und Fallen gefangen (165; 267);

Tellerfallen mit hölzernen und eisernen Nägeln, durch eine Schnur an einem Holzpflock befestigt; sehr ähnlich der noch heute von den Beduinen benutzten Tellerfalle; wohl altägyptische Erfindung, die auch zu den Römern gelangt ist (14; II 78 [Bild], 81);

breite Klappnetze für den Vogelfang; auch Fallen für Vögel;

Netzfalle für Vögel und kleineres Wild; bestand aus zwei halbkreisförmigen, an einem Gestell anmontierten Klappen von gleichem Umfang; eine oder beide beweglich auf gemeinsamer Achse; wenn diese Falle aufgestellt war, wurden beide Klappen mit Schnüren offengehalten; die Schnüre bestanden wohl aus Darmsaiten, die in dem Augenblick, wenn das Beutetier mitten auf der Achse stand, berührt wurden und beiseite schnellten; die Klappen schlugen zusammen, und der Vogel war gefangen (14; II 103 [Bild]); von Lips Torsionsfallen genannt (1a; 234ff.);

eine andere Netzfalle für Vögel bestand aus zwei Seitengestellen, über die ein Netz gespannt war; an dem einen Ende war ein kurzer Strick befestigt, mit dem die Falle an einem Busch oder Binsenbündel festgelegt wurde, am anderen ein Strick von großer Länge, der vom Jäger angezogen wurde, sobald sich ein Vogel über dem Netz befand; beide Seiten fielen aufeinander;

die altägyptischen Klappnetze waren den noch heute in Europa, z. B. in Italien, gebrauchten sehr ähnlich, nur größer und breiter; an einem geeigneten Jagdplatz oder auf der Fläche eines Teiches, auf dem sich viel Wasserflugwild aufhielt, wurden die beiden Seiten auseinander gespreizt und das ganze Klappnetz auf dem Boden befestigt oder am Grunde verankert; ein Jäger verbarg sich in einiger Entfernung hinter Gebüsch oder, im Boot, hinter Röhricht und beobachtete die Vögel; er teilte den Strickhaltern durch Zeichen seine Beobachtungen mit; sobald sich zahlreiche Vögel im Bereich des Netzes befanden, gab er das Signal zum Ziehen und Schließen des Netzes (14; II 102 [Bild], 109);

manche Klappnetze bestanden aus nur einem über einen Rahmen gespannten Stück Netz mit ganz engen Maschen, andere waren aus zwei oder mehreren Teilen zusammengesetzt und hatten weite, rhomboide Maschen; bei einer dritten Form war ein innerer Teil von einem äußeren umrahmt; beide Teile hatten ovale Form; am äußeren Teil war der Ring für die Befestigung der Zugschnur angebracht; mit Klappnetzen wurden meist Gänse, Enten und Wachteln gefangen, deren Fleisch eingesalzen wurde (14; II 110f. [Bild]);

altlybische Darstellung einer Wildschlinge (9a; 94 [Bild]).

Kulturärmste Jägervölker.

Buschmänner.

Wie in jeder Jagdmethode auch geschickt im Fallen- und Schlingensetzen (169; 234); manche ihrer Fallen und Schlingen können von den Nachbarn nicht nachgeahmt werden (163; 424).

Fallgruben: keilförmig; abgedeckt; für Großwild, Elefanten, Flußpferde und Nashörner, sowie für mittleres Wild, Zebras, Antilopen u. a.;

Großwildfallgrube 9—10 Fuß tief, an der Öffnung ziemlich breit; in diesen Fallgruben sogar Löwen gefangen; die vorsichtigen und klugen Elefanten vermieden sie meistens, namentlich bei Nacht; wenn doch einmal ein Stück einer Herde hineingestürzt war, versuchten die anderen, es mit dem Rüssel herauszuziehen, was bei jungen Tieren auch häufig gelang; meist in Fallgruben zugespitzte, an der Spitze im Feuer gehärtete und vergiftete Pfähle (165; 396), (186; 390), (190; 89ff.);

zu Lichtensteins Zeit auf beiden Ufern des Orange zahlreiche Fallgruben für Elefanten und Flußpferde; nahe an den Uferbänken lagen große, tiefe Fallgruben für den Fang der nächtlich sich am Lande ergehenden Seekühe; mitten auf dem Boden in allen spitzen, oben durch

Brennen gehärteter Pfahl eingerammt; Gruben abgedeckt; hinein-gestürztes Wild kam qualvoll um (157; II 72f.);

Fallgruben mit langen Zäunen als Zwangswechsel¹⁾;

auch zu Systemen vereinigt in manchen Gegenden so zahlreich und versteckt angelegt, daß sogar für Menschen gefährlich²⁾; meist führte doppelter Dornenzaun konvergierend mit einem Durchlaß auf ein solches Grubensystem zu³⁾;

besonders große Fallgruben oft auch in Reihen angelegt, in Form eines sehr stumpfwinkligen Dreiecks; vor der Spitze des Dreiecks noch eine Reihe^{4a)} oder eine Doppelreihe^{4b)} oder gar eine dreifache Reihe von Fallgruben^{4c)}. Zwangswechsel in Form zweier konvergierender Zäune bei dieser Anlage nicht verwendet;

manchmal Fallgruben auch halbmondförmig, zuweilen in meilen-weiter Ausdehnung angelegt; dabei gewöhnlich Tal oder Engpaß mit den in Zwischenräumen von 50 oder 100 Schritten liegenden Gruben abgeschlossen; die zwischen den Gruben liegenden Räume mit starken, dicht mit Ästen und Zweigen von Dornbüschen verwobenen Palisaden oder, wo Holz selten, mit langen Steinmauern ausgefüllt⁵⁾; Gruben 3 m lang, 1 m breit, 10 Fuß tief; keilförmig nach unten verjüngt; sorgfältig abgedeckt; ausgeworfene Erde rund herum eingeebnet; Wild, meist Antilopen, fing sich besonders bei Nacht; Anlage dieser zahlreichen Gruben und langen Zäune mit so primitivem Werkzeug wie lediglich Grabstock und Händen bewundernswerte Leistung (145; 125), (165; 376), (166; II 80), (169; 282), (170; 298f.), (174; 105), (175; 27), (176; 286), (179; 68), (183; 74), (184; 245), (186; 390), (190; 89ff., 149);

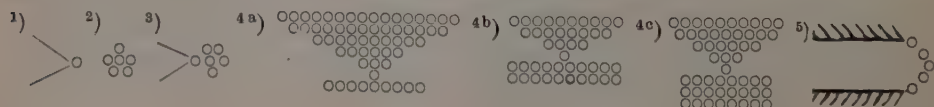
Doppelfallgruben für Giraffen in großer Zahl in ausgetrockneten Flußbetten angelegt; in diesen Gruben außer vielen Giraffen auch anderes zum Schöpfen an die stehengebliebenen Wasserpflützen kom-mendes Wild gefangen; Wirkungsweise dieser Gruben vgl. oben;

zu Baines und Chapmans Zeit Epukiro-Tal zwischen Rietfontein und Nakais von Fallgruben erfüllt; vermutlich bestimmt sowohl für das aus den Quellen schöpfende wie auch für das in Sandpfannen mit salzreichem Boden brackende Wild (165; 375 [Bild], 381), (184; 245), (186; 390); vgl. unten Herero-Ovampantieru;

zum Herausholen des Wildes aus der Grube diente ein an einem 5 m langen Stab befestigter Eisenhaken (195; 253); — es ist nicht recht ersichtlich, wie ein bei einer Länge von 5 m recht schwerer Stab zu dem angegebenen Zweck gehandhabt worden ist;

Buschmannzeichnung in der Höhle von Zandfontein im Molteno-Distrikt der Kapkolonie im Gebiet der südlichen Buschmänner: Fluß-pferd in Falle gehend, wohl Fallgrube mit Palisadenzäunen als Zwangswechsel; Jäger mit Speeren (192; Bl. IV 6).

Auin (Kaukau-Volk); kleine Fallgruben für Hasen auf dem Wechsel; größere Fallgruben für mittleres und Großwild in neuerer Zeit nur noch von den Anwohnern des Sumpfgebietes am Okavango während der Trockenzeit auf den zu den Wasserplätzen führenden Wechselln angelegt; 4 m lang, $\frac{3}{4}$ m breit, 4 m tief; in der Mitte durch eine Querwand in zwei Kammern geteilt (184; 245), vgl. oben Doppelgruben. Buschmänner im Gebiet der Ovondonga-Ovambo im Quelland des Omuramba-u'Ovambo: Elefantenfallgruben (185; 300).



Schlingen: die sehr guten, haltbaren Schnüre der Buschmänner, in deren Herstellung sich besonders die Auin auszeichnen, aus Agavefasern, namentlich von einer Sanseviera-Art, gedreht;

Bodenschlingen; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III D 3821, 3822.

Bodenschlingensysteme; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III D 2109, 3816—3818;

einfache Schlingen aus Schnüren von 2—3 mm Durchm. mit einem Stellpflock in der Form des europäischen Sprenkels für Trappen, Tauben, Perl-, Frankolin-, Reb- und andere Hühner, Hasen, kleine Nager u. a.;

meist Schwippgalgen in Anwendung; mit ihm gefangen Wildtauben, Hühner aller Art, gewöhnliche und Riesentrappen, Korane und auch Strauße, ferner kleine Nager, Hasen, Springhasen, Erdeichhörnchen, Erdferkel, von Antilopen Steinböcke, Duiker und kleinere Arten, wie namentlich Springböcke, von Raubtieren Schakale, kleine Katzenarten, Leoparden u. a.; der jeweiligen Wildart entsprechend Schwippgalgen in verschiedenen Größen; Schnur der Schwippgalgenschlinge hat Durchmesser von 2—5 mm; Galgenbaum am unteren wie auch besonders sorgfältig am oberen Ende, wo die ihn nach unten ziehende Schlingenschnur befestigt, dicht mit Schnur umwickelt; Schlinge für Vierfüßler am Boden rund um kleine Grube herum gelegt; in der Grube Köder: für Vögel Beeren, Mais oder andere Körnerfrüchte, für Strauße Melonenstücke, für Hasen, kleine Nager u. a. meist Kugel aus Baumharz, für Raubtiere Kadaver oder Fleischstücke; Grube und Schlinge mit Gras abgedeckt;

für Vögel Schlinge nicht auf den Boden gelegt, sondern durch kleine, in einem Kreise in den Boden getriebene, in einfache Spitze oder Gabel auslaufende Pflocke etwa 2—3 cm über dem Boden gehalten; in der Mitte des Kreises Körnerfrüchte oder Beeren gelegt; sobald Vogel diese aufpicks, mit dem Hals in der Schlinge;

bei in Höhlen lebendem Wild, z. B. Erdferkeln, Schlinge rund um die Ausfahrtröhre gelegt und an einem Baum festgebunden; beim Aus- oder Einfahren zieht Erdferkel Schlinge zu (165; 267), (169; 282), (170; 298ff.), (172; 93), (175; 27), (177; 144), (184; 231ff., 245f. [Bild]), (186; 390), (187; 659), (195; 253);

Zwangswechsel zu Schlingen in Sprenkelform und Schwippgalgen für Hühner und kleine Böcke; aus Dorngestrüpp errichtet mit engen Durchlässen, an diesen Schlingen; Köder nicht erforderlich; diese Zwangswechsel bis zu 1000 m lang, bilden aber nicht etwa geschlossene Umzäunung, sondern sind ganz niedrige, aus locker aneinanderliegenden Zweigen errichtete, gerade fortlaufende, vom Wild leicht zu überspringende Zäune; Wild überspringt sie aber nicht, sondern läuft am Zaun entlang, bis es auf bequemen Durchlaß stößt (177; 144);

vergiftete Pfeilspitzen für Strauße; mit der Spitze nach oben zwischen ein Straußengelege gesteckt; Hahn oder Henne verletzen sich beim Niedersetzen zum Brüten (177; 144);

vergiftete Pfeilspitzen auch an schattigen Plätzen in der Nähe von Wasserstellen, wo sich Wild nach Schöpfen zum Ruhen niedertut, in die Erde gesteckt; als Warnungszeichen für andere Buschmänner verknotete Halme hoher Gräser (188; 295).

Namib-Buschmänner: Fallen für Zebras; um eine Wasserstelle ein Zaun errichtet, nur eine Öffnung zum Wasser gelassen, hier eine aus Pfählen und Schnüren errichtete Falle; wahrscheinlich Schwippgalgen (194; 167).

Buschmänner am Ngami-See: Fallspeere mit vergifteter Klinge in schwerem Holzschaft; durch angebundene Steine noch besonders belastet (190; 89ff.).

Pygmäen.

Fallspeere für Elefanten, Flußpferde, Büffel; eiserne Klinge, speerspitzen- oder spatenförmig; vergiftet;

Schlingen und Schwippgalgen für Kleinwild aller Art, namentlich Gazellen jeder Größe und Nager; Schwippgalgen auf Wechsel errichtet; alle Zugänge zu diesem bis auf einen abgesperrt; Schlinge über einer Grube, mit Blättern abgedeckt;

Affen-Schlingen auf den Fruchtbäumen; Stangen von Baum zu Baum mit gleitender Schleife, durch die Affe arglos geht, wobei sie sich zuzieht; diese Anlage ein Schwippgalgen an einem Galgenbaum;

Schlagbaumfallen für Ratten und andere kleine Nager (246; 258, 261 [Bild], 268f. [Bilder]).

Gabun.

Dongo, Akua, Bayaga u. a.: Fallgruben und Fallspeere; besonders für Pinseloherschweine und Antilopen; für Großwild nicht angewendet (233; 83f., 162); außer kleinen Steinplatten-Schlagfallen für Perlhühner keine Fallen und Fallgruben (207; 186); besonders Bayaga;

Schlingenstellen der Kinder für kleine Waldtiere (226; 237); besonders Bayaga.

Kamerun.

Babenga: Fallgruben für Elefanten, Büffel, Antilopen; keilförmig verjüngt; abgedeckt;

Fallspeere; Schaft 2,5—3 m lang; Klinge 66—86 cm lang; senkrecht an einem Lianenseil 2—3 m hoch über dem Wechsel aufgehängt; Auslösung erfolgt, wenn Elefant ein am Sperrschaff als Lockspeise befestigtes Büschel von Maiskolben mit Rüssel packt; diese Fallspeere zu mehreren nebeneinander an einem geeigneten Platz im Walde angebracht; häufig drei nebeneinander; Schlingen für Antilopen, Gazellen, Ameisenscharrer, Affen (263; 117).

Bagielli: Fallen; Fallgruben (275; 261);

Schlingen, Fallen (268; 84), (269; 235).

Tschuapa, Bussira.

Batua: dasselbe (235; 125, 194).

Wambutti: geschickte und geduldige Fallen- und Schlingensteller (214; 185); Fallgruben an den Kreuzungspunkten der Wildwechsel für Elefanten und anderes Großwild, Antilopen (97; 393), (249; II 44, 91ff.);

Fallspeere für Elefanten (249; II 93);

Schlingen, Schwippgalgen für Kleinwild, Ratten, Eichhörnchen, Zibethkatzen, Banditis, Ichneumon, Affen (97; 393), (249; II 91ff.);

Korbkastenfälle in Form eines runden Schuppens mit einem Falldach für Affen, Schimpansen, Paviane u. a.; Dach hängt in einiger Entfernung über dem Schuppen an einer Ranke, in dieser Sperrholz angebracht; unter ihm Nüsse und reife Bananen aufgehängt; sobald Affen sie berühren, gleitet das Sperrholz aus der Öse, Dach fällt herab (249; II 91ff.).

Ituri-Pygmäen.

Bambut-Basua, B.-Efé, B.-Akà: im Gegensatz zu vorstehenden, gut verbürgten Angaben steht Bericht von Schebesta; danach wenden

Ituri-Pygmäen Fallen nicht an; aber auch bei Schebesta Angabe, daß sie geschickte Hersteller von Fallen, z. B. einer Wippenfalle, d. h. des Schwippgalgens (247; 58); — offenbar hat Schebesta die von ihm besuchten Zwerge nicht selbst bei der Anwendung von Fallen beobachtet und ist so zu seiner Ansicht gelangt; wahrscheinlich wenden die Bambuti die von ihnen hergestellten Fallen auch selbst an, wenn auch, als gute Jäger, selten.

Kongo-Wasserscheide.

Batwa: Fallen verschiedener Art; Fallgruben für Elefanten und Flußpferde; Zwangswechsel für Großwild; starke Zäune; führen zu Bäumen, an denen Speere oder spitze Pfähle angebracht; Elefanten rennen sich diese in den Leib;

Schwippgalgen für Gazellen, Antilopen, Vögel (62; 23);
Totschlägerfalle für Büffel; mächtige, mit großen Steinen beschwerte Holzgerüste über einer von den Büffeln gern aufgesuchten Wasserstelle derart angebracht, daß beim Berühren des Wassers Falle durch Auslösen eines Sperrholzes über dem schöpfenden Büffel zusammenstürzt; von der Steinlast erschlagen; mit dieser Falle viele Büffel erlegt (206; 230f. [Bild]);

Leoparden-Kastenfalle (206; 233 [Bild]);

Vogelfang mit Leimruten; Jäger hält im dichten Unterholz dünnen, mit Leim bestrichenen Stock einem Vogel an das Gefieder; mit großer Geduld und viel Geschick zum Anschleichen in dieser Weise viele Vögel erbeutet (62; 23).

Batwa auf der Insel Kwidschi im Kiwu-See: Fallen für Meerkatzen; wohl Baumschlingen auf einer von Baum zu Baum führenden Stange (206; 185f.).

Wanege, Wahi, Wakindiga: Tellerfalle mit konzentrischen Ringen aus Schnurgeflecht; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 12864.

Wassandau: Korb-falle für Vögel; reusenähnlich gestaltet; hat Form eines stark abgeplatteten Sphäroids, aus dünnen Grasstengeln geflochten; geht oben in kurzen, dünnen Hals aus, der mit kegelförmigem Deckel geschlossen werden kann; größter Durchm. ca. 50 cm, Höhe ohne Deckel ca. 40 cm; in dem Korb als Köder Mtama-Ähren; Vogel geht durch obere Öffnung in den Korb, wird, bevor er sich durch dünnen Hals wieder herausarbeiten kann, durch in der Nähe verborgenen Jäger gefangen, indem dieser Deckel auf Korb setzt (79; I 335); vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 5984.

Kleinwüchsige Mischvölker auf Grundlage einer afrikanischen Urbevölkerung.

Waboni: sehr geschickte Fallensteller (45; 164), (50; 353), (89; 173); Fallgruben, Schlingen (83; 515).

Wassaniä: Fallgruben, Schlingen (83; 515).

Walangulu: Totschlägerfalle mit Fallbaum für Leoparden; zwischen zwei parallelen, 3 Fuß hohen Pfahlreihen; am Ende des Ganges in Käfig lebender Köder, Huhn oder dgl.; der Baumstamm stürzt herab; Leopard erhält von Fallbaum kräftigen Schlag auf Hinterteil; zu Boden gedrückt; am nächsten Morgen mit Giftpfeil abgefangen (71; 19).

Ida Bujellen (Tagant): sehr geschickte Fallensteller (316; 259).

Versprengte, als Jäger lebende Teile von Völkern höherer Kulturstufe.

Bergdamara: sehr ausdauernd und fleißig bei der Anlage von Fallgruben; da kein eigenes Werkzeug, die zur Versteifung der oberen Grubenränder gebrauchten Bäume niedergebrannt, auf Schultern dorthin geschleppt, wo Gruben angelegt; diese Arbeiten meist in trockensten Gebieten, Schlupfwinkeln der Gemböcke, Elands, Kudus, die lange Zeit ohne Wasser aushalten können, ausgeführt; daher ganz besonders mühevoll; Fallgruben abgedeckt; häufig mit spitzen Pfählen; meist mit Dornenhecken als Zwangswechsel; auch Fallgrubensysteme; in Gruben fangen sich, meist bei Nacht, Antilopen und Zebras;

besondere Zebra-Fallgruben in trockenen, mit Gebüsch bedeckten Flußbetten angelegt; mit frischem Laubwerk abgedeckt; 3 m lang, 3 m tief, 1 m breit; vgl. Hottentotten;

Doppelfallgruben für Giraffen; vgl. unten Ovampantieru-Herero (165; 375), (169; 234, 282), (186; 124), (187; 268ff.);

Schlingen; Sprenkel für Vögel; Schwippgalgen für Vögel, namentlich für Pfauen; besonders auch für Klippspringer und andere kleine Antilopen (169; 234, 282), (181; 147), (186; 124);

Schlagfallen für kleinere und größere Vögel, Stachelschweine, kleine Säuger; schwere Steinplatten in spitzem Winkel über flachen Gruben aufgestellt, durch Stäbchen gestützt (169; 234, 282), (173; 138); vgl. unten Hottentotten;

Steinkastenfallen für Schakale, Leoparden, Hyänen (169; 234, 282); Zwangswechsel; kilometerlange, niedrige Dornenhecken sperren ganze, breite Täler ab, durch die viel besuchter Wechsel zum Wasser führt; in bestimmten Abständen Durchlässe mit Schlingen, Schwippgalgen, Fallen; damit kleineres Wild und selbst Steinböcke gefangen (173; 138).

Klippkaffern.

Bastards: Fallen, Fallgruben; Dornumkraalungen; konzentrische Doppelläuzäune; am Durchlaß überdeckte Fallgruben; meist mit spitzen Pfählen (169; 282);

Schlingen für Vögel; Schwippgalgen für Vögel und kleine Antilopen (169; 282); vgl. oben Buschmänner, Bergdamara;

Gewehrselbstschüsse für Leoparden; meist Kopfschuß; manchmal Fehlschuß, daher bei Nachsuche Vorsicht geboten; Leopard bleibt oft in der Nähe, überfällt suchenden Jäger; Hyänen ebenfalls viel mit Selbstschüssen erlegt (169; 284).

Bakalahari, Barwa, Masarwa: Fallgruben nach Buschmannart; ca. 1—1,5 m breit, 8—15 m lang (151; II 13, 433), (190; 423);

Schwippgalgen für kleine Antilopen und Trappen (187; 667 [Bilder]); Auslösung durch unmittelbare Berührung des Klemmers; vgl. Lips (1a; 170ff.);

Fallspeere; besonders angebracht auf dicht bewaldeten Höhen des Hügellandes am Maque, durch das sich nur wenige Pfade zur Mokanequelle ziehen, auf denen nachts Wild wechselt; rechts und links von den für den Fallspeer ausersehenen Bäumen wird Gestrüpp aufgeschichtet und so ein Zwangswechsel für die nahebei und auf dem Wechsel umherlaufenden Kudus geschaffen;

Fallspeer aus 3—4 Fuß langem, ungeglättetem, schwerem, arm-dickem Schaft mit stumpfer, 12 Zoll langer, rostiger, stark vergifteter Eisenklinge; Fallspeere und Wechsel von Jägern in Wintermonaten, wenn Wild häufiger zum Wasser zieht, täglich nachgesehen und durch-

forscht, um getroffene Stücke möglichst schnell zu erbeuten (151; I 44 [Bild], II 60, 433); an den Ufern des Manengwe viele, abgedeckte Fallgruben; 3 m lang, ca. 1 m breit, 10 Fuß tief; keilförmig verjüngt; besonders für Antilopen (145; 125).

Ovatschimba-Herero: Fallgruben mit Zwangswechsel für Großwild; rund, 1,5—2 m tief, meist in größerer Anzahl nebeneinander zu Systemen vereinigt im Muramba-Bett und an Brackplätzen; nur durch schmale Zwischenräume voneinander getrennt, mit Gras oder Reisig leicht abgedeckt, mit Sand eingeebnet;

Schlingen aus Agavefaser-Schnüren für Kleinwild und Vögel, besonders für Perlhühner; auch Schlingen aus Kabeldraht für größere Antilopen; Zwangswechsel; lange Hecken auf den Hügelkämmen und Dünen sowie den Rändern der Buschstreifen und trockenen Flußbetten; an den in bestimmten Abständen ausgesparten Durchlässen Schlingen; diese Anlagen besonders für Steinbock und Duiker bestimmt;

Fallen aus alten Eisenteilen hergestellt; wohl Fußangeln (171; 305), (185; 297).

Batua-Bantu (Luapula): Wildschlingen;

Schwippgalgen für Antilopen (130; 193ff. [Bilder]); vgl. Lips (1a; 170ff.)

Wandorobbo: Fallgruben, Schlingen und Fallen im allgemeinen nicht viel und nur von alten Leuten angewendet; in Gruben oder Fallen gefangenes Wild fällt leicht Raubtieren anheim, ehe Jäger noch Nachsuche aufgenommen (98; 398ff.);

niederes Raubwild, wie Zibethkatzen, Servale, Ichneumons u. a., geht vornehmlich bei Nacht der Beute nach; daher selten bei Tage zu beobachten und zu erlegen; meist bei Nacht in Fallen gefangen (110; 502);

Fallgruben; keilförmig nach unten verjüngt; auf dem Wechsel durch einen Waldstreifen angelegt; abgedeckt; 3—4 m tief, 3 m lang, oben 1 m breit; in der Mitte Querpfeiler, um Halt zu geben; dieser Querpfeiler gibt dem Wild keine Stütze, da er in der Mitte Lücke hat, bei stärkerem Druck einstürzt; Wild erstickt häufig unter zusammengebrochener Erdmasse; das zwischen Wänden eingekeilte Wild kann nur nach Verbreiterung der Grube herausgeholt werden; in diesen Gruben fangen sich vornehmlich Nashörner (31; 183), (70; 384), (75; II 873), (90; I 164), (95; 271, 275);

Schlingen; Schwippgalgen für Kleinwild (70; 384), (95; 271, 285);

Fallen; Fallspeere für Elefanten, Nashörner; vergiftet (95; 271, 275); vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 11011;

Tellerfallen verschiedener Größe (49; 384);

vergiftete Pfeilspitzen zwischen Straußengelege gesteckt; Spitzen ganz mit Sand bedeckt; auch von anderen Stämmen Ostafrikas angewendet (70; 384);

Vogelleim (75; II 873).

Kikuyu-Wandorobbo: Fallen und Schlingen (95; 271).

Turkana-Torobo: lange, tiefe Fallgruben; wenig sorgfältig abgedeckt, wenig Erfolg, trotz großer Menge von Antilopen (75; I 25, II 873), (76; 205);

Wildschlingen aus geflochtenen Hautstreifen;

Schwippgalgen für alle Arten von Wild; für Großwild, auch für Elefanten, mit schwerem Klotz versehen; Turkana-Jäger rechnen mit Beute von 10 (?) Elefanten am Tage (61; 23), (76; 205); vgl. unten Suk;

Tellerfallen mit gleitender Schleife und Grube; für alle Wildarten vom Kleinwild bis zum Nashorn und Elefanten; für Großwild Schlingen

- aus Streifen von Nashornhaut und schwerer Holzklotz (72; 36), (75; II 873), (76; 205);
 Vogelleim (75; II 873).
 Koromojo: Tellerfallen wie bei Turkana; Elefant befreit sich manchmal von der Tellerfalle und nimmt wütend nachsuchende Jäger an (31; 301), (72; 36).
 El Kabeywa, Chelogo: Fallgrube; für Leoparden sehr geschickt mit Gang verbunden; innerhalb dessen Grube angelegt; sorgfältig abgedeckt; am Ende des Ganges Ziege als Köder angebunden; diese Fallgruben aber nur von den Stämmen angewendet, die einige Ziegen besitzen, auch nur dann, wenn Leopard Ziegen gerissen hat (102; 22).
 Nandi: Fallgruben; keilförmig; abgedeckt mit Schilfrohr, darauf Gras, Zweige und Sand (75; I 25, II 873).
 Besonders die nördlichen, den Suk benachbarten Stämme:
 hölzerne Fallen; Schlingen aus Lederstreifen;
 Tellerfallen mit Schlinge; Grube mit Rinde abgedeckt; an Klotz oder Baumstamm befestigt; für alle Wildarten, Gazelle bis Elefant (73; 24), (75; I 25, II 873), (80; 238);
 Kastenfalle mit Falltür für Wildkatzen (31; 237);
 Leimruten für kleine Vögel (72; 36), (75; II 873).
 Lumbwa: Leimruten für Vögel (72; 36); vgl. Nandi.
 Suk: Fallgruben; abgedeckt (61; 23), (75; I 25, II 873);
 Schwißgalgen für alle Wildarten; für Großwild mit Holzklotz, dessen Größe sich nach der Wildart richtet (61; 23); vgl. oben Turkana;
 Tellerfalle mit Grube und Klotz für alle Wildarten (75; I 25, II 873), (80; 238);
 Leimruten für Vögel (75; II 873).
 Naga-Schankala: Fallgruben (13; 72).
 Keribina (unterer Logone): Fallen mit Zwangswechsel, Irrgarten (9; VI 504); vgl. unten Schua-Araber.

Viehzuchtnomaden.

Südwestafrika.

Hottentotten: sehr geschickte Fallensteller (163; 324);

Fallgruben; abgedeckt; für Elefanten, Nashörner, Büffel, Elands, Oryx- und andere Antilopen, Raubtiere; in diesen Gruben namentlich in Trockenzeit viel Wild gefangen, wenn in Ebenen kein Wasser und Wild in Rudeln, ein Stück hinter dem anderen, zum Wasser in Flußläufen zieht; dadurch entstehen die ganz schmalen Elefanten- oder Elandswechsel, auf denen die 6—8 Fuß tiefen, runden, 3—4 m über Kreuz breiten Fallgruben gegraben werden; in jeder Grube dicker, oben zugespitzter Pfahl, mit Grubenrand abschneidend (1a, 132f.); gefangenes, noch lebendes Wild durch Einschlagen des Schädels mit schweren Steinen oder Durchschneiden der Herz- oder anderer, am Genick liegender Arterien abgefangen;

besondere Fallgruben für Zebras; senkrechte Wände; 3 m lang, 3 m breit, 1 m tief; abgedeckt mit frischem Buschwerk; diese Gruben in den ausgetrockneten, oft von Büschen bestandenen Flußbetten selbst angelegt; häufig an einem Tage mehrere große Gruben hintereinander; diese Zebra-Fallgruben haben Hottentotten wohl von Bergdamara übernommen;

Fallgrubensysteme in Form stumpfer Dreiecke oder auch in halbmondförmiger Anordnung in meilenweiter Ausdehnung, alle 50 oder

100 Schritte eine Grube, ein Tal oder Engpaß abschließend und mit dornverkleideten Palisaden als Zwangswechsel; vgl. oben Buschmänner;

Fallgruben bei kühnen Hottentotten, namentlich bei Kubaqua, wegen Arbeit und Geduld wenig beliebt (163; 324), (164; I 534f. [Bild]), (165; 242, 283, 396), (167; 163), (169; 282), (178; III 97, 425), (180; 203, 231), (187; 268ff.), (189; I 307, II 77); vgl. oben Bastards u. a.;

Schlingen für Vögel und Antilopen (169; 282);

Schwippgalgen für kleine Antilopen, Steinböcke, Klippspringer, Duiker; an Eingängen von Weinbergen und Küchengärten angelegt; Galgenholz, armstarker, frischer, mehrere Meter langer Ast, bis auf $\frac{1}{2}$ m zur Erde herabgebogen, ganz leicht an eingegrabenem Brett festgebunden; wenn Wild auf Brett tritt, erhält dieses durch z. T. hohle Lage leichten Schwung; Galgenholz fliegt hoch, zieht die aus starker Sehne bestehende Schlinge über Hals oder einem oder beiden Vorderläufen zusammen; mitten durch Schlinge auch, an beiden Enden mit ihr verknüpft, Mittelfaden gezogen, an dem Lieblingsfutter Klippspringers befestigt; Verbindung zwischen Ast und Schlinge besteht aus besonders starker Sehne, die ganzen Zug des Astes auszuhalten hat und später gefangenes Wild tragen muß; Schlinge von 4 kurzen Pflöcken platt auf Boden gehalten; Klippbock reißt Pflöcke heraus, sobald er am Mittelfaden der Schlinge zerrt; mit kleineren Schwippgalgen derselben Art auch Ichneumons und Zibethkatzen nahe bei Häusern gefangen (187; 268ff.), (189; I 44);

Strauße ebenfalls häufig mit Schwippgalgen gefangen (165; 267);

nach Angabe von Kolb Schwippgalgen auch für Elands; in Nähe der Pflanzungen an Umfassungsgräben angelegt; fangen am Lauf; wenn Eland Galgenbaum herausreißt, stürzt es mit diesem nach hinten in Graben, aus dem es zwar gelegentlich entkommt; schleppt dann aber Baum hinter sich her, bleibt mit ihm hier und dort hängen; leicht einzuholen (164; I 145 [Bild]); vgl. Lips (1a; 170ff.);

nach de la Caille kann diese Angabe Kolbs nicht zutreffen, da ein Eland 8—9 Ztr. wiegt und es kaum Bäume gibt, die stark und zugleich elastisch genug sind, um einem Eland hinreichend Widerstand leisten zu können; die im Hottentottengebiet vorhandenen Bäume sind zu schwach und brechen auch zu leicht; der Schwippgalgen kann nach dieser Ansicht hier also nur für mittlere Antilopen, wie den Steinbock u. a., zur Anwendung kommen (161; 349); vgl. dazu aber die Schwippgalgen für Großwild und auch für Löwen und Leoparden bei den Turkana, Suk, Koro-Galla, Wanyoro;

Fallen; Kastenfallen aus großen, platten Steinen errichtet, für Schakale, Leoparden, Hyänen; ca. $\frac{3}{4}$ m hoch, ca. 2 m Durchm., oben Lücke gelassen, durch die man in Falle hineinsehen kann und dem gefangenen Tier mit Knüppel ins Rückgrat stößt; durch seitliche Öffnung gelangt Raubtier an Köder im Mittelpunkt des Fallenraumes; sobald es am Köder zerrt, aus Zweigstücken hergerichtete Stellvorrichtung gelöst, die schweren Stein vor Eingangsöffnung, entweder von oben herab oder schräg von der Seite her fallen läßt;

diese Falle für Hyänen auch in stärkerer Ausführung hergestellt; die Steinplatten sind lückenhaft, aber im eigenen Gewicht fest ruhend aufgeschichtet; Binnenraum $1\frac{1}{2}$ m lang, reichlich $\frac{1}{2}$ m breit und $\frac{3}{4}$ —1 m hoch; Dach aus großen Steinplatten; Eingangsöffnung $\frac{1}{2}$ m hoch, ca. 30 cm breit; liegt auf der einen Schmalseite; oberhalb der Eingangsöffnung im Dach Querspalt ausgespart, von besonders starken Steinen umgeben, damit Wand der Wucht der fallenden Steine standhält; Köder Ge-scheide vom Vieh oder dgl., im Hintergrund des Fallenraumes durch

Stricke am Boden mit zwei aufrecht stehenden Holzstäben verbunden, auf denen zentnerschwerer Fallstein lose aufliegt; durch Zerren am Köder Stäbe fortgezogen, Fallstein stürzt und schließt Zugangsöffnung; breiter Wall unregelmäßig übereinandergetürmter Steine stützt Seitenwände der Falle von außen; Dach ebenfalls mit Steinen beschwert; ganze Falle Steinbau von insgesamt 3,5 m Länge, 2 m Breite und reichlich 1,5 m Höhe; steht jahrelang (187; 268ff., 293 [Bilder]); vgl. Lips (1a; 144);

Schlagfallen für Stachelschweine und kleine Säuger, auch für Ratten und Mäuse (163; 324), (187; 268ff., 295 [Bild]); bei diesen Fallen Einstellungs- und Abzugmechanismus feiner als bei anderen Fallen eingerichtet;

Fallen mit Dornenzäunen als Zwangswechsel (169; 282);

Gewehrselbstschüsse für Maulwürfe und Hamster; der Jäger räumt alle Maulwurfshügel fort, öffnet Einfahrtsröhren, damit Luft hineinreicht; Maulwurf und Hamster können frische Luft nicht vertragen; nach einiger Zeit Einfahrtsröhren wieder geschlossen; Einfahrtsröhre, bei der zuletzt Erde aufgeworfen, führt also in besetzten Bau; frischer Hügel wieder fortgeräumt, in Röhre kleines Holzkreuz gelegt, in dessen Mitte hölzerner Nagel befestigt; auf diesen gelbe Rübe oder andere Wurzel gesteckt; von ihm führt Schnur zur geladenen, auf zwei hölzernen Stützen ruhenden, auf Rübe eingerichteten Flinte, am Drücker angebunden; Schuß löst sich, wenn Maulwurf oder Hamster an Rübe nagt; Hamster wirft genau um 6 Uhr früh, 12 Uhr mittags und 6 Uhr abends auf; zu diesen Zeiten auch meist erlegt (164; I 158 [Bild]);

Selbstschuß für Leoparden und Hyänen; an zwei jungen, passend stehenden Bäumen, deren untere Zweige abgeschlagen, oder an zwei fest in Boden gerammten Pfählen Gewehr in horizontaler Lage mit leicht aufwärts gerichteter Mündung fest angebunden; 6 Zoll langes Stück Holz als Hebel an Seite des Gewehrlaufes so angebunden, daß leicht vor- und rückwärts beweglich; kurze Schnur verbindet Drücker mit unterem Teil des Hebels; an oberem Ende längere Schnur angebunden, durch eine der leeren Ladestockröhren gezogen, an einem auf der Gewehrmündung liegenden Stück Fleisch befestigt; rings um Platz Zaun aus Dornenbüschen, nur schmale Öffnung als Zugang freigelassen gerade gegenüber der Gewehrmündung; Schleppe aus verdorbenem Fleisch von verschiedenen Seiten her bis zum Selbstschuß geschleppt; wenn Raubtier Köder packen will, muß es sich quer zur Mündung stellen; zerrt an ihm, löst Drücker; Schuß dringt ihm in Kopf (165; 126 [Bild]); vgl. Lips (1a; 246ff.);

für Ameisenscharrer ein mit Schlageisen verbundener Selbstschuß vor Einfahrtsröhre gelegt; Jäger wartet in Deckung (187; 594ff.).

Ostafrika.

Wafiome, Wamburru u. a.: Fallgruben, keilförmig; 5—6 m tief; abgedeckt; meist im System zu drei nebeneinander; hauptsächlich für Elefanten (59; 177), (74; 99);

gestrickte Netzbeutel; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 6112;

Jagd auf Aasgeier mit Angel; gewöhnliche Fischangel mit Schnur an Ast gebunden; daran Stück Fleisch gehängt; Geier schluckt Haken über (59; 123).

Osthorn.

Somal: Schwippgalgen für Gazellen; Schlingenschnur aus Aloefaser; Schlinge hat 6 Zoll im Durchmesser; um becherförmige Grube gelegt,

durch Reihe kleiner Pflöcke gehalten; mit Blättern und Sand abgedeckt; viel Erfahrung erforderlich, um geeignete Wildplätze für Schlingen zu finden; manchmal in 30—40 Schwippgalgen nur alle 4—5 Tage eine Gazelle gefangen (54; 26).

Galla: Kasten- und Totschlägerfallen für Leoparden (51; 236); vgl. Ghimirra; in Djimma Baumzugschlinge mit Käfig und Köder für Leoparden (47; 345f.);

Fußschlingen mit Zwangswechsel, aus Stangen; diese mit Lappen behängt (51; 242).

Korokoro-G.: Schwippgalgen; auch für größeres Wild, sogar Büffel; für letztere Schlinge aus starkem Aloefaserstrick; Fallgruben, abgedeckt (57; 106).

Massai: in der herangezogenen Literatur sind keine Angaben über Fallenjagd enthalten.

Ostlybien und Oberägypten.

Abadis u. a.: Tellerfallen für Antilopen mit Grube; Rindenstück zum Abdecken, Schlinge und schwerer Knüppel; ausgewachsene Antilopen suchen Falle vom Lauf zu schütteln, machen auch weite Sprünge, setzen dabei Knüppel derart in Bewegung, daß er ihnen schließlich Lauf zerschmettert; junge Tiere legen sich nieder, leicht zu greifen; abfangen durch Kehlschnitt (25; 108), (44; 148).

Nubien.

Schaikieh, Bischarin, Hadendoa, Kababisch u. a.: Tellerfallen mit Grube, Schlingen und Knüppeln für Klein- und Großwild, auch für Giraffen, Nashörner und Elefanten; bei der Antilope handelt es sich meist um Dama- und Dorcasantilope; Raubtiere, namentlich Hyänen, fangen sich ebenfalls in dieser Falle; für Gazellen bei dieser Falle Haarschlingen verwendet, aber nicht am Knüppel befestigt; Gazellen würden sie hier zerreißen; Antilopen und Gazellen mit Windhunden verfolgt (10; III 59), (11; III 63), (24; 62), (41; 68ff.), (44; 148);

Totschlägerfallen mit Stabplatte;

auch Fußleisen für Fuchs, Wolf, Luchs, Hyäne, Schakal, Fenek, Genettkatze, Ichneumon, Stinktief, Stachelschwein (12; I 225), (24; 62);

Schlingen für kleinere Antilopen, Hyänen u. a.; auch Strauße viel in Schlingen gefangen (24; 62), (29; 165);

Fallgruben (24; 62).

Erytrea.

Beni Amer, Habab, Baraka, Bogos-, „Araber“, Mensa u. a.: Frankolinhühner von Küstenanwohnern häufig in Schlingen gefangen (44; 388);

Tellerfallen (44; 148);

Meerkatzen gelegentlich mit Klappnetzen gefangen, vor denen Köder liegt; nur für Verkauf gefangen; Fleisch unrein (44; 78);

Kastenfalle für Leoparden mit Falltür; Waagebalken, Zugschnur, Sperrholz; Falltür fällt von oben herab; im hinteren Teil der Falle lebender Köder hinter Gitter; Leopard umkreist Falle zunächst sehr vorsichtig, oft 2—3 Nächte hintereinander; endlich sucht er mit einem Satz durch Gitter an Köder zu gelangen, löst dabei Sperrholz aus, gefangen; nach langen, vergeblichen Versuchen, Wände zu durchbrechen, kauert er sich endlich nieder; mit Speerstoß erlegt (44; 105), (51; 236).

Nordwest-Abessinien, Taka.

Homran u. a., Dabenah u. a.: Tellerfallen für Nashörner mit Grube, Schlinge und schwerem Holzklotz; müssen sehr vorsichtig gelegt werden, da Nashorn sehr fein wittert; nahe beim täglichen Besuchsbaum angebracht; Schlinge aus sehr starkem Tau, an gefällttem Baum befestigt, der an einem Ende tief eingekerbt ist, damit Schlinge nicht abgleitet; Klotz 5—6 Ztr. schwer; waagrecht eingegraben; ganze Falle mit Erde abgedeckt; Umgebung sorgfältig mit Zweig eingeebnet, Hand darf der feinen Witterung des Nashorns wegen nicht verwendet werden; zuletzt etwas Nashornlosung auf Falle gelegt; gefangenes Nashorn auf Schleppspur verfolgt, mit Schwert oder Speer abgefangen (43; 366);

Tellerfallen für Antilopen und Gazellen; zu vielen in Systemen angelegt (44; 148); vgl. oben Nubien;

Gepard in Schlingen gefangen (2; I 540);

Meerkatzenfang mit Stellnetzen; Köder (44; 78);

Kastenfalle für Leoparden; mit Fleisch oder lebender Ziege beködert (2; I 472), (44; 105); vgl. oben Bogos u. a.;

Fallgruben für Hyänen; innerhalb eines von Dornenbüschen gebildeten Ganges angelegt; am hinteren Ende Ziege angebunden; Grube sorgfältig abgedeckt; gefangene Hyäne kann sich bis zum Morgen keinen Ausweg graben; zuweilen Hyänen auch in der Leoparden-Kastenfalle gefangen (44; 123);

Fallgruben für Quaggas; abgefangen oder lebend gefangen; für die Eingeborenen des Innern haben nur erlegte Quaggas Wert, da Fleisch für sie so großer Leckerbissen, daß sie es sogar dem Löwen abjagen (2; III, 85);

Tellerfalle aus Taka; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III A 201.

Senaar.

Fundsche: geschickte Fallensteller (24; 87).

Schukurieh: Fallgruben; abgedeckt; für Elefanten, Nashörner, Giraffen (11; II 295f., III 63).

Akkalin u. a.: Affenfalle (36; 256); abgedeckte Fallgruben für Großwild; vgl. oben; Jäger sitzen bei Gruben auf Bäumen, warten Erfolg ab; gefangenes Wild mit Speerstößen durchbohrt; schließlich Kniefleichen durchgeschnitten (11; II 295f., III 63).

Takarir u. a.: Schlingen und Gruben für Antilopen, hauptsächlich Kudu; Kastenfalle für Leoparden und Hyänen; zwei Kammern; in hinterer Ziege als Köder; Falltür so mit Steinen beschwert, daß selbst Leopard sie nicht heben kann; auch muß dafür gesorgt werden, daß gefangene Raubtiere, namentlich Hyänen, sich nicht durchgraben können; aus diesem Grunde die den Kasten bildenden Baumstämme sehr tief eingerammt (86; I 216f., II 118);

Totschlägerfallen mit Holzplatte; Tellerfallen für Wolf, Luchs, Hyäne, Schakal u. a., auch europäische Fußseisen (12; I 225); Tellerfallen; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III A 2265b.

Abu-Rof: geschickte Fallensteller (24; 87);

Schlagfallen für Antilopen (23; 558);

Fallgruben für Elefanten; abgedeckt (23; Anh. 52ff.).

Kordofan, Dar-Fur.

Baggara u. a.: Geierfalle (10; 189); wahrscheinlich beköderte Fischangel; vgl. oben Wafiome, Wamburru; Meerkatzen mit Klappnetzen gefangen (2; I 133);

Galago oder Ohrenmaki bei Nacht mit Schlingen gefangen (2; I 301);
 Tellerfallen für Antilopen mit starken Schlingen aus Ochsensehnen;
 in Systemen zu vielen hintereinander auf Wechsell, auf denen Antilopen
 in großen Herden ziehen; mit Laub abgedeckt; Jäger besuchen zu Kamel
 Fangstellen jeden Morgen; meist ziemlich reichliche Beute (2; III 348),
 (39; 17);

Schlingen und Fallgruben für Antilopen (39; 17).

Wadai, Baghirmi, Bornu, Kanem.

Schua, Tuareg: Schlingen und mechanische Fallen mancherlei Art;

Vogelfang der Kinder; Käfig aus Halmen in Form eines Irrgartens;
 Halme im Sand nebeneinander aufgestellt, mit Spitzen zusammen-
 gebunden; im Innern zwei Abteilungen, in die enge Gänge hineinführen;
 zwischen beiden Kammern Gang, der zur Öffnung nach außen führt und
 sich vor der Falle in einer divergierenden Doppelhecke fortsetzt; vor
 dieser und im Innern bis in Käfig hinein Körnerfrüchte als Köder ge-
 streut; Vögel folgen Köder, geraten in Käfig, schließlich in Kammern,
 aus denen sie nicht mehr herausfinden;

Fallgruben viel angewendet; mit zugespitzten Pfählen oder Speeren
 besetzt; wenn Wild beim Sturz in Grube nicht direkt auf diese fällt,
 nicht durchbohrt, kann sich sogar noch mit Hilfe des elastischen Pfahles
 möglicherweise wieder aus Grube heraushelfen; statt runder Gruben
 mit Pfählen daher lieber kreisförmig nach unten verjüngte Gruben an-
 gelegt, in denen sich Wild festkeilt; alle Gruben abgedeckt; für Löwen
 tiefe, runde Fallgruben; ebenfalls mit Pfählen besetzt und abgedeckt;
 auf Decke ein mit einer Tobe umhülltes Bündel Stroh gelegt, daran
 Strick befestigt; mit diesem Puppe von verborgen ansitzendem Jäger
 ab und zu bewegt, so daß es aussieht, als ob sich Mann im Schlaf be-
 wegt; Löwe mit Geschrei aus Schlupfwinkel aufgejagt; dann wieder in
 Ruhe gelassen, zieht sich wieder zurück; beobachtet aber Puppe auf
 Grube; manchmal dauert es 7—8 Tage lang, bis er sich verleiten läßt,
 allmählich näher zu kommen; endlich wagt er Sprung, stürzt in Grube;
 mit Speeren abgefangen;

Zwangswechsel in Form trichterförmiger Doppelhecken; am Ende
 oder an Durchlässen Fallgruben und Fallen aller Art, Schlingen, Schwipp-
 galgen, Totschlägerfallen, Kastenfallen mit Falldüren; diese Zwangs-
 wechsel im dichten Walde, wo erforderliches Material reichlich vor-
 handen, leicht herzustellen; in weniger mit Wald bestandenen Ge-
 bieten am mittleren Schari bereitet Herstellung der Zwangswechsel
 Schwierigkeiten; hier schließen Jäger Pflanzungen, in die Wild zum
 Äsen kommt, mit starken Zäunen ein, bringen an ausgesparten Durch-
 lässen Gruben, Schlingen, Fallen an; vor Gruben zur Abdeckung kleines
 Hindernis aus Zweigen angelegt; Wild springt darüber hinweg, stürzt
 dahinter in Grube;

in dem ganzen Gebiet vom Kongo bis zum Tschad-See Schlingen
 für Vögel, Gazellen und Antilopen gebraucht; in Baghirmi am Tschad-
 See und den angrenzenden Gebieten fertigen Kinder Schlingen aus
 Roßhaaren, kleben sie mit Ton in Reihen an eingegrabenen Stricken
 fest; mit diesen sprenkelartigen Schlingen hauptsächlich Sperlings-
 vögel gefangen; die eigentlichen Jagdschlingen als gleitende Schleifen
 für verschiedene Wildarten verwendet; Spannungsart richtet sich je
 nach dem Wild, für das Schlinge bestimmt; nach seiner Gestalt kurz
 oder lang ausgespannt; vor Löchern von Ratten und Ameisenscharrern
 in senkrechter Stellung angebracht, für anderes Wild flach auf die Erde
 gelegt; auch Sandwarane und Schlangen mit Schlingen gefangen;

für Hühnervögel, namentlich Perlhühner, Schwippgalgen; ebenso für Hasen am Rande der Kornfelder; die für Antilopen und größeres Wild errichteten Schwippgalgen nicht immer zuverlässig, da sie sich zu leicht entspannen, auch dann, wenn gar nicht berührt;

Totschlägerfallen immer mit Hecke als Zwangswechsel; Fallbaum oder mit Steinen belastete Platte aus Flechtwerk; Baumstamm oder Platte durch kurze, in mehreren Schleifen zurückgewundene, an kleinem Pflock endende Schnur in Schewe gehalten; Pflock unter Rute geklemmt, die nur einige Zoll über dem Erdboden den Wechsel kreuzt; auf Rute langes, breites Stück Borke gelegt, auf das Wild notwendig Fuß setzt, wenn es zu dem unter Totschläger liegenden Köder gelangen will; niedergedrückte Rute klinkt Pflock aus, Totschläger stürzt herab; Drücker mit Plattformauslösung; diese Falle mit einigen Varianten in verschiedenen Größen hergestellt; meist für Kleinwild;

keine Speerfallen;

am Schari Leimruten für Vögel, besonders für Wasservögel; für letztere als Köder Attrappe aus Grasbündeln ungefähr in Entenform, an einem Ende abgerundet, weiß angestrichen, am anderen quadratisch zugeschnitten, in kurzen Schwanz auslaufend; Teil darüber schwarz bemalt; in abgerundetes Ende Stock gesteckt; auf diesem sitzt Stück Holz, ungefähr wie Kopf eines Wasservogels geformt; 15—20 dieser Attrappen auf Uferbank aufgestellt, rund herum Stücke von Halmen oder Rohr, dick mit Leim bestrichen, in Erde gesteckt oder auf Boden gelegt; Leim aus Harz; Enten und andere Wasservögel lassen sich bei Nacht durch Attrappen täuschen, fallen neben ihnen ein und bleiben an Leimruten kleben (265; 462ff.), (266; I 421); vgl. unten Sudan-Neger: Mundang, Lakka, Dari, Massa, Suggi, Tuburi, Ninong, Kung, Gumei, Miltu, Musgum, Kotoko, Surru, Bana, Gaba, Mbwaka u. a.

Seßhafte Viehzüchter.

Ohne Pflanzenanbau.

Herero: Fallgruben und Fallen mit Dornenhecken als Zwangswechsel; Schlingen für Vögel; Sprengel;

Gewehrselbstschüsse für Leoparden und Hyänen (165; 283), (169; 282ff.).

H.-Ovampantieru: Fallgrubensystem für sehr zahlreich vorkommende Giraffen; Doppelgruben in Reihen hintereinander angelegt und sorgfältig abgedeckt (165; 375 [Bild]), (1a; 131ff. [Bild]); vgl. oben.

Systeme gewöhnlicher Fallgruben in dreieckiger und halbmondförmiger Anordnung (165; 376); vgl. oben Bergdamara, Hottentotten.

Nuer: Fallgruben mit Pfählen (22; 136);

Schlingen, Fallen (21; 180);

Fallspeere für Elefanten mit besonderer Belastung durch Lehmklumpen (4; 125ff.).

Wahehe: Fallgruben; hauptsächlich für Flußpferde, Büffel, Giraffen; keilförmig, ca. 2,5 m tief; oft mit mehreren spitzen Pfählen; abgedeckt (106; I 242), (115; 108ff.), (124; 104);

Schlagfallen; für Leoparden und Hyänen schwere Baumstämme als Totschläger;

für kleine Raubtiere, Wildkatzen u. a., sowie kleines Wild Steinplatte auf einer Stütze; auch mit Steinen belastete Stabplatten; gestrickte Netzbeutel; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 9067.

Bogenselbstschüsse für Leoparden, Hyänen, Wildschweine;

Schwippgalgen für Perl- und Feldhühner an der Wasserstelle; diese bis auf schmalen Durchlaß mit Dornenhecke eingeschlossen; am Durchlaß Schwippgalgen;

Schwippgalgen auch für Schakale und Wildkatzen;

Klappnetzfallen und Speerfallen nicht verwendet (115; 108ff. [Bilder]).

Mit geringem Pflanzenanbau.

Dinka: Fallgrubensysteme auf Elefantenwechseln; 20 und mehr Gruben rechts und links vom Wechsel; mit Rasen abgedeckt; diese Fallgruben für Elefanten werden von den Schmieden angelegt (17; 21), (22; 136), (24; 153), (26; I 467), (27; 119);

Fallgruben für Büffel u. a. (249; I 418);

Fallspeere für Elefanten mit besonderer Belastung durch Lehmklumpen (4; 125ff.), (18; 153);

Schlagbaumfallen für Antilopen; an den Durrahpflanzungen aufgestellt (18; 153).

Bari: Elefanten hauptsächlich mit Fallgruben gejagt (16; 202); große Elefantengruben, auch mit Zwangswechsel, nach Art der Oberrnilstämme; vgl. unten (15; I 281).

Sahara.

Figuig-Oasen.

Berberner-Araber: Fallen für Füchse, Schakale, Hyänen; wohl Tellerfallen (6; 191).

Atlas-Vorland.

Berberner-Araber: Fallgruben für Löwen auf Wechsel zur Höhle; 10 m tief, 5 m breit; abgedeckt; gefangener Löwe erschossen, mit Stricken herausgezogen (2; I 458), (7; 305ff.).

Tuat-Oasen.

Tuareg: Tellerfallen; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin: Slg. Spatz.

Ostsahara.

Tibbu: Fallgruben und Schlingen für Antilopen, Gazellen (8; 297).

Mit geringem eigenen Pflanzenanbau als Herrscher über unterworfenen Ackerbauern.

Kaffern: Fallgruben viel angewendet; für Elefanten, Nashörner, Büffel, Elands und andere Antilopen; mit zugespitzten Pfählen besetzt; Zwangswechsel; auch Fallgrubensysteme mit Zwangswechsel; Gruben in dreieckiger und halbmondförmiger Anordnung; Fallgruben für Zebras in den Flußbetten (2; III 383), (145; 128, 177), (165; 376), (187; 635), (189; II 77); vgl. oben Hottentotten, Buschmänner u. a.;

Schwippgalgen für Vögel und kleine Antilopen, z. B. Schopfantilopen und Zwergböcke (44; 161);

Kastenfallen für Leoparden; aus Steinplatten errichtet; als Köder Ziegenfleisch, das auf der Deckplatte liegt; wenn Leopard danach springt, stürzt er mit ihr zusammen in den Kasten, da sie nur leicht aufgelegt ist (2; I 472), (155; 177); auch Kastenfallen aus Baumstämmen mit Falltür für Leoparden (163; 85);

Totschlägerfallen für kleineres Wild, Hasen, Gazellen, kleine Antilopen; Dornumkraalung mit nur schmalem Durchlaß; an diesem Zugsehnur; läßt ausgelöst schweren Fallbalken herunterfallen (155; 177), (163; 84);

reusenförmige Schlupfröhren für Rohrratten; in Systemen angeordnet mit kurzen, niedrigen Doppelzäunen als Zwangswechsel, die im spitzen Winkel auf Schlupfröhren hinführen; häufig fahren mehrere Ratten in eine Röhre (2; II 209);

Gewehrselbstschuß mit Köder für Löffelhunde (Gna-Schakale); selten erfolgreich (2; II 209), (1a; 246).

Sulu u. a.: Fallgruben mit spitzen, angekohlten Pfählen für Elefanten; nur einmal anzuwenden, da Herde Ort meidet, wo Stücke von ihr in Gruben gestürzt; häufig Unglücksfälle, indem fremde Leute hineinstürzen;

früher auch spitze, angekohlte Pfähle an den Uferbänken und zwar am Fuße jäher Abhänge, über die Elefanten wechseln mußten, eingrammt; zuweilen stürzte Elefant ab, spießte sich auf den Pfählen auf; dieses Verfahren schon seit langer Zeit nicht mehr angewendet (144; 558), (157; I 444f.);

Totschlägerfalle für Leoparden; schmaler Gang aus zwei festen Zäunen; dazwischen Platte aus Baumstämmen schräg aufgestützt; schwer mit Steinen belastet; unter ihr als Köder ein Stück Ochsenfleisch (160; 163).

Wangoni: viele Arten von Wildfallen (127; 112); vgl. unten Wamakua u. a.;

Fallgruben für Flußpferde, Elefanten, Nashörner, Büffel, Wildschweine, Zebras, Antilopen; abgedeckt; keilförmig; mit spitzen Pfählen; Zwangswechsel oft meilenlang; Größe nach zu fangendem Wilde; immer ein paar Meter tief; häufig an Pflanzungen zum Schutz gegen Wildschweine (124; 104, 166), (135; 189ff.);

Schlingen; Schwippgalgen; fängt Antilopen am Lauf; kleinere, dicht am Boden hinlaufende Tiere im Genick (124; 118), (135; 189ff.);

Stellnetze für Vögel; an den Wasserstellen an langen Stangen ausgespannt (124; 166);

Mausefalle; Schwippgalgen und Auslösemechanismus auf Zylinder aus Kürbis oder Gurkenart aufmontiert; mit geröstetem Mais oder Erdnüssen beködert (135; 189ff.);

Fallen für Kleinwild; Leimruten (124; 166, 518ff.), (135; 189ff.); reusenförmige Schlupfröhren für Ratten; Netzbeutel für Mäuse (124; 97), (135; 189ff.);

Korbkastenfalle für Vögel mit Zugvorrichtung; die Falle hat die Form einer zierlichen Halle; aus feinen, fest in den Boden gesteckten Bambussplintern errichtet; eigentliche Fangvorrichtung besteht in leicht beweglicher Tür; schließt sich bei rechtzeitigem Zug an Schnur durch verborgen sitzenden Jäger hinter Vogel (137; 87ff., Taf. 36, Abb. 3); vgl. unten Makua, Makonde, Wayao;

Totschlägerfallen für Löwen und Leoparden mit Köder; Gang aus zwei Zäunen, schwerer Fallbaum;

kleinere Fallen für verschiedene Wildkatzenarten und anderes kleines Raubwild; Felle für Männerbekleidung benutzt; diese Fallen mit Mäusen beködert;

Fallspeere für Elefanten und Flußpferde: Klingeneisen mit Strophantus vergiftet (124; 166), (115; 108ff.), (124; 118), (135; 189ff.);

zum Schutz gegen Wildschweine an Rändern der Pflanzungen zugespitzte Bambusstäbe in spitzem Winkel zum Erdboden eingepflanzt; Schweine spießen sich bei Nacht auf (124; 103).

Ostbetschuanen.

Basuto u. a.: Fallgruben längs der Wasserläufe; abgedeckt; für Antilopen (142; 228), (143; 182), (151; 43);

Fallgruben auch auf Löwenwechseln; abgedeckt; mit spitzen Pfählen (155; 55);

Fallen verschiedener Art für Wildkatzen, Antilopen, Hasen, Vögel (162; 156);

Speerfallen nach Buschmannart (190; 91);

Gewehrselbstschüsse für Löffelhunde (2; II 209);

Leim für kleine Antilopen; Gummiharz; auf Wechsel gelegt; Antilopen treten hinein; nach einiger Zeit werden Hufe brüchig und wund; Antilope kann nicht weiterlaufen, mit Hand gegriffen; wahrscheinlich Blätter und Holzstückchen im Leim festgesetzt; Hufe wundgescheuert;

zur Lähmung von Elefanten auf Wechseln kleine Gruben in Größe des Elefantenfußes gegraben; spitze Pfähle hineingesteckt, die sich Elefanten tief ins Bein treten; ein so schwer verletztes Stück einer Herde kann nur noch schonend laufen; bleibt bald zurück; von verfolgenden Jägern mit Giftpfeilen angeschossen; Suche auf Schweißfährte (148; 88).

Westbetschuanen.

Batlapi, Barolong u. a.: Fallgruben; auch für Großwild, Elefanten, Nashörner, Büffel, Giraffen; mit Zwangswechsel;

Schlingen; Schwippgalgen;

Schlagbaumfalle mit Köder für Leoparden und Hyänen; Platte mit Steinen belastet, in Gang schräg aufgestützt (147; 28).

Bakwena: Fallgruben mit Zwangswechsel; „hopo“-Form (149; 70), (159; 26 [Bild]), (187; 635).

Bamangwato: Fallgruben für Elefanten und Flußpferde in Systemen; oft 30—40 am Flußufer in einer Reihe hintereinander (165; 453, 528).

Tamaba (am Vaal): Fallgrubensysteme; ausgedehnte Reihen von meist 12 Gruben in halbmondförmiger Anordnung nebeneinander; jede ca. 20 Fuß lang, 10 Fuß breit, 5 Fuß tief; an Seiten Erde hoch aufgeworfen; auf dem Boden jeder Grube zwei Reihen kleinerer Gruben; sehr mühevoll herzustellen, da zum Graben nur hölzerner Grabstock und hölzerner Napf zur Verfügung; diese Gruben schon in sehr alter Zeit angelegt, haben sich lange erhalten (190; 429).

Bayeye (Ngami-See): Fallharpunen für Flußpferde (165; 528 [Bild]); Fallgruben an den Flußabhängen; 7—8 Fuß tief; oben 3—4 Fuß breit; keilförmig, am Boden nur 1 Fuß breit; oberer Rand schief viereckig; die einzige viereckige Form, die bei Betschuanen zu finden; im übrigen alles rund gestaltet; langer Durchmesser an Öffnung ungefähr ebenso lang wie Durchmesser am Boden; meist zwei Gruben nebeneinander mit einer 1 Fuß breiten Trennungswand angelegt; sorgfältig mit Schilfrohr, Gras, Sand abgedeckt; Gras auch begossen; ausgeworfene Erde weit fortgebracht, damit ja keine menschliche Witterung zurückbleibt (159; 69f.).

Makoba: Jagd meist nur mit Fallgruben (191; 20).

Madenassana, Manansa (Sambesi): Jagd meist mit Fallgruben; 10—12 Fuß lang, 8—10 Fuß tief, 18—24 Zoll breit, nach unten keilförmig verjüngt (151; 235f.).

Südöstliche Kaffern.

Amakosa: früher, als Wild noch zahlreich, viele Fallgruben; abgedeckt; für Büffel, Elands und anderes größeres Wild; mit Pfählen und Zwangswechsel;

an steilen Ufern zugespitzte, im Feuer gehärtete Pfähle für Flußpferde in Zwischenräumen des Buschwerks, durch das Flußpferde bei Nacht auf Höhen zu wechseln pflegen, eingerammt; Flußpferde gleiten zuweilen ab, speißen sich auf den Pfählen auf (156; 111 f.), (157; I 444 f.), (187; 635);

Schlingen mit niedrigen Hecken als Zwangswechsel in buschbestandenem Gelände; Hecken meilenlang; Schlingen an Durchlässen (157; 444 f.);

Fallgruben mit Ziegen als Köder für Leoparden (163; 85);

Leoparden-Kastenfalle mit Köder (157; 444 f.);

Speerfalle für Leoparden; Stück Fleisch in mäßiger Höhe an Baumzweig gehängt, im Gebüsch unter Baum lange, scharfe Speerspitze gut befestigt und verborgen angebracht; wenn Leopard nach Fleisch springt, stürzt er beim Herabfallen mit Brust auf Eisen (157; 444 f.).

Lighoya: Fallgruben; keilförmig; abgedeckt; 5—6 Fuß tief, oberer Durchmesser 3 Fuß; zum Graben kurzer Speer mit breitem Blatt verwendet, spatenförmig, „Wühler“ genannt; Gruben „Umwicklung“ genannt, weil hineingestürztes Wild spiralig gekrümmt, festgekeilt; bei fleißiger Arbeit kann im Graben geübter Mann 8 solcher Gruben an einem Tage herstellen, indem er den Wühler mit beiden Händen fest packt, auf ein Knie niedergelassen gräbt; Gruben meist nahe bei stehenden Gewässern angelegt gerade auf Wechsel der Gnus und Quaggas; diese kommen springend heran, stürzen daher leicht in Gruben; am nächsten Morgen mit Speeren abgefangen; manchmal machen Löwen den Jägern Beute streitig; Löwen fangen sich aber häufig auch selbst in den Gruben, wenn sie sich gefangener Antilope bemächtigen wollen; sollen zuweilen von anderen Löwen an Mähne wiederherausgezogen werden (?) (141; 200).

Maschukulumbwe: Jagd hauptsächlich mit Fallgruben (152; 245).

Hackbauern.

Stämme zwischen Sambesi und Limpopo.

Maschona, Banyai u. a.: geschickte Fallensteller (146; 38);

Fallgruben mit spitzen Pfählen; abgedeckt; neben Gruben Warnungszeichen für Fremde; auch mehrere vergiftete Pfähle in einer Grube; für mittleres und Großwild, hauptsächlich für Büffel, aber auch für Elefanten; in alter Zeit, als eiserne Waffen noch unbekannt, Elefanten vornehmlich in Gruben erbeutet; da Eingeborene einen in Grube gefangenen Elefanten nicht zerwirken konnten, legten sie rund um Grube Feuer an, brieten oder vielmehr rösteten ihn im ganzen in Grube; in neuerer Zeit Fallgruben im Bathongagebiet selten; aber immer noch häufig im Süden des ganzen Gebietes; Elefanten und Büffel kehren aus Furcht vor Fallgruben selten in zwei hintereinander folgenden Nächten auf demselben Wechsel zum Fluß zurück; immer geht alter Bulle vor der Herde her, deckt mit Rüssel Fallgruben auf, so daß folgende Herde Gefahr erkennt; meist stürzen Kühe und Kälber in Gruben; tragen Rüssel hoch, achten nicht auf den Weg (154; II 54), (158; 186);

Großwild-Fallgruben mit Zwangswechsel gewöhnlich an höchster Stelle eines Tales angelegt; quer durch Tal von einer Bergwand zur anderen Zaun gezogen, bis $\frac{3}{4}$ Meilen lang, aus Pfählen, in Zwischenräumen von 8—10 Fuß eingerammt, oben gegabelt zur Aufnahme

starker Querhölzer; Lücken mit zusammengeschürtem Unterholz ausgefüllt; so wird sehr feste Palisade errichtet, 5 Fuß 6 Zoll hoch; in den in wechselnder Entfernung von 20—100 Fuß ausgesparten Zwischenräumen liegen hinter Durchlässen die 10 Fuß langen, oben 2 Fuß, unten 9 Zoll breiten, 6—9 Fuß tiefen, keilförmigen Gruben (142; 228), (146; 38);

Schlingen mancher Art; für Vögel vom Sperling bis zu Enten und Guineahühnern;

auch Schwippgalgen, hauptsächlich für Laufvögel, Hasen, kleine Antilopen; mit Zwangswechsel, aus Stöcken gebildeter, konvergierender Doppelzaun; Korbkastenfalle für Vögel; aus Stöcken und Palmmark errichtet; mit Falltür; Korn als Köder; Tür schließt sich automatisch, wenn Vogel eintritt und Korn frißt;

Feldmäuse und Ratten sehr gern gegessen; von Knaben viel in Schlingen und Fallen gefangen (146; 38), (154; I 64, II 64);

Fallspeere für Elefanten, Flußpferde, Büffel; vergiftet; nahe Uferbänken angebracht (158; 186), (159; 575);

Fußseisen europäischer Herkunft; in Verkaufsstellen erworben; für Duiker, Wildschweine u. a. angewendet (154; II 54);

Totschlägerfallen (146; 38).

Marutse-Mambunda: Fallgruben für Elefanten, Nashörner, Antilopen, Schweine; abgedeckt; mit Speeren; meist in einer Regenmulde angelegt, zu der ein Zwangswechsel gezogen wird;

Schlingen für Vögel und kleine Säuger; namentlich Feldmäuse und Ratten; auch für Banditis (Zorilla), Mungo (Herpestes), Suricate oder Scharrtier (Rhyzaena);

Totschlägerfallen mit Köder für kleine Raubtiere u. a.; Fang bei Nacht; Fußseisen europäischer Herkunft für Schweine und Duiker (153; 113 [Bild], 176ff.), (161; 72), (154; I 64, II 54).

Ovambo-Mambukuschu: Fallgruben nahe den Flußufern für Elefanten und Flußpferde;

Speerfallen; vergiftet;

Schlingen und Schwippgalgen für Perl- und Feldhühner, Hasen, Schakale, Hyänen, Leoparden, Strauße; als Köder für Schakale Fisch, für Raubtiere Fleischstücke, für Vögel Hirsekörner; vgl. oben Lips (1a; 170ff.);

Totschlägerfalle für Hyänen und Leoparden mit Gang, Köder und Fallbaum (182; 297ff. [Bilder]).

Ovakuanjama: Fallgruben mit Pfeilen und Dolchen besetzt; sorgfältig abgedeckt; 1,50 m tief, ca. 1 m breit und lang;

Schwippgalgen für Vögel, mit Beeren beködert;

Totschläger-Mausefalle; besteht aus schwerem Lehmklumpen, ca. 5 cm über Erdboden aufgehängt; unter ihm liegt Köder; ausgelöst, wenn Maus an Stütze stößt (193; 80).

Angola.

Ganguella, Kimbunda-Mupinda, Tjivokve (Kioko), Mbunda u. a.: Fallgruben mit Speeren; abgedeckt; Zwangswechsel; hauptsächlich für Büffel, doch auch für Zebras und anderes größeres Wild; von den berufsmäßigen Büffeljägern, den „Pakasseros“ angelegt; Zwangswechsel beginnt an Fluß oder Bach; aus festen Zweigen errichtet, ca. eine Meile lang; in bestimmten Abständen Durchlässe ausgespart, hinter diesen Fallgruben; auch Fallspeere mit schwerem Klotz an Durchlässen; Gruben und Speerfallen täglich nachgesehen, damit gefangenes Wild nicht ver-

ludert oder von Raubtieren gerissen wird (196; 191), (197; 306), (237; 439), (261; 47);

Fallspeere für Elefanten; Jagd auf Elefanten vornehmlich von heiratsfähigen jungen Männern betrieben (237; 315);

Fallen und Schlingen; Schwippgalgen für kleine Antilopen und Hasen (198; I 261), (235; 191, 194);

Schlingen für Webervögel (197; 249);

Schlagbaumfallen für kleines Wild, Hasen u. a. (198; I 261 [Bild]).

Nyassa-Rowumastämme.

Makua, Wamakonde, Wayao u. a.: viele Arten von Wildfallen (127; 112); zugespitzte Bambusstäbe am Rande der Pflanzungen als Schutz gegen Wildschweine (124; 103);

Fallgruben heute nicht mehr üblich; früher viel angewendet; schmale, nach unten zu spitz zulaufende Gräben, etwas länger als aufzunehmendes Wild, abgedeckt mit Rohr, Reisig u. a.; zu oberst Gras und Laub; zugespitzte Pfähle anscheinend nicht verwendet; für Antilopen, Wildschweine, hauptsächlich aber für Flußpferde; auch mit Zwangswechsel; unauffällige Zäune, oft kilometerlang; an ihnen Gruben in großer Anzahl in kurzen Abständen eine hinter der anderen;

Schlingen und Fallen für Kleinwild, Antilopen und Vögel; überall in Feld und Wald aufgestellt, im dichten, grünen Gras der Regen- und Nachregenzeit, im engverschlungenen Unterholz, wo sie nicht auffallen; meist Totfänger; für Lebendfänger nur einige Formen;

Dohnen für Tauben, Perl- und andere Hühner; Schlingen aus feinedrehten Pflanzenfaserschnüren; freies Ende fast immer an einem aus Bambus gefertigten, recht widerstandsfähigen Bügel befestigt; Schlinge hängt nicht wie bei europäischen Dohnen frei in den Weg des Wildes hinein, sondern rechts und links zwischen zwei rohe Bastfäden geklemmt, die divergierend vom Scheitelpunkt des Bügels nach seinen Fußpunkten verlaufen; Schlinge muß gut gleiten, wenn sie fangen soll; Prinzip seitlich eingeklemmter Schlinge überall beibehalten, mögen Bügel in langen Reihen quer über Pflanzungen hin in Erde gesteckt oder an geeigneten Stellen innerhalb des Gehöftes oder im Walde, auf Bäumen oder auf anderen Unterlagen angebracht werden; auf der Erde in Haufen gestreute Hirse- oder Maiskörner geeignete Köder, auf Baumast als Köder leuchtende Frucht hinter Schlinge angebracht; stets genügt einfaches Durchschreiten der Bügelebene, um Schlinge zusammenzuziehen;

auf der Schlinge beruht auch eine Rattenfalle; wenn sie aufgestellt ist, sind nur ein paar Gras- und Strohhalme zu sehen; erst wenn sie gefangen hat, läßt sich der Mechanismus erkennen; er besteht aus ein paar derben Holz- oder Bambusstäben, die durch Schnüre miteinander verbunden sind; an der Verschnürung ist die Schlinge frei beweglich befestigt; zum Aufstellen der Falle werden die beiden Holzstücke leicht eingegraben, so daß sie nicht mehr zu sehen sind; darauf werden die seitlichen Teile der weit geöffneten Schlinge rechts und links in ein paar, in der Schlingenebene aufgestellte Hirsehalme eingeklemmt, die dazu in hinreichender Ausdehnung der Länge nach gespalten sind; diese Falle ist besonders praktisch, weil sie, selbst wenn die Ratte nicht sogleich beim Anlauf erwürgt wird, das gefangene Tier an der Flucht hindert; die nachschleppenden, derben, sperrigen Holzstäbe machen jedes Verkriechen unmöglich; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 14106;

Schwippgalgen-Rattenfalle in Bambuszylinder oder spitzem Korb; Köder hängt in Schlinge; Halsfänger; Schlittenauslösung; vgl. Lips 1a; 170ff.); vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 5184, 14105;

Röhren mit Schlingen werden auch in Gänge der Wühlmäuse gelegt; Bogenfalle, d. h. Schwippgalgen für Vögel und Antilopen; auch in Systemen aufgestellt; drei verschiedene Arten: mit Gleitschlittenauslösung, mit Auslösung durch Drückerverlängerung, mit Auslösung durch Rahmenerweiterung des Drückers; vgl. Lips (1a; 170ff.); letztere Art allgemein für Vögel angewendet, erstere bei Vierfüßlern, Antilopen, Affen, Wildkatzen u. a.; Fallensteller seiner Sache stets sicher, mag Falle in Baumgabel oder an der Erde über dem im eigens dazu gegrabenen Loch versenkten Köder befestigt sein; Schlittensystem sogar in Bewegung angewendet, indem Falle mit Netz versehen, dieses über brütenden Vogel geworfen wird; Vogel will fortfliegen, stößt aber mit Flügeln an Netz; währenddem schnürt ihm schon Schlinge Kehle zu;

für Hyänen und andere Raubtiere Schwippgalgenschlinge um kleine Grube herumgelegt; quer über der Grube liegt langer Stab; auf diesem liegen kurze Stäbe, reichen rechtwinklig zu ihm bis Grubenrand, bilden über Grube ein Gitterwerk; Plattformauslösung; in Grube als Köder Aas, tote Ratte od. dgl.;

Schwippgalgen für Tauben und andere Vögel auf Bäumen: starker Pfahl in Astgabel horizontal befestigt, auf ihm in körbchenartigem Behälter Schlinge; Galgenholz am Ende des Pfahles befestigt, durch freies Ende der Schlingenschnur gespannt; keine dieser Fallen zu spannen, wenn Spannstäbchen nicht richtige Länge hat oder wenn Spannschnur an ihm nicht an richtiger Stelle angebracht; ist Falle aber richtig eingestellt, wirkt sie schon auf leisesten Druck auf Gleitschlittenauslösung oder Drückerverlängerung; Schwippgalgen häufig am Eingang eines Zaunes um kleinen Teich;

Totschlägerfallen; Schlagbäume, Steinplatten, mit Steinen beschwerte Stabplatten; Schlagbaum-Totschlägerfallen mit Gleitschlittenauslösung und Gang; sehr häufig in diesem Gebiet, aber nur angewendet, wenn Gras dicht steht, also nicht nach dem Grasbrand; in eine frei und offen dastehende Falle rennt Wild bestimmt nicht hinein; zwei Reihen kräftiger Baumstämme als Palisadenwände rechts und links vom Wildwechsel auf Länge von mehreren Metern eingerammt; einzelne Pfähle im großen und ganzen gleich lang, nur einer an dem einen Ende der Zäune ragt um $\frac{1}{2}$ —1 m über die anderen hinaus; trägt Hebelsystem; mit Steinen beschwerte Stabplatten oder einzelne schwere Steinplatten werden durch kunstvollen Aufbau in Stäben und Schnüren im Gleichgewicht gehalten; ebenfalls mit Gleitschlittenauslösung; Wild stößt an Netz des Schlittens und löst aus; diese Schlagbaumfalle vornehmlich für Antilopen, Wildschweine und anderes mittleres Wild, auch für Leoparden und Hyänen bestimmt;

Totschlägerfallen mit Stein- und Stabplatten und einzelnen Steinen haben Auslösung durch Drückerverlängerung und Köder;

Totschlägerfallen mit Steinplatten, Stabplatten und einzelnen Steinen für Tauben und andere kleine Vögel, für Mäuse, Ratten, sonstiges Kleinwild, auch für kleine Wildkatzen und Schakale errichtet;

reusenförmige Schlupfröhren aus Rohrgeflecht und Bambusstreifen — Wangindo; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 4097, 8509; Wayao; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 13983; — Netzbeutel für Ratten und Mäuse mit Gleitschlinge; freies Schnurende wird an Strauch oder Pflöck angebunden; Schlinge zieht sich zu, wenn Ratte im Netzsack vorwärtsdrängt; preßt dabei die Schnauze immer fester in die beim ersten Ansturm gefahrene Netzmasche hinein; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 4098;

Netzvogelfalle mit Rahmen; Klappnetz; großes, in festen Rahmen eingespanntes Netz; im Wald oder auf dem Feld auf den Boden gestellt; als Stütze dient Stäbchen, wird von dem auf der Lauer liegenden Vogelsteller mit feiner Schnur fortgerissen, sobald sich Vögel unter Netz befinden;

Korbkastenfalle für Vögel; aus halbierten Bambusstangen hergestellt; mit Falltür; der Mechanismus löst sich aus, sobald Gewicht des Vogels auf einem unterhalb des Kastens angebrachten, leichtbeweglichen Hebel drückt;

Korbkastenfalle mit Falltür und Zugschnur für Vögel; vgl. oben Wangoni;

Armbrustselbstschuß für Ratten; der Ratte wird Kopf durchbohrt, sobald sie an dem in einer Höhlung befestigten Köder zerrt; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 5166; vgl. Lips (1a; 210ff.);

Bogenselbstschuß für Antilopen; Bogen schleudert den oder die Pfeile dem Tier in die Flanke; Wucht ist so stark, daß Pfeilklingen in mäßig harte Bretter bis über die Hälfte eindringen; vgl. Lips (1a; 210ff.);

Fallspeere für Elefanten, Flußpferde, Büffel, große Antilopen;

Leimruten (45; 266), (56; 117ff.), (119; 96), (120; 47), (124; 97, 104, 118, 166, 362, 451, 518ff. [Bilder]), (129; 180), (136; 125, 197, 129 [Bilder]), (137; 87ff. [Bilder]).

Wamatambwe: Springfalle, d. h. Schwippgalgen für Krokodile; am Durchlaß eines um einen Teich gezogenen Zaunes errichtet (158; 443).

Mangandja: Fallgruben, meist mit Zwangswechsel; Gruben an Durchlässen; Fallgruben auch an Durchlässen der um Pflanzungen gezogenen Zäune; Gruben lang, grabenförmig, abgedeckt; zugespitzte Pfähle nicht verwendet;

große Fallgruben für Elefanten und Nashörner;

Schlingen; Dohnen, d. h. Laufschnellen für Vögel, Kaninchen und kleine Antilopen; Schwippgalgen; die Schlinge faßt kleine Tiere am Nacken, größere am Lauf;

reusenförmige Schlupfröhren aus Bambusstreifen; Netzbeutel für Ratten und Mäuse mit Gleitschnelle;

Steinplatten- und Stabplatten-Totschlägerfallen mit Köder für Ratten und Mäuse, Rohrratten, Biberratten, kleine Katzen, Vögel;

Fallbaum-Totschlägerfallen mit Köder für Leoparden, Antilopen, Schweine, Ameisenscharrer; Größe und Gewicht des Fallbalkens je nach Größe des Wildes;

Tellerfallen mit Grube, Schnur und Knüppel;

Zwangswechsel mit Schlingen, Schwippgalgen, Totschlägerfallen an Durchlässen; diese Zwangswechsel führen auch zu einem in Deckung anstehenden Jäger;

Fallspeere für Elefanten und Flußpferde; besonders für Flußpferde zahlreich auf Uferbänken; schwerer, 5—6 Fuß langer Schaft mit Speerspitze oder Hartholznagel; vergiftet; Schaft manchmal auch noch mit schweren Steinen beschwert; trotz zahlreicher Flußpferde Erfolg gering, da diese sehr vorsichtig;

Leimruten an den Wasserstellen; namentlich in der Trockenzeit angewendet, wenn nur wenig Wasser zurückgeblieben ist und die Vögel zum Schöpfen immer an dieselbe Wasserstelle kommen; hier werden rundherum Leimruten in die Erde und auch im Wasser nahe dem Ufer in den Grund gesteckt; die Vögel bleiben mit den Füßen oder Flügeln kleben (131; 325), (132; 127), (133; 123ff.), (150; 199), (158; 94f. [Bild]).

Rhodesia.

Wanyika, Wafipa, Wasafua, Babisa, Waunga u. a.: Fallgruben, keilförmig, für Antilopen, Büffel, Elefanten; offen oder mit eingekerbtem Knüppelholz, das sofort bricht, Schilfrohr und Gras abgedeckt, mit und ohne Pfähle;

Fallgruben für Büffel und Elefanten noch vor einigen Jahrzehnten, als Großwild noch in Herden seine Fahrten durch das Gebiet zog und ziemlich regelmäßige Wechsel einhielt, in großer Menge angelegt; waren immer mit spitzen Pfählen versehen; diese Gruben zum Teil noch jetzt vorhanden, oft noch in gutem Zustand; Ausbeute an Antilopen und Zebras aber nur mehr gering;

Fallgruben auch mit Zwangswechsel für Groß- und Kleinwild; Gruben an Durchlässen; auch für Elefanten und Flußpferde; für letztere an Uferbänken, mit Speeren statt Pfählen;

Schlingen; Dohnen für Laufvögel;

auch Schlingensysteme, d. h. gleitende Schleifen in Zwischenräumen an starken Stricken über weite Bäume hin ausgespannt; für Vögel, Kleinwild, kleine Antilopen, Hasen;

Schwipppgalgen; Lauffänger; auch für große Antilopen; für Kleinwild, Mäuse und Vögel, dasselbe System nur mit geringen Abweichungen und mit Köder; hauptsächlich an Durchlässen der um die Wasserplätze gezogenen Zäune;

Schwipppgalgen mit Köder für kleines Raubwild, Wildkatzen, Mangusten (Spürwiesel) u. a.; fangen am Lauf oder Rumpf;

Fallen; Fallbaum- und Steinplatten-Totschlägerfallen;

Kastenfallen für Löwen, Leoparden, Hyänen mit Ziege oder Schaf als Köder; Falltür;

reusenförmige Schlupfröhren; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 8033;

Bogenselbstschuß; Gewehrselbstschuß;

Fallspeere (111; 87), (114; 261 ff.), (123; 622), (124; 510, 523 [Bilder]), (126; 202), (132; 127).

Wasafua: Korbkastenfalle für Leoparden; Zwischending zwischen Kasten- und Totschlägerfalle; besteht aus festem, hühnerkorbartigem Holzgeflecht, auf einer Seite hochgekippt, ruht auf einem Stützpfeiler; unter dem Korb Köder; wird Stützpfeiler vom Leoparden umgeworfen, sitzt er unter Korb gefangen (125; Taf. 106, c); vgl. Lips (1a; 144 f.), (124; 526 f.);

Vogelschlingen; Sprengelsystem (125; Taf. 109, c 11); vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 7583.

Wanyika: Schlagbaumfalle (125; Taf. 107, a), (124; 523 f.);

reusenförmige Schlupfröhren für Ratten (125; Taf. 109, c 15).

Wabena: dasselbe (125; Taf. 109, c 14);

Vogelschlingen; Sprengelsystem; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 7848.

Ostafrika.

Grundbantu.

Wanyamwesi: Fallgruben; Hauptjagdmethode; 2—2,5 m tief; keilförmig; mit Speeren und vergifteten Pfeilen in großer Menge versehen; abgedeckt; auch mit Zwangswechsel; Dornenhecken; Gruben an Durchlässen; für Antilopen, Giraffen, Büffel;

Flußpferd-Fallgruben; kreisrund, 2 m Durchmesser, 5 Fuß tief; auch zum Krokodilfang;

Schlingen; hauptsächlich für Vögel, Enten, Frankoline, Rebhühner; auch für kleineres Wild, Ratten, Rohrratten, Kaninchen, Hasen, kleine Antilopen;

Schwippgalgen;
 Fallen; Steinplatten-Totschlägerfalle mit Köder für Vögel und Kleinwild;
 große Stabplatten-Totschlägerfallen für Raubtiere mit Gang und Köder;
 Zwangswechsel mit Schlingen und Totschlägerfallen an Durchlässen; gestrickte Netzbeutel; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 1094;
 Bogenselbstschuß mit Giftpfeilen; Selbstschuß mit Gewehr;
 Fallspeere, vergiftet; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 8929 (96; 86), (104; 12), (105; 213), (116; 241), (117; 317, 321).

Wassukuma: Kastenfallen mit zwei Kammern; in der hinteren Ziege als Köder; für Raubtiere, namentlich für die in felsigen Ufergebieten von Muanza und Nyegezi sehr zahlreich vorkommenden Löwen und Leoparden (77; 107).

Waschambaa: Fallgruben verschiedener Größen, je nach Wildart; für Schweine 2 m lang, 1,5 m breit, 1,75 m tief; für Büffel 3,5 m lang, 2 m breit, 3 m tief; Maße gelten nur für oberen Grubenrand; nach unten verjüngen sich Gruben in dem Maße, daß sich auf dem Grunde kaum ein Mann noch umwenden kann; meist mit zugespitzten Pfählen; sorgfältig abgedeckt; früher im Jagdgebiet auf Fläche von 3 qkm häufig bis zu 16 Gruben; meist auf Wechsel angelegt; an Waldrändern Zwangswechsel aus Baumstämmen und Buschwerk mit einem Durchlaß vor der Grube;

Schlingen; Kopfschlingen für Antilopen; zwei Ruten der Länge nach ein Stück gespalten, aufrecht in Boden gesteckt; dritte Rute ebenfalls in Boden gesteckt, schräg an eine der beiden anderen gelehnt; reicht bis Mitte zwischen beide; an ihrem freien Ende Schlinge befestigt, in Schlitzspalten der senkrechten Ruten eingezwängt; dieselbe Kopfschlinge für Mäuse, Ratten, überhaupt kleine Säuger nicht größer als Ratten;

Schwippgalgen mit Zwangswechsel für Schweine, Antilopen, anderes größeres Wild; Zwangswechsel aus Baumstämmen und Buschwerk, 200—300 m lang; 2—3 Durchlässe; in diesen Schwippgalgen; Halsfänger; 2 Äste der Längsrichtung nach bis auf kleines Stück gespalten, im Boden befestigt; durch beide Spalten dritter Ast geschoben, waagrecht festgeklemmt; unter ihm weiterer Ast derartig krumm gebogen, daß Oberteil entstandenen Bogens waagerechten Ast berührt, während Seitenteile durch gespaltene Äste hindurchgehen, Enden im Boden befestigt; mehrere senkrechte Pfähle geben dem Ganzen größeren Halt; Schlinge am Galgenholz unterhalb gebogenen Holzes in Längsspalten gezwängt; Auslösung durch Drückerverlängerung; vgl. Lips (1a; 170ff.); eine andere Schwippgalgenform ebenfalls für Antilopen und Schweine; Lauffänger; in gegrabener flacher Grube auf Wechsel; Auslösung durch Drückerverlängerung; vgl. Lips (1a; 170ff.);

Schwippgalgen für Steppenhühner, Quarren, Trappen und andere Laufvögel; auf ebener Stelle Bohnen, Mais, Sorghum als Köder; über Köderplatz konisch zulaufende Reisighütte errichtet, bis auf Eingang unten mit Bananenblattscheiben umgeben, damit kleinere Vögel nicht durch Reisig hindurchschlüpfen; Eingang bilden zwei Stäbe, im unteren Teil gespalten; in Boden gesteckt; eine ebenfalls an einem Ende gespaltene Rute gekrümmt in Erde gesteckt; am linken Ende Holzpflöck, in seiner Mitte Kerbe, in ihr ruht langer Stab, waagrecht durch die Spalten der gekrümmten Rute und der Stäbe am Hütteneingang geschoben; in horizontaler Lage durch Kerbe am Pflöck und Drückerhölzchen gehalten; fest, weil es durch Schnur mit federndem

Ast verbunden und dessen Zugkraft es gegen die gekrümmte Rute und den waagerechten Stab in dieser Spalte preßt; Schlinge in Spalten der Eingangsstäbe gezwängt und so senkrecht gehalten; Auslösung durch Drückerverlängerung; Halsfänger; vgl. Lips (1a; 170);

Schwippgalgen für Vögel; auf Bäumen errichtet; Ring aus Bananenblattscheiben, wie ihn Frauen beim Wasserholen auf dem Kopfe tragen, mit zwei senkrecht eingeschlagenen Hölzchen auf Baumast befestigt; das eine dieser Hölzchen ist oben gegabelt; zwischen beiden Hölzchen Querstab, unter ihm inmitten des Ringes der Köder; durch eine Schnur ist das Auslösehölzchen, an dem die Schlinge sitzt, mit einem federnden Ast verbunden; Auslösung durch Drückerverlängerung; Leibfänger; Schwippgalgen für Ratten und Mäuse auf Zylinder angebracht; Auslösung durch Drückerverlängerung;

Fallen; Korbkastenfalle für Vögel; Falltür mit Zugschnur;

Totschlägerfalle mit Gang für große Raubtiere; Löwen, Leoparden, Hyänen; Schaf oder Ziege als Köder im hinteren Teil; Eingang gebildet durch zwei besonders starke Pfosten mit Gabelung am oberen Ende; in dieser liegt Querholz; drittes Holz etwas länger als ganze Falle, mit vorderem Ende auf Querholz aufgelegt, etwas überstehend; an hervorragendem Stück hängt Stein als Totschläger; Langholz liegt in schräger Richtung vom Querholz aus über rechte Seitenwand hinaus; von seinem Ende führt Strick zur Auslösung mit Drückerverlängerung; Drücker zwischen bogenförmig mit beiden Enden in die Erde gestecktem Zweig, freies Ende ragt weit in Fallengang hinein; dieselbe Falle in kleinerer Ausführung für kleine Raubtiere;

Stein-Totschlägerfalle für Mäuse, Buschratten, maisfressende Vögel; um flachen, schweren Stein, durch untergeschobenes, in Gabel ruhendes Holz in schräger Stellung gehalten, bilden dicht nebeneinander in Erde gesteckte Holzstückchen niederes Gatter mit nur je einem Durchlaß an beiden Seiten; Gabel liegt mit freiem Ende auf Klemmerhölzchen; dieses mit mittlerem Teil auf Drücker; vorn auf letzterem Maiskolben; Auslösung durch Drückerverlängerung;

reusenförmige Schlupfröhren aus Fasergeflecht; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 12424;

Fallsperr für Großwild; Elefant, Flußpferd, Büffel; vergiftet; am Speer schwere Steine angebunden (109; 80ff. [Bilder]).

Wabondei: Fallgruben;

Schlingen; Schwippgalgen (60; 125, 148), (108; 206ff.).

Wassagara: Fallgruben mit Dornenhecken als Zwangswechsel (122; 117);

Bodenschlingen; Dohnensystem aus Schnur und Haar für Vögel; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 3000;

Bogenselbstschuß mit zwei Pfeilen (137; 87ff. [Bild]); vgl. oben Nyassa-Rowuma-Stämme; Armbrustselbstschuß mit Fernwirkung (1a; 210ff.).

Wakwere: Schwippgalgen; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 1075;

reusenförmige Schlupfröhren für Ratten; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 1061.

Wakhutu: Korbkastenfalle für Vögel mit Falltür und Köder; Zugleine, Jäger in Deckung (106; I 160).

Wasaramo: früher hauptsächlich Jagd mit Gruben, Schlingen und Fallen;

Fallgruben; 1,5 m lang, ebenso tief, $\frac{3}{4}$ m breit; keilförmig; abgedeckt; Zwangswechsel aus langen, dicken Dornenhecken zu beiden Seiten des Wechsels; in manchen Gegenden Gruben sehr zahlreich;

Schlingen; Kopfschlinge, d. h. Dohne für Vögel; zu beiden Seiten als Zwangswechsel Hecke aus Zweigen; Vogel erdrosselt;

Schwippgalgen für Wildschweine; auf Wechsel Grube gegraben; in dieser Drücker, mit Rinde und Laub abgedeckt; darüber Schlinge; Lauffänger; Auslösung durch Drückerverlängerung; Drücker zerbrochen oder zur Seite geschoben; Jäger muß sich mit Speer in der Nähe in Deckung aufhalten, da Schwein Schnur leicht zerbeißt; abzureißen kaum, da aus sehr haltbaren Fasern der wilden Sisalpflanze gedreht;

Schwippgalgen für Vögel, Tauben, Perl- und andere Hühner; namentlich auf den Reisfeldern aufgestellt;

Steinplatten-Totschlägerfallen für Vögel und Kleinwild;

Schwippgalgen mit Korb für Ratten; trichterförmiger Korb fest an Galgenholz gebunden; im Korb Schlinge; das freie Ende der Schnur außerhalb des Korbes fest verknötet; in Schnur ist Stäbchen eingebunden, liegt mit einem Ende in einer am Korb befestigten Schleife, anderes Ende faßt in Kerbe eines durch Korb gesteckten Hölzchens; an diesem innerhalb des Korbes Köder angesteckt; Kopffänger; Auslösung durch Drückerverlängerung;

reusenförmige Schlupfröhren; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 3418; Netzbeutel mit Gleitschlinge für Ratten und Mäuse;

Leimruten für Vögel; dünner, oben gegabelter Ast; beide Gabelenden dick mit zäher, klebriger Masse bestrichen; eng um Rute gewundene Schnur schützt sie vor Zerbrechen; auf freiem Felde aufgestellt; Heuschrecke als Köder daran geklebt; der Jäger liegt in der Nähe in Deckung, springt herbei, sobald sich Vogel auf Rute niedergelassen; er packt ihn, bevor er Füße losreißen kann (113; 338ff. [Bilder]).

Suaheli: Schwippgalgen für Antilopen; hauptsächlich für kleine Arten, Moschusböckchen u. a. (57; I 244);

Leimruten für Vögel (124; 518ff.).

Zwischenseengebiet.

Karagwe, Wanyambo u. a.: Fallenjagd viel betrieben;

Fallgruben mit Dornenhecken als Zwangswechsel; weithin in wild-reicher Savannenlandschaft an der Kagera erstreckt; Gruben an Durchlässen; tief, lang, senkrecht abfallende Wände; abgedeckt; gefangenes Wild mit Speer oder durch Schnitt in Halsschlagader abgefangen; für mittleres und Großwild; hauptsächlich Büffel;

Schlingen;

Tellerfallen; Durchmesser 15—20 cm; mit Grube, Schlinge, Knüppel;

Kastenfallen für Raubtiere;

Fallspeere für Flußpferde;

reusenförmige Schlupfröhren; aus Bananenblattstreifen geflochten; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 5369 (34; 321, II 56), (69; 152), (77; 36), (86; 66 [Bild]), (98; 98ff.).

Awanyoro, Kidi, Bairo, Wassiba, Waheia u. a.: Fallgruben für mittleres und Großwild; Elefanten, Flußpferde, Büffel; hauptsächlich an Uferbänken und auf Wechsel; auch mit Zwangswechsel; keilförmig; abgedeckt; mehrere zugespitzte Pfähle; wenn Elefant wirklich einer Grube entkommt, entgeht er doch nicht den Jägern; bleibt stehen, da beim Sturz auf Pfähle an Beinen verletzt; stampft mit Beinen so lange auf, bis Weiterlaufen überhaupt unmöglich; afrikanischer Elefant

daher meist sicherer zu erlegen, wenn zunächst Speerstoß oder Schuß ins Knie, dann erst durch Kopfschuß getötet; letzterer nicht leicht in tödliche Stelle zu senden;

Schlingen für Kleinwild; hängen als gleitende Schleifen von Bäumen herab; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 11111;

Schwippgalgen verschiedener Konstruktion für Antilopen und andere Steppentiere, Ratten und Vögel; letztere nicht viel im Schwippgalgen gefangen trotz besonderer Art für sie; Vögel nicht gegessen; auch Löwen und Leoparden gelegentlich in dem für Antilopen bestimmten Schwippgalgen gefangen; Schlingenschnur des Schwippgalgens für Steppentiere aus Gras, Bananenfaser oder Faser einer Agavenart; entweder gedreht oder geflochten; 2—4 m lang; Schwippgalgen am zweckmäßigsten auf Wildwechsel durch Gebüsch oder anderes Hindernis; Schlinge über $\frac{1}{2}$ m tiefes, mit Gras abgedecktes Loch gelegt; sogenannte „Bogenfalle“, Lauffänger; vgl. Lips (1a; 170 u. a. a. O.); wenn Jäger mit größeren Raubtieren rechnen, in Nähe des Schwippgalgens in Deckung angesetzt; Raubtier soll nur so lange festgehalten werden, bis Jäger Speer schleudern kann;

beim Schwippgalgen für Mäuse und andere kleine Tiere Galgenholz $\frac{3}{4}$ m lang; „Bogenfalle“; Falle neben Mauseloch aufgestellt; in Wassiba-Gehöften Mauselöcher nur im Palisadenzaun des Hofes, mehr Gänge als Löcher; vor diesen Gängen Falle mit gutem Erfolg aufgestellt; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 11112;

Schwippgalgen für Vögel unter Strauch aufgestellt; am Galgenholz Köder; „Bogenfalle“ oder meist Auslösung durch Drückerverlängerung; Halsfänger;

Fallen; Tellerfallen für Antilopen mit Grube, Schlinge, Knüppel;

Kastenfallen für Raubtiere; aus Baumstämmen oder schweren Steinen; häufig auch Vertiefung im Felsen oder Felsenhöhle benutzt, davor einfach Falltür angebracht; Ziege als Köder; Raubtiere läßt man in Falle verhungern oder erlegt sie mit Speer (1a; 144);

kleine Stein-Totschlägerfallen für Ratten und Mäuse; gefangene Ratten und Mäuse sind einziges Futter der Hunde; daher Hunde hier sehr mager;

Fallspeere; mit Steinen beschwert; vergiftet; für Elefanten, Flußpferde, Büffel; auf Uferbänken errichtet; an Seiten des galgenförmigen Gerüsts mit Fallspeer Fallgruben; Dornenhecken als Zwangswechsel; namentlich an den für Flußpferde bestimmten Fallspeeren (35; I 494), (72; 26), (75; II 584, 609), (85; 37ff. [Bilder]), (86; 66), (91; 147), (93; 726), (101; II 36).

Wanya-Ruanda: Fallgruben; hauptsächlich für Flußpferde und Elefanten; abgedeckt;

Schlingen für Vögel und Buschböcke;

Schwippgalgen;

Kastenfallen für Leoparden; sehr zahlreich vor und in Wäldern;

Fallspeere für Flußpferde und Elefanten (69; 152), (82; 110), (103; 145).

Warundi: Fallgruben für Elefanten und Flußpferde; abgedeckt; mit Dornenhecken und Zäunen aus Zweigen als Zwangswechsel; diese Zwangswechsel führen auch zu Speeren oder zugespitzten Pfählen, an Bäumen horizontal angebracht, dringen dem Wild in den Leib;

Schlingen, d. h. Dohnen mit Sorghum als Köder für Vögel, namentlich Turteltauben; eine Art dieser Schlingen an Sträuchern und Bäumen, die andere in großer Anzahl dort auf dem Boden, wo viel Perlhühner;

Schwippgalgen;

Stein- und Fallbaum-Totschlägerfalle für Kleinwild;

Kastenfalle für Leoparden;

Affenfalle; wahrscheinlich Baumschlinge;

Fallspeere für Elefanten; Fallharpunen mit Schwimmer für Flußpferde; an Austrittsstelle aus dem Wasser auf Uferbank; Galgen, 2—4 m hoch, Harpuneneisen mit Holzklotz beschwert, an ihm Schwimmer mit langer Leine;

Vogelleim (62; 23 [Bilder]), (81; Taf. 24), (97; 399), (217; 410).

Wairu (Burigi-See): Jagd vornehmlich mit Fallen und Fallgruben; Fallgruben für Großwild, namentlich Flußpferde; Fallen für kleine Säuger und Vögel (82; 21).

Waganda u. a.: Gruben, Fallen und Schlingen viel angewendet, täglich nachgesehen; sehr große Fallgruben für Elefanten und anderes Großwild; hauptsächlich für Büffel; diese Gruben nicht häufig; an Wasserstellen, ca. 7 Fuß tief, keilförmig, meist mit starken Pfählen;

Fallgruben für Schweine und Antilopen, 4 Fuß lang, 3 Fuß breit, 5—6 Fuß tief; mit spitzen Pfählen; alle Fallgruben sorgfältig abgedeckt;

Fallgruben für Antilopen in großer Anzahl besonders auf Gwas'-Ngishu-Plateau am Rudolf-See; mit Zwangswechseln, in Form von Eingeborenenwegen angelegt; so ganz unauffällig auch für vorsichtige Antilopen;

Fußfalle für Elefanten; zahlreiche Löcher in Größe des Elefantenfußes auf Wechsel gegraben, ca. $\frac{1}{2}$ m tief, mit spitzem Pfahl, abgedeckt; Pfahl einige Zoll unter Spitze eingekerbt; wenn Elefant mit Fuß in Loch gerät, dringt ihm Nagel tief ins Fleisch; bei Versuch, ihn wieder los zu werden, treibt er ihn nur immer tiefer hinein; Nagel bricht an Einkerbung ab, Spitze bleibt im Fleisch; Elefant leidet große Schmerzen, gelähmt; bleibt hinter Herde zurück, von Jägern leicht eingeholt; bei großer Anzahl der auf Wechsel gegrabenen Löcher häufig mehrere Elefanten so erbeutet;

dieselben Fußfallen mit spitzen Pfählen in entsprechender Größe für Büffel;

Schlingen, d. h. Dohnen für Wildgänse; am Ufer eines Teiches oder Sees in langer Reihe hintereinander an Baumästen; Beinfänger;

Fußschlingen für Antilopen u. a.; am Boden aufgestellt oder an Baumästen hängend befestigt;

Schwippgalgen für Antilopen und Vögel; auch für Wildgänse am Seeufer; Beinfänger;

Tellerfallen mit Grube, Schlinge, Klotz für Büffel, Wildschweine, Antilopen; mit konzentrischen Dornen oder Schnurgeflecht; bei letzterer Art besteht äußerer Ring aus starken, zusammengeflochtenen Zweigen, innere konzentrisch verlaufende Ringe aus kräftiger Grasschnur; jeder Schnurring sehr fest an vorhergehendem befestigt durch Schnüre, die vom Mittelpunkt strahlenförmig zum äußeren Ring führen; wenn Wild auf Teller tritt, gibt Schnurgeflecht im Inneren nach; dabei nimmt Falle längliche Form an; Wild verfängt sich mit Lauf in Maschen; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 8550 (Waissansu);

Fallbaum-Totschlägerfallen für Löwen und Leoparden; mit Köder; Bogenselbstschuß mit einem Speer als Pfeil;

Fallspeere für Elefanten und Flußpferde; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 3641 (34; 321, II 56), (63; 952), (66; 86), (75; II 668), (87; 54), (88; 447ff.), (101; 78f.).

Kavirondo, Wagaja u. a.: Fallgruben; abgedeckt, senkrechte Wände; für Elefanten, Flußpferde, Büffel, Antilopen; für Flußpferde auf Uferbänken; Flußpferde meist in Fallgruben erbeutet; Elefanten nur Wechselwild; selten in großen Fallgruben gefangen;

Schlingen; Dohnen aus feinem Bindfaden in langer Reihe hintereinander aufgestellt; für kleine Vögel bestimmt; besonders für Wachteln in kunstvoll im Unterholz ausgeschnittenen Gängen, d. h. Steigen; hier also regelrechte Dohnenstiege nach europäischer Art; Schlingen an Zweigspitzen gebunden, hängen senkrecht herab; als Köder Insekt hinter Schlinge aufgehängt; Halsfänger; Lockvögel in Körben in der Nähe an Zweigen;

Fallspeere für Großwild; Holzklotz mit Klinge (72; 14), (98; 200ff.).

Nyarusi, Kitosch, Masingischu (Massai), Waruri u. a.: Fallgruben; sehr tief; auch im System; oft über eine Meile weit in großem Bogen eine Grube neben der anderen mit einigen Fuß Abstand; diese Grubensysteme früher zum Fang der meisten Wildarten angelegt; die einzelnen Gruben lagen genau dort, wo Wild auf seinem Wechsel einem Busch oder anderem Hindernis ausweicht; der Tiefe wegen war gefangenes Wild nicht leicht herauszuholen; in neuerer Zeit Fallgruben nur mehr wenig angewendet;

Dohnenstiege mit hängenden Schlingen aus Sehne an Grashalmen oder Zweigen einige Zoll über Boden aufgehängt; für Wachteln, Bekassinen, Guineahühner u. a.; für Wachteln Lockvögel in Körben; Wachteln und Bekassinen kommen als Zugvögel in das Gebiet; für Guineahühner Schlingen auch waagrecht einige Zoll hoch über eingeschlagene Pflöcke gelegt; innerhalb der Schlinge Körner als Köder (101a; 29).

Waschaschi, Wakosowa, Wirigidi u. a.: Fallgruben; abgedeckt; einzeln im Walde oder große Anzahl rechts und links vom Wechsel; an manchen Wechsell zu beiden Seiten bis zu 200 Gruben auf Wegstrecke von $\frac{1}{2}$ Stunde Fußmarsch; auch in Systemen rechteckig- oder halbkreisförmig angeordnet, mit zwei konvergierenden Palisadenwänden als Zwangswechsel; Gruben tief und lang, d. h. grabenförmig;

Fallgrubensysteme namentlich in wildreichen Ebenen nördlich von Rubana und in Landschaft Nata angelegt; oft in kurzer Zeit in ihnen mehrere 100 Stück Antilopen, hauptsächlich Gnus, und anderes Wild gefangen;

Schlingen (67; 5), (77; 143ff. [Bild]).

Hamitisch beeinflusste Bantu.

Abflußloses Gebiet.

Wambugwe, Wairamba, Wanyaturu: Fallgruben für alle Wildarten; auch für Elefanten; keilförmig; abgedeckt; auf dem Grunde Speere oder Pfähle;

Schlingen und Fallen nicht angewendet (84; 37), (118; 16).

Waissansu: Schlingen; wahrscheinlich Schwippgalgen; für Perlhühner und andere Vögel; Klippschliefer, Antilopen aller Art; Zebras;

Fallen; Totschlägerfallen;

Jagd mit Schlingen und Fallen sehr viel, besonders von alten Männern betrieben (84; 71);

Tellerfallen mit konzentrischen Ringen aus Schnurgeflecht; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 8550.

Wairangi, Waburungu: korbartige Falle für kleine Vögel (79; II 354); vgl. oben Wassandawi;

Totschlägerfalle für Zibetkatzen; suchen häufig Hühnerställe heim; mit Steinen belastete Stabplatte, schräg gestellt, in einem aus Baumstämmen gebildeten Gang; senkrecht gestellter Stab als Stütze; wohl Auslösung durch Drückerverlängerung; gefangene Zibetkatze trotz der schweren, auf sie gefallen Last meist unverletzt hervorgezogen (94; 219);

Fallspeere für Elefanten; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 8704, 4909, 4921.

Wakaguru, Wagogo: geschickte Fallensteller (112; 195);

Fallgruben; 4 m tief, keilförmig, abgedeckt, mit spitzen Pfählen; hauptsächlich für Großwild; für Elefanten spitze Pfähle, die für Nashörner fehlen; Fallgruben für Nashörner auch mit dem den Nashornwechsel kennzeichnenden Häcksel abgedeckt; auf Rost auf Ruten gelegt; nur ausgehobene Erde verrät Vorhandensein einer Grube; in Nähe eines solchen Erdhaufens Vorsicht immer geboten;

Schlingen; Schwippgalgen, in kleinerer Ausführung von Kindern für Vogelfang, namentlich für Perlhühner, in größerer von Männern für Antilopen aufgestellt;

Fallspeere für Elefanten und Nashörner; vergiftet; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 11808; Wagogo in Ansiedlungen in Landschaft Lupingo am Westufer des Nyassa-Sees verwenden dieselben Fallen wie Wakinga und Nachbarn; vgl. unten Wakinga u. a. (106; I 242, II 296), (107; 32), (124; 435), (262; 290).

Usambara-Kilimandscharo-Gebiet.

Wadigo, Wambugu: in Steppen zahlreiche Fallgruben für größeres Wild (60; 125, 148); 8—9 Fuß tief, abgedeckt; besonders tiefe und weite Fallgruben für Giraffen (78; 232, II 99, 104);

Schwippgalgen wie bei Waschambaa (109; 80ff.).

Wapare, Wadschagga, Rombo: Fallgruben; oben rechteckig, 5 Fuß breit, 15—18 Fuß (6—8 m) tief, Wände sehr steil, glatt; Gruben aber doch keilförmig verjüngt; diese sehr großen Gruben hauptsächlich für Elefanten bestimmt; in Ebene mit Ästen und Gras, im Urwald mit Ranken und Humuserde abgedeckt; auf Decke Farne und Moose gelegt; unter diesem grünen Polster Grube unmöglich zu erkennen; Gruben vorzugsweise mit Längsachse in Richtung des Wechsels gelegt; ausgehobene Erde nicht aufgehäuft, sondern sorgfältig verteilt; Erfolg im allgemeinen nicht bedeutend; meist nur Kälber gefangen; in Gruben spitze Pfähle; Wadschagga jagen Elefanten nur mit Gruben; diese liegen am Fuße des Kilimandscharo am Übergang des Busches in sog. „Obstgartensteppe“, und zwar zumeist in Nähe des unteren Verbindungsweges, der von Taveta nach Kibonoto führt, oder auch angelegt im Urwald oberhalb der Kulturlandschaften an Pfaden, die durch Urwald nach dem oberen Verbindungswege führen; Höhendifferenz der unteren und oberen Gruben beträgt 1500—2000 m; daraus zu ersehen, wie weit ausgedehnte Wanderungen Elefanten im Kilimandscharogebiet unternehmen; besuchen ebensowohl Niederungen wie Hochland, trockene Steppe und dunklen, feuchten Wald; ersteigen also auch mühelos hohe Berge;

Fallgruben für größere Antilopen namentlich am Fuße des Kilimandscharo in Nähe des unteren Verbindungsweges, z. B. in Umgebung des Dschala-Sees, auch an oberer Grenze der Grasfluren, z. B.

oberhalb von Uru in 3150 m Höhe angelegt; Erfolg gering; Fallgruben für Wildschweine, namentlich für Flußschweine, liegen am äußeren Rande der Bananen-Schamben, sollen diese vor Einbrüchen der Schweine schützen;

Fallbaum-Totschlägerfallen; selten angewendet; hauptsächlich für Flußpferde;

Schwippgalgen für Klippschliefer;

Schwippgalgen für Mäuse; Schlinge in Holzzylinder angelegt; neben diesem Galgenholz; an dessen Ende eine in zwei Enden auslaufende Schnur angebunden; ein Schnurende geht durch zwei Seitenlöcher des Holzzylinders quer durch ihn hindurch, auf der anderen Seite durch Querholz festgehalten, das andere Ende bildet innerhalb des Zylinders Schlinge; an Rändern mit Lehm angeklebt, um sie offen zu halten; im Zylinder als Köder Maiskorn oder dgl.; wenn Maus an Korn will, muß sie Querschnur durchbeißen; dadurch wird Spannung der Schnur aufgehoben; Schlinge zieht sich um Maus zusammen; Schlittenauslösung mit Fadenverlängerung; vgl. Lips (1a; 170ff.);

Bodenschlingen für Kleinwild und kleine Antilopen; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 12 664/65;

Armbrustselbstschuß für Mäuse; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 12 643 (55; [73]; 297), (58; 17), (64; I 289), (100; 80ff. [Bild]).

Ukamba.

Wateita, Wakamba, Wakikuyu, Waruguru, Wapokomo u. a.: Fallgruben; für Groß- und mittleres Wild; für Schweine und Antilopen nahe Bananenschamben;

Schlingen; wahrscheinlich auch Schwippgalgen für Vögel und Kleinwild namentlich Klippschliefer, Ratten, Eichhörnchen; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 628;

Fallspeere für Elefanten (52; 114), (70; 384), (100; 80).

Wakuafi von Groß-Aruscha: Fallgruben für Nashörner; 3—4 m tief, 3 m lang, oben 1 m breit; keilförmig; in der Mitte bleibt ein Querfeiler stehen; gibt der Grube größeren Halt (90; I 163f.);

Schlingen, wahrscheinlich auch Schwippgalgen, und Fallen für Antilopen, Perl- und Frankolinhühner (68; 56, 58).

Stämme unter Wangoni-Einfluß.

Wassangu, Wamburru, Wambunga: Elefantenfallgruben; gut abgedeckt (106; I 287); gestrickte Netzbeutel; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 6112.

Mahenge-Wapogoro: Fallgruben für Antilopen;

Schlingen; Schwippgalgen für Ratten, Marder, anderes Kleinwild; zwei Stäbchen mit unterem zugespitzten Ende in Erde gesteckt; in der Mitte haben sie Kerbe zur Aufnahme zweier Querhölzer, die mit Bast horizontal befestigt; Galgenholz in einiger Entfernung errichtet, durch Spannschnur mit Spannholz herabgebogen; Schnur läuft in Schlinge aus, zwischen Pfosten senkrecht befestigt; Auslösung durch Drückerverlängerung; Schlinge schließt sich um Tier, drückt es gegen horizontale Querhölzer, da es zu breit, um zwischen ihnen hindurch mitemporzuzuschnellen; infolgedessen kann Galgenholz nicht in ursprüngliche Lage zurück; eingeklemmtes Tier hindert Spannschnur, so weit nachzugeben; Galgenholz bleibt immer noch gebogen, es besteht also noch gewisser Zug auch nach Auslösung, der Tier erdrosselt; Schwippgalgen

so aufgestellt, daß Pfosten über kleinem Hohlweg stehen, der für Tier bequemen Ein- und Ausgang darstellt, ihm aber erschwert, nach links oder rechts auszubiegen, sondern es gerade auf Stück Banane oder irgendeinen anderen unter Schlinge liegenden Köder zuführt (65; 200 [Bild]); vgl. Lips (1a; 170ff.);

Steinplatten-Totschlägerfalle für Raubtiere, Leoparden, Hyänen, Schakale, Hyänenhund (110; 502).

Wandamba: Rattenfalle; wahrscheinlich Schwippgalgen (125; Taf. 109, b 14);

Stein-Totschlägerfallen für Raubtiere (110; 502).

Stämme des Livingstone-Gebirges.

Wakinga, Wanindi, Wanena u. a.: viel Fallenjagd;

Fallgruben; keilförmig; abgedeckt; oft mit spitzen Pfählen; Größe nach Wildart; immer einige Meter tief; häufig zum Schutz der Pflanzungen gegen Wilschweine angelegt; aber auch für Flußpferde, Zebras, Antilopen; auch mit Zwangswechsel;

Schwippgalgen für Wühlmäuse; von Wakinga als Leckerbissen geschätzt, Maulwürde; Schlinge in Zylinder; dieser in Einfahrtsröhren der Baue gelegt; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 10683;

Schlingen für Vögel; Sprengel im System für Vögel; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 16553;

Schwippgalgen für Vögel, kleine Säuger und Antilopen; reusenförmige Schlupfröhren aus Rohr geflochten und aus Bambusstreifen hergestellt; Netzbeutel für Ratten und Mäuse;

Schlupfröhren aus Bambusstreifen mit nach innen gerichteten Stacheln versehen; diese nicht an gewöhnlichen, sehr ähnlichen, aber weit längeren Rattenfallen; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 8373; in letzteren Ratte erschlagen, nachdem Schlupfröhre hinter ihr zuge-drückt;

Schlupfröhren mit Stacheln auf Rattenwechseln im freien Feld niedergelegt, angebunden; einfache Schlupfröhren ohne Stacheln in Rattenlöcher gesteckt; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 10681;

Stein-Totschlägerfallen für kleines Wild; in größerer Ausführung für Antilopen und Schweine;

Schlagbaum-Totschlägerfallen für Raubtiere; meist Schlagbaum-fallen in größerer Anzahl an Durchlässen von langen, im Walde als Zwangswechsel errichteten Zäunen abwechselnd von der einen und der anderen Seite; Schlagbaum schräg in Gang aufgehängt; Gleitschlitten-auslösung (Netz);

Kastenfallen für Raubtiere, hauptsächlich Leoparden, und große Affen; von verschiedenartiger Konstruktion; immer mit Falltür am Eingang, fällt nach Auslösung von oben herab und schließt Kasten;

Vogelleim (110; 502), (124; 435, 451), (125; Taf. 106; a, b).

Kondeland-Stämme.

Wanyakyusa, Wakonde, Wanyassa, Waporoto: Fallgruben; meist zum Schutz der Felder gegen Wildschweine; auch mit Zwangswechsel (124; 374, 412);

Fallen; besonders für Raubtiere, Erdschweine, kleine Nager; Schlingen; Wakonde gebrauchen Wildschlingen in mannigfachen Formen, wahrscheinlich Dohnen, auch Schwippgalgen; andere Fallen im allgemeinen nicht angewendet;

-- Bodenschlinge für Laufvögel;
 reusenförmige Schlupfröhren aus Rohrgeflecht; vgl. Mus. f. Völkerk.
 Berlin III E 4867 (110; 502), (121; 78), (127; 112), (128; 122), (137;
 Taf. 34, 3).

Südwestliches Kongo-Becken.

Baluba, Mayakalla, Baschilange, Waguhha, Bakete, Balunda-
 Kalunda; mittlerer Kwango: Bapende, Bondo, Hollo u. a.:
 geschickte Fallensteller (211; 191);

Fallgruben; keilförmig, abgedeckt, 2 und mehr Meter tief; für mitt-
 leres und Großwild, Antilopen, Schweine, Büffel, Elefanten; häufig mit
 Zwangswechsel; Zäune aus Ästen, in Erde gesteckt; mehr als 1 km lang;
 Gruben an Durchlässen; in Gruben manchmal spitze Pfähle, doch selten;

Schlingen; Dohnen aus Rotangrindenfaser; auf der Erde oder in
 Bäumen angebracht; für Vögel, Affen;

Schwippgalgen für Maulwürfe und Ratten; Galgenholz steht neben
 Loch; Schlinge in Röhre hineingelegt; fängt in Körpermitte;

Schwippgalgen für Vögel, kleine Säuger, kleine Antilopen und
 Schweine; innerhalb eines niedrigen Doppelzaunes aufgestellt; Kopf- oder
 Beinfänger;

Fallen; Stein-, mit Steinen beschwerte Stabplatten- und Fallbaum-
 Totschlägerfallen mit Köder; meist innerhalb eines Doppelzaunes;
 Abstand der Wände 25—50 cm; in verschiedenen Größen; für Wild-
 katzen, besonders Zibetkatze, bis Leoparden;

reusenförmige Schlupfröhren für Feld- und Rohrratten; für Rohr-
 ratten vorn 0,40 m Durchm., 1—1,5 m lang, aus gespaltenen Blatt-
 stielen der Mapanda-Palme geflochten; auf Wechsel niedergelegt;

Fallspeere; hauptsächlich für Elefanten, Flußpferde, Büffel; 12 Fuß
 über dem Boden angebracht; Eichenbohle als Schaft; schwere Klinge;
 in leichter Ausführung auch für Antilopen;

Leimruten für kleine Vögel; an Baum oder in Sträuchern befestigt;
 rings um Grasfeld auch größere Anzahl von Leimruten in Erde gesteckt;
 Sperlinge und andere kleine Vögel, hier in ungeheurer Menge, bleiben
 in großer Zahl kleben; Jäger reißt gefangene Vögel von Ruten los,
 bricht ihnen Füße und Flügel, legt sie in Korb; Leim aus klebrigem Saft
 eines Baumes oder aus Öl, über Feuer verdampft, hergestellt (211; 213),
 (213; 189ff. [Bild]), (223; 128), (235; 194, 318), (236; 248), (262; 94, 101).

Bakwese, Ba-Huana u. a.: Fallgruben; hauptsächlich für Flußpferde
 (243; 15).

Kasembe's Reich, Msiri's Reich.

Wabemba, Wa'ussi, Walamba, Mbuga, Gramba, Walungu u. a.:

Fallgruben; auch für Großwild, besonders Elefanten, Flußpferde;

Schlingen, d. h. Dohnen für Vögel, auf Erdboden angebracht;

Schwippgalgen für Antilopen und Affen;

Fallspeere; hauptsächlich für Zebras; Klinge fällt dem Wild auf den
 Kopf (216; 225), (235; 318).

Kassongo's Reich.

Warua, Baholoholo u. a.: Fallgruben; auch mit Zwangswechsel; mehrere
 Kilometer lang; Gruben an Durchlässen; besonders für Antilopen;
 kreisrunde Fallgruben für Flußpferde; auf dem Boden zugespitzte
 Pfähle; an diesen vergifteter Pfeil befestigt;

Dohnen für Vögel, hauptsächlich für Webervögel; an Akazien-
 baumzweigen angebracht, an deren äußersten Spitzen Nester hängen;
 Schlinge rings um Nesteingang gelegt;

Dohnen auf dem Erdboden für Vögel; besonders für Reb- und Perlhühner; Dohnen zwischen Gärten aufrecht erhalten;

Schwippgalgen mit starker Lianenschnur für Wildschweine, Antilopen, Büffel; Fußfänger; Lianenschnur so fest, daß selbst von Büffel nicht zerrissen;

Schwippgalgen auch für Wildkatzen; besonders Ginsterkatzen; Halsfänger; Schlinge liegt rund um kleine Grube herum, in der sich die als Köder dienende Ratte befindet;

Kastenfalle aus starken Pfählen und Knüppelholz mit Falltür und Huhn oder Hund als Köder für Hyänen und Leoparden;

Stellnetz für Hasen; dieses Stellnetz nur für Hasenjagd gebraucht; über den Wechsel gespannt, an seitlich stehenden Gräsern befestigt; Hase läuft dagegen, verwickelt sich; Jäger nahebei in Deckung (248; 99).

Oberer Sankurru.

Bassonge, Bassongo-Meno u. a.: Fallgruben; 8 Fuß tief, spitze Pfähle, abgedeckt; auch für Elefanten;

Fallgruben für Antilopen und Wildschweine an den Durchlässen der um die Pflanzungen gezogenen Zäune;

Fallgruben für Leoparden auf dem Wege zum Viehkral; tief, eng, senkrechte Wände, mit spitzem Pfahl;

Dohnen; Schnur ca. 50 Fuß lang, an jeder Schnur 30 Schlingen; 20 cm über dem Erdboden angebracht; besonders für Bekassinen und Kiebitze; Schlingen aus Raphiafasern oder Büffelhaaren hergestellt, wenig elastisch, so daß sich Schlinge selbst aufrecht erhält; besonders auf Ufer- und Sandbänken am Lubfu aufgestellt; einzelne Schnüre laufen übereinander, kreuzen sich mehrfach, bedecken ganze Sandbank;

Schwippgalgen (235; 100, 194, 318), (240; 205), (252; 267).

Kassai-Lulua-Sankurru.

Bakuba, B.-Buschongo, B.-Bangongo (Bambala), Baschilele: Fallgruben für Antilopen, Wildschweine, Büffel, Elefanten; mit spitzen, im Feuer gehärteten Pfählen; mühsam hergestellte Fallgruben bringen wenig Beute ein;

Dohnen;

Schwippgalgen; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III C 23140; mit und ohne Köder; ohne Köder liegt Schlinge für kleine und große Vögel auf Erdboden rings um Grube von 5—6 Zoll Tiefe; Beinfänger; Gleitschlittenauslösung (1a; 170ff.); mit Köder für Vögel, Affen, Eichhörnchen auf Bäumen oder in Büschen so angebracht, daß auf dem Zweig entlang laufendes Tier mit Kopf in Schlinge geraten muß; erdrosselt; bei einer anderen für Vögel bestimmten Form des Schwippgalgens Schlinge 2 Zoll waagerecht über dem Erdboden durch Pföcke gehalten; Köder, in Steppe Maiskolben, im Walde Eierschalen, innerhalb Schlinge;

Schwippgalgen ohne Köder für kleine Säuger, namentlich Ratten und auch Vögel, auf dem Erdboden angebracht; Schlinge liegt innerhalb einer kleinen Doppelhecke; Halsfänger; Auslösung durch Drückerverlängerung (1a; 170ff.); Jäger locken Wild durch Pfiffe an; reusenförmige Schlupfröhren für Ratten; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III C 23082;

Netzfalle für Vögel; auf Baum vor einem Junge enthaltenden Nest angebracht; Jäger sitzt auf einem Ast im Laub verborgen und zieht

Netz mit Zugschnur über das Nest, wenn die Alten gekommen sind; lockt sie herbei, zuerst mit Schellenlärm, dann durch Nachahmung des Geschreis der Jungen mit Vogelpfeife aus rundem, in Mitte durchlöchernten Samenkorn; hält Vogelpfeife zwischen Lippen, während er Luft einzieht (235; 194, 318), (250; 405), (252; 142f. [Bilder]), (261; 217, 341).

Bakuba am Okavango (den Betschuanen untertan): Fallgruben auf Uferbänken;

Fallen (168; 290).

Stämme nördl. Urua bis zu den Fälen.

Manyema, Wahorohoro, Waregga, Wassongola, Bakumu u. a.: geschickte Fallensteller; Fallgruben; abgedeckt; keilförmig, mit Pfählen; auch für Elefanten; Fallspeere mit dreieckiger, sehr scharfer Klinge für Elefanten; statt eiserner Klinge gebrauchen namentlich Manyema auch hölzerne Speerspitze;

Schlingen;

Schwippgalgen verschiedener Größen; Kopf-, Fuß-, Halsfänger;

Rahmen mit Schlingen für Vogelfang; Rahmen horizontal aufgehängt oder vertikal aufgestellt;

Fallbaum-Totschlägerfallen; Fallbaum hängt waagrecht; Auslösung durch Schnüre, d. h. Drückerverlängerung durch gespannte Fäden; vgl. Lips (1a; 170ff.);

Leimruten für kleine Vögel; Leim aus Saft einer Schmarotzerfrucht gewonnen; Frucht hat Melonenform, wächst auf Stamm gewisser Bäume (94; II 158), (218; 177), (219; 122), (235; 318f.), (249; I 205), (255[403]; 45).

Uferstämme des mittleren Kongo und nördliche Nachbarn.

Wagenia, Tofoke, Lobale, Bazoko, Wapai u. a.: Fallgruben; auch für Elefanten; 3—5 m tief; abgedeckt; spitze Pfähle;

für Wildschweine und Antilopen in kleinerem Ausmaß;

Fallspeere (235; 120, 318), (253; 198), (257; 122f.).

Ababua: Fallgruben; 2—5 m tief, keilförmig; abgedeckt; für Antilopen, Busch- und Wasserböcke; auch für Okapi; auch für Raubtiere, besonders Leoparden und Elefanten; Fallgruben auch in langen Reihen auf mehrere 100 Meter hin zu Systemen vereinigt; mit Zwangswechsel, 2—3 km lange Zäune aus 1,5 cm dicken und 1,20 m hohen Stangen, auch aus Rohr oder Zweigen, mit Flechtwerk verbunden; alle 100 m Zaun auf Länge von mehreren Metern verdoppelt, so daß Gang entsteht, an dessen Ende Grube liegt oder auch Schlinge angebracht ist; Gruben und Schlingen in bestimmten Zeitabständen nachgesehen;

Schlingensystem für Vogelfang; viele Schlingen nebeneinander an einer starken, an Spitzen zweier Stangen befestigten Schnur; vgl. unten Banza;

Schwippgalgen für Vögel, kleine Säuger und Antilopen; auch für das Okapi (228; 208ff.), (230; 34, 197 [Bild]), (235; 318), (249; I 137, 139), (257, 122f.).

Babali, Bangwa, Mongelima, Mabendja, Bapoto, Mogwandi, Maginza u. a.: Fallgruben für mittleres und Großwild, Antilopen, Wildschweine, Büffel, Nashörner, Elefanten; keilförmig; oben 1,50 m breit, 3 m lang, unten 0,75 m breit, 1,50 m lang; 2—3 m tief; am Boden spitze Pfähle oder Lanzen;

Schlingen; Dohnen für Feldratten, Kaninchen, Eichhörnchen, kleine Affen; Schlinge zwischen zwei Stäben aufgestellt; Halsfänger;

Schlingensystem für Vogelfang; vgl. oben Ababua, unten Banza;
Schwippgalgen für Vögel und kleine Säuger;
reusenförmige Schlupfröhren;

Fallspeere für Elefanten, Nashörner, Büffel; sehr scharfe, spatenförmige Klinge; Fallspeere einzeln oder im System angebracht; meist mit Zwangswechsel aus zwei festen Palisadenwänden links und rechts vom Wechsel, ziemlich langer Gang vor Falle; bei Fallspeeren, zu 2 oder 3 im System vereinigt und zwar nebeneinander, parallel zur linken oder rechten Wand oder auch zu beiden Wänden je eine zweite Wand gezogen, so daß 2 oder auch 3 Gänge entstehen, die jeder unter Speerfalle hindurchführen (212; 30), (229; 283), (230; 197 [Bild]), (234; 354 [Bild]), (235; 79, 153, 318), (249; I 137, 139), (256; 181), (257; 122f.).

Sudanische Ubangistämme.

Banza u. a.: sehr große Fallgruben auf Wechsel von Raubtieren; senkrechte Wände, 2 m tief und 2 m lang; abgedeckt; auch für Großwild (235; 100), (256; 181);

Vogelschlingensystem; 2 Stangen, 8—10 m lang, oben gegabelt, in Entfernung von 100—150 m tief in Boden gerammt, mit Stützen versehen; zwischen ihnen läuft lange, starke, aus mehreren Enden zusammengesetzte Lianenschnur, in gleichen Abständen von 10—20 cm mit Knoten oder Dornen versehen; an diesen hängen Schlingen und zwar in Reihen von 2—3 übereinander; Schlingen aus geschmeidiger, sehr dünner Pflanzenfaserschnur (*Raphia-Palme*); wenn genügend Vögel gefangen, Lianenseil an der einen Stange gelöst, herabgelassen, so daß Beute leicht aus Schlingen zu lösen; an geeigneten Plätzen, namentlich am Wasser, 50—60 solcher Systeme aufgestellt, die zusammen etwa 40000 Schlingen tragen (227; 148), (230; 34, 197 [Bild]).

Buaka: Fallgruben; keilförmig; mit Pfählen, auch mit Zwangswechsel; konvergierender Doppelzaun;

Schlingen; Dohnen aus Roßhaaren; mit Tonkugeln an eingegrabenen Schnüren befestigt; für Sperlinge und andere kleine Vögel; Vogelfang der Kinder; vgl. oben Schua;

Vogelschlingensystem; vgl. oben Banza;

Fallen in Irrgartenform für Vögel; aus Strohhalmen mit 2 Kammern errichtet; vgl. oben Schua;

Dohnen und Schwippgalgen für Ratten, Ameisenscharrer, Sandwarane, Schlangen, Hühnervögel und Hasen;

Schlagbaum-Totschlägerfalle mit Gang; auch Platte aus Flechtwerk mit Steinen belastet; besonders für Kleinwild;

Schlingen und Fallen mit Zwangswechsel; konvergierender Doppelzaun;

Netzfallen; feine Netze für Kleinwild in bestimmten Abständen an kleinen Pfählen befestigt und über Wechsel gespannt;

Netzbeutelfallen für Nager; vor Löcher gelegt;

reusenförmige Schlupfröhren für Ratten;

Leimruten für Vögel; für Wasserflugwild mit entenförmiger Attrappe; vgl. oben Schua (227; 148), (235; 153), (245; 44 [Bild]), (265; 461ff.).

Mandja und Unterstämme, Banziri u. a.: Fallgruben für Elefanten, Büffel, Antilopen, Wildschweine, Stachelschweine, Raubtiere; abgedeckt mit Gras oder Erde auf Rost; 1—2 m lang, 0,25—0,50 m breit; mehrere Fuß tief; senkrechte Wände; gefangenes Wild mit Keule getötet; Gruben in den verschiedenen Wildarten entsprechenden Größen in großer Menge auf Wechseln angelegt;

Schlingen; Vogelschlingensysteme; vgl. oben Banza;

Fallen; vgl. oben Buaka, Schua (212; 103, 105), (224; 199ff.), (227; 148), (229; 283), (235; 153, 318), (265; 461ff.).

Mittel-Kongo-Völker.

Bangala-Boloki, Balui: Geschickte Fallensteller; Jagd mit Fallen und Gruben hauptsächlich aber nur von weniger tapferen Männern oder solchen, die gerade keine Waffen besitzen, betrieben;

Fallgruben für Elefanten u. a.; besonders Wildschweine; auch im System zu mehreren nebeneinander; breite, tiefe Gruben; selten Erfolg;

Bodenschlingen für Perlhühner; vor Umzäunung aus Stöcken, in rechteckiger Anordnung in Erde gesteckt, angebracht;

Schwippgalgen mit Köder für Vögel, hauptsächlich für Perlhühner, und kleine Säuger; auch für Antilopen und Schweine; Schlinge fängt in Körpermitte;

reusenförmige Schlupfröhren;

Fallspeere; mit und ohne Zwangswechsel; überdeckter Gang aus Eichenbohlen vor Fallspeer (210; 301 [Bild]), (229; 283), (235; 79, 318), (238; 163f.), (258; 123), (259; 229f.).

Babangi: Fallgruben für Groß- und mittleres Wild;

Schlingen in Erdnußpflanzungen für Reb- und Guineahühner aufgestellt;

Fallspeere für Elefanten und Flußpferde; diese Fallspeere nicht von Babangi selbst, sondern von Bambala hergestellt; Babangi müssen den Bambala dafür einen Teil des Fleisches abliefern (235; 318), (251; 138), (259; 229f.).

Kongobogen-Lukenie.

Bankundu, Bakutu: reusenförmige Schlupfröhren für Ratten (235; 79).

Bokote (Wangata): Fallgruben; 2—2,50 m tief; oben 0,60 m breit, 1,80—2 m lang; abgedeckt; spitze Pfähle (220; 468), (221; 24f. [Bild]), (235; 100);

Bankutu, Lessa, Imoma, Basenga u. a.: Fallgruben für Elefanten u. a.; abgedeckt; mit spitzen Pfählen und Speeren; auch mit Zwangswechseln; Gruben in Gehölzen und auf der Ebene angelegt; um Pflanzungen zum Schutz gegen Wildschweine Zäune gezogen, an deren Durchlässen Gruben;

Schlingen für Vögel und kleine Säuger;

Vogelleim;

Fallspeere für Elefanten, Flußpferde, Büffel; Fallspeere und Gruben für Flußpferde besonders viel am Lukenje (208; 197), (235; 318), (254; 496), (259; 229f.).

Stämme westl. vom Kongo; Ubangi bis Stanley-Pool.

Bateke, Bascheke, Babuala, Bansinik u. a.: sehr geschickte Fallensteller; Fallgruben für Elefanten, Antilopen u. a.; 15—20 Fuß tief, abgedeckt; meist fangen sie Hyänen und Wölfe; verhungern in Grube;

Fallen verschiedener Art;

reusenförmige Schlupfröhren für Ratten (211; 191, 213), (212; 30), (229; 285), (231; 34), (235; 79, 318), (259; 229f.).

Westl. Bateke: besonders geschickte Vogelsteller; viele Fallen für Vögel; Leimruten in Menge benutzt (94; II 380).

Unterkongo.

Bakongo, Kabinda, Bavili, Mayumbe u. a.: viel Jagd mit Fallen und Schlingen; häufig sogar dem Pirschgang und anderen Verfahren vorgezogen; Fallgruben; abgedeckt; mit Pfählen oder Speeren; für Elefanten, Flußpferde, Antilopen, Wildschweine; in der Grube gefangene Elefanten aus nächster Nähe abgefangen;

Schlingen;

Schwippgalgen in verschiedenen Größen; auch mit Hecken als Zwangswechsel; stehen an Durchlässen in Zwischenräumen von 10 zu 10 m; Zwangswechsel erstreckt sich auf Entfernung von 400—500 m längs der Wege in Nähe der Dörfer; Schwippgalgen für Vögel, kleine Säuger, besonders Ratten, Antilopen und Wildschweine; Halsfänger; Schwippgalgen auch mit spitzem Korbgeflecht versehen, in dem Schlinge angebracht; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III C 8125;

Schlingensystem in Rahmen für den Vogelfang; in der Nachbarschaft eines Gebüsches, in dem Vögel in großen Mengen Nacht verbringen, aufgestellt; Vögel fangen sich im Fluge; Schlingen hängen an Lianenstricken, die von den am Waldrand stehenden Bäumen aus etwa 15—20 Ellen weit zu den dort in die Erde gerammten hohen Stangen führen; Schlingen selbst aus Fasern feinerer Schlingpflanzen; vgl. oben Banza;

Fallen verschiedener Art für Antilopen;

reusenförmige Schlupfröhren und Netzbeutel für Ratten und Mäuse; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III C 19357;

Kastenfalle mit Köder für Krokodile; ein Platz von ca. 3 m Länge und 1 m Breite mit Pfählen von halber Manneshöhe eingezäunt; Seitenwände und das nach dem Lande zu liegende hintere Ende mit Brettern vernagelt, mit Zwischenräumen übereinander angebracht; Zugang vom Fluß aus bleibt offen, ist aber mit Falltür versehen; bei Dunkelwerden Ziege am hinteren Ende angebunden; an ihr ein nach der Falltür führender Strick befestigt; Krokodil durch Meckern der Ziege angelockt, zerrt an Ziege, zieht damit Falltür zu;

Korbbaumfalle mit Falltür für Affen;

Baumschlingenfalle für Affen und Eichhörnchen; zwischen 2 Bäumen an passenden Ästen Stange gebunden, auf dieser kleiner, aus Zweigen hergestellter Verschlag errichtet; in ihm Schlinge; wenn Affe oder Eichhörnchen auf der Stange von einem Baum zum anderen laufen wollen, passieren sie den Verschlag, fangen sich in Schlinge;

Vögel und Affen meist in Fallen gefangen, um Pulver zu sparen;

Gewehrselbstschuß mit Köder für Leoparden; in Gang aus Pfählen aufgestellt; meist mehrere Gewehre angebracht;

Fallspeere für Antilopen, Flußpferde, Elefanten;

Hyänen in Gruben gefangen, wenn sie Gräber aufwühlen, um an Leichen zu gelangen (?); in Grube mit Lasso an Vorderläufen gefangen, herausgezogen (?) (3; I 24), (199; II 56, 129, III 222), (200; 32), (201; 674 [Bilder]), (211; 213), (215; 110), (229; 283), (230; 197), (235; 55, 67, 318), (239; 168, 170), (252; 143), (257; 146), (259; 229f.), (260; Kap. 17).

Gabun-Stämme.

Aschira, Itschogo, Ivea, Nkomi, Orungu, Mpongwe, Benga, Ininga, Okande, Apinschi, Bakelle u. a.: Fallgruben; abgedeckt; für Elefanten, Flußpferde, Büffel, Antilopen, Wildschweine, besonders Pinseloherschweine, Warzenschweine; Fallgruben auch für Gorillas;

Fallgruben für Großwild 8 Fuß lang, 6 Fuß breit, 10 Fuß tief; auf dem Boden spitze Pfähle, auch X- oder V-förmige Gestelle;

Elefantenfallgruben selten; vgl. unten Pangwe;

Schlingen;

Schwippgalgen; auch in Systemen zu vielen hintereinander an Durchlässen der als Zwangswechsel dienenden, über 400—500 m erstreckten Hecken in Zwischenräumen von 10 zu 10 m aufgestellt; meist längs der Wege in Nähe der Dörfer; Auslösungsvorrichtung etwas verschieden von der der Schwippgalgen bei Bavili; Auslösung durch Drückerverlängerung; manchmal die das Galgenholz herabziehende Liane einfach in der Erde befestigt, so daß vorüberwechselndes Wild sie losreißen oder zernagen kann; besonders für Nager und Vögel bestimmt, die Futter im Laufen suchen; vgl. oben Bavili, unten Pangwe;

Kastenfallen mit Ziege als Köder für Leoparden; starke Stöcke fest und dicht nebeneinander in die Erde gesteckt, in 2 ca. 2 Fuß voneinander entfernten Reihen; hintere Schmalseite in derselben Weise mit Wand verschlossen; vordere bleibt offen; Stöcke mit Weinreben fest zusammengebunden, weitere Stöcke kreuzweise als Dach über obere Öffnung gelegt, an Seitenwänden fest angebunden; am hinteren Ende des Kastens lebende Ziege als Köder; wenn Leopard in Kasten gekrochen, findet er nicht wieder hinaus, da er nicht darauf kommt, sich rückwärts zu bewegen (?); zum Wenden ist Raum zu eng; Kastenfalle ohne Tür auch für kleine Antilopen und andere kleine Waldtiere; viele Kastenfallen dieser Art auch im System eine neben der anderen und alle mit der Öffnung nach einer Seite in bestimmten Abständen in Ausdehnung von über einer engl. Meile aufgestellt; das Wild geht hinein, findet aber nicht wieder hinaus;

Fallspeere für Elefanten; vergiftet; meist an Dorfrändern aufgestellt;

Fallspeere in kleinerer Ausführung für Antilopen und Wildschweine, namentlich für Pinselohrschweine; vgl. unten Pangwe (201; 674 [Bilder]), (202; 437, 442), (232; 232, 312, 421), (233; 83 f., 157 ff., 160, 166), (242; 222).

Pangwe: früher sehr viel Fallen, Schlingen und Gruben angewendet; neuerdings mehr Pirschgang mit dem Gewehr;

Fallgruben; schmal, rechteckig, keilförmig; über 3 m tief; mit Zweigen und welkem Laub abgedeckt; überall im Walde angelegt; rechts und links von Wegen und auf Wildwechseln; besonders für Pinselohr- und Warzenschweine, Antilopen;

für Großwild 8 Fuß lang, 6 Fuß breit, 10 Fuß tief; seltener für Elefanten, häufiger für Büffel und Flußpferde angelegt; auch für Gorillas; nur Fallgruben für Gorillas mit spitzen Pfählen besetzt; im übrigen Fallgruben mit spitzen Pfählen nur für Krieg angelegt (?); innerhalb der Fallgruben für Antilopen und Schweine meist Stangen X-förmig über Kreuz mit einem Längsbalken, der in Höhe der Kreuzungsstellen durch ganze Länge der Grube reicht, oder V-förmig, d. h. von den Seitenrändern zur Bodenmitte hin angebracht; Fallgruben gewöhnlich von je 2 Leuten angelegt; der eine gräbt, der andere trägt Erde fort; Hersteller einer Grube sind auch Eigentümer;

vor beiden Enden der abgedeckten Gruben je 2 Baumstämme auf Stützen waagrecht angebracht, die vorden Schmalseiten niedrige Barriere bilden; vor dieser Barriere auf beiden Seiten als Zwangswechsel belaubte Baumzweige an niederen, in die Erde gesteckten Bogen befestigt, durch diese aufrecht und ausgespreizt gehalten;

Schlingen; 3 Arten zu unterscheiden; Bodenschlinge, Baumschlinge, Zugschlinge;

Bodenschlinge besonders auf Wechsel des Zwergböckchens angebracht, befestigt an Querholz, das auf 2 gut versteckten Gabelstützen

liegt; in dieser Bodenschlinge auch Perl-, Frankolinhühner, Nachtrallen erbeutet;

Baumschlingen in größerer Anzahl im System auf Bäumen angebracht, deren Früchte gern von Vögeln gefressen werden; wirken als Dohnen selbsttätig; hauptsächlich darin Nashornvogel und blauer Haubenturako gefangen; zuweilen fängt sich auch eine Meerkatze;

die aus starker Pflanzenfaserschnur hergestellte Hand- oder Zugschlinge hauptsächlich für Papageien bestimmt; besteht aus einer, um einen Ast gelegten, mit einem Ende hier befestigten gleitenden Schleife; freies Ende hängt bis zur Erde herab, wo es Jäger hält; sobald Papagei Kopf durch Schlinge steckt, zieht Jäger sie zu; Papagei dadurch an Ast geschnürt, leicht zu greifen; diese Zugschlinge besonders in dicht belaubten Myrianthusbäumen angebracht, deren Früchte Papageien lieben und die dem Jäger leicht Deckung bieten; meist befassen sich Knaben mit Papageienfang; für Männer gelegentliche Kurzweil;

Bodenzugfallen; 9 verschiedene Arten; 3 über Grube errichtet, 6 ohne Gruben; außerdem besondere Frankolinfall und 2 verschiedene Fallen für Ratten, Mäuse, andere kleine Nager;

Baumzugfallen; je eine für Vögel, Halbaffen und Eichhörnchen; die meisten dieser verschiedenen Formen von Zugfallen sind Schwippgalgen;

Bodenzugfallen im allgemeinen für größeres Wild berechnet; unterscheiden sich voneinander nur durch kleine Verschiedenheiten in Form und Aufstellung, namentlich durch Vorhandensein oder Fehlen verdeckter Grube;

die 3 Bodenzugfallen mit Grube alle einander sehr ähnlich; erste ist ein Schwippgalgen; Schlinge bei diesen großen Fallen aus Raphia-Piassava gedreht; Schlinge vor Grube zwischen den 2 Haltestöcken aufgestellt; außerdem durch Strick mit oft doppeltem Galgenholz verbunden; über die Grube auf Klemmstock Stöcke gelegt; das Ganze, vor allem Grube mit Stöcken und der am Boden liegende Teil der Schlinge sorgfältig mit trockenem Laub abgedeckt; über das Ende des Galgenholzes dort, wo Klemmtau und Schlinge befestigt, noch besonders ein trockenes Blatt gebunden; Plattformauslösung; Wild an Galgenholz gedrückt, erdrosselt, während es noch halb in Grube hängt; je nach Stärke diese Falle geeignet für Antilopen, Wildschweine, kleinen Leoparden, Zibeth- und Ginsterkatzen;

bei zweiter Art geringer Unterschied von der ersten; hier Schlinge bei Klemmer an Klemmertau geknüpft und unter Haltestock durchgeführt, außerdem direkt auf die Erde gelegt; daher Lauffänger; dritte Art durchaus identisch mit erster, nur kleiner, hauptsächlich für Fang von Quastentachlern, d. h. Erdstachelschweinen bestimmt; von Knaben aufgestellt, zur Beschaffung der als kleine Angelhaken gebrauchten Stacheln; aber auch Zwergböckchen und Perlhühner darin gefangen;

bei den 6 Arten der Bodenzugfallen ohne Grube Auslösung in anderer Weise als bei Zugfallen mit Grube bewirkt;

die beiden ersten Arten sind Schwippgalgen; Wild stößt hier wie bei Speerfallen für Großwild gegen Schnur, die Verlängerung des Klemmerstockes bildet, oder gegen diesen selbst; statt des elastischen Galgenholzes oft fester Galgen angebracht; Auslösung durch einfache Drückerverlängerung oder bei Drückerverlängerung durch gespannten Faden;

zweite Art lediglich für Spitzotter bestimmt; beruht auf geschickter Ausnutzung des Umstandes, daß Spitzotter Losung immer an ganz bestimmten Stellen am Ufer absetzt; solche Stelle im Halbkreis mit Zaun umgeben, während Schlinge und dahinter Verlängerung des

Klemmstockes freie Seite abschließt; Auslösung durch Drückerverlängerung;

dritte Art ist eine Bodenschlinge; Wild muß unter der in Form eines hohen Galgens errichteten Auslösevorrichtung durchschreiten, berührt dabei die von Mitte des Klemmstockes (oben) nach einem in Boden gesteckten Pflock gespannte Schnur und löst aus; auch bei dieser Falle gänzlichcs Zurückschnellen der Schlinge durch Haltetaue verhindert; Auslösung bei Drückerverlängerung durch gespannten Faden; hauptsächlich für Antilopen bestimmt;

vierte Art ein Schwippgalgen; immer an kleiner Bodenerhebung errichtet, diese unter ihr ausgehöhlt; auf Boden der kleinen Höhle Ratte als Köder; die Schlinge und das am Klemmstock angebrachte, um Ratte gebundene Tau durch Loch in der Decke geführt; Auslösung durch gespannten Faden; diese Falle vor allem für Ginsterkatzen; Felle beliebte Schmuckstücke; in ihr aber auch häufig Fleckenroller, Zierroller, Zibetkatzen gefangen; Wild durch Auslegen von toten Ratten zunächst vor der Höhlung, dann in dieser selbst an die Stelle geködert, ehe Falle errichtet; wenn möglich, Höhle des Wildes selbst benutzt;

fünfte Art ein Schwippgalgen in Bogenform; für Feldmäuse, andere kleine Nager; in Art der Spitzotterfalle vor eingezäuntem und mit Köder (Kassave) belegtem Platz errichtet; mit dieser Falle auch der „Hühnerräuber“ oder „Hühnerfresser“, *dryotriorchis batesi* (vgl. Brehms Tierleben, „Vögel“, Bd. VII, S. 303) gefangen; wenn dieser Huhn geschlagen und es auf der Flucht vor herbeieilenden Menschen wieder fallen gelassen hat, schnell Falle errichtet, Huhn als Köder; Vogel kommt häufig zurück, um Beute zu holen, fängt sich in Falle;

sechste Art gleicht der fünften; nur fehlt Umzäunung; für Tauben, Perlhühner, Frankoline, Nachtrallen bestimmt;

besondere Frankolinifalle ist ein Schwippgalgen mit flacher Grube; Auslösung hier allein durch den Klemmer bewirkt; Drücker fehlt; Schlingenschnur unmittelbar am Klemmer befestigt; Kopffänger; Schlinge um Grube herumgelegt; um und in Grube ein paar Maiskörner als Köder gestreut; außer Feldfrankolinen auch Tauben in dieser ebenso einfachen wie ergiebigen Falle gefangen;

zuweilen auch weit verlaufene, nicht zurückkehrende Haushühner mit einer zu diesem Zweck besonders errichteten, derartigen Falle eingefangen; dazu auch Blatt-Tüte, in die Maiskorn gelegt ist, benutzt; Huhn stülpt sich Tüte über den Kopf, gegriffen, ehe es sich wieder frei machen kann;

zwei Schwippgalgen in Bogenform für Ratten, Mäuse und andere kleine Nager; erste Art am meisten benutzt; Galgenholz an waagerecht verlaufendem Lianenstück oder an Ast angebunden; unten an Galgenholz als Köder Kassave gelegt, über das Ganze Blatt-Tüte gestülpt; weitere, auf die Liane gelegte Kassave lockt Tier auf den Weg nach der Falle; Auslösung durch Drückerverlängerung; vgl. Lips (1a; 186ff.); diese Falle besonders im Walde aufgestellt, dient aber auch im Hause zum Fang von Ratten;

bei zweiter Art an einem Ende des Galgenholzes Blatt-Tüte angebracht; durch sie zwei am anderen Ende angeknüpfte Schnüre an verschiedenen Stellen hindurchgeführt; vordere Schnur als Schlinge um Öffnung der Tüte gelegt, hintere soll Galgenholz spannen, wird durch das dafür durchbohrte Ende desselben gezogen, dahinter durch Knoten festgelegt; hinter Halteschnur Stück Kassave auf Stöckchen gesteckt; um zum Köder zu kommen, nagt Tier Halteschnur durch, Galgenholz schnell zurück, Schlinge zieht sich zu; Ratte an oberen Teil der sehr festen Blatt-Tüte gedrückt, erdrosselt;

Bodenzugfallen namentlich für Perl- und andere Hühner an Durchlässen von Hecken als Zwangswechsel in größerer Anzahl aufgestellt; sehr häufig angewendete Baumzugfalle für kleinere Vögel ebenfalls ein Schwippgalgen; als Galgenholz lebender Zweig benutzt; der bei den anderen Zugfallenarten freie Drücker hier in Gabelung eines Halters festgeklemmt; auch Einrichtung der aus 2 aus Stengeln bestimmter Pflanze hergestellten Schnüren bestehenden Schlinge hier anders als sonst; beide Schnüre am Ende zusammengeknotet, oben an dem zurückgebogenen Zweig angebunden; dünnere Schnur unten um den Zweig geschlungen und etwas höher lose an die Schlinge geknotet, so daß sie auf ihr verschiebbar ist; Enden der Schlinge um den Klemmstock gelegt; Köder auf dem Drücker angebunden; Vogel, auf dem Drücker sitzend, drückt diesen unter dem Klemmer heraus, Schlinge zieht sich zu, indem Zweig nach oben schnellte; Vogel meist lebend gefangen; Fußfänger; Auslösung durch Drückerverlängerung; vgl. Lips (1a; 170ff.); diese Falle meist von Knaben errichtet; fängt nur kleinere Vögel; als Köder für Honigsauger verschiedene Arten von Blüten, für Webervögel ebenfalls verschiedene Blüten und Gräser, für Nachtigallen und verwandte Arten hauptsächlich Pfefferkörner; auch verschiedene Bartvogelarten, Tauben, Glanzstare und Nashornvögel gefangen; als Köder Feigenarten; diese Baumzugfallen überall aufgestellt, wo genannte Vogelarten häufig, in bestimmten Gebüscharten, auf lichten, von den bevorzugten Bäumen bestandenen Plätzen im Walde; wenn sich ein Junge Mühe gibt, bei der Falle gut aufpaßt, bis zu 10 Vögel an einem Tage gefangen; Beute der Mutter gebracht; behält größere Vögel, wie Tauben u. a., für sich, läßt kleinere den Kindern;

sehr künstlich und fein ausgedacht Baumzugfalle für Halbaffen; Schwippgalgen; an einem über eine Lichtung gelegten Baumstamm angebaut; am Galgenholz zwei Schlingen; ein Stück Raphiablattstiel mit einem Ende in die Erde gesteckt, am anderen gespalten und so unter einen Ast des liegenden Baumstammes geschoben, daß Ast im Spalt liegt; beide Hälften miteinander verschnürt; oberhalb des Stammes jedes der beiden Gabelenden zu 5 Zinken eingeschnitten, von denen mittelste ein ganzes Stück länger gelassen ist als die übrigen; beide Mittelzinken durch Stock miteinander verbunden, bilden so Galgen für Klemmvorrichtung; zwischen obere Enden der Zinken Querstücke geklemmt, fest verschnürt; Auslösung durch Gleitschlitten; Netz aus Schnüren; die ganze Falle reichlich mit trockenem Laub abgedeckt; Affe klettert über Baumstamm, um von der einen Seite der Lichtung zur anderen zu gelangen, gerät dabei in Falle; diese arbeitet oft so gut, daß Affe von beiden Schlingen zugleich erfaßt wird; Falle vornehmlich für nächtlich lebende Halbaffen, Spitznagelmaki, Stumpfnagelmaki, Zwergmaki sowie für Fleckenroller bestimmt; immer in lichter Gegend, z. B. dort, wo sich längs des Weges Buschstreifen hinzieht, durch den Halbaffen hindurchwechseln, aufgestellt; in den Buschstreifen Bresche geschlagen, quer über sie der für die Aufstellung der Falle erforderliche Baumstamm gelegt; meist werden 3—7 Fallen nebeneinander aufgestellt; größere Fallen derselben Art mitten im Walde über Wegen oder Lichtungen für Meerkatzen errichtet;

besondere Baumzugfalle für Eichhörnchen; Schwippgalgen; als Galgenholz dient Zweig, mit Liane bogenförmig nach unten gezogen; das andere Ende der Lianenschnur an Stellhölzchen befestigt; dieses durch Gerte gegen unteres Ende des Galgenholzes gedrückt; an Gerte als Köder Mandel oder Stück Maniok befestigt; weitere

Lianenschnur verbindet beide Enden des Galgenholzes, bildet dabei gleitende Schleife, auf der dem Köder benachbarten Seite offen; gleitende Schleife und Köder in Blatt-Tüte verborgen; Eichhörnchen muß Kopf in Schlinge stecken, um zum Köder zu gelangen; Auslösung durch Drückerverlängerung; diese Falle hängend an einem Zweig angebracht;

Totschlägerfallen; 7 verschiedene Abarten; als Totschläger Fallbaum in einem aus Baumstämmen oder Zweigen errichteten Gang oder auch ohne Gang in schräger Lage auf Stütze ruhende, mit Lehmklumpen oder Steinen belastete Platte;

erste Art in Verbindung mit Zwangswechsel; hat meisten Erfolg; daher am häufigsten angewendet; als Zwangswechsel dienendes Gatter läuft meist an Wegen entlang oder auch durch ausgedehnten Waldabschnitt; nebeneinander eingeschlagene Stöcke, dicht aneinander oder in größeren Zwischenräumen stehend; in letzterem Falle mit Blättern verschiedener Bäume, meist der Raphia- oder Sumpfpalme verflochten; in bestimmten Abständen Durchlässe, an diesen Fallen aufgestellt; senkrecht zum Gatter der Gang aus dicht nebeneinander eingeschlagenen Stöcken errichtet; der vordere oder einer der vorderen Stöcke läuft in Gabel aus; in dieser ruht der den Fallbaum in einer Schlinge tragende Hebel; Auslösung durch Drückerverlängerung; Drücker reicht durch Gatterstäbe frei in den Gang; hier durch Laubwerk, über giebelförmig geknickte Stäbe gelegt, abgedeckt;

diese Schlagfalle in verschiedenen Ausmaßen je nach Größe des Wildes; trotz der großen durch Gatter erfordernten Arbeit meist nicht von allen Dorfbewohnern gemeinschaftlich, sondern nur von zwei Männern hergestellt; in kleinerer Ausführung besonders für Hamsterratten, Quastenstachler, Eichhörnchen, Zwergantilopen, in der Nähe von Gewässern für Hirschferkel, ferner für einige am Bodenlebende Vogelarten, wie Tauben, Perlhühner, Frankoline, Drosseln, Nachtrallen bestimmt; auch Nilwarane geraten gelegentlich hinein; mit größeren Ausmaßen fängt sie Wildschweine, namentlich Warzenschweine, mittlere und selbst große Kuhantilopen;

bei zweiter Art fehlt Gatter, daher Köder erforderlich; für Halbaffen, Fleckenroller Bananen, für Ginsterkatzen tote Ratten, für Palm-, Hamsterratten, Quastenstachler bestimmte rote, aprikosengroße Baumfrüchte, Kassave, für Eichhörnchen, Feldmäuse Kassave, für Warzenschweine, Antilopen Maniok, rote Baumfrucht von Nußgröße;

dritte Art völlig identisch mit zweiter, aber nur neben nieder gebrochenen Baumstämmen, an denen Wildwechsel entlangziehen, aufgestellt, erfordert hier natürlich keinen Köder;

vierte Art Zusammensetzung zweier Schlagfallen; diese beiden Fallen an kleinem, viereckigem, bis auf zwei Durchlässe eingezäuntem Platz, in dessen Mitte bestimmte Früchte als Köder gelegt, so aufgestellt, daß eine nach vorn, die andere nach hinten offen; Wild, Hamsterratten, Quastenstachler, Streifeneichhörnchen, Mäuse, sieht Früchte durch Einzäunung hindurch, sucht nach Eingang, gerät in Fallen;

lediglich für Ratten fünfte und sechste Art;

fünfte von außen gegen Rattenlöcher an Hausecken angebaut; an Spitze des in den Gang eingeführten Drückers Köder angebunden; Auslösung durch Drückerverlängerung;

die sechste Art äußerlich ganz anders als alle bisher beschriebenen; gehört aber doch zu derselben Gattung; bei ihr zwei Hebelsysteme vereinigt, tragen zusammen Schlagbalken, sind in einiger Höhe über

dem Boden angebracht; halber Raphiastengel mit Schnittfläche nach oben waagrecht auf Hauswand gebunden oder senkrecht zu ihr und frei in den Raum hineinragend auf ihr befestigt; auf ihn oben zwei Reihen Raphiablatstielstreifen gesteckt; vertreten Gatter der anderen Schlagfallen, auf der dem Hausinnern zugewandten Seite von zwei Gabelstützen flankiert; diesem liegen die Hebel auf; nur ein Hebel wird vom Klemmer, dessen Auslösevorrichtung seitlich am Raphiastock angebracht, gehalten, der andere mit freiem Ende unter ersten gesteckt; beide Hebel halten Schlagbalken, der also, im Gegensatz zu anderen Schlagfallen, frei über dem Gange schwebt; Ratte hat von beiden Seiten Zutritt; Schlagbalken von einem jederseits durch Schnüre an ihm befestigten, unterhalb des Raphiastengels hängenden Balken herabgezogen, wenn Klemmvorrichtung ausgelöst; an dieser Köder angebracht; Auslösung nur durch Klemmer; meist bleibt Falle eine Zeitlang stehen, ehe Auslösevorrichtung eingestellt; Kassave auf den Gang gestreut, damit Ratten sich gewöhnen, Weg über Falle zu nehmen; zu demselben Zweck eine Zeitlang außer Betrieb gesetzt, wenn sie Anzahl Ratten gefangen hat;

bei siebenter, sehr einfacher Art statt innerhalb des Ganges errichteten Schlagbalkens nur hochgestellte, mit Lehmklumpen oder Steinen beschwerte Platte; diese besteht aus Schlingpalmenholz; fällt auf Tier herab, sobald es den bis unter die Platte reichenden und mit Kassave als Köder besteckten Klemmstock berührt; diese Falle ebenfalls für kleinere Nager;

reusenförmige Schlupfröhren aus Rohrgeflecht; in kleinerer Ausführung für Ratten und Mäuse, in größerer für Quastenstachler (Erdstachelschweine);

Fallspeere; meist in kleinerer Ausführung; nur für mittleres Wild, wie Wildschweine, besonders für das sehr häufige Pinselohrschwein und für Antilopen bestimmt; in gewöhnlichem großen Ausmaß auch für Elefanten dort errichtet, wo Wechsel zwischen zwei geeigneten Bäumen hindurchführt; sehr schwerer, eiserner Speer oder am unteren Ende scharf zugespitzter und im Feuer gehärteter Balken; Erfolg gering, da Speer Elefanten meist nicht tödlich in Nacken trifft; kann weiterlaufen und entkommen; Fallspeere namentlich von Fang-Balengui angewendet;

für Erlegung von Zibetkatzen Art von Alarmvorrichtung bestimmt; mitten in Dörfern auf Versammlungsplatz angebracht; quer über Platz Schnur gespannt, an deren Mitte hölzerne Hundeschelle oder Bündel leerer Schneckengehäuse hängt; ein Ende der Schnur an freistehende Stange gebunden, das andere hinter Hütte an Baumstumpf; schräg von unten nach oben gespannt; nahe Baumstumpf, doch so weit, daß sie noch nicht Boden berühren, einige tote Ratten an Schnur gebunden; sobald Zibetkatze bei Nacht Ratten wegrißt und dadurch Schnur in Bewegung setzt, ertönt Schelle oder klappern Schneckenschalen; Geräusch weckt Bewohner der Hütte, die Zibetkatze mit Speer oder Bogen zu erlegen trachten oder sie wenigstens von Hühnerställen fortjagen (201; 669ff. [Bilder]), (202; 217), (203; 338), (204; 34), (205; 117ff. [Bilder]), (207; II 279), (225; 230), (232; 51), (233; 83f., 157ff., 166).

Pangwestämme in Südkamerun.

Bule, Jaunde u. a.: Fallgruben verschiedener Größen; 2—5 m tief; für Elefanten, Flußpferde, große und kleine Antilopen; überall an Wegen angelegt; abgedeckt; Speere oder spitze Pfähle nicht angebracht; Er-

folg nur gering; manchmal vergeht Vierteljahr, ehe ein Stück Wild gefangen; Gruben daher nur selten nachgesehen; manches Stück Wild verlernt in ihnen;

Fallgruben auch im System in großer Anzahl parallel nebeneinander in einer zum Wasser führenden Niederung angelegt; auch mit Zwangswechsel; Knaben stellen Schlingen und Fallen für Mäuse, Ratten und Vögel; Männer stellen Schlingen und Fallen für Wildschweine, Antilopen, Katzenarten, Affen;

Schlingen und Fallen häufig auf Farmwegen und in Nähe der Farmen; Boden- und Baumzugfallen;

einfache Schlingen und Zugfallen für Affenfang im Geäst gefällter Bäume angebracht, mit Ölpalmwedeln abgedeckt;

Schwippgalgen mit Umzäunung; fangen an einem Lauf;

Jaunde: besondere Zugfalle für Rattenfang; eigene Erfindung; Schwippgalgen in Bogenform; von Zugfallen der Pangwe unterschieden; an gebogenem Raphiastreifen Sehne angebracht, die, wie bei Frankolinfall der Pangwe, in Mitte des Klemmers mit Knoten befestigt ist und weiter in die Schlinge ausläuft; Schlinge endigt in Knoten, an dem wieder Halteschnur, die Bogen umschlingt, angeknüpft ist; beim Aufstellen der Falle wird Klemmer mit der Spitze unter den Knoten geschoben, andererseits durch eine zweite Halteschnur und durch den Druck auf Innenseite des Bogens vom Zurückgleiten abgehalten; sobald Ratte durch Schlinge läuft, zieht sich diese etwas herunter, Klemmerspitze gleitet unter dem Knoten heraus, ebenso unter der Halteschnur; Schlinge zieht sich um Ratte zusammen; Auslösung nur durch Klemmer;

Fallbaumtotschlägerfallen verschiedener Größe; meist im Walde aufgestellt an Durchlässen von 0,50—1,50 m hohen, 400—500 m langen, dichten Hecken als Zwangswechsel; für Schweine, Antilopen, Katzenarten;

besondere Schlagbaumfalle für Leoparden;

an Durchlässen von Zwangswechseln auch Kombinationen von Gruben und Fallbaum- oder Steintotschlägerfallen für Schweine, Antilopen, Katzenarten (205; 117ff.), (275; 270 [Bild]), (284; 54, 61), (285; 225).

Pangweverwandte u. a.

Mwei, Mpfong, Mwelle, Bassanga u. a.;

Maka-Gruppe.

Inlandsstämme: eigentliche Maka, Bomone, Missanga u. a.;

Küstenstämme: Batanga, Mabea u. a.: Fallgruben; auch im System in großer Anzahl parallel zueinander in einer zum Wasser führenden Niederung angelegt;

Schlingen; Schwippgalgen;

Fallen; Totschlägerfallen für Klein- und mittleres Wild; auch für Leoparden (275; 270).

Bantu-Stämme im Wald- und Grasland von Kamerun.

Bakoko-Gruppe:

Eigentliche Bakoko, Bassa, Bakwiri u. a.: Fallgruben für Elefanten, Flußpferde, Antilopen;

Wildfallen häufig;

Schlingen; Schwippgalgen;

Totschlägerfallen; auch mit Hecken als Zwangswechsel; Fallen an den Durchlässen;

reusenförmige Schlupfröhren; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III C 11 528;

Fallspeere; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III C 6944 (272; 159), (278a; 729), (279; 134), (285; 225).

Bakundu-Gruppe:

Eigentliche Bakundu, Bakossi, Ekoi, Keaka, Anjang u. a.: Fallgruben mit Speeren; im Walde auch mit Zwangswechsel;

Gruben im System zu 6—10 an einer Stelle; ausgehobene Erde beiseite getragen; abgedeckt, mit dünnen Lianen überspannt, mit Blättern bestreut; besonders für Antilopen, doch auch für Elefanten und namentlich Flußpferde;

Schlingen und Fallen für Leoparden, Antilopen, Vögel, Buschratten, Mäuse;

Schwippgalgen; bei Schwippgalgen für Mäuse Schlinge in einem aus Lianen geflochtenen Trichter; als Köder Maiskolben; Auslösung nur durch Klemmer;

Eichhörnchenfallen im Busch über Wegen;

Totschlägerfallen;

Schlingen und Fallen auch an Durchlässen der Einzäunungen um die Pflanzung;

Leimruten für Vögel (264; 207), (277; 234), (281; 27f.), (283; 307), (285; 225).

Sudanneger im Grasland von Südkamerun.

Bali, Bum, Baia, Wute u. a.: Fallgruben für Elefanten, Büffel, Antilopen u. a.; viel angewendet; überall im Busch angelegt; 1,50—2 m lang, 2—5 m tief und breit, keilförmig, spitze Pfähle; leicht abgedeckt mit Pfahlrost, auf diesen Erde gestreut; häufig nach beiden Seiten hin 0,50—1 m hoher Zaun als Zwangswechsel;

Fallgruben auch für Leoparden; gefangene Leoparden von oben her mit Speeren abgefangen;

Schlingen; Schwippgalgen; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III C 24 607/12;

Fallen; Kastenfalle für Mäuse; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III C 24 611;

Totschlägerfallen; besonders für kleinere Tiere bestimmt; zum Schutz von Häusern und Pflanzungen; um zu schützendes Haus oder Feld zunächst 30—50 cm hoher, dichter Zaun aus Rohr mit mehreren Zugängen errichtet; am Fuße der etwa 10 cm breiten Durchlässe liegen zwei aus ganz dünnen Stäbchen gebundene Matten hintereinander, greifen mit ihren mittleren Enden etwas übereinander, bilden eine Art Brücke, indem sie in der Mitte durch ein dünnes Querholz in Form einer Wäscheklammer mit zwei Zinken hochgehalten werden; dieses Querholz liegt mit seinen Zinken unter den Matten, mit seinem oberen Ende ragt es unter den Matten zwar auf der Innenseite des Zaunes hervor; hier durch einen in die Erde geschlagenen Pflock festgehalten; zwischen den beiden Zinken des Querholzes Stäbchen bis zur Mitte hineingeschoben; haftet hier aber nur ganz lose; mit seiner anderen Hälfte drückt es gegen ein oberhalb des Querholzes und parallel zum Durchlaß durch zwei Seitenpflocke befestigtes weiteres Stäbchen; an den über den beiden Enden des Durchlasses befindlichen Seitenpflocken Schlingen befestigt, tragen den durch Steine beschwerten, gerade in den Durchlaß passenden Fallbaum; Auslösung durch Drückerverlängerung; diese Falle besonders bei den Indikki;

reusenförmige Schlupfröhren; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III C 29 317, 30 414/16;

Fallspeere für Großwild; neben dem gewöhnlichen, schweren Fallbalken mit eiserner Klinge auch schwerer, am unteren Ende scharf zugespitzter, im Feuer gehärteter und vergifteter Holzbalken; besonders bei den Tschinga am Mban; vgl. dazu oben Pangwe; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III C 30 328 (4; 125ff.), (267; 326), (273; 172), (274; 471), (280; 106), (285; 281).

Mittleres Adamaua.

Tschamba, Djukum, Namdji u. a.: dasselbe;

Tellerfallen mit konzentrischen Stacheln; Schlinge und Knüppel; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III C 22 165/66;

reusenförmige Schlupfröhren; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III C 22 033 (274; 471), (280; 106), (285; 281).

Nordadamaua, Mandara.

Falli, Lakka u. a., Marghi, Batta u. a.: Fallgruben; mit vergifteten Pfählen; abgedeckt; auch mit Zwangswechsel; verschiedene Größen für Elefanten, Flußpferde, größere Antilopen;

Schlingen; Dohnen für den Vogelfang; an Baumzweigen oder eigens dafür aufgestellten Stangen hängend befestigt;

Schwippgalgen für Hühner und kleinere Antilopen;

Vogelfalle aus Halmen in Form eines Irrgartens; vgl. oben Niellim, Massa u. a.;

Fallbaum- und Stabplatten-Totschlägerfallen; auch mit Zwangswechsel; 0,50—1,50 m hohe Hecken; mehrere Kilometer lang; Fallen und Schlingen an den Durchlässen;

Fallbaum-Totschlägerfallen für Leoparden; Fallbaum mit schweren Steinen noch besonders belastet; meist mit kilometerlangen Zäunen als Zwangswechsel über Berg und Tal durch Wald und offenes Gelände hin; oft an ihrer einen Seite auch noch breite Gräben ausgeworfen, um dem Leoparden das Überspringen oder Durchbrechen unmöglich zu machen;

Tellerfallen mit Stachel und Schlinge, wohl auch mit Grube; besonders für größere Antilopen;

besondere Bodenschlingenfalle für Hyänen; an starkem Strick, dessen eines Ende an Baumstamm befestigt, während das andere in Schlinge ausläuft, vor der Schlinge kurzer, ausgehöhlter Pfahl eingeknotet; auf ihn Fleisch als Köder gebunden; dann Ruten rund herum in die Erde gesteckt, über ihm verknotet, mit Gras oder Blättern abgedeckt; über vorderste Rute weitausgezogene Schlinge lose gestreift; um zum Fleisch zu gelangen, muß Hyäne Kopf in Höhlung und weit durch Schlinge stecken; wenn sie nach Fleisch schnappt, reißt sie gleichzeitig Pfahl gegen die Schlinge, wodurch sich diese um Hals der Hyäne zusammenzieht; in ihrer Wut beißt sie auf Pfahl, zieht dadurch Schlinge immer fester zusammen;

Leimruten für Vögel; für Wasserflugwild mit entenförmiger Attrappe (265; 462ff. [Bild]), (274; 471), (280; 106), (282; 25 [Bild]), (285; 225, 281); vgl. oben Schua, Bwaka.

Bongor-Bezirk.

Musgum, Tuburi, Bana, Massa u. a.: dasselbe; vgl. oben Schua, Bwaka;

Fallgruben auch im System; viele Gruben auf kilometerweite Entfernung eine hinter der anderen; Grubenreihe so angelegt, daß sie Weg

zum Wasser sperrt; Gruben 1 m lang, 0,50 m breit; ausgehobene Erde seitlich so herausgeworfen, daß zwischen den um je 1 m voneinander entfernten Gruben ein Wall entsteht und Grube und Wall immer abwechseln; Erfolg gering;

Vogelfalle aus Halmen in Form eines Irrgartens; vgl. oben Lakka, unten Niellim;

Leimruten für Vögel; entenförmige Attrappe für Wasserflugwild (265; 460ff.), (270; 338), (271; 91), (280; 106), (285; 225, 281).

Nguru, Kanem, Manga.

Kanuri, Kanembu: dasselbe;

Photo vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin VIII A 6307: Schlingensteller der Kanuri beim Kranichfang.

Oberguinea.

Hyänen erlegt, wenn sie Gräber aufwühlen (?); in Gräbern erschlagen, mit einer um Vorderläufe gelegten Schlinge herausgezogen (3; 24).

Nigeria.

Kagoro, Nadu: früher Fallgruben angewendet;

Schlingen für Vogel (289; 187), (295; 292).

Fika: Schlingen (287; 266).

Nupe, Ibo, Igbirra, Yoruba u. a.: sehr große Fallgruben für Elefanten und Flußpferde; auch im System mehrere nebeneinander; sorgfältig mit Gestrüpp abgedeckt; spitze Pfähle oder Speere; gefangenes Wild mit Speeren und Feuersteingewehren abgefangen; Elefanten und Flußpferde hauptsächlich in Fallgruben erbeutet;

Schlingen und Schwiappgalgen für Antilopen und Wildschweine; Schlinge in trichterförmigem Geflecht; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III C 30493;

Schlingen für kleine Tiere; an Durchlässen einer mehrere 100 m langen Hecke; zwischen Busch und Pflanzung gezogen; Durchlässe ca. 20 Fuß voneinander entfernt;

für größeres Wild auch einzelne Schwiappgalgen mit Drahtschlingen auf dem Wege vom Busch zur Pflanzung; fangen im Nacken;

Kastenfalle für hier sehr häufige Hyänen und Leoparden; niedrige, aus Lehmwänden erbaute Hütte mit schmalem Eingang; über diesem hängend hölzerne Falltür; Zugsystem aus Stöcken und Schnüren; vielleicht Auslösung durch Gleitschlitten; Ziegenlamm als Köder im Inneren angebunden; diese Fallen stehen außerhalb der Dörfer (286; 114), (288; 33, 206), (291; 104).

Dahomey.

Ego, Bariba, Kafiri: Fallgruben für Großwild;

Gewehrselftschuß für Leoparden; Gewehr in horizontaler Lage angebunden an zwei in den Boden gerammten Stöcken, in Kopfhöhe des Leoparden; am Drücker befestigte Sehnenschnur läuft zuerst kleines Stück auf Ziel zu, wendet dann durch vorn angebrachten Ring, an Hammelkeule oder anderes Stück Fleisch gebunden, das vor Mündung des Gewehres befestigt; letzteres mit zwei Kugeln geladen; Leopard im Rachen getroffen (295; 27), (299; 239).

Togo.

Ewe, Ho, Tschaudjo, Bassari u. a.: Fallgruben für Großwild; besonders Büffel; auch für Antilopen und Wildschweine;

Schlingen, Schwippgalgen und Totschlägerfallen besonders für kleineres Wild; meist an Durchlässen der um Pflanzungen gezogenen Dornenhecken;

Totschlägerfallen; einfaches Stangengerüst; zwischen ihm mit Steinen beschwerte Stabplatte aufgehängt; wenn Tier in Falle geht, fällt Gerüst zusammen, Stabplatte und Steine erschlagen es oder klemmen es wenigstens fest;

Mäuse- und Rattenfallen; Armbrustselbstschuß; ausgehöhltes Stück Blattstiel der *Raphia vinifera*; Köder in Öffnung angebracht, fest mit der Spannung verbunden; wenn Ratte am Köder zerrt, löst sich spitzer Holzpfahl aus Spannung, schnell vor, durchbohrt Ratte, die Kopf in Öffnung gesteckt hat, um an Köder zu gelangen; Armbrustselbstschuß mit Nahwirkung; vgl. Lips (1a; 210ff.); Mäuse, Ratten und Eichhörnchen gern gegessen; gelten als besonderer Leckerbissen;

Totschlägerfallen und Gewehrselfbstschüsse in großer Anzahl längs der schmalen Fußpfade im Gebüsch verborgen aufgestellt; beim Selbstschuß Zugschnur zum Drücker über Wechsel gespannt; vor Selbstschüssen Warnungszeichen angebracht, indem Gras an einer Stelle zu einem dicken Knoten zusammengebunden wird;

Tellerfalle mit konzentrischen Stacheln; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III C 22349 (292; 15), (293; 143ff., 404), (295, 27), (296; 114 [Bild]), (297; 160).

Goldküste.

Fetu: Schlingen; auch für Affen, besonders Meerkatzen; Kastenfalle für Leoparden; Lamm als Köder (3; II 92), (303; 242ff.).

Fanti, Aschanti u. a.: Fallgruben; besonders für Leoparden; tief, eng; Schlingen und Fallen für Kleinwild, Affen, Antilopen, Wildschweine; überall aufgestellt, in offener Ebene, im Busch, an Flußufern;

Gewehrselfbstschuß für Leoparden;

für Elefanten schwerer Speer mit Widerhaken mitten auf Wechsel, Spitze schräg nach oben, in Boden gestoßen; mit Stroh abgedeckt; wenn Elefant bei Nacht zum Wasser zieht, rennt er sich Speer in Bauch oder in Brust; je mehr er vorwärts drängt, desto tiefer dringt Speer mit Widerhaken ein; Elefant verliert viel Blut, bricht bald zusammen; trotz der großen am Niger vorkommenden Menge von Elefanten verhältnismäßig doch nur wenige erlegt;

Leimruten für Vögel; als Leim dient Saft von Gummibäumen oder Baumharz; als Lockvögel Papageien auf hohen Bäumen angebunden; (3; II 92), (298; 541), (300; 67), (301; 26), (302; II 36), (303; 242ff.), (304; 21), (306; 64f.).

Elfenbeinküste.

Agni, Kru, Lobi u. a.: Fallgruben; abgedeckt;

Schlingen; Fallen (305; 663), (307; 30).

Liberia.

Mandingo-Wey, Pessi, Bassa u. a., auch vom unteren Kongo nach Liberia verpflanzte Bantu-Neger: sehr geschickte Fallen-

steller; schon kleine Knaben betätigen sich mit Erfolg, stellen Laufschlingen, d. h. Dohnen für kleine Säuger und Vögel;

Fallgruben; besonders für Wildschweine; für diese mit Köder versehen; Grube mit Zweigen und Strohmatte abgedeckt, auf diese Köder gelegt; gefangene Wildschweine von oben her mit Speeren abgefangen;

Fallgruben auch für Leoparden; oben schmal, unten weit, abgedeckt mit kreuzweise gelegten Zweigen, darauf Erde; Fleischstücke als Köder; gefangene Leoparden mit Speeren und Pfeilen abgefangen;

Dohnen; Schwippgalgen für Kleinwild, kleine Säuger, besonders Nager und Vögel, hauptsächlich Weißkragenhühner, Frankoline, Gänse, Enten; auch für Affen, Schweine, Antilopen, besonders für Maxwell-Antilopen, Zibetkatzen, Leoparden; Fuß- oder Halsfänger; für die in Löchern lebenden Nager Schlinge in Schlupfloch gelegt; zieht sich zusammen, sobald Wild durch sie hindurch aus Röhre fährt; bei allen Schwippgalgen für Wild verschiedener Größe läuft Schlinge häufig durch Holzblock; gegen diesen das von der Schlinge umschlossene Tier gepreßt, sobald Galgenholz hochschnellt; wenn Holzblock fehlt, Wild, wie gewöhnlich, am Lauf oder Hals aufgehängt; in letzterem Falle zugleich erdrosselt; Auslösung durch Zerbeißen des zugleich als Drücker dienenden Haltetaues; vgl. Lips (1a; 194f.); Schwippgalgen auf Zylinder mit Gleitschlittenauslösung und Auslösung durch Fadenverlängerung; vgl. Lips (1a; 170ff.);

Fallbaum- und Stabplatten-Totschlägerfallen;

auch Hecken als Zwangswechsel in meilenweiter Ausdehnung im Walde; an Durchlässen Dohnen, Schwippgalgen, Totschlägerfallen; auch an Durchlässen der um Reis- und Maniokpflanzungen gezogenen Zäune;

Mäuse- und Rattenfallen;

Wassermoschustier mit Schlingen und Netzfallen gefangen;

große Kastenfalle für Affen; an geeignetem Platz im Walde Käfig in Größe einer Negerhütte mit sehr weitem Eingang errichtet; Falltür; Wände möglichst durchsichtig, aber sehr fest; vor Eingang und im Käfig selbst rohe Maniokknollen, Lieblingsfutter der Affen, als Köder ausgelegt; wenn Affenherde vorüberkommt und Lockfutter bemerkt, zunächst lange Beratung; dann zuerst vor Eingang liegende Knollen gefressen; endlich betreten einige Affen Käfig, die anderen folgen; auf der dem Eingang gegenüberliegenden Seite des Käfigs unter Laub verborgen kleiner Hebel angebracht; steht mit der zur Falltür führenden Zugsehnur aus Rotang in Verbindung; auf Hebel eine besonders schöne Maniokknolle befestigt; sobald Affe nach dieser greift, zieht er zugleich Hebel; Tür fällt herab; ganzer Affentrupp, oft 10—20 Stück, gefangen;

Kastenfallen mit Falltür für Raubwild (1a; 144f.);

Ottern häufig in großen Fischreusen und Fischfallen gefangen (294; 183), (311; I 39f.), (312; II 267, 366, 379, 382), (313; I 130).

Kpelle (Kpese) am Paulsfluß: Fallen, Fallgruben (314; 30).

Sierra-Leone.

Mandi, Konnoh u. a.: Leopardenkastenfalle (310; 230 [Bild]).

Französisch-Guinea.

Fulah Futanke, Tenda u. a.: Vogelschlingen; Dohnen;

Fallen; Korbkastenfalle für kleine Tiere mit Falltür;

Leimruten; als Leim Saft einer Baumrinde; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III C 7990 (315; 148).

West Sudan.

Mande-Völker.

Bambara, Mali Kankan: Dohnen; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III C 22346, 25910;

Schwippgalgen in Bogenform; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III C 25907a, b;

Tellerfallen mit konzentrischen Ringen aus Schnurgeflecht; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III C 25909.

Mossi-Grussi.

Senufo u. a.: Sprengel aus Rotangsehnüren; mit Ton an Gerte befestigt;

Schwippgalgen für kleines Wild; an einem Ende eines Bambusstückes kleine, kreisrunde Scheibe aus gekrümmten Holzplättchen befestigt; über sie Lappen straff gespannt; auf Scheibe Kerbe; an Spitze der Gerte Schnur mit Schlinge befestigt; offene Schlinge rund um den ganzen äußeren Rand der Scheibe gelegt; Plattformauslösung;

Steinplatten-Totschlägerfalle für Hyänen; Gang aus aufrechtstehenden Steinplatten; auf hinterer Schmalseite ebenfalls durch Steinplatte abgeschlossen; vordere Schmalseite bleibt offen; am hinteren Ende Köder befestigt; oberhalb des Ganges schwere Steinplatte auf vielen Stützen; fällt herab, sobald Hyäne an Stützen stößt und sie umreißt; Hyäne durch Steinplatte indessen meist nicht getötet, nur schwer verletzt; heult, ruft dadurch Jäger herbei; mit Gewehr oder Messer abgefangen; Falle ca. 1,50 m hoch, 2 m lang, kann in diesem Ausmaß gerade große, ausgewachsene Hyäne aufnehmen (308; 178), (309; 159).

Mossi-Grussi: Sprengel; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III C 11007.

Ost Sudan.

Baghirmi.

Bua, Miltu, Niellim u. a.: Fallgrube; keilförmig; mit Speeren und spitzen Pfählen; abgedeckt;

Vogelfang der Kinder; Dohnen aus Roßhaaren; mit Tonkügelchen an Sehnüren befestigt; für Sperlinge und andere kleine Vögel;

Vogelfalle aus Halmen in Form eines Irrgartens; vgl. oben Lakka, Massa u. a.;

Schlingen an den Schlupflöchern der Höhlen von Ratten, Ameisenscharrern, Sandwaranen, Schlangen; je nach Erfordernis kurz oder lang gespannt;

Schwippgalgen für Perlhühner, Hasen, Antilopen;

Totschlägerfallen; Fallbaum oder mit Steinen beschwerte Platte aus Flechtwerk; für kleine Tiere; Auslösung bei Verlängerung des Drückers durch gespannten Faden; dieser mehrfach in Schleifen gelegt, an Pflöcken befestigt;

Rattenfalle der Kinder; Stein-Totschlägerfalle; vor Rattenlöchern schwere, ovale, aus steinharter Firkuerde geformte Schollen, schräg auf Stäbchen gestützt, aufgestellt; am Fuße des Stäbchens Köder befestigt; Platte fällt auf Ratte, sobald diese am Köder nagt und Stütze umstößt;

konvergierende Doppelhecken als Zwangswechsel; am spitzen Ende und an Durchlässen Gruben, Schlingen, Schwippgalgen, Totschlägerfallen, Kastenfallen mit Falltür; auch an Durchlässen der um Pflanzungen gezogenen Zäune;

Leimruten für Vögel; für Wasserflugwild mit entenförmiger Attrappe (9; VI 493), (265; 160, 462ff. [Bilder]).

Wadai.

Fallgruben für Gazellen und Antilopen (40; 76).

Dar-Fur.

For: Fallgruben verschiedener Größe mit spitzen Pfählen; abgedeckt, mit Gitterrost aus Zweigen, darauf Erde; für Elefanten, Büffel, Nashörner, Antilopen, Löwen, Hyänen; manchmal fangen sich zwei Tiere in einer Grube;

Fallgruben für Löwen besonders ausgestattet, mit Köder; mit einem mitten auf dem Boden eingerammten, hoch über den Grubenrand hinausragenden Pfahl versehen, an dessen Spitze Fleisch als Köder befestigt; Grube mit Matten und Erde sorgfältig abgedeckt; Löwe springt aus ziemlicher Entfernung nach dem Fleisch, stürzt beim Herabfallen in Grube;

für Hyänen Gruben meist innerhalb eines aus Dornenhecken gebildeten Ganges angelegt; am hinteren Ende Ziege als Köder angebunden; Grube abgedeckt, sehr tief; bei Nacht gefangene Hyäne kann sich bis zum Morgen nicht herausgraben;

Schlingen aus gut gedrehten, festen Baumbastschnüren; gleitende Schleife, ziemlich weit geöffnet, auf dem Boden ausgelegt; freies Ende an starkem, fest eingerammtem Pfahl befestigt; Schlinge faßt am Lauf, wenn das Wild in sie hineintritt, zieht sich zusammen, sobald es weiterläuft; muß an Pfahl gefesselt stehen bleiben; dieser sehr stark, fest eingerammt; trotz aller Anstrengungen nicht zu brechen oder herauszureißen;

Schnüre aus Tiersehne; an einem Ende mit Insekt beködert, am anderen Ende vom Jäger gehalten; für Trappen und Marabus; wirken wie Angel, sobald Vogel Insekt verschluckt;

Fußschlingen an Galgen; kräftige Pfosten auf jeder Seite des Wechsels eingerammt, die Querbalken tragen; an diesem hängt Schlinge fast bis zum Boden herab; Wild läuft hinein; fängt am Hals oder auch am Lauf;

Fußschlingen mit Gruben; Schlingen um enge, mit Gras und Zweigen abgedeckte, kleine Gruben gelegt; freie Enden an schwerem Holzblock oder Baumstamm befestigt; Wild gerät mit Läufen in Grube, damit in Schlinge; zieht sie beim Weiterlaufen zusammen; große Tiere schleppen Holzblock manchmal mit sich, werden auf der Schleppspur verfolgt;

Netzfalle für Sperlinge, andere kleine Vögel; Vogelfang mit dieser Netzfalle nur an Flüssen und Teichen zu betreiben, wohin diese Vögel in Menge kommen; Stellnetz mit langen, aber engen Maschen, durch vier Stöcke gestützt, mit vier in die Erde gesteckten Pflöcken festgehalten; zwei Pflöcke ganz gegen die zwei inneren Winkel des Netzes, die beiden anderen seitlich vor ihnen eingeschlagen; von beiden letzteren führen zwei lange Stricke nach den beiden oberen Netzecken; von oberer Netzkante, ungefähr $\frac{1}{4}$ der ganzen Länge von der linken Ecke entfernt, läuft lange Schnur bis zu dem auf der Seite verborgen sitzenden Jäger; vor unterer Netzkante Getreidekörner als Köder ausgestreut; sobald genügende Menge von Vögeln angesammelt, zieht Jäger an Schnur, reißt damit Netz über Vögel; durch enge Maschen entkommt keiner; wertvolle Vögel, besonders Papageien, lebend gefangen; Flügel beschnitten;

Kastenfalle; rechteckig aus Steinen errichtet; eine Schmalseite offen; am hinteren Ende Köder; Schwingtür; schließt sich, wenn Wild eingedrungen ist und an Zugschnur stößt; in verschiedenem Ausmaß für kleineres und größeres Wild; auch für Leoparden und Hyänen;

Kastenfalle in Form runder Hütte; für Vögel und Affen; Wand ganz geschlossen; über ihr Dach, das, auf Stützpfehlen etwas über dem oberen Ende der Wand ruhend, Vögeln oder Affen Zutritt zu dem in Hütte ausgestreuten Köder gewährt; an Stützpfehle Stricke gebunden; laufen in Zugschnur zusammen; anderes Ende der Zugschnur hält in der Nähe verborgen sitzender Jäger; sobald genügend Vögel oder Affen in der Hütte, reißt er mit Zugschnur Stütze weg, Dach fällt auf runde Wand; diese Falle vornehmlich an Wasserstellen errichtet;

kleine Korb-falle für Vögel; unter Kante eines mit der Öffnung nach unten aufgestellten Korbgeflechtes in Kegelform kurzer Stock gestützt; dieser so angebracht, daß er umfallen muß, wenn sich Vogel unter Korb zum Köder begibt;

besondere Falle für Raubtiere; hoher, starker Pfahl fest in Boden gerammt, an Spitze Fleisch als Köder befestigt; rund um Pfahl viele Speerspitzen fest in Erde gesteckt; Raubtier springt nach Köder, spießt sich beim Herabfallen auf;

Geier häufig mit Angel gefangen; wahrscheinlich beköderte Fischangel; vgl. oben Wafiome-Wamburru, Kordofan (10; 121, 189), (37; 247), (38; 301, 355ff. [Bild]), (44; 123).

Kordofan.

Nuba: Fallgruben; auch für Elefanten;

Schlingen für Vögel und Antilopen;

Tellerfalle für Antilopen; mit Grube, abgedeckt durch Stück Rinde; Schlinge und Knüppel (41; 163), (44; 148).

Uëlle-Gebiet.

Mangbattu: Fallgruben für Elefanten, Büffel, Nashörner, Antilopen, Hyänen, Leoparden, Löwen;

Schlingen; Dohnen für Vögel, hauptsächlich für Fang von Graupapageien, Perlhühnern, Frankolinen, Trappen;

Fallbaum-Totschlägerfalle für Leoparden; an der Stelle errichtet, wo Leopard gerissen hat, da dieser an mehreren aufeinanderfolgenden Tagen dorthin zurückkehrt (33; 281), (235; 142), (241; 245).

Azande: Fallgruben verschiedener Größe für Elefanten, anderes Großwild, Löwen, Leoparden, Schweine, Antilopen; Fallgruben an den Seitenwänden mit Flechtwerk verkleidet, um Nachstürzen der Erde zu verhindern;

auch Fallgrubensysteme; viele Fallgruben in langen Reihen hintereinander, manchmal auf Fläche von über 100 qm; vgl. oben Ababua;

Schlingen, Dohnen für Vögel; meist mit Köder; hauptsächlich für Perlhühner und Frankoline; Flugwild namentlich in Uferdickichten an Flußläufen und Seen gefangen; als Köder nicht Getreidekörner, sondern kleine Stücke fleischiger Pflanze; wuchert an trockenen Stellen der Steppe, am häufigsten bei Termitenhügeln; Anwendung dieses Köders so allgemein, daß diese Pflanze oft bei Hütten der Eingeborenen angepflanzt;

Tellerfallen für Antilopen und Büffel; auch Tellerfallen in Form eines Bogens; vgl. unten Schuli;

Fallbaum-Totschlägerfallen; hauptsächlich für Antilopen; innerhalb eines aus geflochtenen Wänden oder Dornenhecken gebildeten Ganges; meist an den Durchlässen langer, als Zwangswechsel dienender Hecken; auch an den Durchlässen der um die Pflanzung gezogenen Zäune (23; Anh. 52ff.), (24, 156f.), (26; I 373), (32; Taf. 5, 12), (33; 102, 185, 240ff.), (228; 208), (233; 142), (276; 61).

Mabudu, Ssabbi, Bawira, Kuku, Momvu, Walesse, A-Kahle, Walendu, Mangbelle, A-Bassango u. a.: Fallgruben; abgedeckt; keilförmig; für Elefanten, anderes Großwild, besonders Büffel; 3—4 m lang, 2 m breit, 4—5 m tief; mit spitzen, im Feuer gehärteten Pfählen; Elefanten nur bei Tage in Gruben zu fangen; bei Nacht vermeiden sie diese stets;

Fallgruben für Büffel meist im Niederholzwald längs der Flußufer; gewöhnlich mit langem Zaun als Zwangswechsel, an dessen in Zwischenräumen von 20—30 Schritten ausgesparten Durchlässen die Gruben liegen; Büffelgruben besonders zahlreich im Gebiet der A-Kahle am Bamu;

kleinere Fallgruben, abgedeckt und mit Pfählen für Antilopen; meist in Nähe der Pflanzungen;

Schlingen für Antilopen am Waldrand in der Nähe der Wasserstellen;

Fallspeere mit spatenförmiger, an der Spitze abgeschrägter, eiserner Klinge; für Elefanten, anderes Großwild; Elefanten entgehen diesen Fallspeeren bei Tage nur selten, bei Nacht meist, ebenso wie den Gruben; rücken dann nur unter größter Vorsicht vor; bei Nacht gelingt es ihnen häufig, Fallspeer auszulösen, indem sie mit dem Rüssel an die über dem Wechsel gespannte Lianenschnur stoßen; zur Errichtung solcher Falle 8 Mann erforderlich, von denen einer Berufsjäger sein muß;

Fallspeer für Flußpferde; ovale Eisenspitze; kurzer Holzschaft; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III C 22911;

Kastenfallen für Raubtiere; besonders Leoparden (19; 8), (26; III 191), (96; 538), (97; 397), (103; III 35 [Bild]), (206; 385), (209; 320), (222; 465), (235; 142ff.), (244; 163);

Fallen für Negerstämme im Ituriwald häufig von Bambuti-Pygmäen hergestellt (247; 58).

Babira: Fallen für Elefanten; Speerfallen (247; 245).

Bandaka: Fallgruben für Okapi; tief im Walde angelegt (247; 134).

Obernilstämme.

Schuli und Unterstämme: Fallgruben; ca. 12 Fuß lang, 3 Fuß breit, 9 Fuß tief; keilförmig; zuweilen mit spitzen Pfählen; abgedeckt; bei Elefantengrube wird Losung auf abgedeckte Grube und auf Wechsel gestreut; über Wechsel häufig auch starke, gefällte Bäume geworfen; auf ihm offene, weite Gruben gegraben zu dem Zweck, Elefanten auf dem mit abgedeckten Gruben ausgestatteten Wechsel zur Wasserstelle zu leiten; häufig auch starke Verhaue als Zwangswechsel zu mehreren, im System angeordneten Gruben; wo örtliche Verhältnisse es gestatten, Gruben im System zu mehreren hintereinander in engen Tälern angelegt; wenn Elefant mit Kopf zuerst in keilförmig verjüngte Grube stürzt, Vorderbeine auf dem Boden festgekeilt, während Schultern zwischen oberen Rändern festsitzen; je mehr er sich abmüht, desto mehr arbeitet er sich fest; Herde wendet sich bei diesem Anblick meist zu überstürzter, unvorsichtiger Flucht; dabei geraten oft noch ein oder gar mehrere Elefanten in andere Gruben; da alte Bullen jedoch sehr schlausind

und sich einer Wasserstelle niemals hastig nähern, nur ganz langsam und vorsichtig, wobei sie stets mit vorgestrecktem Rüssel alles auf dem Wechsel untersuchen, entdecken sie mit den feinen Tastnerven des Rüssels fast immer verborgene Grube trotz aller noch so sorgfältigen Abdeckung; Ausbeute der Jäger daher im allgemeinen sehr gering; Opfer der Gruben meist nur die Stücke einer Herde, die ungestüm vorwärts drängen und so Grube nicht bemerken; vornehmlich Kälber, junge Kühe; in Fallgrube Elefant ganz hilflos, leicht mit Speeren abzufangen;

Fallgruben auch für Flußpferde;

Schlingen für kleine Säuger, namentlich Ratten, und Vögel; von Knaben hauptsächlich für Guineahühner an Lücken und offenen Stellen im Kornfeld aufgestellt; Schlingen für Ratten rund um Dörfer herum;

für Frankoline und andere Laufvögel Art Tellerfalle; kreuz und quer mit Schnüren überflochtene, kleine Reifen in großer Anzahl an Büschen und Sträuchern niedergelegt, hier mit Schnur befestigt; Hühner treten darauf und hindurch, können sich aus den auf einer Seite angebundenen Reifen nicht wieder befreien;

Tellerfalle mit 1—2 Fuß tiefer, 2 Zoll breiter, senkrechter Grube, Schlinge und Knüppel für Antilopen; für Großantilopen und Büffel mit schwerem Holzklotz; diese Tellerfallen meist mit Stücken einer Pflanze beködert, die in großen, am Fuße der Jagdvotivpfähle aufgestellten Gefäßen gezogen wird; dieser Köder besonders für Antilopen sehr wirksam;

Tellerfalle für Büffel in Form eines Bogens; ein aus kräftigem, zähem Holz bestehender Bogen von ca. 1 m Durchm. mit einem sehr starken, gedrehten Hautstreifen oder einem Riemen aus gegerbtem Leder bespannt; diese Haut- oder Riemensehne durch einen Knebel sehr scharf angezogen; Knebel auf dem Bogen mit freiem Ende aufgelegt; Bogen liegt auf Wechsel im hohen Steppengras, mit starkem Tau an fest eingerammtem Pfahl oder Baum befestigt; auf dem Bogen liegt zwischen Sehne und Holz offene Schlinge; mit freiem Schnurende ebenfalls am Bogen befestigt; wenn Büffel durch Schlinge auf Knebel tritt, schlägt dieser zurück, streift damit dem Büffel den Bogen auf den Lauf; Büffel macht erschreckt einen Satz, zieht damit Schlinge zu; Jäger eilen aus Versteck herbei, fangen den zu Fall gebrachten, durch den Bogen im hohen Gras am Laufen gehinderten Büffel mit dem Speer ab;

diese Falle auch für Großantilopen, besonders für das Eland, dem durch Kesseltreiben auf weichem Sumpfboden schwer beizukommen, angewendet;

reusenförmige Schlupfröhren für Ratten;

Fallspeere für Großwild, Elefanten und Büffel; für Flußpferde nicht angewendet (2; III 25, 317, 548), (15; I 281), (21; 180), (28; 116f., 229), (32; Taf. 5, Fig. 12), (33; 70), (35; II 33, 123).

Schuli-Schilluk: Fallgruben für Elefanten, besonders an Sümpfen, Flüssen, auch in engen Gebirgsschluchten, durch die Elefanten wechseln; gefangene Elefanten von den anderen Stücken einer Herde manchmal mit Rüsseln wieder aus der Grube herausgezogen (?);

Schlingen für kleine Säuger, hauptsächlich Ratten, und Vögel, besonders Reb- und andere Hühner, Trappen;

Tellerfallen für Antilopen und Büffel;

bogenförmige Tellerfalle für Büffel; vgl. oben;

Fallbaum-Totschlägerfalle mit Doppelzaun als Zwangswechsel; hauptsächlich für Füchse und andere Raubtiere (15; I 281), (25; 108), (29; 413), (30; 255 [Bild]), (33; 70).

A-Lur: Fallgruben nur selten angewendet;
Schlingen (35; II 174), (96; 509ff.).

A-Madi: Fallgruben für Elefanten, Büffel, Nashörner, Flußpferde, Giraffen, Zebras, Wildschweine, Antilopen; mit spitzen Pfählen; abgedeckt; zu Elefantengruben vgl. oben Schuli;

Schlingen; Dohnen aus Kuhschwanzhaaren für Hühner; gleitende Schleife zwischen Stengeln einer niedrigen Pflanze senkrecht aufgehängt; Kopffänger;

Sprenkel; Schlingen an Stöcken in großer Zahl flach auf den Boden gelegt; rund herum Durrah als Köder gestreut; wenn Vögel scharren, fangen sie sich an Füßen;

starke Schlingen für Wildkatzen, an Eingängen zu Hühnerställen senkrecht aufgehängt;

Fußschlingen für Büffel; starkes Seil aus Fellstreifen an Pfahl gebunden; am anderen Ende läuft es in Schlinge aus; diese rund um Loch an Pflocken befestigt; mit Blättern abgedeckt; Büffel setzt Lauf in Loch, Schlinge zieht sich zusammen, wenn er weiterläuft; dabei reißt er Pfahl heraus, schleppt ihn hinter sich her;

Tellerfalle für Antilopen;

Schwippgalgen für Vögel, kleine Säuger und Antilopen; reusenförmige Schlupfröhren;

Stein-Totschlägerfallen mit Köder für Klein- und größeres Wild; für Kleinwild Steinplatte auf Stäbchen gestützt, für größeres Wild hängt schwerer Stein in Schlinge;

mit dieser Falle werden auch viel Hyänen gefangen; nach glücklichem Fang großes Freudengeschrei mit Nachahmung des Hyänen-geheuls (15; I 281), (20; 345ff.), (25; 108), (35; I 102, II 177), (235; 142).

Abukaja-Oigiga: Totschlägerfallen viel angewendet (35; II 392).

Tschier: Fallgruben; besonders für Großwild; vornehmlich an Sümpfen angelegt; die größten, für Elefanten bestimmten Fallgruben haben Durchm. von 15 Fuß, Tiefe von ca. 20 Fuß; keilförmig; für Antilopen und Büffel kleiner, mit Zweigen abgedeckt; bei Elefantengruben kommt auf die Zweige noch Erde; Wild stürzt meist mit Kopf zuerst in die Grube, bleibt so stecken, ohne sich rühren zu können; in dieser Lage verendet es bald;

Fallen (21; 180), (22; 136).

Latuka: Fallgruben; abgedeckt; besonders für Büffel; auch für Elefanten; Schlingen; auch für Büffel;

Fallen (15; I 187, 281f.), (96; 785f.), (235; 142).

Gur: Fallgruben für Elefanten; abgedeckt (23, Anh. 52ff.).

Mittu, M.-Madi u. a.: viel Fallenjagd;

Fallgruben; abgedeckt; für Büffel und Antilopen;

Fallbaum-Totschlägerfallen; besonders für Kleinwild; im hohen Grase aufgestellt;

Bogen-Tellerfalle für Büffel und anderes größeres Wild; vgl. oben; Schlingen (32; Taf. 5, Fig. 12), (35; II 278, 283, 309, 313, 318).

Nuba-Schangalla.

Kunama: Fallgruben für Elefanten, Nashörner, Antilopen; Schlingen;

Fallen; auch für Krokodile (10; III 115, 189), (13; 72), (46; 363).

Barea, Ingassana, Koma, Kadalo, Dodinga u. a.: gute Fallensteller; Fallgruben für Hyänen innerhalb eines aus Dornenhecken gebildeten Ganges; mit Köder;

Tellerfallen für Antilopen mit Grube, durch Rindenstück abgedeckt, Schlinge und Knüppel (11; III 63), (13; 72), (24; 87), (44; 123, 148).

Abessinien.

Agau, Kamant, Amhara, Tigre u. a.: Fallgruben; auch für Hyänen; Schlingen;

Kastenfalle mit Falltür und Köder für Leoparden und Hyänen;

Fallspeere für Elefanten (2; I 472, II 5, 7), (45; 105), (48; II 350).

Ghimirra (Kaffa): Fallgruben;

Totschlägerfallen für Leoparden und Löwen; mit Stabplatte aus schweren, mit Lianen verbundenen, 3—4 m. langen Baumstämmen; ihres sehr schweren Gewichtes wegen nur von mehreren Männern zu heben; Federbalken quer über Platte weg in Gabelstütze ruhend; Auslösung erfolgt durch Drückerverlängerung, wenn Raubtier zu dem Köder unter schräg stehender Platte kriecht; Federbalken überschlägt sich nach vorn, veranlaßt durch Gewicht der ganzen Platte; diese fällt auf Raubtier;

Baumschlinge mit Köder für Leoparden; Käfig mit gleitender Schleife; Leopard hängt sich im Innern des Käfigs auf; Falle muß sehr genau gebaut und aufgestellt werden; Käfig aus Korbweide geflochten, 1,20 m lang; Durchm. der Öffnung 30—40 cm; an hinterer Seite Käfig geschlossen; oben und an Seitenwänden von außen mit Dornen besteckt, damit Leopard nicht darüber hinwegsteigen kann; Holz von 70 cm Länge, 10 cm Durchm. seiner Längsachse nach derart ausgehöhlt, daß es Strick hindurchläßt; dieser Strick gespannt und hinten fest an Baum gebunden; am vorderen Ende läuft er in Schlinge aus, die am Umkreis der Öffnung mit Bindfaden festgeknotet und aufrecht erhalten wird; Knoten so leicht geschlungen, daß sie auf geringsten Zug nachgeben; Holz durch kurze Schnur gehindert, vorwärts zu gleiten; sie gibt auch dem Zug nach, den Leopard ausübt; dieses Holz liegt im Käfig; Ziegenlamm im Reitsitz fest auf dem Holz angebunden; mit Haut bedeckt, die fest auf seinen Körper gebunden wird, damit es vom Leoparden, wenn er es packt, nicht verletzt wird; Käfig fest an Ast gebunden, muß aber leicht nach vorn geneigt angebracht werden, damit Leopard mühelos an ihn herankommen kann; Ersteigen eines Baumes fällt ihm schwer, so daß er sich nicht hoch hinaufwagt; Käfig daher zweckmäßig an Baum mit geneigtem Stamm in nur 3—4 m Höhe über dem Boden angebunden; niedriger darf Falle aber nicht angebracht werden, damit Leopard, wenn er in Schlinge zappelt, nicht etwa Boden mit Vorder- oder Hinterbeinen berührt und sich möglicherweise befreit; Leopard steigt zur Falle hinauf, betritt Käfig, zieht Ziegenlamm und gleichzeitig Holz an sich; durch diesen Zug Schnur zerrissen; Holz, an dem Strick entlanggleitend, kommt bald gegen die Brust des Leoparden, während Schlinge, die Fadenknoten aufziehend, sich auf ihm zusammenzieht; sucht sich zu befreien, fällt aber bei Zappeln vom Baum, wobei ihn Schlinge an Vorder- oder auch Hinterbeinen gefangen hält; pendelt im leeren Raum, ohne Stütze zu finden; Holz, das Schnur einschließt, hindert ihn, sie zu zerreißen; Ziege am Ende des Holzes gerade vor seiner Nase; doch kann ihr Leopard meist nichts anhaben, so daß sie heil davonkommt; — diese Falle amharischen Ursprungs; wird aber auch von den Galla in Djimma gebraucht;

die Galla von Gore und Quallaga wenden sie nicht an (47; 345f. [Bilder]); vgl. oben Galla.

Ägypten.

Kopten, Fellachen: Hyänen-Fallgruben; innerhalb eines aus Dornenhecken gebildeten Ganges (44; 123);

Klappfalle, auch mit Netz; „Torsionsfalle“ nach Lips; für Vögel und kleinere Tiere (1a; 234).

Tripolis, Tunis.

Berber, Araber: Haarschlingen für Wüstenfüchse (Fenek); bei Tage am Eingang der Röhre befestigt; Fuchs fängt sich, wenn er am Abend ausfährt; Haarschlinge kann Wüstenfuchs nicht zerbeißen, da Gebiß dazu nicht stark genug (2; II 205).

Algier.

Berber, Kabylen, Araber: Fallgruben für junge Löwen;

Haarschlingen für Trugratten; Trugratte trotz ihres versteckten Lebens im Gebirge leicht mit diesen Haarschlingen zu fangen; vor Schlupflöchern befestigt; Ratte verwickelt sich mit Hinterfüßen in Schlinge; diese Jagd meist von Kindern betrieben; Fleisch der Trugratte gern gegessen (2; I 458, II 599).

Marokko.

Araber, Berber: Fallgruben für Löwen; 10 m tief, 5 m breit; gefangener Löwe von oben her erschossen; mit Stricken, um Vorderbeine gelegt, herausgezogen;

Schlingen für Hühner;

Fallen; wahrscheinlich Tellerfallen (2; I 458), (5; 209), (42; 144).

Madagaskar.

Vazimba: Schlingen mit Sprungstäben, d. h. Schwippgalgen für Krokodile; aufgestellt an Mündung eines Baches in Fluß oder an schmalem Kanal; mit diesen Schwippgalgen sollen an einem Tage manchmal 20—30 Krokodile gefangen werden (?) (139; 269).

Hova, Sakalaven: Flugfüchse, Fleisch sehr gern gegessen, viel in Falle gefangen; auf einem von Flugfüchsen häufig besuchten Baum am höchsten Ast zwei lange Stangen befestigt, jede mit zwei Rollen versehen; über Rollen Stricke geführt, die aufgezogen und niedergelassen werden können; an Stricken Netze wie Flaggen an einer Leine angebunden; sobald sich Flugfuchs an ein Netz hängt, zieht Jäger dieses so schnell wie möglich herab, erbeutet dabei Flugfuchs, der sich nicht schnell genug aus Netz befreien kann;

Fallen für Vögel, Halbaffen und andere Säugetiere; wahrscheinlich Baumschlingen;

Schwippgalgen für Kleinwild; Schlinge in Hohlzylinder aus Bambus; vgl. Mus. f. Völkerk. Berlin III E 4291;

Vogelleim (2; I 346), (138; 470), (140; 29).



Karte 1



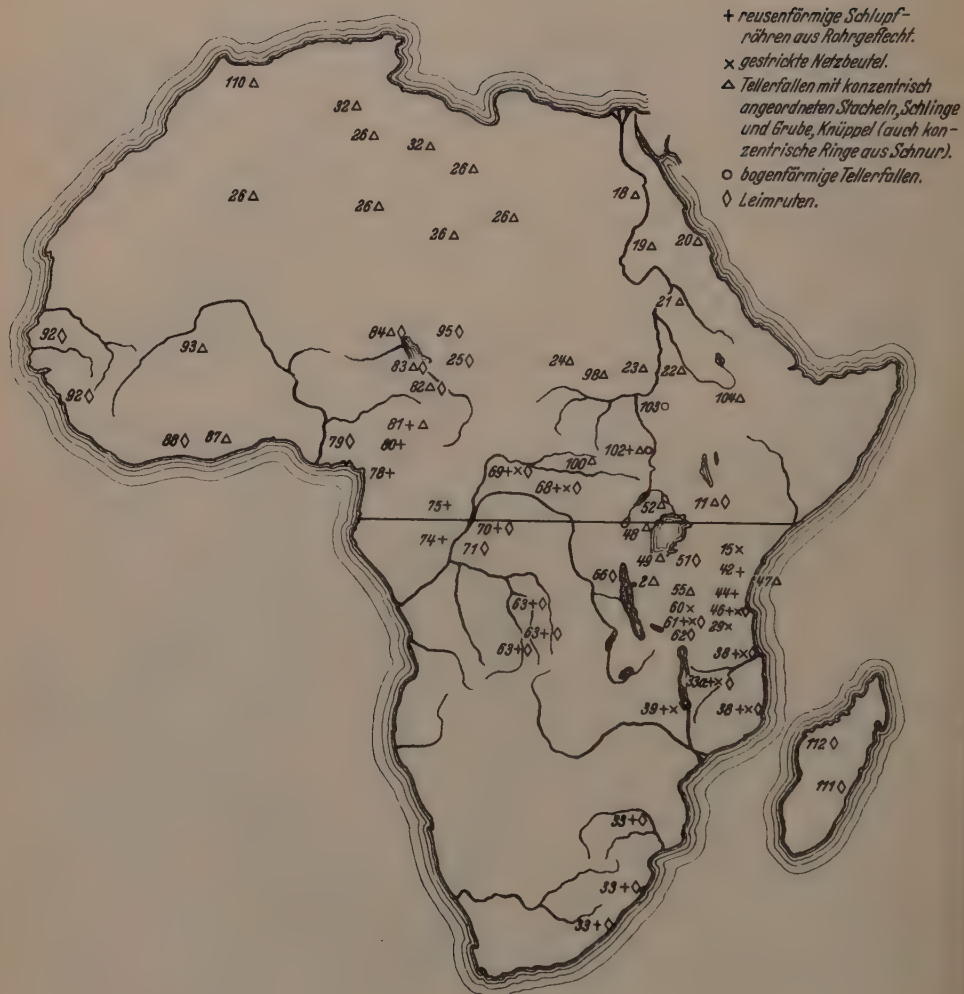
Karte 2



Karte 4



Karte 5



Karte 8



Karte 9



Karte 10



Karte 11

Stammesverzeichnis Nr. 1—112.

Jägervölker.

- | | |
|---|--|
| 1. Buschmänner (Südafrika) | } (Zwerg-
völker) |
| 2. Pygmäen (Zentralafrika) | |
| 3. Waboni | } (Ost-
afrika) |
| 4. Wassaniä | |
| 5. Walangulu u. a. | |
| 6. Ida Bujellen (Tagant) | |
| 7. Bergdamara (Südwestafrika) | } (Als
Jäger
lebende
Teile
höher
kulti-
vierter
Völker) |
| 8. Klippkaffern | |
| Bastards | |
| Bakalahari u. a. | |
| 9. Ovatschimba-Herero (Süd-
westafrika) | |
| 10. Batua-Bantu (Bangweolo-
See) | |
| 11. Wandorobbo und Ver-
wandte (Ostafrika) | |
| 12. Naga-Schankala (Abes-
sinien) | |
| 13. Keribina (Unterer Logone) | |

Viehzuchtnomaden.

- | | |
|---|---|
| 14. Hottentotten (Südwestafrika) | |
| 15. Wafiome-Wamburru, Walemeru
u. a. (Ostafrika) | |
| 16. Danakil, Somal | } (Osthorn) |
| 17. Galla | |
| 17a. Massai. | |
| 18. Abadis oder Ababde | } (Ostlibyen
und Ober-
ägypten) |
| Arab Maasa | |
| 19. Schaikieh | } (Nubien) |
| Robatat | |
| Bischarin | |
| Hadendoa | |
| Kababisch u. a. | |
| 20. Schoho | } (Erytrea) |
| Beni Amer | |
| Habab | |
| Baraka | |
| Mai Tsade | |
| Bogos | |
| Mensa u. a. | |
| 21. Homran u. a. | } (Nordwest-Abes-
sinien, Taka) |
| Dabenah u. a. | |
| 22. Fundsch | } (Senaar) |
| Schukurieh | |
| Akkalin u. a. | |
| Takarir u. a. | |
| Abu Rof | |
| 23. Baggara u. a. | } (Kordofan,
Dar Fur) |
| 24. Baggara el Homr
u. a. | |
| 25. Schua u. a. | } Wadai, Baghir-
mi, Bornu, Ka-
nem, Sahara |
| 26. Berbern, Araber | |
| Tuareg, Tibbu | |

Seßhafte Viehzüchter.

Ohne Pflanzenanbau.

- | |
|--|
| 27. Herero, Herero-Ovampantieru
(Südwestafrika) |
| 28. Nuer (Oberrnil) |
| 29. Wahehe (Ostafrika) |

Mit geringem Pflanzenanbau.

- | | |
|----------------------------|--------------|
| 30. Dinka | } (Oberrnil) |
| 31. Bari | |
| 32. Oasenbewohner (Sahara) | |

Mit geringem eigenen
Pflanzenanbau als Herrscher
über unterworfenen Acker-
bauern.

- | |
|--|
| 33. Kaffern (Südostafrika) |
| 33a. Kaffern-Wangoni (Ostafrika) |
| 33b. Kaffern-Maschukulumbwe (Gr.
Sambesi-Bogen) |

Hackbauern.

Bantu-Völker.

- | | |
|----------------------------------|--|
| 34. Maschona | } (Ostafrika: zwischen
Banyai und Lim-
makololo) |
| Banyai | |
| 35. Marutse-Mam-
bunda-Gruppe | } (Südafrika: Gr.
Sambesi-Bogen) |
| Banyai | |
| 36. Ovambo-Mambu-
kuschu | } (Südwestafri-
ka: Ambo-
Land und Ca-
privi-Zipfel) |
| Ovakuanjama | |
| 37. Ganguëlla | } (Westafrika:
Angola) |
| Bailunda | |
| Kimbunda-Mu-
pinda | |
| Tjivokve (Kioko) | |
| Mbunda u. a. | |
| 38. Makua | } (Ostafrika: nörd-
lich vom unteren
Sambesi, südlich
und östlich vom
Nyassa-See und am
Rowuma) |
| Wamakonde | |
| Wayao u. a. | |
| Mangandja | |
| 39. Wanyika | } (Ostafrika: Nord-
ost-Rhodesia,
westlich vom Ny-
assa-See) |
| Wafipa | |
| Wasafua u. a. | |
| Babisa | |
| Waunga | |
| 40. Wanyamwesi | } (Ostafrika:
Grundbantu) |
| 41. Wassukuma | |
| 42. Waschambaa | |
| 43. Wabondei | |
| 44. Wassagara u. a. | |
| 45. Wakhutu | |
| 46. Wasaramo | |
| 47. Suaheli | } (Ost-
afrika:
Zwischen-
seen-
Gebiet) |
| 48. Wanyambo | |
| Karagwe u. a. | |
| 49. Awanyoro | |
| Kidi | |
| Bairo | } (Ruanda) |
| Wassiba | |
| Waheia u. a. | |
| 50. Wahuu | } (Ruanda) |
| Wanyaruanda | |
| 51. Warundi u. a. (Urundi) | } (Uganda) |
| 52. Waganda | |
| Basoga-Ba-
tamba | |
| Bageschu | |

- | | | | | | |
|-----------------------------------|---|--|---|--|---|
| 53. Kavirondo (Wagaja), Bakulia | } (Hami-
tisch-
nilotisch
beein-
flußt) | } (Ost-
afrika:
Ostufer
des
Viktoria-
sees) | 67. Wagenia | } (Mitt-
leres
Kongo-
gebiet
und
nörd-
lich an-
gren-
zende
Land-
schaf-
ten) | } (West-
küste
nördlich
von
Bengu-
ella und
Kongo-
becken) |
| 54. Waschaschi | | | 68. Babali | | |
| Waruri u. a. | | | Bangwa | | |
| Wakosowa | | | Mongelima | | |
| Wadjika | Mabendja | } (Mitt-
leres
Kongo-
gebiet
und
nörd-
lich an-
gren-
zende
Land-
schaf-
ten) | } (West-
küste
nördlich
von
Bengu-
ella und
Kongo-
becken) | | |
| Wirigidi | Bapoto | | | | |
| 55. Wambugwe | Mogwandi u. a. | | | | |
| Wairamba | Wapai | | | | |
| Wanyaturu | Ngombe | | | | |
| Waissansu | Banza | | | | |
| Wairangi u. a. | Buaka u. a. | | | | |
| 56. Wagogo | Basembi | | | | |
| Wakaguru | 69. Mandja (Sudan-
neger) | | | } (Mitt-
leres
Kongo-
gebiet
und
nörd-
lich an-
gren-
zende
Land-
schaf-
ten) | } (West-
küste
nördlich
von
Bengu-
ella und
Kongo-
becken) |
| 57. Wadigo | Banziri | | | | |
| Wapare | Baloï u. a. | | | | |
| Wagueno u. a. | 70. Bangala (Boloki) | | | | |
| Wadschagga | Balui | | | | |
| Wataveta | Babangi | | | | |
| 58. Wakamba | Bankundu | | | | |
| Wateita | Wangata (Bokote) | | | | |
| Wakikuyu | Bankutu | | | | |
| Waruguru | Lessa | | | | |
| Wapokomo | Basenga | } (Mitt-
leres
Kongo-
gebiet
und
nörd-
lich an-
gren-
zende
Land-
schaf-
ten) | } (West-
küste
nördlich
von
Bengu-
ella und
Kongo-
becken) | | |
| 59. Wakuafi (Hamiten) (Ostafrika) | Imoma u. a. | | | | |
| 60. Wassangu | 71. Bateke | | | | |
| Wamburru | Babuala | | | | |
| Wambunga | Bansinik | | | | |
| Mahenge-Wapo-
goro | u. a. | | | | |
| Wandamba | 72. Bakongo | | | | |
| Wabena u. a. | Kabinda | | | | |
| 61. Wakinga | Bavili | | | | |
| Wanindi | Mayumbe | | | | |
| Wanena u. a. | u. a. | | | | |
| 62. Wakonde | 73. Aschira | } (Reststämme
der Urbe-
völkerung) | } (Fran-
zösisch-
Kongo) | | |
| Wanyakyusa | Ivea u. a. | | | | |
| Waporoto | Okande | | | | |
| Wanyassa | Apinschi | | | | |
| 63. Baluba | Bakelle u. a. | | | | |
| Balunda (Kalunda) | 74. Pangwe (Fang) | | | | |
| Baschilange | 75. Yaunde-Fang | | | | |
| Mayakalla | Bule | | | | |
| Bakete u. a. | Bane u. a. | | | | |
| Bapende u. a. | 76. Ntum | | | | |
| Bondo | Mwelle | | | | |
| Hollo u. a. | Bassanga u. a. | | | | |
| Wabemba | 77. Maka | } (Maka-
gruppe) | } (Bantu-
Stämme
in
Kame-
run) | | |
| Wa'ussi u. a. | Bomone | | | | |
| Mbuga | Missanga u. a. | | | | |
| Walungu u. a. | Mabea u. a. | | | | |
| Warua | 78. Bakoko | | | | |
| Baholoholo | Bassa | | | | |
| 64. Bassonge | Duala | | | | |
| Bongo | Bakwiri u. a. | | | | |
| Batetela | 79. Bakundu | | | | |
| Bassongo-Meno | Bakossi | | | | |
| Bavumbo u. a. | Ekoi | | | | |
| 65. Bakuba | Banyang u. a. | | | | |
| Baschilele | | | | | |
| Bambala | | | | | |
| Buschongo u. a. | | | | | |
| 66. Manyema | | | | | |
| Waregga | | | | | |
| Wassongola | | | | | |
| Bakumu u. a. | | | | | |

Sudanvölker.			
80. Bali		93. Mande-Bambara	(Mande-Völker)
Muntschi		Mali-Kankan	
Mbum		Senufo u. a.	(West-sudan)
Baia			
Wute u. a.			
81. Tschamba		94. Mossi	
Djukum		Grussi	
Durru		95. Miltu	Baghirmi
Namdji u. a.		Niellim	
82. Falli		Bua u. a.	(Ost-sudan)
Dari	(Kamerun)	96. Wadai-Stämme (Wadai)	
Lakka u. a.		97. For (Dar Fur)	
Marghi		98. Nuba (Kordofan)	
Batta u. a.		99. Mangbattu	(Uälle-gebiet)
83. Musgum		100. Azande	
Tuburi		101. Bakango	
Bana		Mabudu	
Massa		Bawira	
Surru u. a.		Momvu	
84. Kanuri		Walesse	
Kanembu		Walendu	
		Bandaka	
85. Kagoro		102. Schuli (Gan)	(Obernil)
Nadu		Schilluk	
Fika		A-Lur	
Nupe		A-Madi	
Ibo		Tschier	
Yoruba u. a.	(Nigeria)	Latuka	
86. Ego		Gur u. a.	
Bariba		103. Mittu	
Kafiri	(Dahomey)	Mittu-Madi u. a.	
87. Ewe		104. Nuba-Schangalla	(Ägyptischer Sudan und Westgrenze von Abessinien)
Ho		Kunama	
Tschaudio		Barea	
Bassari		Koma	
Adele		Dodinga u. a.	
Anyana u. a.	(Togo)	105. Agáu	(Abessinien)
88. Fetu		Kamant	
Aschanti u. a.	(Gold-küste)	Amhara	
89. Agni		Tigre	
Kru		Jambo	
Lobi u. a.	(Elfenbein-küste)	Ghimirra u. a.	
90. Mandingo-Wey		106. Kopten	(Ägypten)
Pessi		Fellachen	
Golah		107. Berbern	(Tripolis)
Bassa u. a.		Araber	
Kpelle		108. Berbern	(Tunis)
Neger vom Kon-go (Bantu)	(Liberia nebst Hinterland)	Kabylen	
91. Timne		Araber	
Mandi		109. Berbern	
Konnoh u. a.	(Sierra Leone nebst Hinterland)	Kabylen	(Algier)
92. Fulah-Futanke		Araber	
u. a.		110. Berbern	(Marokko)
Tenda		Araber	
u. a.	(Französisch-Guinea, Portugiesisch-Guinea, Senegambien nebst Hinterland)	111. Hova	(Mada-gaskar)
		112. Sakalaven	

Ergebnisse.

Feststellungen allgemeiner Art.

Die Verbreitungsübersichten gestatten Schlußfolgerungen auf wertvolle Ergebnisse in Gestalt von Feststellungen allgemeiner Art. Unter anderem weisen sie vor allem nach, daß die Anwendung der Fallenjagd

zu einem wesentlichen Teil von dem Grade der Jagdbetätigung und der Jagdfertigkeit bestimmt wird.

Bei dem Bestreben zur Gewinnung eines Überblicks von freilich nur allgemeingültigem, nicht Sonderfälle berücksichtigenden Wert ergibt sich aus der Entwicklung von der niederen zur höheren Kultur die grobe Gradabstufung des starken, schwächeren und geringen Jagdeifers. Diese Gradabstufung zeigt auch rassisch bestimmte Merkmale auf, insofern als das Vorwiegen oder Zurücktreten der Jagdbetätigung in weitem Maße an die verschiedenen Rassen gebunden ist. Indessen gilt die rassische Gebundenheit der mehr oder weniger starken Jagdbetätigung ebenfalls nur für eine von weitgesteckten Gesichtspunkten bestimmte Betrachtung der allgemeinen Verhältnisse. Sie beruht ihrerseits zu einem großen Teil auf der in den körperlichen und geistigen Eigenschaften begründeten Widerstand- und Durchsetzungskraft der verschiedenen, nebeneinander lebenden Rassen, die sich im Widerstreit der jeweiligen Kräfte besiegen, sich ausgleichen oder einander unterliegen. Körperliche und geistige Eigenschaften hängen wieder weitgehend von den geographisch bestimmten Lebensmöglichkeiten der Wohnsitze ab. Sie bedingen die in den Rassen erwachsenen und nunmehr in ihnen ruhenden Anlagen zu körperlicher und geistig-seelischer Selbstbehauptung und Beharrung in der entwickelten Eigenart. Diese Anlagen lassen im allgemeinen bei kärglich ausgestattetem Lebensraum und schwacher Volkszahl auf einer erreichten Kulturstufe verweilen, bei günstiger Lebensversorgung mit daraus erwachsender Volksvermehrung treiben sie vorwärts zu weiterer kultureller Entwicklung, bei Verdrängung in schlechter versorgte Wohngebiete oder in lange anhaltenden Notzeiten lassen sie zu tieferer Stufe und Volksverminderung absinken.

Wohngebiet und Kulturhöhe, Rasse und Lebensführung entsprechen bei den im großen und ganzen nur wenig verschlungenen Beziehungen der Naturvölker einander sehr wesentlich. Das gilt besonders für die auf den unteren Stufen kultureller Entwicklung lebenden Rassen und Völker.

Eine besondere Untersuchung der afrikanischen Völker auf Jagdeifer und Jagdfertigkeit hin läßt uns folgendes erkennen. Hinsichtlich des Jagdeifers sind die oben genannten, den stärksten Grad der Jagdbetätigung aufweisenden reinen Sammler- und Jägervölker entweder die reinrassigen Reste der zwergwüchsigen Urbevölkerung oder auf deren rassischer Grundlage entstandene Mischvölker. Von den abgesunkenen, jetzt als reine Jäger lebenden, versprengten Teilen von Völkern höherer Kulturstufe gehören viele rassisch dem hamitischen Teil der nomadischen Viehzüchter an, wie die Arusi-Galla u. a. sowie die Wandorobbo und ihre Verwandten. Andere sind stark hamitisch beeinflusst, wie die Naga-Schankala, die Thaka-Wakamba, die Makhoru, die Derr-Dinka. Die Bergdamara sind ein im Südwesten erhaltener Rest der negroiden Urbevölkerung, die Klippkaffern sind Bantu.

Alle Viehzuchtnomaden mit durchschnittlich einheitlicher Lebensführung sind entweder Hamiten oder Semiten. Wie oben dargelegt, sind im allgemeinen auch sie noch sehr auf die Jagd angewiesen und bis auf geringe Gradunterschiede stark mit ihr befaßt.

Die seßhaften Viehzüchter mit geringerer, nur gelegentlicher oder sogar fast ganz fehlender Jagdbetätigung gehören drei Rassen an. Die Wahuma und Fulbe sind Hamiten, die Nuer, Dinka und Bari nigritische, aber hamitisch beeinflusste Sudanneger, die Kaffern eine Bantu-Völkergruppe. Als Bantu gelten auch die Herero, bei denen aber hamitische Herkunft vermutet wird, ebenso wie bei den als nomadische Viehzüchter lebenden Hottentotten. Vielleicht kann für die Viehzucht der Kaffern an eine in früher Zeit erfolgte Beeinflussung durch die hamitischen Vor-

väter der Hottentotten gedacht werden. Die Unterschiede in der Jagdbetätigung der seßhaften Viehzüchter werden unten noch zu erörtern sein.

Die Hackbauern sind Bantu oder nigritische Sudanneger, die sich je nach der Ausstattung ihrer Wohnsitze und den darin begründeten sozialen Verhältnissen ihrer jeweiligen Volks- oder Stammeseinheiten mehr oder weniger eifrig als Jäger betätigen.

Die von oben nach unten abgestuften Grade der stärkeren oder geringeren Beschäftigung mit der Jagd je nach der dürftigeren oder reicheren Lebensführung sind im allgemeinen also durch die natürlichen Verhältnisse der Wohnräume bedingt und im Rahmen der gesamten Wirtschaftsform zu einem großen Teil an die körperlichen und geistigen Eigenschaften der verschiedenen Rassen gebunden, wobei die Hamiten sich als besonders jagdeifrig erweisen.

Je mehr eine Tätigkeit geübt wird, desto sicherer wird sie von den Ausübenden beherrscht. Aus der mehr oder weniger starken Jagdbetätigung erwächst in ständiger, weniger häufiger, nur gelegentlicher oder seltener Übung die verschieden gute Jagdfertigkeit. In dem Grade, wie der Jäger sich befähigt erweist, das Wild zu erbeuten, zeigt er seine bessere oder schlechtere Eignung zum Kampf mit ihm, zu seiner Überlistung und Überwindung. Hohe Jagdfertigkeit offenbart sich in tiefer Kenntnis der Natur, in den scharfen Sinnen des Jägers, die in außerordentlicher Beobachtungsgabe und Spuren- und Fährtensicherheit zutage treten. Namentlich auch durch das Wesen der bevorzugt angewandten Methoden von größerer oder geringerer Feinheit werden die guten Jägereigenschaften gekennzeichnet. Dabei ist der Unterschied in den Anforderungen zu beachten, die an den Jäger gestellt werden. Sie beziehen sich bei leichterer Jägerarbeit auf Hurtigkeit und Gewandtheit, bei schwerer Jägerarbeit aber besonders auf Mut im männlich-kühnen Nahkampf mit dem starken Wild.

Die hohe Jagdfertigkeit der reinen Jägervölker beruht in dem absoluten Muß zu ständiger Übung der Jagd. Die Buschmänner und Pygmäen sind schlechthin die Meisterjäger Afrikas. Bei nur geringen Hilfsmitteln fast allein auf die Kraft und Gewandtheit des eigenen Körpers angewiesen, haben sie ihre Jagdtechnik kunstvoll entwickelt und so hoch gesteigert, daß sie mit den von der Notwendigkeit meist geforderten und demnach von ihnen angewendeten feinen und schwierigen Methoden unabhängig vom Zufall das Wild erbeuten, sofern es überhaupt in ihrem Jagdgebiet anzutreffen ist. Ihnen nahe an Jagdfertigkeit kommen die anderen schweifenden Jägervölker, wie die Waboni, Wasaniä, Walangulu u. a. sowie die zum Jägerdasein abgesunkenen Teile von Völkern höherer Kulturstufe, wie die Bergdamara, die aus verschiedenen Rassen- und Stammeselementen gemischten Klippkaffern, die hamitischen Wandorobbo, deren nähere Verwandten und andere hamitische und sonstige Jägervölker.

Sehr gute Fähigkeiten weisen als eifrige Jäger auch die nomadischen Viehzüchter auf, die Hottentotten, die Wasamburu, Wataturu, Wafome u. a. im Steppenland östlich vom Viktoriasee, die Danakil, Somal, die noch nomadisch lebende Mehrzahl der Gallastämme im Osthorn und namentlich die hamitischen und die semitischen sehr jagdeifrigen Reitervölker an den Sahararändern. Unter ihnen gibt es hervorragende Jäger, die namentlich in der von ihnen zufolge ihrer allgemeinen, auf Pferd und Kamel gestützten Lebensführung bevorzugten Methode der beritten betriebenen Hetzjagd mit Gewandtheit, Kraft und unerhörter Kühnheit ganz Außerordentliches leisten. Hier sind vor allen anderen die berühmten Schwertjäger der Homran zu nennen.

Gemäß der oben schon dargelegten, von den jeweiligen Völkern und Stämmen der sesshaften Viehzüchter eingenommenen Stellung zur Jagd, die sie teils eifrig, teils wenig oder überhaupt nicht mehr ausüben, sind auch ihre Jägerfähigkeiten verschieden hoch zu werten. Die Hamiten unter ihnen erweisen sich, wenn sie jagen, meist als gute Jäger. Sie entsprechen damit ihrer rassischen Eigenart und ihrem früheren, von der Mehrzahl ihrer Verwandten noch jetzt vertretenen Nomadentum. Das gilt zu einem Teil noch für die Fulbe, besonders aber für die Wahuma, die nur ganz wenig jagen, gleichwohl aber gute Jäger sind. Über diese Erscheinung wird unten noch in Verbindung mit den ebenfalls hamitischen, nomadisch Viehzucht betreibenden und auch nur selten, dann aber gut jagenden Massai zu handeln sein. Die Herero, die Nuer, Dinka und Bari jagen sehr wenig; ihre Leistungen als Jäger sind nur gering. Die Kaffern und Wahehe sind dagegen sehr eifrige und gute Jäger.

Bei den je nach der ärmeren oder reicheren Lebensversorgung eifrig, weniger eifrig, nur gelegentlich oder fast gar nicht mehr jagenden Hackbauern deckt sich im allgemeinen der Grad der Jagdbetätigung mit der durch größere oder geringere Übung jeweils erreichten Jagdfertigkeit. Es gibt unter ihnen sehr eifrige und sehr gute Jäger. Hier sind an erster Stelle die mit den Schuli verwandten Latuka zu nennen, die als sehr eifrige und vorzügliche Jäger bekannt sind. Sie jagen kühn im Einzelpirschgang alles Wild ihres Gebietes, auch Elefanten und den besonders gefährlichen Büffel, Löwen und Leoparden. Auch bei ihnen und einigen anderen sehr eifrigen und guten Jägern unter den afrikanischen Hackbauern steht neben dem Hauptzweck der Jagd, der Erlangung der Beute, das in den unerhört kühnen Methoden der Buschmänner und besonders der Pygmäen sowie der Homran bei der Elefantenjagd zutage tretende höhere Moment der Freude am Kampf in der Jagd, der in den Grundzügen kühner Charakteranlage begründete Trieb zur Jagd als Tat an sich. Es ist ein seelisches Moment, das sehr stark auch bei manchen der in Afrika nicht vertretenen höheren Jäger, namentlich bei den Prärieindianern Nordamerikas, zu beobachten ist.

Sehr eifrige und recht gute Jäger sind die Mangbattu und Niam-Niam am Uëlle, die Wagogo und Wakamba in Ostafrika, im Innern die Mayakalla am Kwango, die Mogwandi, Banza und Mayombe im Gebiet am mittleren Kongo, von den Reststämmen der Urbevölkerung am Ogowe vor Eindringen der Pangwe die Bakalai, Aschira, Nkomi, Mpongwe, in Kamerun die Maka, Ekoi, Wute, Baia und namentlich die Baia-Kaka.

Eifrige und gute Jäger sind viele Angolastämme, so die Mundombe, Amboëlla, Ganguëlla, Machacha, Andulo, Bihe, Quimbanda, Kissama, Kiakka, Kissandschi und das Handelsvolk der Tjivokve (Kioko). Weiter sind hier zu nennen die Marutse-Mambunda im großen Sambesi-Bogen, die Wambugwe, Waniaturu, Wairangi, Wataveta, Wadschagga, Wateita, Wapokomo im Norden Ostafrikas. Die Wapokomo jagen nicht eifrig, sind aber doch gute Jäger. Eifrig und gut jagen im Gebiet am Viktoriasee die Wanyoro, Waganda, Basoga-Batamba, Bageshu, Wakosowa, im Kondeland die Wanyassa und Waporoto. Aus dem Innern sind zu erwähnen die Lunda-Luba-Stämme, die Manyema, am mittleren Kongo die Tofoke, Ababua, Waldmongelima, Mabendja, Babinza. In Oberguinea können genannt werden aus Kamerun von den Bantu die Bakwiri und Bakundu, von den Sudanegern die Bali, Muntschi, Mbum, Falli, Dari, Kanuri, Kanembu, aus Nigeria die Joruba und Nupe, aus Dahomey die Kafiri, aus Togo die Ho, Adele, Tschaudjo, Bassari, von der Goldküste die Aschanti, aus Französisch-Guinea die Futanke, aus Senegambien die Tenda und Jolof. Aus Borgu und Gurma sind die Dendi und Zaberma.

aus Dar Fur die For, aus Kordofan die Nuba und Takalle, vom Obernil die Schuli-Djur hervorzuheben.

Eifrige, doch weniger gute Jäger sind die Mambukuschu im Südwesten, die Makalaka, Maschona u. a. zwischen Sambesi und Limpopo, die Waschambaa, Wabondei, Wanyaruanda, Wagara, Schuli-Acholi (Gan), Wasaramo, Wamakua und Nachbarn in Ostafrika. Das gleiche gilt für die Bassonge, Bakuba, Waregga, Bangala, Balolo, Bahollohollo, Wassongola, Mandja, Lessa, Bateke, Bakongo und Kabinda im Kongo-Kassai-Gebiet. Ebenso zu bezeichnen sind die Urungu, Okande, Fang am Ogowe, die Jaunde, Musgum, Banjang u. a. in Kamerun, in Nigeria die Kagoro und Bautshi, in Dahomey und Togo die Ewe, in Liberia die Wey, Golah, Pessi u. a., in Sierra Leone die Konnoh, in Portugiesisch-Guinea die Balante, in Senegambien die Serer und Saracolet, am Obernil die A-Madi.

Wie oben bei der Gegenüberstellung des Jagdeifers und der Jagdfertigkeit schon mehrfach ersichtlich wurde, begegnet die Regel, nach der der erstere die letztere bestimmt, bei oberflächlicher Betrachtung anscheinend manchem Widerspruch. Große, geringere oder nur mittelmäßige Jagdfertigkeit scheint nicht in jedem Falle von dem jeweiligen Grade des Jagdeifers abhängig zu sein. Sehr eifrige und zugleich sehr gute, eifrige und gute, nur gelegentliche und daher mangelhafte Jäger entsprechen dem Satz von der durch Übung zu erlangenden Beherrschung einer Tätigkeit. Ihm steht die Tatsache des Auftretens sehr eifriger und dabei doch nur mittelmäßiger oder gar mangelhafter, sowie nur gelegentlicher und doch guter Jäger entgegen. Diese Erscheinung erschüttert nicht die allgemeine Regel. Sie wird vielmehr oft gerade durch die Sonderfälle bestätigt. Das ergibt sich aus einer Prüfung der fraglichen Stämme. Dabei sind ihre rassischen Merkmale zu berücksichtigen oder ihr in wechselvollen Schicksalen begründeter Entwicklungsgang oder ihre durch örtliche Umstände bedingte Eigenart in der Wirtschaftsführung mit mancherlei Beziehungen zur geistigen Kultur. Die religiösen Vorstellungen, die sich in dem Verbot des Genusses von Wildfleisch äußern, sind in ihrer Auswirkung auf die Jagdbetätigung und die Jagdfertigkeit mancher Viehzüchter und Hackbauern schon erwähnt worden. Zum Verständnis der jeweiligen Einstellung zur Jagd mit starker Jagdbetätigung und guter oder aber auch nur mangelhafter Jagdfertigkeit oder mit schwachem Jagdeifer und gleichwohl guten Jägerfähigkeiten ist zu untersuchen, ob es sich um ein rassisch einheitliches oder um ein aus verschiedenen Rasseelementen gemischtes Volk oder um einen abgedrängten oder inmitten verwandter Stämme isoliert lebenden Stamm handelt. Ferner ist das die Wesensart dieser Volksteile bestimmende Milieu des derzeitigen Wohngebietes oder auch der durchwanderten, verschieden ausgestatteten und somit Anpassung in Abwandlung erfordernden Gebiete darzulegen.

Beispiele für Stämme, die aus verschiedenen Rasseelementen gemischt sind, bieten die Wagaja (Kavirondo), Bakulia, Waschaschi u. a. am Nordostufer des Viktoriasees. Sie sind Bantu, aber von Hamiten und Niloten stark durchsetzt. Die Wagaja sind Ackerbauern und Viehzüchter zugleich, dabei eifrige, aber, nach den nicht einheitlichen Berichten über sie zu urteilen, wohl nicht gerade gute Jäger. Die Waschaschi betreiben nur Ackerbau und sind eifrige und geschickte Jäger. Die Wohngebiete beider Stämme sind wildreich. Die Bakulia sind ebenfalls nur Ackerbauern. Ihr Land ist wildarm. Sie jagen daher nur wenig. Über ihre Fähigkeiten als Jäger liegen keine Angaben vor. Bei der nur geringen Möglichkeit zur Jagdausübung sind sie wohl nur mittelmäßige Jäger. Für die Wagaja und Waschaschi bedingt das gleiche, im allgemeinen mit Jagdeifer verbundene hamitische Element die gleiche Einstellung zu starker

Jagdbetätigung. Der verschieden hohe Grad der Jagdfertigkeit dagegen beruht wohl auf der verschieden guten Lebensversorgung. Die Wagaja haben bei Ackerbau und gleichzeitiger, durch die günstigen natürlichen Verhältnisse ihrer Wohnsitze ermöglichter Viehzucht reichere Lebensmöglichkeiten als die nur mit Ackerbau befaßten Waschaschi. Sie sind also für die Versorgung mit tierischen Nährstoffen weniger als jene auf die Jagd angewiesen, die sie bei ihrem hamitischen Einschlag daher zwar auch eifrig, aber doch weniger unter dem Zwang zur Aufbietung höherer Geschicklichkeit betreiben. Die Waschaschi aber spannen bei ihrer eifrigen Jagd unter dem Drange ihres Begehrens nach Wildfleisch ihre Kräfte stärker an und zeigen so höhere Fähigkeiten als Jäger.

Abgedrängte und nunmehr stark untereinander gemischte Reste großer, Rindvieh züchtender Kaffern-Betschuanen-Stämme sind die oben schon genannten, jetzt als reine Jäger in Ödländern lebenden Klippkaffern, die bei ihrer gegenwärtigen Lebensweise um so mehr recht tüchtige Jäger sind, als die Kaffern im allgemeinen sich als eifrige und gute Jäger erweisen.

Als Beispiele isoliert mit abweichender Wirtschaftsführung inmitten verwandter Stämme lebender Volksteile kann auf die namentlich in Süd- und Südostafrika anzutreffenden, aus der Absonderung von Berufsjägern entstandenen sogenannten Flußpferd- oder Elefanten-Jägerstämme hingewiesen werden. Ihrer nahezu ausschließlichen Beschäftigung entsprechend zeigen sie sich meist recht geschickt bei der Verfolgung ihres Hauptwildes, auf das sie besonders eingestellt sind, erreichen aber nicht die auf dem Gesamtgebiet der Jagd erwiesenen hohen Jägerfähigkeiten der eigentlichen Jägervölker.

Den bei oberflächlicher Betrachtung anscheinend zutage tretenden Widerspruch zwischen der Rasse, der Wirtschaftsführung und dem der allgemeinen, rassisch bestimmten Stammeseigenheit entgegenstehenden geringen Grade der Jagdbetätigung bei gleichzeitiger guter Jagdfertigkeit zeigen die rein hamitischen Wakuafi, Massai, Wahuma und Fulbe auf. Die ehemals wie alle ihre hier genannten Rasseverwandten lediglich mit nomadischer Rindviehzucht befaßten Wakuafi betreiben jetzt vorwiegend Ackerbau. Die Viehzucht steht an zweiter Stelle. Ihr Jagdeifer ist entsprechend ihrer jetzigen günstigen Lebensversorgung nur mehr gering. Eine gewisse Jagdfertigkeit haben sie sich bewahrt. Die Massai sind nomadische, nur selten jagende, die Wahuma sesshafte, nur gelegentlich und die Fulbe sesshafte, fast gar nicht mehr jagende Viehzüchter. Gleichwohl zeigen sich die Massai und Wahuma, wenn sie einmal jagen, als recht gute Jäger, entsprechend den sehr guten Jägerfähigkeiten ihrer in anderen, ungünstigeren Wohngebieten lebenden und noch sehr wesentlich auf die Erträge der Jagd angewiesenen Rassegenossen, wie z. B. der mit nomadischer Viehzucht beschäftigten Somal oder der als reine Jäger lebenden Wandorobbo. Für die Fulbe ist auf ihre noch ganz nomadisch lebenden, eifrig und gut jagenden Stammesverwandten, die Fulbe-Bororó hinzuweisen. Die Massai haben lange in Wohnsitzen gelebt, die ihren Herden reiche Weide bieten, und waren bis zum Auftreten der ihr Vieh vernichtenden Rinderpest so reich für die Lebensführung versorgt, daß sie der Jagd entraten konnten. Ihre Fähigkeiten als gute Jäger haben sie sich aber erhalten und machen von ihnen Gebrauch, so bald Zeit und Umstände es erfordern. Das gleiche kann von den Wahuma und wohl auch von den Fulbe gesagt werden, die sich beide neben ihrem Reichtum an Rinderherden jetzt als Herrscher über Ackerbauern auch deren Erzeugnisse zunutze machen können.

Bei manchen eifrig und doch nicht gut jagenden Hackbauvölkern, wie z. B. den Rowuma-Stämmen, beruht diese Erscheinung in den günstigen

Umständen ihrer Wohngebiete mit starkem, zum Beutemachen anreizenden Wildbestand trotz weitgehender Ausdehnung der Pflanzungsflächen. Der Grad der Jagdbetätigung geht hier weit über den praktischen und häufig bei nur gelegentlicher Jagd hinreichend erfüllten Zweck der Gewinnung fleischlicher Nahrung hinaus. Man macht Fleisch, wie und wo man kann, wenn die Feldarbeit nur immer Zeit zur Jagd läßt, auf die man aber eben keineswegs angewiesen ist. Die Art ihres Jagens ist daher plump und weist nicht die oben gekennzeichneten Züge gesteigerter Jagdtechnik auf. Das gilt sogar für die hier zahlreich vertretenen Berufsjäger.

Bei zwar eifriger, aber plumper, kunstloser Jagd werden Methoden angewendet, die überhaupt nur bei starkem Wildbestand zum Erfolg führen können oder wenigstens den Jägern die Jagdausübung sehr erleichtern. Man verwendet Hundeschellen, um den Aufenthaltsort der Hunde immer sicher zu kennen, ohne Rücksicht darauf, daß durch den Klang der Schellen das Wild vergrämt wird. Von einer so kunstvollen Methode wie der Schleichjagd kann dabei natürlich kaum die Rede sein. Ausgiebig wird von der Jagd mit Feuer zum Treiben oder Einschließen Gebrauch gemacht, die bei guten Jägern nur selten unter Berücksichtigung besonderer Umstände angewendet wird, wie bei sehr starkem Wildbestand oder als letzter Versuch, nicht anders auszumachendes Wild zu erbeuten. Schließlich vertraut man in weitem Maße dem Zufall durch Anwendung der Fallenjagd, die besonders für die mittelmäßigen und schlechten Jäger kennzeichnend ist. Dafür sind unter anderen besonders die Makua und ihre Nachbarn am Rowuma und im Westen die Fangstämme am Ogowe zu nennen. Bei beiden Stammesgruppen sind auch Hundeschellen viel im Gebrauch. Gerade die Verwendung von Hundeschellen deutet, wie oben schon berührt, nicht auf die Fähigkeiten wirklich guter Jäger hin, die beim Pirschgang und den aus ihm sich ergebenden Methoden in der Annäherung an das Wild zu beweisen sind, ebensowenig wie die Fülle der bei den Rowuma-, den Fang- und anderen Stämmen vorkommenden und von ihnen so gern verwendeten Fallen.

Im allgemeinen ist zu beobachten, daß der Reichtum an Fallen in demselben Verhältnis zunimmt wie die Jagdfertigkeit abnimmt. Die Völker, die nur oder vorwiegend auf die Jagd angewiesen und dabei wirklich gute Jäger sind, vertrauen also mehr ihrer eigenen Jagdfertigkeit als dem Zufall. Sie sind dazu gezwungen, da sie mangels anderer Ernährungsmöglichkeiten weit weniger damit rechnen dürfen, daß ihnen das Wild zufällig in die Falle geht, als die Völker, die dank Ackerbau und Tierzucht bei weitem nicht in dem Maße wie jene von dem Ertragnis der Jagd abhängig sind. Natürlich verwenden auch die Jägervölker Fallen, schon um keine Möglichkeit zum Beutemachen auszulassen. Die Fallenjagd steht aber bei ihnen hinter den anderen Jagdverfahren weit zurück. Hauptsächlich sind es bei ihnen die alten, nicht mehr zur Ausübung anderer Methoden von größerer Schwierigkeit fähigen Leute, die mit Fallen jagen. Großer Reichtum an Fallen und ihre allgemeine Anwendung deckt sich wohl häufig mit großem Jagdeifer, läßt aber doch fast immer auf nicht gerade hervorragende Jagdfertigkeit schließen. Als ein allgemeines wertvolles Ergebnis kann also die Feststellung gemacht werden, daß gute Jäger wenig Fallenjagd, weniger gute viel Fallenjagd betreiben.

Fallenjagd wird zur Erbeutung aller Wildarten angewendet, bei starkem wie bei schwachem Wildbestand. Bei starkem Wildbestand führt sie leicht zu einem Zufallserfolg, bei schwachem hat sie die Aufgabe, jede Möglichkeit, auch die zufällig auftretende auszunutzen. Von einer zoologischen Bedingtheit der Fallenjagd kann im allgemeinen daher nur insoweit

gesprochen werden, als die eine oder andere Fallenform besonders geeignet für den Fang bestimmter Wildarten und daher diesen besonders angepaßt ist. Fallgruben sind je nach Ausmaß für mittleres und Großwild bestimmt, Fallspeere ganz besonders für Großwild, Tellerfallen vorwiegend für mittleres Laufwild, in entsprechender Größe und besonderer Auslegung aber auch für Großwild, Kastenfallen bevorzugt für Raubwild, Schlagfallen je nach Größe für Raubwild, mittleres oder Kleinwild, Schlingen aller Art, auch Schwippgalgen für Affen, Laufwild, Vögel und Kleinwild, Korbfallen vorwiegend für Vögel, Speer- und Bogenselbstschüsse für Laufwild, Armbrustselbstschüsse, reusenförmige Schlupfröhren und Netzbeutel für Nager, Leimruten für Vögel.

Geographisch ist die Fallenjagd in gewissem Umfange bedingt und örtlich begrenzt. Zwar wird sie im allgemeinen in jedem Gelände betrieben, doch gilt die geographische Bedingtheit und örtliche Begrenzung wenigstens für die verschiedenen Fallenformen. So werden Fallspeere hauptsächlich im Waldgebiet verwendet, große Kastenfallen vorwiegend dort, wo Leoparden vorkommen, und Tellerfallen in offenem Gelände.

Mutmaßliche kulturhistorische Zusammenhänge auf Grundlage der von Ankermann für Afrika aufgestellten Kulturkreise¹⁾.

Fallgruben.

Wie das Kartenbild nachweist, sind Fallgruben als elementarste Form der Fallenjagd über ganz Afrika verbreitet. Wo sie nicht nachzuweisen sind, fehlen lediglich die Literaturangaben oder es handelt sich um Gebiete, in denen sie nicht mehr zur Anwendung gelangen. Das gilt vielleicht für die Somal im Osthorn und die Stämme des Westsudan. In der Materialzusammenstellung ist mehrfach darauf hingewiesen worden, daß die Literaturangaben über Fallgruben sich auf frühere Zeit beziehen, so z. B. bei den Nyassa-Rowuma-Stämmen. Auch die Stämme Madagaskars haben wahrscheinlich die Fallgrube zur Jagd verwendet und verwenden sie vielleicht heute noch, wenn auch Angaben darüber fehlen.

Eine zu besonderen Kunstformen der Grube hinleitende Verbesserung und Weiterentwicklung liegt bei den einfachen Gruben vor, die für den Fang bestimmter Tierarten, wie für Giraffen und große Raubtiere, namentlich den Löwen, besonders weit und tief gegraben werden. Sehr tiefe Fallgruben für Löwen werden aus Nord- und Nordostafrika berichtet.

¹⁾ Ankermann (1c; 1ff.) unterscheidet folgende Kulturkreise:

1. westafrikanischer Kulturkreis; beginnt an der Westküste im Süden, südlich des Kuanza, erstreckt sich über das ganze mittlere Kongobecken bis nahe an den Tanganyika-See und in einem langen, schmalen Streifen längs der Küste von Oberguinea bis Liberia.

2. der II. große Kulturkreis, der, dem westafrikanischen gegenübergestellt, als Einheit aufzufassen ist, für sich allein betrachtet aber große Verschiedenheiten in seinen einzelnen Regionen aufweist; er ist daher in folgende Unterprovinzen zu gliedern:

- a) Südafrikanische Provinz; im Norden begrenzt durch den Sambesi und Kunene;
- b) Ostafrikanische Provinz; vom Sambesi bis zum Tana;
- c) Provinz des Osthorns und Abessiniens;
- d) Oberrnilprovinz;
- e) Sudanprovinz.

In vorliegender Abhandlung werden diese beiden Kulturkreise bezeichnet als „westafrikanischer Kulturkreis“ und als „süd- und ostafrikanisch-sudanischer Kulturkreis“.

Besondere kleine Fallgruben für Hasen legen die Auin-Buschmänner an, kreisrunde, sehr große Fallgruben für Flußpferde die Wanyamwesi, Warua, Baholoholo.

Um Fallgruben handelt es sich in gewissem Sinne auch bei dem Fang von Hyänen in Gräbern, wenn die Hyänen diese aufwühlen, um zu den Leichen zu gelangen. Diese Angabe findet sich wenigstens mehrfach in der älteren Literatur. Durch neuere Autoren ist es aber wissenschaftlich nicht zu belegen, daß Hyänen wirklich Gräber aufwühlen.

Die mit Haken versehenen, langen Stangen zum Herausholen von Wild aus den Gruben sind nur von den Buschmännern bekannt und in ihrer diesem Zweck besonders angepaßten Form auch wohl deren Erfindung; vgl. oben Erläuterung zum Material. Stangen und Haken mögen indessen auch an vielen anderen Stellen Afrikas zu diesem Zweck verwendet werden.

Die besondere Kunstform der keilförmig nach oben zu verjüngten Fallgrube kommt für Afrika anscheinend nur in Liberia vor.

Die keilförmig nach unten verjüngte Fallgrube, in der sich das Wild festklemmt, ist charakteristisch für den süd- und ostafrikanisch-sudanischen wie für den westafrikanischen Kulturkreis. Im ersteren ist sie in zusammenhängender Verbreitung in der süd- und ostafrikanischen Provinz sowie im Oberraingebiet, im letzteren in Zentralafrika, in Gabun und Kamerun zu finden. Eine Lücke bildet am Kongo lediglich das Gebiet der Mandja, Bangala, Bateke und ihrer Nachbarn. Doch fehlen hier wohl nur Literaturangaben.

Die hamitischen Völker im Osthorn haben diese Gruben anscheinend nicht. Die Wandorobbo und Wakuafi wenden sie dagegen an. Bei ihnen ist Beeinflussung durch die Bantustämme Ostafrikas anzunehmen. Beide Stämme kennen sogar eine Verbesserung, den für die Haltbarkeit der Grube sehr vorteilhaften Querpfeiler. Eine weitere Verbesserung ist die namentlich bei den Ovampantieru-Herero zu beobachtende, hauptsächlich für Giraffen bestimmte Doppelgrube. Ein Querpfeiler wird auch von den Auin-Buschmännern berichtet. Zwischen den Wandorobbo-Wakuafi und den Herero bestehen vielleicht Beziehungen, wenn die Herero wirklich, wie die Hottentotten, hamitischer Herkunft sein sollten (1b; 74). Dagegen ist freilich zu halten, daß die Ovampantieru nicht eigentliche Herero, sondern ein nach Westen verschlagener Betschuanen-Stamm sein sollen, der Sitte und Sprache der Herero angenommen hat (1b; 80).

Als Erfinder der keilförmig verjüngten Fallgrube sind vielleicht die Bantu anzusehen, mit denen zusammen dann diese Form in Afrika aufgetreten ist. Gegen die Möglichkeit, in ihr ein altes, afrikanisches Kulturgut zu sehen, das schon der zwergwüchsigen Urbevölkerung zu eigen war, spricht das Fehlen des allgemeinen Vorkommens bei den Pygmäen. Die Abongo, Dongo u. a. in Gabun sind offenbar von den großwüchsigen Nachbarn beeinflusst.

Allgemein verbreitet, wie die Fallgrube selbst, ist die naheliegende, an sich eine Weiterentwicklung darstellende, aber ebenso elementare Maßnahme der Abdeckung. Besonderheiten sind hierbei kaum zu beobachten. Lediglich die kunstvollen Roste oder auch Strohmatten, auf die Erde, Rasenstücke oder Blätter gelegt werden, sind eine weitere, hier und da vorkommende Verbesserung. Sie werden von den Mandja und ihren Nachbarn und von den Sudanegern im Grasland Kameruns sowie von den Stämmen Liberias und von den For, die Strohmatten verwenden, berichtet. Möglicherweise sind sie für die südlichen Gebiete des Ostsudans charakteristisch und von hier nach Oberguinea übertragen worden.

Eine weitere, vereinzelt anzutreffende Verbesserung besteht darin, einen Köder auf die abgedeckte Grube zu legen. Diese Maßnahme kommt fast nur für Raubtiere zur Anwendung und wird ebenso wie die besondere, hauptsächlich für Hyänen bestimmte Form der abgedeckten und mit Köder versehenen Fallgrube innerhalb eines aus Hecken gebildeten Ganges von den hamitischen und den semitischen Stämmen im Ostsudan und in Nordostafrika angegeben. Das südlichste Vorkommen liegt hier bei den Wandorobbo. Ein Fall der abgedeckten Grube mit einer Ziege als Köder wird von den Amakosa-Kaffern berichtet. Ganz vereinzelt findet sich bei den Stämmen südöstlich vom Tschadsee die als Attrappe auf die Fallgrube für Löwen gelegte Strohuppe.

Spitze, am Boden der Fallgrube angebrachte Pfähle sind durch die ganze Südhälfte Afrikas, vom Tschadsee bis zum Kapland, verbreitet. Im Nordwesten sind sie bis Nigeria anzutreffen, im Nordosten bis zum oberen Nilgebiet. Lediglich im Süden von Ostafrika scheinen sie zu fehlen. Es ist aber anzunehmen, daß sie früher, als auch hier noch Fallgruben viel zur Anwendung gelangten, in diesem Gebiet vertreten gewesen sind. Das Marutse-Mambundagebiet und das Hinterland der Westküste von Angola im Süden bis hinauf nach Nigeria im Norden ersetzt den zugespitzten Pfahl durch schwere Speere. In Gabun, im Waldland Kameruns, am Tschad-See und in Nigeria treten zugespitzte Pfähle und Speere nebeneinander auf. Die Stämme Rhodesias verwenden Speere nur für Flußpferd-fallgruben, sonst spitze Pfähle. Der Speer in der Fallgrube an Stelle des zugespitzten Pfahles scheint demnach im westlichen Kulturkreis an der Nieder- und Oberguineaküste, im Südosten bei den Marutse-Mambunda- und den Rhodesia-Stämmen, im Nordwesten in Nigeria, im Norden am Tschadsee charakteristisch zu sein.

Örtliche Besonderheit ist die Ausstattung der Fallgrube mit Pfeilen und Dolchen, wie es bei den Ovakuanjama, oder mit Speeren und Pfeilen, wie es bei den Wanyamwesi Gebrauch ist. Ebenso ist die Verwendung mehrerer Pfähle in einer Grube, die aus Unyoro berichtet wird, örtlicher Sonderfall. Durchaus auf Gabun beschränkt sind die X- oder V-förmig in den Gruben angebrachten Gestelle, die wohl Erfindung der alten Gabunstämme sind, von denen sie die Pangwe übernommen haben.

Die Besonderheit vergifteter, spitzer Pfähle kommt nach Literaturangabe im Süden nur bei den Buschmännern und den Stämmen zwischen Sambesi und Limpopo vor. Es ist wahrscheinlich, daß auch die Kaffern ihre Grubenpfähle gelegentlich vergiften. Ein geschlossenes Verbreitungsgebiet dieser Maßnahme scheint also für Südafrika in diesem Gebiet zu liegen. Erfinder sind hier wohl die Buschmänner. Ein weiteres geschlossenes Verbreitungsgebiet findet sich bei den Stämmen am Tschadsee in Nordadamaua im Mandara- und Bongorbezirk sowie in Nguru, Kanem und Manga. In diesem Gebiet ist die Maßnahme wohl irgendwo zuerst zur Anwendung gelangt und dann in der Nachbarschaft verbreitet worden.

Vergiftete Pfeile in Fallgruben werden lediglich von den Wanyamwesi berichtet.

Ganz vereinzelt kommt bei den For der lange, hoch aus der Grube herausragende und mit einem an der Spitze befestigten Fleischköder versehene Pfahl in Fallgruben für Löwen vor.

Dem Kartenbild nach sind zugespitzte Pfähle in Fallgruben anscheinend besonders für den süd- und ostafrikanisch-sudanischen Kulturkreis charakteristisch. Von hier sind sie vielleicht auf den westafrikanischen

Kulturkreis übertragen worden, in dessen westlichen Gebieten die Pfähle durch Speere ersetzt oder Speere und Pfähle nebeneinander gebraucht werden.

Fallgrubensysteme sind ebenfalls in der ganzen Südhälfte Afrikas vom Tschadsee bis zum Kapland, von Niederguinea bis Ostafrika verbreitet. Sie werden hier wahrscheinlich auch noch an manchen Stellen zu finden sein, für die die Literaturangaben fehlen.

Besonderheiten sind namentlich in Südafrika anzutreffen, so die Doppelgruben für Giraffen, die, wie oben schon erwähnt, wahrscheinlich auf die Ovampantieru-Herero zurückgehen und vielleicht von diesen zu den Hottentotten, Buschmännern, Bastards, Bakalahari u. a. verbreitet worden sind. Ferner gibt es hier die in trockenen Flußbetten angelegten, besonders für Zebras bestimmten Fallgruben, deren Erfinder vielleicht die Bergdamara sind, von denen sie zu den Hottentotten und Kaffern gelangt sind.

Buschmann-Erfindung ist wohl die in Südafrika ebenfalls häufig zu beobachtende Anlage großer, weit ausgebreiteter Systeme von Fallgruben in dreieckiger oder halbmondförmiger Anordnung.

Für die südafrikanische Provinz des süd- und ostafrikanisch-sudanischen Kulturkreises sind somit charakteristisch die Giraffen-Doppelgrube, die Zebra-Fallgrubenreihe in trockenen Flußbetten und das Fallgrubensystem in dreieckiger oder halbmondförmiger Anordnung.

Örtliche Besonderheit der Tschadseegebiete und besonders des Bongorbezirks ist die kilometerlange Reihe nicht abgedeckter Gruben, bei der die ausgeworfene Erde zwischen je zwei Gruben einen Wall bildet.

Zur Verwendung von Hecken oder Palisadenzäunen als Zwangswechsel zu einzelnen Gruben oder Grubensystemen leitet die von den Schuli berichtete Maßnahme der Anlage einer Grubenreihe innerhalb enger Täler hin. Zwangswechsel zu Gruben kommen in der ganzen Südhälfte Afrikas in beiden Kulturkreisen vor und sind vielleicht altes nigritisches Kulturgut. Bei Fallgruben findet sich auch der konvergierende Doppelzaun. Er ist vielleicht Buschmannerfindung. Meist herrscht aber der einfache Zaun vor, bei dem die Gruben vornehmlich an Durchlässen oder auch am Ende liegen. Auf die Schuli beschränkt ist die Maßnahme, auf den Elefantenwechsel große, offene Gruben zu graben und schwere Baumstämme zu legen, die wie Zäune als Zwangswechsel wirken.

Schlingen.

Bodenschlingen oder Laufdohnen sind wohl elementar und demnach auch durch ganz Afrika verbreitet. Für die Gebiete, in denen sie anscheinend nicht vorkommen, fehlen wohl nur die Literaturangaben.

Die besonders reichhaltigen und fein konstruierten Bodenschlingen der Pangwe sind oben eingehend zur Darstellung gelangt.

Eine namentlich für Ostafrika charakteristische Besonderheit ist das Prinzip der seitlich, rechts und links zwischen zwei gespaltene Ruten eingeklemmten Schlinge, die also, wie oben erwähnt, nicht nach Art der europäischen Laufdohnen frei in den Weg des Tieres hineinhängt.

Hervorzuheben sind die für größeres Wild, selbst für Büffel bestimmten Laufschlingen der Schuli, die um eine Grube gelegt und mit dem freien Ende an einem starken, eingerammten Pfahl befestigt sind. Sie werden auch von den For gebraucht, nur fehlt bei diesen die Angabe, daß die Schlinge um eine Grube gelegt wird. Es ist aber anzunehmen, daß diese Laufschlingen hier in derselben Weise zur Anwendung gelangen. Wahr-

scheinlich ist diese Form der Laufschnellen für größeres Wild im ganzen Ostsudan, im Obernilgebiet und in Nordostafrika, vielleicht auch noch in manchen anderen Gegenden, namentlich Ostafrikas, zu finden.

Eine vereinzelte Erscheinung sind die wie eine Angel wirkenden, beköderten Schnüre der For, die für Laufvögel bestimmt sind und von diesen verschluckt werden.

Ebenso vereinzelt ist der regelrechte Dohnenstiel nach europäischer Art. Aus der Durchsicht der Literaturangaben ergibt sich, daß er nur bei den Stämmen am Nordost- und Ostufer des Viktoriasees anzutreffen ist.

Die Verwendung eines Köders bei der Laufdohne wird aus Ostafrika und dem oberen Nilgebiet berichtet. In Ostafrika kommt sie bei den Nyassa-Rowuma-Stämmen, den Waschambaa und den Warundi vor, am oberen Nil bei den Niam-Niam, die als ganz besonderen Köder für Vögel fleischige Teile einer eigens zu diesem Zweck gezogenen Pflanze verwenden. Vielleicht ist die Beködierung der Laufdohne für Ostafrika und das Obernilgebiet charakteristisch. Wahrscheinlicher aber ist es, daß sie elementar und in ganz Afrika zu finden ist und daß nur die betreffenden Literaturangaben fehlen.

Auch die nach dem gleichen Prinzip wie die Bodenschlinge wirkende Baumschlinge ist weit in Afrika verbreitet. Auch bei ihr sind in der Aufstellung hier und da örtliche Besonderheiten zu beobachten:

Die Baumschnellen der Pangwe zeigen wie deren Bodenschnellen feine Konstruktion in reicher Mannigfaltigkeit. Besonders hervorzuheben ist die nur von ihnen berichtete Zugschlinge für Vögel, die namentlich für Papageien zur Anwendung kommt. Ein Sonderfall ist die in Abessinien angewendete Baumschlinge mit Käfig und Ziegenlamm als Köder für Leoparden.

Bemerkenswert ist auch die auf einer Verbindung zwischen zwei Bäumen herstellenden Stange innerhalb eines Verschlaßes angebrachte Affenschlinge der Pygmäen. Sie wird auch von den Stämmen im unteren Kongogebiet berichtet und findet sich wohl auch noch an anderen Stellen des zentralen Kongobeckens. Vielleicht ist sie Erfindung der Pygmäen.

Aus manchen Gegenden wird eine Beködierung auch der Baumschnellen berichtet. Diese Maßnahme ist wohl ebenfalls viel weiter verbreitet, als die Literatur nachweist. Die Bakuba locken Vögel durch Pfeifen in die Baumschnellen.

Sprenkel nach europäischer Art treten, soweit sich wenigstens nach den Literaturangaben feststellen läßt, nicht viel in Afrika auf. Es ist aber anzunehmen, daß diese Schnellenform auch hier noch weit häufiger zu finden sein wird, als das Kartenbild aufweist, wenn sie auch zugunsten des vielleicht aus ihr entstandenen Schwippgalgens in vielen Gegenden aufgegeben sein mag. Die wohl ebenfalls häufig angewendete Beködierung des Sprenkels wird nur von den A-Madi berichtet.

Der Schwippgalgen findet sich in ganz Afrika mit Ausnahme des Nordens. Die technische Verschiedenartigkeit des Auslösemechanismus bestimmt nach Lips (1a; 170ff.) die Bauart der verschiedenen Schwippgalgenformen, die eine verschiedene Verbreitung aufweisen.

Die Anlage der Schlinge richtet sich je nach der Wildart, für die der Schwippgalgen besonders bestimmt ist. Sie liegt flach auf dem Boden um eingeschlagene Pflöcke, häufig auch rund um eine kleine Grube herum oder ist auch senkrecht angeordnet. In horizontaler Lage wirkt sie als Beinfänger, in vertikaler als Halsfänger.

Die wieder bei den Pangwe zu beobachtende besondere Reichhaltigkeit der Formen ist oben ebenfalls eingehend dargelegt worden. Auch die

Nyassa-Rowuma-Stämme u. a. sind sehr geschickt in der Aufstellung solcher verschiedenartigen Schwippgalgenformen.

Die Anlage der Schwippgalgenschlinge in Zylindern (meist aus Bambusholz) oder in Blatt-Tüten, namentlich für kleine Nager, auch die Unterbringung der die Schlinge enthaltenden Zylinder in den Ausgängen der Schlupflöcher von Ratten und Mäusen, der Schlingen ohne Zylinder in den Ausgängen der Röhren von Ameisenscharrern u. a. ist aus Ost- und Westafrika bekannt und wohl für beide Kulturkreise charakteristisch. Die Pangwe haben zwei Formen von Baumschwippgalgen, die für Vögel und Eichhörnchen auf den Zweigen errichtet werden. Baumschwippgalgen für Vögel werden auch von den Nyassa-Rowuma-Stämmen berichtet.

Auffällig ist die Benutzung von Schwippgalgen für den Krokodilfang. Neben den gewöhnlichen Schwippgalgen für Kleinwild wird diese Verwendung aus Madagaskar besonders von den Ureinwohnern, den Vasimba, die, wie nach Grandidier die Sakalaven (1b; 75), vielleicht auch melanesischer Herkunft sind, und aus Ostafrika von den Wamatambwe berichtet. Vielleicht werden überall im Nyassa-Rowuma-Gebiet, wenn nicht überhaupt im ganzen zentralen Ostafrika, Krokodile außer in anderer Weise auch mit Schwippgalgen gefangen. Ostafrika könnte in dieser Hinsicht möglicherweise von Madagaskar her beeinflusst worden sein.

Der Schwippgalgen ist vielleicht aus der mit einer Rute versehenen Schlingenform entstanden, die als Sprengel oder auch mit dem schon erwähnten alten deutschen Namen „Sprangrute“ bezeichnet wird. Die Sprangrute ist elementar und über die ganze Erde hin verbreitet. Ihre Weiterentwicklung zum Schwippgalgen ist wohl an verschiedenen Stellen der Erde erfolgt. In Afrika mag der Schwippgalgen sehr alt und in der Vorzeit schon bei der zwergwüchsigen Urbevölkerung im Gebrauch gewesen sein.

Das gleiche gilt von der Beköderung des Schwippgalgens, die weit verbreitet ist. Für Vögel, Nager und Antilopen werden Früchte verschiedener Art, für kleine Raubtiere Fleischstücke oder tote Ratten und Mäuse verwendet. Besonders reich und mannigfaltig ist die Beköderung bei den Pangwe, die namentlich bei dem auf Bäumen angebrachten Schwippgalgen für kleine Vögel die besonderen Leckerbissen der verschiedenen Vogelarten mit großer Sachkenntnis auswählen.

Zu der absprechenden Kritik de la Caille's zu Kolbes Angabe, daß die Hottentotten Schwippgalgen auch für das schwere Eland errichtet haben, ist auf die glaubwürdigen Berichte neuerer Autoren über die für Großwild, wie Büffel und sogar Elefanten, bestimmten Schwippgalgen der Turkana, Suk, Korokoro-Galla und Wanyoro hinzuweisen. Danach kann bei Kolbes Angabe mit Rücksicht auf den von de la Caille hervorgehobenen Mangel an geeigneten Bäumen im Hottentottengebiet nur der Erfolg in Zweifel gezogen werden, nicht aber die Errichtung solcher Schwippgalgen für Großantilopen überhaupt.

Möglicherweise sind die Schwippgalgen für Großwild eine alte hamitische Weiterentwicklung des von der Urbevölkerung übernommenen Schwippgalgens gewöhnlicher Größenverhältnisse für mittleres Wild, die die hamitischen Vorväter der Hottentotten mit nach Südwestafrika gebracht haben. Ihre Nachkommen können sie hier nur aber eben wegen des Mangels an geeigneten Bäumen nicht recht zur Anwendung bringen. Jedenfalls gehören sie, wenn Kolbes Angabe als zutreffend unterstellt wird, zu den Erscheinungen aus dem Gebiet der Jagd, in denen der Nordosten und der Südwesten miteinander übereinstimmen.

Schlingensysteme an Stricken, Galgen oder Rahmen kommen nach dem Kartenbild vom Manyema-Gebiet kongoabwärts bis zu den

Unterkongo-Stämmen vor. Lediglich bei den Bateke und ihren Nachbarn fehlen dafür Literaturangaben. Es ist aber anzunehmen, daß sie auch bei diesen Stämmen im Gebrauch sind, wie sie wohl überhaupt im ganzen zentralen Kongobecken, also vornehmlich bei den Balubavölkern zu finden sein werden. Offenbar handelt es sich um eine örtliche Besonderheit dieses Gebietes, die hier irgendwo, vielleicht bei den Manyema oder auch bei einem der Stämme des mittleren Kongo erfunden und dann verbreitet worden ist. Für diesen Teil des westlichen Kulturkreises mögen diese Schlingensysteme nunmehr charakteristisch sein.

Stellnetze für Vögel sind bei den Beduinenstämmen in Nordwest-Abessinien, besonders im Setit-Mareb-Gebiet und in Taka, im Gebrauch. Ein zweites Auftreten wird in Ostafrika von den Wangoni-Kaffern berichtet. Es ist wahrscheinlich, daß solche Stellnetze in ganz Nordostafrika und im Ostsudan zur Anwendung gelangen. Vielleicht sind sie auch im Obernilgebiet und ebenso in ganz Ostafrika, möglicherweise auch bei den Sambesi-Limpopo-Stämmen und bei den Kaffern anzutreffen. In diesem Falle wären sie als charakteristisch für diese Gebiete des süd- und ostafrikanisch-sudanischen Kulturkreises anzusehen. Doch müßte ihr Vorkommen in den Gebieten ihrer möglichen Verbreitung zunächst durch nähere Untersuchungen festgestellt werden.

Das von den Baholoholo berichtete kleine, auf dem Wechsel angebrachte Stellnetz für Hasen gibt es vielleicht auch noch in manchen anderen Gegenden des zentralen Kongobeckens. Es ist möglicherweise für diesen Teil des westafrikanischen Kulturkreises charakteristisch.

Das eigentliche Zug- oder Klappstellnetz wird aus Nordostafrika und aus dem Ostsudan, wo es wahrscheinlich überall zu finden ist, literarisch belegt. Außerdem wenden es die Nyassa-Rowuma-Stämme an. Auch das Klappnetz ist vielleicht in ganz Ostafrika vom Kaffergebiet bis nach Abessinien hin vertreten und möglicherweise ebenfalls Charakteristikum großer Teile des süd- und ostafrikanisch-sudanischen Kulturkreises. Vielleicht ist es altes, in Afrika herausgebildetes hamitisches Kulturgut. Seine oben dargelegte Verwendung in mannigfacher Form durch die alten Ägypter weist darauf hin. Klappnetze werden wohl immer mit Köder versehen. Berichtet wird diese Maßnahme von den Homran.

Das über einem Vogelnest im Baum angebrachte Zugnetz der Bakuba ist eine örtliche, wohl auf eigener Erfindung beruhende Sondererscheinung, die sich vielleicht auch bei den Nachbarn der Bakuba feststellen läßt.

Zwangswechsel in Form des einfachen Zaunes mit Durchlässen, an denen Schlingen irgendwelcher Art angebracht sind, kommen sowohl in Süd- und Ostafrika, wie auch in Westafrika vor.

Die als Zwangswechsel zu Schlingen dienenden, mit Lappen versehenen Stangen sind eine örtliche Besonderheit des Osthorns.

Vielleicht ist der Zwangswechsel zu Schlingen in der ganzen Südhälfte Afrikas, vom Tschadsee bis zum Kapland, verbreitet, also auch im Gebiet zwischen Tschadsee und Kordofan sowie auch im oberen Nilgebiet, das somit eine Verbindung zwischen Kordofan und dem Norden von Deutsch-Ostafrika bilden würde. Jedenfalls ist der als Zwangswechsel dienende einfache Zaun mit Schlingen an den Durchlässen für beide Kulturkreise charakteristisch.

Mechanische Fallen im eigentlichen Sinne.

Totschlägerfallen mit einer Steinplatte auf Stützen sind vornehmlich in der süd- und ostafrikanischen Provinz sowie im Obernilgebiet und wohl auch im ganzen Ostsudan anzutreffen. Für das Vorkommen in

letzterer Provinz spricht wenigstens die Kleintierfalle der Kinder in Baghirmi. Ihr Vorkommen bei den östlichen und möglicherweise auch bei den zentralen und westlichen Pygmäenhorden beruht vielleicht auf Übertragung von Ostafrika her. Die Buschmänner haben anscheinend diese Steintotschlägerfalle nicht. Sie ist vielleicht altes Kulturgut der Bantu und Charakteristikum der genannten Provinzen des süd- und ostafrikanisch-sudanischen Kulturkreises. Hier ist sie wohl weit häufiger vorhanden, als sich aus der Literatur belegen läßt. Vielleicht sind Totschlägerfallen an sich altes asiatisches Kulturgut, das schon mit den Nigritiern oder wenigstens mit den Protohamiten, möglicherweise auch erst mit den hellfarbigen Hamiten nach Afrika gelangt ist. Beköderung dieser Fallen ist fast allgemein im Gebrauch.

Eine Besonderheit ist der Ersatz der Steinplatten durch Erdklumpen bei der Mausefalle der Ovakuanjama und durch harte Erdschollen in Baghirmi.

Ebenfalls um eine Steinplatte als Totschläger handelt es sich bei der innerhalb eines Steinkastens errichteten Falle der westlichen Mandingostämme. Diese Kombination aus Kasten- und Steintotschlägerfalle ist aber eine ganz vereinzelte Erscheinung.

Die Totschlägerfalle mit belasteter Stabplatte scheint vornehmlich dem süd- und ostafrikanisch-sudanischen Kulturkreis anzugehören, wo sie im Osten in zusammenhängendem Verbreitungsgebiet in der ostafrikanischen Provinz und nach Süden zu bis zu den Kaffern auftritt, sodann auch bei den Marutse-Mambunda. Ein zweites zusammenhängendes Verbreitungsgebiet liegt im Nordosten, wo die Falle nach dem Kartenbild bei vielen semitischen Beduinenstämmen und den Galla erscheint. Wahrscheinlich ist sie hier überall zu finden. Vielleicht ist sie auch bei den Oornil-Stämmen vorhanden, wenn sie hier auch zugunsten der Fallbaum-Totschlägerfalle mehr in den Hintergrund getreten sein mag. Es würde sich somit im Osten ein geschlossenes Verbreitungsgebiet von den Kaffern im Süden bis nach Nubien im Norden ergeben. Außerdem gibt es die Falle vereinzelt in Baghirmi und wohl auch im ganzen Ostsudan vom Tschadsee bis nach Kordofan. Das Vorkommen der Falle im zentralen Kongobecken bei den Lunda-Luba-Völkern und den Stämmen des mittleren Kongo, in Gabun, in Südkamerun und vereinzelt in Oberguinea könnte zu einem Teil dafür sprechen, daß die Falle auch Kulturmerkmal des westafrikanischen Kulturkreises ist. Doch fehlen Literaturangaben über ihr Auftreten in ganz Niederguinea, in Angola, am unteren Kongo und auch bei den alten Gabun-Stämmen. Vielleicht handelt es sich bei ihrem Erscheinen im westlichen Kulturkreis um Übertragung aus dem Osten her, indem die Falle von Ostafrika über die Marutse-Mambunda zu den Lunda-Luba-Völkern und dann weiter über die nördlich anschließenden Bakuba und Bassonge, bei denen sie höchstwahrscheinlich auch vorliegt, an den mittleren Kongo gelangt ist. In Oberguinea wird sie wohl nicht nur in Togo und Liberia, sondern überall vertreten sein. An eine Übertragung von Nord- nach Südkamerun und Gabun kann vielleicht gedacht werden, da es wahrscheinlich ist, daß die Stämme des mittleren Adamaua die Falle ebenso besitzen, wie ihre nördlichen und südlichen Nachbarn. Vielleicht ist die Totschlägerfalle mit belasteter Stabplatte altes, in Afrika herausgebildetes Kulturgut der hellfarbigen Hamiten, das aus dem Nordosten auf der vom Niltal abzweigenden Wanderstraße durch den ganzen Sudan bis nach Oberguinea, nach Süden auf der Wanderstraße aus dem Osthorn her nach Ostafrika gelangt ist, von wo aus dann die weitere Verbreitung auf dem oben aufgezeichneten Wege in das zentrale Kongobecken erfolgt ist.

Die Aufstellung derartiger Fallen direkt vor Rattenlöchern bei den Pangwe und ebenso deren Doppelfalle sind örtliche Besonderheiten. Das gilt auch von dem Ersatz der Stabplatte durch eine Platte aus Flechtwerk bei den Stämmen Baghirmis.

Beködörung ist auch bei dieser Falle sehr häufig, wenn nicht überhaupt die Regel.

Eine Einzelercheinung eigener Erfindung ist die Büffelfalle der Batwa-Pygmäen in Ruanda.

Die Verbreitung des Fallbaums deckt sich zu einem großen Teil mit der Stabplatte. Er kommt außerdem auch im mittleren Kamerun und im Obernilgebiet vor, wo die Stabplatte, wie gesagt, vermutlich zwar auch zu finden sein wird, sich aber literarisch nicht belegen läßt. Er fehlt anscheinend vollkommen im Nordosten. Westlich von den Marutse-Mambunda läßt er sich bei den Ovambo-Mambukuschu sowie bei den Angola-Stämmen literarisch nachweisen und kommt auch bei den Pygmäen vor. Vielleicht ist er besonderes Charakteristikum der ostafrikanischen Provinz des süd- und ostafrikanisch-sudanischen Kulturkreises und altes Kulturgut der Bautu, das von hier nach Norden zu den Obernilstämmen und weiter durch den Ostsudan an den Tschadsee und nach Oberguinea, nach Westen über die Marutse-Mambunda zu den Ovambo-Mambukuschu und nach Nordwesten auf demselben Wege wie die Stabplatte ebenfalls über die Marutse-Mambunda zu den Lunda-Luba-Völkern und über die Manyema kongoabwärts und schließlich nach Gabun und Südkamerun gelangt ist.

Die ausführlich beschriebene Fallbaum-Totschlägerfalle der Graslandstämme Kameruns ist ein örtlicher Sonderfall.

Das gleiche gilt von dem Ersatz des Fallbaumes durch einen Stein bei Verwendung eines Auslösemechanismus mit Drückerverlängerung durch die Waschambaa im nördlichen Deutsch-Ostafrika und die zu den Schuli gehörenden A-Madi.

Von den verschiedenen Formen der Korbfallen scheinen nur die Vogel-Korbfallen mit Falltür im Süden Ostafrikas eine typische und in diesem Gebiet weiterverbreitete Erscheinung zu sein. Möglicherweise sind sie in der ganzen ostafrikanischen Provinz und im Anschluß an die Sambesi-Limpopo-Stämme auch bei den Kaffern anzutreffen, so daß sie als Charakteristikum dieses ganzen Gebietes gelten könnten.

Alle anderen Abwandlungen sind örtliche Besonderheiten, so die sphäroide Korbfalle ohne Faldeckel und Auslösemechanismus bei den Wassandawi, die wohl deren eigene Erfindung und von ihnen zu den Nachbarstämmen im Abflußlosen Gebiet gelangt ist. Auch die runde, hüttenförmige, mit Falldach versehene Korbfalle der Wambutti ist örtliche Einzelercheinung, ebenso die Baumkorbfalle mit Falltür für Affen bei den Unterkongo-Stämmen und die eine ganz besondere Form darstellende, für den Massenfang bestimmte Affenfalle mit Falltür in Gestalt und Größe einer Negerhütte bei den Liberia-Stämmen. Wände und Dach dieser Falle bestehen anscheinend auch aus Korbgeflecht.

Die hochgekippt auf einem Stützstab ruhende, für Leoparden bestimmte Korbfalle der Stämme Rhodesias und die mit dieser identische Hühner-Korbfalle der For sind ebenfalls Einzelercheinungen, die trotz ihrer Gleichheit an beiden Stellen doch wohl auf eigener Erfindung beruhen.

Die Korbkastenfallen mit Falltür und Zugschnur, die der in Deckung sitzende Jäger in der Hand hält, finden sich ebenfalls hauptsächlich in Ostafrika, wo sie im Süden bei den Wangoni literarisch belegt sind, aber sicher überall bei den Nyassa-Rowuma-, vielleicht auch westlich

davon bei den Rhodesia- und ebenso bei den südlichen anschließenden Sambesi-Limpopo-Stämmen, möglicherweise auch noch bei den Kaffern vorhanden sind. Von den Waschambaa und Wakhutu im Norden des Nyassa-Rowumagebietes können sie literarisch nachgewiesen werden. Es ist anzunehmen, daß sie überhaupt in ganz Deutsch-Ostafrika auftreten. Vielleicht sind daher auch sie Charakteristikum der ostafrikanischen Provinz des süd- und ostafrikanisch-sudanischen Kulturkreises.

Anscheinend identisch mit der ostafrikanischen Form ist die in Französisch-Guinea vereinzelt vorkommende Korbkastenfalle mit Falltür. Sie ist hier wohl eigene Erfindung.

Eine ganz besondere örtliche Form ist die Falle der For für Affen und Vögel in Gestalt einer runden Hütte aus Korbgeflecht mit einem auf Stützen ruhenden Dach, das der Jäger mit einer Zugseil zum Fallen bringt.

Kastenfallen mit Falltür und Köder sind nach dem Kartenbild in der ganzen Südhälfte Afrikas vom Sudan bis zum Kapland, von Sierra-Leone bis zum Osthorn verbreitet. Sie scheinen als allgemein gebräuchliche Falle demnach für beide Kulturkreise charakteristisch zu sein und hier überall vorzukommen.

Für die südafrikanische Provinz des süd- und ostafrikanisch-sudanischen Kulturkreises ist die aus Steinplatten errichtete Kastenfalle charakteristisch. Sie findet sich neben der gewöhnlichen, aus Baumstämmen errichteten, ganz vereinzelt auch in Unyoro.

Eine Besonderheit der Stämme des unteren Kongo ist die Kastenfalle mit Köder, aber ohne Dach, für Krokodile, eine Besonderheit der Gabun-Stämme die Kastenfalle ohne Zugschleuse, mit Köder für Leoparden, ohne Köder und meist im System zu vielen nebeneinander für Antilopen.

Die reusenförmige Schlupfröhre ist für beide Kulturkreise charakteristisch und möglicherweise besonderes Kulturgut der Bantu.

Für die gestrickten Netzbeutel scheint dasselbe zu gelten. Nach dem Kartenbild kommen sie in zusammenhängender Verbreitung bei den Nyassa-Rowuma- und den benachbarten Stämmen sowie bei den Rhodesia-Stämmen vor, im Norden von Deutsch-Ostafrika bei den hamitischen Wafome-Wamburru und ferner auch bei den Stämmen am mittleren Kongo. Es ist anzunehmen, daß sie auch bei den Lunda-Luba-Völkern und somit im ganzen zentralen Kongobecken vorhanden sind, wie sich überhaupt ihre Verbreitung zu einem großen Teil mit der der reusenförmigen Schlupfröhren decken mag. Es fehlen an vielen Stellen eben lediglich die Literaturangaben. Wahrscheinlich sind also auch sie für beide Kulturkreise charakteristisch. Wie die reusenförmigen Schlupfröhren sind auch die gestrickten Netzbeutel möglicherweise besonderes Kulturgut der Bantu.

Die Tellerfallen mit konzentrischen Stacheln, Schlinge und Grube, je nach Bedarf meist auch mit einem Knüttel oder Klotz, erscheinen nach dem Kartenbild ihrer Verbreitung in ganz Nord- und Nordostafrika, im Ost- und Westsudan, im Obernilgebiet und in Ostafrika bei den Nyassa-Rowuma-Stämmen. Es ist anzunehmen, daß sie im ganzen Ost- und Westsudan, in ganz Ostafrika und auch im Osthorn vertreten sind. Vielleicht ist diese Falle ein altes asiatisches Kulturgut¹⁾, das vermutlich schon frühzeitig mit den Hamiten oder möglicherweise auch erst mit den einwandernden semitischen Viehzuchtnomaden nach Afrika gelangt ist und sich dann von Nordostafrika über das Obernilgebiet nach Süden bis zu den Nyassa-Rowuma-Stämmen verbreitet hat. Vielleicht ist diese

¹⁾ Für die asiatische Herkunft spricht auch die Angabe von Lindblom vom Vorkommen der Falle in Tibet (4; 125ff.).

Falle auch noch weiter südlich bei den Sambesi-Limpopo-Stämmen und sogar bei den Kaffern anzutreffen. Im süd- und ostafrikanisch-sudanischen Kulturkreis ist sie nunmehr sicher für den Ostsudan, das Oberrnilgebiet, Abessinien und die ostafrikanische Provinz charakteristisch.

Die Abdeckung der kleinen Grube unter der Falle mit einem gebogenen Rindenstück zum Schutz gegen Verwehungen mit Sand stellt eine Verbesserung und Besonderheit dar, die den Nomadenstämmen des Nordostens und Ostsudans eigentümlich zu sein scheint. Möglicherweise ist sie aber auch in Nordafrika und im oberen Nilgebiet festzustellen.

Tellerfallen mit konzentrischen Ringen aus Schnurgeflecht sind nach den Angaben der Literatur in Ostafrika in Uganda, ferner bei den Waissansu, den pygmäischen Wanage, Wahi und Wakindiga sowie schließlich weit entfernt im Westsudan bei den Bambara-Soninke zu finden. Diese eigenartige Form ist vielleicht für das Zwischenseengebiet und die angrenzenden Landschaften charakteristisch. Das vereinzelte Erscheinen im Westsudan ist auffällig. Möglicherweise gibt es diese Form aber ebenfalls in dem ganzen Verbreitungsgebiet der Tellerfalle mit konzentrischen Stacheln neben dieser. Es müßte dazu eingehend das in den Museumsammlungen vorhandene Material von Tellerfallen untersucht werden.

Eine örtliche Besonderheit des oberen Nilgebietes ist die oben ausführlich beschriebene bogenförmige Tellerfalle, die hier neben der Tellerfalle mit Stacheln gebraucht wird.

Eiserne Fußfallen in Tellerform werden wahrscheinlich von den Ovatschimba-Herero nach europäischem Vorbild aus altem Eisen hergestellt. Die Marutse-Mambunda und Sambesi-Limpopo-Stämme benutzen eiserne Fußfallen europäischer Herkunft. Neben den Stachelntellerfallen gelangen diese auch bei den Nomadenstämmen im Nordosten zur Anwendung.

Bogenselbstschüsse kommen nach dem Kartenbild nur in der ostafrikanischen Provinz des süd- und ostafrikanisch-sudanischen Kulturkreises vor, für die sie charakteristisch sind. In anderen Gegenden der Erde erscheinen sie in Nordasien und in Südamerika.

Die Verwendung zweier Pfeile an einem Bogen, die von den Wassagara berichtet wird, findet sich neben einem Pfeil wohl auch bei anderen Stämmen, ebenso die Verwendung von Giftpfeilen, die für die Wanyamwesi literarisch belegt ist. Der Ersatz des Pfeiles durch einen Speer ist für Afrika örtliche Besonderheit Ugandas.

Der Armbrustselbstschuß für Ratten und Mäuse ist nur zweimal literarisch belegt, einmal in Ostafrika von den Nyassa-Rowuma-Stämmen und einmal weit im Westen in Togo. Die Formen sind an beiden Stellen nahezu miteinander identisch. Es ist anzunehmen, daß der Armbrustselbstschuß in ganz Ostafrika vorhanden und somit ebenfalls für die ostafrikanische Provinz des süd- und ostafrikanisch-sudanischen Kulturkreises charakteristisch ist. Sein bisher ganz vereinzelt Erscheinen in Togo ist vorläufig lediglich festzustellen.

Der Armbrustselbstschuß ist auch in anderen Erdteilen vertreten, so in Nordasien. An eine Beeinflussung der afrikanischen Form von Asien wie auch von der europäischen Armbrust her könnte möglicherweise gedacht werden.

Gewehrselbstschüsse sind geschlossen nur in Südafrika verbreitet, außerdem an der Oberguineaküste und am unteren Kongo, in Ostafrika nach dem Kartenbild bei den Rhodesia-Stämmen und den Wanyamwesi.

In Südafrika sind sie offenbar nach dem Vorbild, das die holländischen Ansiedler im Kapland mit ihren Gewehren boten, zuerst von den Hotten-

totten nachgeahmt worden. Dann gelangten sie in ganz Südafrika zur Anwendung. Im Osten sind sie später möglicherweise über die Sambesi-Limpopo-Stämme, die sie vermutlich auch kennen, auf der vom Osthorn kommenden Wanderstraße westlich vom Nyassasee zu den Rhodesia-Stämmen und weiter nach Norden bis zu den Wanyamwesi gelangt. Jetzt sind sie aber vielleicht auch noch bei manchen anderen Stämmen des zentralen Deutsch-Ostafrika anzutreffen.

Ihr Erscheinen am unteren Kongo kann ebenfalls, wie wohl sicher an der Oberguineaküste, eigene Nachahmung europäischen Vorbilds sein.

Die von den Hottentotten berichtete Verbindung des Gewehrselbstschusses mit einem Schlageisen für Ameisenscharrer ist sicher auch einer europäischen Form nachgeahmt.

Die Aufteilung mehrerer Gewehrselbstschüsse für Leoparden in einem Zaungang ist örtliche Besonderheit der Unterkongo-Stämme, ebenso die Anbringung von Warnungszeichen vor dem Selbstschuß in Togo.

Der Fallspeer für Großwild ist nach dem Kartenbild im ganzen westlichen Kulturkreis bis auf Oberguinea, doch einschließlich Kameruns, verbreitet. Im süd- und ostafrikanisch-sudanischen Kulturkreis kommt er in der südafrikanischen Provinz vornehmlich im Osten sowie bei den westlichen Betschuanen-Stämmen, den Bastards und bei den Buschmännern am Ngamisee vor, ferner in der ostafrikanischen Provinz im Oberrnilgebiet und in Abessinien. Charakteristisch ist er vor allem für den westlichen Kulturkreis, doch auch für die genannten Provinzen des süd- und ostafrikanisch-sudanischen Kulturkreises. Möglicherweise ist auch in ihm ein altes, besonderes Kulturgut der Bantu zu sehen. Bei den Buschmännern des Ngamiseegebietes beruht er vielleicht auf Entlehnung. Das gleiche gilt für die Pygmäen, bei denen der Fallspeer in derselben Form wie bei den umwohnenden großwüchsigen Nachbarn im Gebrauch ist.

Bezeichnenderweise fehlt er im Osthorn und in Südwestafrika, ein Umstand, der auch dafür spricht, in ihm ein Kulturgut zu sehen, das erst mit den Bantu in Afrika aufgetreten ist. Indessen müßte auch die Verbreitung des Fallspeeres bei den anderen Jagdarten, so bei der Ansitzjagd, festgestellt werden. Erst eine Zusammenstellung der verschiedenen Fallspeermethoden ergibt die Möglichkeit, weitere Schlüsse zu ziehen.

Eine Besonderheit des nördlichen Kongogebietes sind die dreieckigen, spatenförmigen, sehr scharfen Klingen für Fallspeere. Sie sind nach den Literaturangaben bei den Manyema-Waregga, der Babali-Gruppe sowie den Mabudu, Kuku und Verwandten vorhanden und finden sich hier und dort wohl noch bei manchen anderen Stämmen dieses Gebietes, wahrscheinlich neben den gewöhnlich für Fallspeere benutzten, einfachen Speerklingen. Sie sind charakteristisch für den Südwesten des Oberrnilgebietes und den Süden des Ostsudans und von den Mabudu u. a. wohl zu den Manyema sowie den Babali und Verwandten übertragen worden.

Eine ganz besondere Form ist der Fallspeer ohne Klinge, bei dem einfach ein schwerer Holzbalken, der am unteren Ende scharf zugespitzt, im Feuer gehärtet und vergiftet ist, verwendet wird. Diese Form wird von Lindblom nach Angabe v. Morgens von den Tschinga am Mbam erwähnt (4; 125ff.). Sie wird aber literarisch auch bei den Pangwe belegt und ist wahrscheinlich auch noch an manchen anderen Stellen in Gabun und in Kamerun, im Bantu- und Sudannegergebiet vertreten. Somit ist sie wohl als eine örtliche Eigentümlichkeit dieses Gebietes anzusehen.

Vergiftete Klingen werden für Fallspeere nach den Literaturangaben von den Buschmännern am Ngamisee, den Pygmäen, Wangoni,

Wanyamwesi, Waschambaa, in Unyoro und von den Wandorobbo und ihren Verwandten benutzt. Wahrscheinlich wird diese Maßnahme, die im Sinne einer Erhöhung der Erfolgsaussichten eine Verbesserung darstellt, auch noch an vielen anderen Stellen vorgenommen, so z. B. in Kamerun, wo die vergiftete Spitze des Fallbalkens ohne Klinge dafür spricht.

Besondere Belastung des Balkens mit Steinen gibt es bei den Buschmännern am Ngamisee, bei den Waschambaa und in Unyoro, mit Lehmklumpen am Weißen Nil bei den Nuer und Dinka. Gegen den Versuch Lindbloms, diese besondere Belastung durch den Mangel an schwerem Holz in Südafrika und am Weißen Nil zu erklären (4; 127), spricht mindestens das Vorkommen der Belastung mit Steinen in Unyoro, wo es viel Wald und alle Arten von Holz, also auch das erforderliche schwere Holz gibt. Auch in dem mit lichtem Wald bestandenen Savannengebiet des Waschambaa-Landes ist hinreichend geeignetes Holz vorhanden. Die Nuer und Dinka dürften zudem auch sehr wohl in der Lage sein, sich das erforderliche schwere Holz aus dem Süden her zu beschaffen. Lediglich die Buschmänner am Ngamisee sind vielleicht darauf angewiesen, eine besondere Belastung durch schwere Steine vorzunehmen. Bei den anderen Stämmen stellt diese Maßnahme wohl nur eine Weiterentwicklung dar, die auf der Beobachtung beruht, daß der Speer um so wirkungsvoller durchschlägt, je schwerer er ist. Es ist anzunehmen, daß sich die besondere Belastung auch noch an vielen anderen Stellen im Verbreitungsgebiet des Fallspeeres findet.

Die Verwendung regelrechter Fallharpunen mit Schwimmer für Flußpferde bei den Warundi ist vielleicht ein örtlicher Sonderfall. Möglicherweise kommt diese Maßnahme aber auch noch an vielen anderen Stellen vor, so z. B. bei den Flußpferdjägern am Sambesi.

Die Verwendung kleinerer Fallspeerer für mittleres Wild, wie Wildschweine und Antilopen neben den gewöhnlichen großen Fallspeeren für Großwild wird nur aus dem zentralen Kongobecken und von den alten Gabun-Stämmen und den Pangwe berichtet. Sie scheint hier irgendwo erfunden und für dieses Gebiet des westafrikanischen Kulturkreises charakteristisch zu sein. Örtliche Besonderheit und als solche eine bedeutende Weiterentwicklung ist der als Zwangswechsel dienende, überdeckte Gang aus Eichenholzbohlen für die Großwild-Fallspeerer der Bangala und ihrer Nachbarn.

Das gleiche gilt für das System von 2—3 Fallspeeren mit zwei- bis dreifachem Gang als Zwangswechsel bei der Babali-Gruppe.

Leimruten für den Vogelfang werden nach dem Kartenbild auf Madagaskar, wo sie von den Hova belegt sind, in Ostafrika, im Kongo-becken, am Ubangi, in Südkamerun, in den Tschadsee-Ländern sowie in Oberguinea angewendet. Sie sind möglicherweise besonderes Kulturgut der Bantu. In ganz Deutsch-Ostafrika werden sie vielleicht ebenfalls zu finden sein, möglicherweise auch bei den Sambesi-Limpopo-Stämmen und ebenfalls bei den Kaffern. Auch sie sind wohl ein Charakteristikum der ostafrikanischen Provinz des süd- und ostafrikanisch-sudanischen Kulturkreises.

An den Tschadsee und nach Baghirmi, möglicherweise auch weiter in den ganzen Ostsudan sind die Leimruten wohl von Südkamerun aus gelangt.

Die Verwendung von Gummi- und Harzklumpen für den Fang kleiner Antilopen bei den Kaffern, besonders bei den Ostbetschuanen-Stämmen, ist wohl eine örtliche Erscheinung eigener Erfindung.

Örtliche Besonderheiten sind die entenförmigen Attrappen zum Anlocken zu Leimruten hin bei den Stämmen im Schargebiet sowie die Verwendung von Papageien als Lockvögel zu Leimruten hin bei den Stämmen der Goldküste.

Fallensysteme sind nach dem Kartenbild nicht häufig in Afrika vertreten. Wo sie zu finden sind, handelt es sich wohl um örtliche Sonderfälle eines Gebietes, so bei den oben schon hervorgehobenen, zu zwei oder drei mit zwei- oder dreifachem Gang als Zwangswechsel errichteten Fallspeeren der Babali-Gruppe.

Für die Nomadenstämme in Nordwest-Abessinien, Kordofan und Dar-Fur sind Tellerfallensysteme charakteristisch.

Die Gabun-Stämme stellen ihre offenen Kastenfallen zuweilen nebeneinander im System auf, die Stämme Togos Totschlägerfallen und Gewehrselbstschüsse in großer Anzahl links und rechts der Wege.

Die an den Durchlässen der langen, als Zwangswechsel errichteten Zäune in großer Zahl aufgestellten Schlagbaum-Totschlägerfallen bei den Stämmen des Livingstone-Gebirges und des Kondelandes leiten über zur Verbreitung der zu Fallen führenden Zwangswechsel. Sie deckt sich nahezu mit der Verbreitung der Zwangswechsel zu Fallgruben sowohl wie auch zu Schlingen. Auch diese Zwangswechsel zu Fallen sind für beide Kulturkreise charakteristisch und ebenfalls vielleicht altes, in Afrika herausgebildetes nigritisches Kulturgut.

Besondere, in das Gebiet der Fallenjagd gehörige Erscheinungen sind wohl meist als örtliche, eigene Erfindungen anzusehen.

Das gilt auch von der Maßnahme, vergiftete Pfeilspitzen in Straußengelege zu stecken. Sie ist von den Wandorobbo und Buschmännern literarisch belegt und möglicherweise auch bei deren Nachbarn vorhanden. Es ist wohl anzunehmen, daß sowohl die Buschmänner, wie auch die Wandorobbo in ihren beiderseitigen, einander sehr ähnlichen Wohngebieten auf der nahezu gleichen Kulturstufe als fast ausschließliche Jäger selbständig zu dieser Methode gelangt sind, die für die Buschmänner vielleicht schon ein Relikt aus alter, Jagd und Beutemachen in jeder möglichen Weise erfordernder Vorzeit ist. Dafür spricht auch diese Verwendung giftiger Pfeilspitzen durch die Buschmänner für Antilopen und anderes Wild an den zum Ruhen einladenden, schattigen Plätzen in der Nachbarschaft der Wasserstellen.

Lediglich von den Amakosa berichtet wird die Aufstellung spitzer, im Feuer gehärteter Pfähle an steilen Uferbänken, auf denen sich gelegentlich abstürzende Flußpferde aufspießen.

Die eigentümliche Leopardenfalle der Amakosa in Gestalt eines Speeres, der im Gebüsch unter einem an einem Baumast aufgehängten Fleischköder in den Boden gesteckt ist, findet sich in verbesserter Ausführung auch bei den For, die rund um einen an der Spitze mit einem Köder versehenen Pfahl viele Speerspitzen in den Boden stecken. Beide Erscheinungen beruhen wohl auf eigener Erfindung.

Örtliche Erfindung ist auch die Verwendung zugespitzter, um die Pflanzungen schräg in die Erde gesteckter Bambusstäbe zur Abwehr der Wildschweine bei den Stämmen des Nyassa-Rowuma-Gebietes.

An sie erinnert das von den Stämmen der Gold- und der Elfenbeinküste berichtete Verfahren, einen schweren Speer auf dem Elefantenwechsel schräg in die Erde zu stecken und mit Stroh abzudecken.

Das Verfahren der Ostbetschuanen-Stämme, kleine Gruben im Ausmaße eines Elefantenfußes auf dem Wechsel anzulegen und mit kurzen, spitzen Pfählen auszustatten, auf die der Elefant tritt

und sich so eine schwere, ihn lähmende Wunde zuzieht, ist in verbesserter Form auch in Uganda vertreten. Hier wird die Grube außerdem abgedeckt und der Pfahl eingekerbt, so daß er abbricht und wie ein Dorn im Fleisch haftenbleibt.

Beide Erscheinungen beruhen vermutlich auf eigener Erfindung.

Die Vogelfalle aus Halmen, die in Irrgartenform in die Erde gesteckt werden, ist nach den Literaturangaben auf die Stämme am Tschadsee, im Scharigebiet und am Ubangi beschränkt, ist aber vielleicht auch im ganzen Ostsudan anzutreffen, für den sie dann charakteristisch wäre.

Die Alarmvorrichtung für Zibetkatzen ist eine Erfindung der Pangwe und anscheinend auf sie beschränkt. Möglicherweise findet sie sich auch bei ihren Nachbarstämmen.

Die sonderbare, für Flugfuchse bestimmte Falle in Form von Netzen, die wie Flaggen an Leinen über Rollen auf- und abgezogen werden, ist nur aus Madagaskar bekannt. Vielleicht ist sie bei einer Nachprüfung in Indonesien und Melanesien geeignet, eine Beziehung zu der malaischen oder gar melanesischen Herkunft der Stämme Madagaskars herzustellen.

Der Fang von Aasgeiern mit beköderten Fischangeln scheint vornehmlich im Ostsudan vorzukommen, wo er aus Dar-Fur und Kordofan berichtet wird. Da dieselbe Maßnahme jedoch auch von den Wafiome-Wamburru literarisch belegt ist, kann sie vielleicht auch bei den Stämmen des Nordostens, im Obernilgebiet und bei weiteren Stämmen im Norden von Ostafrika nachgewiesen werden und ist als altes, in Afrika herausgebildetes Kulturgut der hellfarbigen Hamiten möglicherweise für den Ostsudan, Nordostafrika und das Obernilgebiet charakteristisch.

Der aus Liberia literarisch belegte Fang von Fischottern in Fischreusen und Fischfallen ist wohl nicht auf dieses Gebiet beschränkt, sondern wird überall dort festzustellen sein, wo der Otter vorkommt und wo mit Reusen und Fischfallen gefischt wird.

Stellungnahme zu Lindblom und Lips.

Die vorliegende Abhandlung zeigt im Vergleich mit den Arbeiten von Lindblom und Lips eine wesentliche Abweichung in der für die Stoffdarbietung angestrebten Zielsetzung auf.

Lindblom hat seiner Darstellung den Plan unterlegt, den Stoff nach den gejagten Wildarten zu erfassen, also jeweils nachzuweisen, welche Methoden für die Erlegung des Elefanten oder anderen Großwildes, des Laufwildes, der Vögel usw. zur Anwendung gelangen. Er gibt damit dem Stoff einen zu engen Rahmen, indem bei dieser Behandlungsweise nicht alle, sondern nur einige Methoden, die Anwendungsmöglichkeiten der erörterten Jagdverfahren nicht insgesamt, sondern nur in Auswahl aufgezeigt werden. Es werden also nicht „die Jagd- und Fangmethoden der afrikanischen Bevölkerung“, sondern nur ein Teil von ihnen berücksichtigt. Dazu kommt, daß auch für den lediglich in Auswahl gebrachten Stoff die Materialsammlung nicht hinreichend ist, daß die Quellen weder der Menge noch dem Umfang nach gebührend ausgenutzt worden sind. Das Ergebnis der Arbeit ist demnach in allgemeiner Hinsicht wie auch im Sinne des Nachweises kulturgeschichtlicher Zusammenhänge nicht den bestehenden Möglichkeiten entsprechend. Zudem läßt die Behandlungsart in ihrer allgemeinen Einstellung zu dem herangezogenen Stoff wohl darauf schließen, daß der Verfasser die Jagdhandlungen nicht genügend als Jäger betrachtet, sondern, lediglich von ethnologisch-wissenschaftlichen Gesichtspunkten bestimmt, sein Material zusammengetragen und auszuwerten versucht hat.

Eine solche Arbeitsweise genügt nicht für die Behandlung einer von so spontanen Antrieben erfüllten menschlichen Betätigung wie der Jagd. Hier ist bei psychologisch vertiefter Betrachtung ein entsprechendes Einfühlungsbestreben unter Berücksichtigung des dem Jäger tief eingewurzelten Triebes zum Kämpfen und Jagen erforderlich, wenn anders ein umfassendes, zutreffendes Bild gegeben werden soll. Gleichwohl ist unbedingt anzuerkennen, daß Lindblom sehr wertvolle Tatsachen zusammengestellt hat. Seine Darstellung des Stoffes ist demnach durchaus als dankenswerte, wertvolle Vorarbeit anzusehen. Dabei muß auch nochmals auf seine oben schon erwähnte besondere Arbeit über die Tretfallen hingewiesen werden.

Die allgemeinen, die Stoffbeschaffung und ihre Auswertung betreffenden Ausführungen zur Lindblomschen Arbeit haben auch für die Abhandlung von Lips Gültigkeit. Seine auf die Fallenjagd beschränkte Materialsammlung, die sich über die ganze Erde erstrecken soll, bietet weder aus den anderen Erdteilen noch aus Afrika genügend Stoff. Soweit er dargeboten wird, erschöpft er nicht die vorhandenen Quellen. Eine hinreichende Stützung durch Belege ist demnach nicht erfolgt. Die Behandlung erstrebt eine systematische Darstellung von allgemeiner Gültigkeit. Dieses Ziel konnte nicht erreicht werden, da lediglich die mechanischen Prinzipien, die Gesamtarbeit beherrschend, über Gebühr herausgestellt worden sind und von diesen vornehmlich wieder nur eines, das Prinzip der Auslösung, durch das die Wirkung der Fallen bestimmt wird. Eine Zielsetzung dieser Art führt die Erkenntnis des Stoffes nur in beschränktem Maße weiter. Unter ihr leidet die Gesamterfassung aller die Fallenjagd betreffenden Tatsachen, von denen bei dieser Bearbeitungsweise ein großer Teil unberücksichtigt bleibt. Lips legt freilich schon im Titel seiner Arbeit „Fallensysteme der Naturvölker“ das Hauptgewicht auf die rein systematische Erfassung der verschiedenen Fallenformen, d. h. er will den Rahmen seiner Darlegungen auf die Systematik der Fallen beschränken. Damit wird die Aufgabe allzu eng umgrenzt. Zudem führt Lips in grundsätzlich gemeinten Ausführungen seiner einleitenden Abschnitte selbst über diesen engen Rahmen hinaus. An der Notwendigkeit grundsätzlicher Erörterungen kann auch gar nicht vorübergegangen werden. Sie sind für die Behandlung der Jagd überhaupt wie auch der einzelnen Methoden und somit auch der Fallenjagd unabweisbar. In ihrem Hauptteil bringt die Arbeit von Lips aus allen Erdteilen jeweils nur einiges Material. In wissenschaftlich wertvollem Vergleich wird es einander gegenübergestellt mit dem Ergebnis der Aufweisung mancher über weite Erdgebiete hin verbreiteten Gleichheiten und Ähnlichkeiten. Diese bestehen aber nur in der engumgrenzten Erkenntnis weniger Tatsachen lediglich mechanischer Art, unter denen eine an sich zwar wichtige, aber doch nur als Begleiterscheinung zu wertende Tatsache ganz besonders hervorgehoben wird.

Die vorliegende Abhandlung läßt sich von dem Gedanken leiten, der Stoffbearbeitung die verschiedenen Formen der Fallenjagd zugrunde zu legen. Diese Darstellungsweise erscheint als die zweckmäßigste bei dem Bestreben, die allgemeingültigen Grundgesetze der Jagd auch bei der Fallenjagd aufzuzeigen. Im Nachweis des von der jeweiligen Lebensversorgung begründeten Grades der Jagdbetätigung und der sich wieder aus dieser und der Rassenanlage im allgemeinen ergebenden Jagdfertigkeit werden die Wechselbeziehungen zwischen der Fallenjagd und den anderen Jagdmethoden an Hand des für Afrika an Menge und Mannigfaltigkeit der allgemeinen und besonderen Anwendungsformen weitgehend erfaßt und durch die Fülle der Quellen in großem Ausmaß gestützten Materials dargelegt. Damit wird die Stellung der Fallenjagd in der

gesamten afrikanischen Jagdausübung umrissen. Es ergibt sich die indessen nur allgemein zu wertende Erkenntnis, daß die Fallenjagd, im großen und ganzen gesehen, vom Jagdeifer unabhängig ist, daß sie aber mit dem Sinken der Jagdfertigkeit in um so häufigerer Anwendung zunimmt.

In der größeren Fülle, in der Mannigfaltigkeit und in der besseren Stützung des Materials sowie in der umfassenderen, möglichst alle Gesichtspunkte berücksichtigenden und damit über die Ergebnisse der Vorarbeiten hinausführenden Behandlungsweise liegt die Berechtigung für diese Arbeit.

Literatur-Nachweis.

Die seit 1925 erschienene Literatur konnte infolge widriger Zeitumstände für die vorliegende Arbeit nur zu einem geringen Teil berücksichtigt werden. Indessen wird dieser Mangel durch die möglichst vollständige Verwendung der Literatur aus der vorhergegangenen Zeit wenigstens einigermaßen ausgeglichen.

Allgemeines.

1. Krause, F.: Das Wirtschaftsleben der Völker. Breslau 1924.
- 1a. Lips, J.: Fallensysteme der Naturvölker. In „Ethnologica“, Bd. III. Rautenstrauch-Joest-Museum für Völkerkunde in Köln. Leipzig 1927.
- 1b. Weule, K.: Leitfaden der Völkerkunde. Leipzig und Wien 1912.
- 1c. Ankermann, B.: Kulturkreise und Kulturschichten in Afrika. Z. Ethn., Bd. 37. Berlin 1905.
2. Brehm, A. E.: Tierleben. III. Aufl. Leipzig und Wien 1900.
3. Dapper, Olivier: Beschrijvinge van Africa. t'Amsterdam 1676.
4. Lindblom, G.: Jakt-och Fangstmetoder bland afrikanska Folk. Del I. Etnografiska Riksmuseet. Stockholm 1926.
- 4a. — The spiked wheel trap and its distribution. In: Riksmuseets Etnografiska Avdelning. Smärre Meddelanden Nr. 5. Stockholm 1928.

Nordafrika und Sahara.

5. Quedenfeldt, M.: Einteilung und Verbreitung der Berber-Bevölkerung in Marokko. Z. Ethn., Bd. XX, S. 100, 209. Berlin 1888.
6. Doutté, Edm.: Figuig, Notes et impressions. La géographie; Bull. d. l. soc. d. géogr. VII, Nr. 3, S. 191. Paris 1903.
7. Daumas, Eug.: Les chevaux du Sahara et les mœurs du désert. Paris 1858.
8. Nachtigal, G.: Die Tibbu. Verhandl. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin; Bd. 5, 1870, S. 232, 297. Berlin.
9. — Sahara und Sudan. 3 Bde. Berlin 1879.

Ägypten, oberer Nil und Ostsudan.

- 9a. Bates, Oric: The eastern Libyans. London 1914.
10. Brehm, A. E.: Reiseskizzen aus Nordost-Afrika oder den unter ägyptischer Herrschaft stehenden Ländern Ägypten, Nubien, Sennaar, Rosseres und Kordofan 1847—1852. Jena 1855.
11. Cailliaud, F.: Voyage à Méroé, au fleuve blanc au delà de Fazogl dans le midi du royaume de Sennaar à Syouah et dans les cinq autres oasis, fait dans les années 1819—1822. Paris 1826, 3 vols.
12. Heuglin, Th. v.: Reise in Nordost-Afrika. Schilderungen aus dem Gebiet der Beni-Amer und Habab. 2 Bde. Braunschweig 1877.
13. Werne, F.: Reise durch Sennaar nach Manderla, Nasub, Scholi im Lande zwischen dem blauen Nil und dem Atbara. Berlin 1852.
14. Wilkinson, Sir I. Gardener: The manners and customs of the ancient Egyptians. London 1878.
15. Baker, Sir S. W.: The Albert Nyansa, great basin of the Nile and explorations of the Nile sources. 2 vols. London 1866.
16. — Ismailia, a narrative of the expedition to Central-Africa for the suppression of the slave trade, organized by Ismail, Khedive of Egypt. 2 vols. London 1874.
17. Brun-Rollet, Reise in den Sumpfregeionen des Nam Aith westlich vom No-See und am Bahr el Abiad. Petermanns Mitt. Erg.-Bd. II (1862—1863), S. 11. Gotha.

18. Cummins, L. B.: Sub-Tribes of the Bahr el Ghazal-Dinkas. J. Anthr. Inst. Vol. 34, p. 149, 153. London 1904.
19. Emin Bey, Dr.: Ein Ausflug nach Lur am westlichen Ufer des Mwtan-Nzige. Petermanns Mitt. Bd. 27, S. 7f. Gotha 1881.
20. Felkin, W.: Notes on the Madi or Moru tribe of Central Africa. Proc. Roy. Geograph. Soc. of Edinburgh, Session 1883 and 1884, p. 341ff. Edinburgh.
21. Globus Bd. 19, S. 180f. Hildburghausen 1871. Schwarze Völker am Weißen Nil.
22. Harnier, W. v.: Reise auf dem Weißen Nil, Dec. 1860 — Nov. 1861. Petermanns Mitt. Erg.-Bd. II (1862—1863), S. 136f. Gotha.
23. Hartmann, Rob.: Reise des Freiherrn Adalbert v. Barnim durch Nordost-Afrika, 1859—1860. Berlin 1863.
24. — Die Nilländer; in „Das Wissen der Gegenwart“. Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete. XIV. Bd. Der Weltteil Afrika in Einzeldarstellung. II. Die Nilländer. Prag 1853.
25. Heuglin, Th. v.: Bericht und Arbeiten über den ägyptischen Sudan und die Länder westlich und südlich von Chartum. Petermanns Mitt. Erg.-Bd. II (1862—1863), S. 106ff. Gotha.
26. Junker, W.: Reisen in Afrika 1875—1886. Wien und Olmütz 1889.
27. Kaufmann, A.: Schilderungen aus Zentral-Afrika oder Land und Leute im oberen Nilgebiet am Weißen Flusse. Brixen und Lienz 1862.
28. Kitching, A. L.: On the backwaters of the Nile. London und Leipzig 1912.
29. Petherick, J.: Egypt, the Soudan and Central Africa; with explorations from Khartoum on the white Nile to the regions of the equator. Edinburgh and London 1861.
30. Petherick, Mr. and Mrs.: Travels in Central Africa, and explorations of the western Nile tributaries. 2 vols. London 1869.
31. Powell-Cotton, P. H. G.: In unknown Africa. London 1904.
32. Schweinfurth, G.: Artes Africanæ. Leipzig und London 1875.
33. — Im Herzen von Afrika. Leipzig 1878 und 1918.
34. Speke, I. H.: Die Entdeckung der Nilquellen. 2 Bde. Leipzig 1864.
35. Stuhlmann, Fr.: Die Tagebücher von Dr. Emin Pascha. 2 Bde. Hamburg, Braunschweig, Berlin 1917.
36. Trémaux, P.: Voyage en Ethiopie au Soudan Oriental et dans la Nigritie. 2 vols. Paris 1862.
37. Felkin, W.: Notes on the For-Tribe of Central Africa. Proc. Roy. Geograph. Soc. of Edinburgh. Vol. XIII, 1884—1885, p. 205ff., 246ff. Edinburgh 1885.
38. Mohammed Ebn Osmar el Tunsy, Voyage au Dar-Four traduit de l'arabe par le Dr. Perron. Paris 1845.
39. Petermanns Mitt. Erg.-Bd. II (1862—1863), S. 11, 17. Gotha. Theodor Kotschy's Reise nach Kordofan 1839.
40. Rosen, G.: Das Buch des Sudan oder Reisen des Scheich Zain el Abidin in Nigritien; aus dem Türkischen übersetzt. Leipzig 1847.
41. Rüppel, E.: Reisen in Nubien, Kordofan und dem peträischen Arabien. Frankfurt a. M. 1829.

Abessinien und das Osthorn.

42. Alvares, Franciscus: Beschreibung von den Ländern des Priesters Johann. Eisleben 1567.
43. Baker, Sir S. W.: The Nile tributaries of Abyssinia and the sword-hunters of the Homran-Arabs. London 1867.
44. Brehm, A. E.: Ergebnisse einer Reise nach Habesch. Hamburg 1863.
45. Hartmann, R.: Abyssinien und die übrigen Gebiete der Ostküste Afrikas; in „Das Wissen der Gegenwart“. Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete. XIV. Bd. Der Weltteil Afrika in Einzeldarstellungen. Leipzig und Prag 1883.
46. Menges, Jos.: Die Basen oder Kunama. Globus, Bd. 47, S. 363. Hildburghausen 1885.
47. Montandon, G.: Au pays Ghimirra. Récit de mon voyage à travers le massif éthiopien 1909—1911. Bull. Soc. Neuchateloise de Géogr., Tome XXII, p. 103, 345s. Neuchâtel 1913.
48. Rein, G. K.: Abessinien. Eine Landeskunde nach Reisen und Studien in den Jahren 1907—1913. 3 Bde. Berlin 1918—1920.
49. Cavendish, H. S. H.: Through Somali-Land and around and south of Lake Rudolf. The Geogr. J. Bd. XI, p. 376, 380ff. London 1890.
50. Fischer, G. A.: Über die jetzigen Verhältnisse im südlichen Galla-Land und Wito. Mitt. Geogr. Ges. in Hamburg 1876—1877, S. 352f. Hamburg 1878.
51. Heuglin, Th. v.: Reise nach Abessinien, den Gala-Ländern, Ostsudan und Chartum. 1861 und 1862. Jena 1868.

52. Hobley, C. W.: People places and prospects in British East Africa. The Geogr. J. Vol. VI July to Dec. 1894, p. 106, 114, 119. London.
53. Krapf, L.: Reisen in Ostafrika. Tübingen 1858.
54. Parkinson, F. B.: Two recent journeys in northern Somali-Land. The Geogr. J. Vol. XI. Jan. to Jun. 1868, p. 26. London.
55. Wickenburg, Graf E.: Wanderungen in Ostafrika. Wien 1899.

Ostafrika und Madagaskar.

56. Schneider, G.: Die katholische Mission von Zanguebar. Tätigkeit und Reisen des P. Horner. Regensburg 1877.
57. Werth, E.: Das deutsch-ostafrikanische Küstenland und die vorgelagerten Inseln. 2 Bde. Berlin 1915.
58. Abbott, W. L.: Description catalogue of the Abbott Collection of ethnological objects from Kilimanjaro, East-Africa. Smithsonian-Institution United States National Museum. Washington 1892.
59. Baumann, Osk.: Durch Massai-Land zur Nilquelle. Berlin 1894.
60. — Usambara und seine Nachbargebiete. Berlin 1891.
61. Beech-Mervyn, W. H.: The Suk their language and folklore. Oxford 1911.
62. Burgt, M. van der: Un grand peuple de l'Afrique équatoriale. Eléments d'une monographie sur l'Urundi et les Warundi. Société „L'illustration catholique“. Bois-le-duc (Hollande) 1903.
63. Condon, M. H.: Contribution to the ethnography of the Basoga-Batamba, Uganda Protectorate, British East Africa. Anthropos Bd. V, S. 934, 952. Wien 1910.
64. Decken, Baron Claus v. d.: Reisen in Ostafrika 1859—1865. 2 Bde. Leipzig und Heidelberg 1869.
65. Fabry, H.: Aus dem Leben der Wapogoro. Globus Bd. 91, S. 197. Hildburghausen 1907.
66. Felkin, R.: Uganda und sein Herrscher Mtesa. Jahresbericht der geogr. Ges. in München 1884. Der ganzen Reihe 9. Heft, S. 85f. München 1884.
67. Fischer, G. A.: Am Ostufer des Victoria-Nyansa. Aus dem Reisetagebuch des Dr. G. A. Fischer. Petermanns Mitt. Bd. 41, S. 5. Gotha 1895.
68. — Das Massai-Land. Hamburg 1895.
69. Götzen, G. A. Graf v.: Durch Afrika von Ost nach West. Berlin 1895.
70. Hildebrandt, I. M.: Ethnographische Notizen über Wakamba und ihre Nachbarn. Z. Ethn., X. Jahrg., S. 347, 361, 371, 379, 381, 384. Berlin 1878.
71. Hobley, C. W.: The Wa-Langulu or Ariangulu of the Taru-Desert. Man Nr. 9, p. 18. London 1912.
72. — Eastern Uganda, an ethnological survey. London 1902.
73. Hollis, A. C.: The Nandi their language and folklore. Oxford 1909.
74. Jäger, F.: Das Hochland der Riesenkrater und die umliegenden Hochländer Deutsch-Ostafrikas. Mitt. a. d. dt. Schutzgeb. Erg.-Heft 4, S. 99, 105. Berlin 1911.
75. Johnston, Sir H.: The Uganda protectorate. 2 vols. London 1902.
76. Juxon-Barton: The Turkana Tribe of British East Africa. J. African Soc. Vol. XX, Nr. 78, p. 107, 115, 204—211. London 1921.
77. Kollmann, P.: Der Nordwesten unserer ostafrikanischen Kolonie. Berlin 1898.
78. Krapf, I. L.: Reisen in Ostafrika, ausgeführt in den Jahren 1837—1853 zur Beförderung der afrikanischen Erd- und Missionskunde. 2 Bde. Kornthal und Stuttgart 1858.
79. Luschan, F. v.: Beiträge zur Ethnographie des Abflußlosen Gebietes von Deutsch-Ostafrika. Separat-Abdruck aus Werther, W., Die mittleren Hochländer des nördlichen Deutsch-Ostafrika. Berlin 1898.
80. Macdonald, I. R. L.: Notes on the Ethnology tribes met with during progress of the Juba expedition of 1897—99. J. Anthr. Inst. Vol. 29, p. 238. London 1899.
81. Meyer, H.: Die Barundi. Leipzig 1916.
82. — Ergebnisse einer Reise durch das Zwischenseengebiet Ostafrikas 1911. Mitt. a. d. dt. Schutzgeb. Erg.-Heft 6, 1913, S. 11, 21, 109f. Berlin 1913.
83. Préé, H. de: Notes of a journey on the Tana river July to Sep. 1899. The Geogr. J. Vol. XVII, Jan. to June, p. 512—516. London 1901.
84. Reche, O.: Zur Ethnographie des Abflußlosen Gebietes Deutsch-Ostafrikas. Hamburg 1914. Abhandlungen des Hamburgischen Kolonial-Instituts Bd. XVII, Reihe 13, Bd. 11. Hamburg.
85. Rehse, H.: Kiziba, Land und Leute. Stuttgart 1910.
86. Richter, Hptm.: Bezirk Bukoba. Mitt. a. d. dt. Schutzgeb. Bd. 13, S. 66. Berlin 1900.

87. Roscoe, I.: Further Notes on the manners and customs of the Baganda. *J. Anthr. Inst.*, Vol. 32, p. 53f. London 1902.
88. — The Baganda, an account of their native customs and beliefs. London 1911.
89. Schmidt, A. R.: Deutsch-Witu-Land. *Globus* Bd. 54, S. 173f. Hildburg-hausen 1888.
90. Schoeller, M.: Äquatorial-Ost-Afrika und Uganda 1896—1897. 2 Bde. Berlin 1901.
91. Schweinitz, Graf H. v.: Deutsch-Ost-Afrika in Krieg und Frieden. Berlin 1894.
92. Speke, I. H.: Journal of the discovery of the Nile. London 1863. 2 vols. Die Entdeckung der Nilquellen. Leipzig 1864. 2 Bde.
93. Stairs, Lt.: Account of his Ascent of Ruwenzori. *The J. Roy. Geogr. Soc. Vol. XI*, Nr. 12, p. 726, 729. London 1841.
94. Stanley, H. M.: Durch den dunklen Weltteil oder die Quellen des Nils; Reisen um die großen Seen des äquatorialen Afrika und den Livingstone-Fluß abwärts nach dem atlantischen Ozean. Aus dem Englischen von Prof. Dr. C. Böttger. Leipzig 1878. 2 Bde.
95. Stigand, C. H.: The land of Zinj. London 1913.
96. Stuhlmann, F.: Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika. Berlin 1894.
97. Vervloet, G.: Aux sources du Nil. Dans la région des volcans, du lac Albert-Edouard et du Ruwenzori. *Bull. Soc. Roy. Belge de Géogr.* 33. Vol., p. 255, 397, 399; 34. Vol., p. 109, 256, 259, 393. Bruxelles 1909.
98. Weiß, M.: Die Völkerstämme im Nordosten Deutsch-Ostafrikas. Berlin 1910.
99. Werther, W. C.: Die mittleren Hochländer des nördlichen Deutsch-Ost-Afrika. Berlin 1898.
100. Widenmann, A.: Die Kilimandjaro-Bevölkerung. *Anthropologisches und Ethnographisches aus dem Dschagga-Land*. Petermanns Mitt. Erg.-Heft 129, Erg.-Bd. XXVII, 1899, S. 80. Gotha 1899.
101. Rev. Wilson, C. T. and Felkin, R. W.: Uganda and the Egyptian-Sudan. 2 vols. London 1882.
- 101a. Woodhouse, C. W.: The game of the North-Kavirondo District, Nyanza-Province. *The J. East-Africa and Uganda Nat. Hist. Soc. Vol. III*, Nr. 5, p. 29. London 1912.
102. — The people on the south-eastern slopes of Elgon. *The Journ. of the East-Africa and Uganda Nat. Hist. Soc. Vol. II*, Nr. 6, p. 19, 21, 22. London 1913.
103. Zentral-Afrika-Expedition 1907—1908, Wissenschaftliche Ergebnisse der Deutschen, unter Führung Adolf Friedrichs, Herzog zu Mecklenburg. III. Bd. Czekanowski, Jan, *Ethnographisch-Anthropologischer Atlas*. Leipzig 1911. IV. Bd. Czekanowski, Jan, *Ethnographie-Anthropologie*. I. Teil. Leipzig 1917.
104. Böhm, Kaiser und Reichard: Bericht über die Station Kaboma. *Mitt. d. afrik. Ges. in Deutschland*, Bd. III, 1881—1883, S. 12. Berlin 1885.
105. Böhm, R. und Reichard, P.: Bericht über die Befahrung des Wala westlich von Gonda bis zu seiner Mündung. *Mitt. d. afrik. Ges. in Deutschland* Bd. III, 1881—1883, S. 213. Berlin 1885.
106. Burton, R. F.: The lake regions of Central Africa. 2 vols. London 1860.
107. Claus, H.: Die Wagogo. *Baeßler-Archiv*, 1911, Beiheft II, S. 28f., 32. Leipzig und Berlin 1911.
108. Dale, G.: An account of the Principal Customs and Habits of the Natives inhabiting the Bondei Country. *J. Anthr. Inst. Vol. XXVI*, 1896, p. 206ff. London 1896.
109. Eichhorn, A.; nach hinterlassenen Aufzeichnungen von A. Karasek: Beiträge zur Kenntnis der Waschambaa. *Baeßler-Archiv* Bd. I, S. 155—222; 1911. Bd. II, S. 69—131; 1913. Leipzig und Berlin.
110. Fonck, H.: Deutsch-Ostafrika. Eine Schilderung deutscher Tropen nach 10 Wanderjahren. Berlin 1910.
111. Fromm, P.: Ufipa, Land und Leute. *Mitt. a. d. dt. Schutzgeb.* Bd. 25, Heft 2, S. 87. Berlin 1912.
112. Hermann: Ugogo, das Land und seine Bewohner. *Mitt. a. d. dt. Schutzgeb.* Bd. 5, S. 195. Berlin 1893.
113. Krauß, H.: Tierfang bei den Wasaramo. *Globus*, Bd. 92, S. 338f. Hildburg-hausen 1907.
114. Lechaptois: Aux rives du Tanganika. Alger 1913.
115. Nigmann, E.: Die Wahehe. Berlin 1908.
116. Reichard, P.: Die Wanyamwesi. *Dtsch. Kol.-Ztg.* 1890, S. 241. Berlin 1890.
117. — Die Wanyamwesi. *Z. Ges. f. Erdk. zu Berlin*, Bd. 24, S. 317, 321f. Berlin 1889.
118. Sick, E. v.: Die Waniaturu (Walimi). *Baeßler-Arch.* Bd. V, Heft 1/2, S. 15f. Leipzig und Berlin 1915.
119. Behr, H. v.: Am Rowuma. *Dtsch. Kol. Ztg.* 1892, S. 96. Berlin.

120. — Die Wakua-Steppe. Mitt. a. d. dt. Schutzgeb. Bd. 6, S. 47, 49. Berlin 1893.
121. — Die Völker zwischen Rufiyi und Rowuma. Mitt. a. d. dt. Schutzgeb. Bd. 6, S. 76. Berlin 1893.
122. Cameron, V. L.: Across Africa. 2 vols. London 1877.
123. Croad, H. and Hoste, C. D.: Northern Rhodesia. 1. The Choma division of the Mweru-District. The Geogr. J. Vol. XI Jan. to June 1898, p. 622. London.
124. Fülleborn, F.: Das deutsche Nyassa- und Rowuma-Gebiet, Land und Leute, nebst Bemerkungen über die Schire-Länder. Deutsch-Ost-Afrika Bd. IX. Berlin 1906.
125. — Das deutsche Nyassa- und Rowuma-Gebiet. Atlas. Berlin 1906.
126. Gouldsbury, C. and Sheane, H.: The great plateau of northern Rhodesia. London 1911.
127. Jäger, F. and Weule, K.: Zweiter Bericht über die landeskundlichen Expeditionen. Mitt. a. d. dt. Schutzgeb. Bd. 20, S. 112. Berlin 1907.
128. Lieder: Reise von der Mbamba-Bai am Nyassa-See nach Kisswere am Indischen Ocean. Mitt. a. d. dt. Schutzgeb. Bd. 10, S. 97, 122, 129. Berlin 1897.
129. Peters, W. C. H.: Naturwissenschaftliche Reise nach Mossambique in den Jahren 1842—1848. Bd. I. Berlin 1852.
130. Rosen, E. v.: Träskfolket. Svenska Rhodesia-Kongo Expeditionens ethnografiska forsknings resultat. Stockholm 1916.
131. Staunus, H. C.: Notes on some tribes of British Central Africa. J. Anthr. Inst. Vol. 40, p. 324f. London 1910.
132. Stigand, C. H.: Notes on the Natives of Nyassaland, North-East-Rhodesia and Portuguese Zambezia, their arts, customs, and modes of subsistence. J. Anthr. Inst. Vol. 37, p. 127. London 1907.
133. Sutherland Rattray, R.: Some folk-lore stories and songs in Chinyanja (British-Central-Africa). London 1907.
134. Wäller, H.: The last Journals of David Livingstone in Central Africa from 1865 to his death. London 1874.
135. Werner, A.: The natives of British Central Africa. London 1906.
136. Weule, K.: Negerleben in Ostafrika. Leipzig 1909.
137. — Wissenschaftliche Ergebnisse meiner ethnographischen Forschungsreise in den Südosten Deutsch-Ost-Afrikas. Mitt. a. d. dt. Schutzgeb. Erg.-Heft I. Berlin 1908.
138. Audebert, I.: Über die wilden Volksstämme Madagaskars. Verh. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin Bd. X, S. 468. Berlin 1883.
139. Ellis, W.: History of Madagascar. 2 vols. London 1838.
140. Grandidier, A.: Histoire physique, naturelle et politique de Madagascar. 6 vols. Paris 1876.

Südafrika.

141. Arbousset, T. et Daumas, F.: Relation d'un voyage d'exploration au nord-est de la colonie du cap de bonne espérance. Paris 1842.
142. M-Call Theal, G.: The yellow and dark skinned people of Africa south of the Zambesi. London 1910.
143. Casalis, E.: Les Bassoutos. Paris 1860.
144. Delegorgue, M. A.: Voyage dans l'Afrique australe 1838—1844. 2 vols. Paris 1847.
145. P. Depelchin, H. et P. Croonenberghs, Ch.; S. J.: Trois ans dans l'Afrique australe. Au pays d'Umzila, chez les Batongas. La vallée des Barotsés. Bruxelles 1883.
146. Eckersley, W. A.: Notes in Eastern Maschonaland. The J. Roy. Geogr. Soc. Vol. V Jan. to June 1895, p. 27—46 (38). London 1895.
147. Endemann, K.: Mitteilungen über die Sotho-Neger. Z. Ethn., Bd. VI, S. 16. Berlin 1874.
148. Erskine, Vincent St.: Journey to Umzila's South-East Africa. The J. Roy. Geogr. Soc. Vol. 45, p. 88. London 1875.
149. Globus Bd. X, S. 70ff. Hildburghausen 1866. Aus Livingstones südafrikanischen Reisen.
150. Globus Bd. X, S. 167, 195, 199. Hildburghausen 1866. Aus Livingstones Reisen am Sambesi, auf dem Nyassa-See und dem Rofuma-Strome.
151. Holub, E.: Sieben Jahre in Südafrika. 2 Bde. Wien 1881.
152. — Reise zu den Maschukulumbwe. Globus Bd. 59, S. 243, 245. Hildburghausen 1891.
153. — Eine Kulturskizze des Marutse-Mambundareiches in Südafrika. Wien 1879.

154. Junod, H. A.: The life of a South-Africa-tribe. Neuchatel Vol. I, 1912; Vol. II, 1913.
155. Körner, F.: Südafrika; Natur- und Kulturbilder mit einer historischen Einleitung und einer ausführlichen Übersicht der neueren Reisen. Breslau und Leipzig 1873.
156. Kropf: Das Volk der Xosa-Kaffern im östlichen Südafrika. Berlin 1889.
157. Lichtenstein, H.: Reisen im südlichen Afrika. Berlin 1811.
158. Livingstone, D. and Ch.: Narrative of an expedition to the Zambesi and its tributaries; and of the discovery of the lakes Schirwa and Nyassa 1858—1864. London 1865.
159. Livingstone, D.: Missionary travels and researches in South-Africa. London 1857.
160. Mason, I. H.: Life with the Zulus of Natal, South Africa. London 1855.
161. Richter, M.: Kultur und Reich der Marotse. Leipzig 1908.
162. Thomas, E.: Le Bokaba, quelques notes sur le pays, ses habitants et ses ressources. Bull. Soc. Neuchateloise de Géographie. Tome VIII 1894—1895, p. 156. Neuchatel 1895.
163. Fritsch, G.: Die Eingeborenen Südafrikas. Breslau 1872.
164. Kolb, P.: Caput bonae spei hodiernum, Das ist: Vollständige Beschreibung des afrikanischen Vorgebürges der Guten Hoffnung. Nürnberg 1719.
165. Andersson, Ch. G.: Lake Ngami; or exploration and discoveries during four years wanderings in the wildes of south-western Africa. London 1856.
166. Chapman, I. F. R. S. G.: Travels in the interior of South-Africa comprising 15 years hunting and trading etc. 2 vols. London 1868.
167. Drews: Erkundung der Hunsberge. Mitt. a. d. dt. Schutzgeb., Bd. 23, Heft 3, S. 163. Berlin 1910.
168. Durand: Voyage du P. Duparquet dans l'Afrique australe d'après ses lettres. Bull. Soc. de géogr. Série VI. XVIII, p. 290. Paris 1879.
169. François, H. v.: Nama und Damara. Deutsch-Süd-West-Afrika. Magdeburg o. J.
170. Gentz: Beiträge zur Kenntnis der südwestafrikanischen Völkerschaften. Globus Bd. 83, S. 298f. Hildburghausen 1902.
171. Globus Bd. 96, S. 305. Hildburghausen 1909. Die Feldherero.
172. Gretschel, E.: Die Buschmann-Sammlung Hannemann. Jahrbuch des städt. Mus. f. Völkerk. zu Leipzig, Bd. 5, 1911—1912. Leipzig 1913.
173. Gürich, G.: Deutsch-Süd-West-Afrika. Reisebilder und Skizzen aus den Jahren 1888 und 1889. Mitt. d. geogr. Ges. in Hamburg 1891—1892, Heft 1, S. 138f., 148, 151. Hamburg 1892.
174. Hahn, Th.: Die Buschmänner. Globus Bd. XVIII, S. 102, 120. Hildburghausen 1870.
175. Hartmann, Letzte Expedition zu den Sandfelddbuschmännern im nördöstlichen Teile des südwestafrikanischen Schutzgebietes. Mitt. d. Ver. f. Erdk. zu Leipzig 1898, S. XXVII, Allgemeine Vereinssitzung am 23. Nov. Leipzig 1898.
176. Hermann, D. R.: Neues über die Buschmänner. Bd. 89, S. 286. Hildburghausen 1906.
177. Kaufmann, H.: Die Auin. Ein Beitrag zur Buschmann-Forschung. Mitt. a. d. dt. Schutzgeb. Bd. 23, Heft 3, S. 138, 144. Berlin 1910.
178. Levaillant, F.: Voyage dans l'intérieur de l'Afrique. 3 vols. Paris 1790.
179. Merensky, A.: Beiträge zur Kenntnis Südafrikas. Berlin 1875.
180. Moritz, Ed.: Die ältesten Reiseberichte über Deutsch-Südwest-Afrika. Die Berichte der rheinischen Mission bis zum Jahre 1846. Mitt. a. d. dt. Schutzgeb. Bd. 28, Heft 4, S. 203, 204, 231, 251, 252, 260. Berlin 1915.
181. — Die ältesten Reiseberichte über Deutsch-Südwest-Afrika. Die Berichte der rheinischen Mission bis zum Jahre 1846. Mitt. a. d. dt. Schutzgeb. Bd. 29, Heft 4, S. 147, 152, 153, 155, 206, 208, 209, 217, 224, 234. Berlin 1916.
182. Passarge, S.: Die Mambukuschu. Globus Bd. 87, S. 296f. Hildburghausen 1906.
183. Passarge, S.: Die Grundlinien im ethnographischen Bilde der Kalahari-Region. Z. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin Bd. 40, S. 73. Berlin 1905.
184. — Die Buschmänner der Kalahari. Mitt. a. d. dt. Schutzgeb. Bd. 18, S. 206, 224ff., 228f., 231f., 237f., 241, 244f. Berlin 1905.
185. Petermanns Mitt. Bd. V, 1859, S. 297. Gotha. Reise der Herren Hugo Hahn und Rath im südwestlichen Afrika.
186. Schinz, H.: Deutsch-Südwest-Afrika. Oldenburg und Leipzig 1891.
187. Schultze, Dr. Leonh.: Aus Nama-Land und Kalahari. Jena 1907.
188. Seiner, F.: Ergebnis einer Bereisung der Omaheke 1910—1912. Mitt. a. d. dt. Schutzgeb. Bd. 26, Heft 3, S. 294f. Berlin 1913.

189. Sparrman, A.: A voyage to the Cape of good Hope, towards the antarctic Polar circle and round the world: but chiefly into che country of the Hottentots and Caffres. London 1786.
190. Stow, G. W.: The native races of South-Africa; edited by George Mc Call Theal. London 1905.
191. Streitwolf: Der Caprivizipfel. Berlin 1911.
192. Tongue, M. Helen: Bushman-paintings. Lf. IV, Nr. 6; Lf. XV, Nr. 25; Lf. XVIII, Nr. 27; Lf. XX, Nr. 31. Oxford 1909.
193. Tönjes, H.: Ovamboland; Land, Leute, Mission. Berlin 1911.
194. Trenk: Die Buschleute der Namib, ihre Rechts- und Familienverhältnisse. Mitt. a. d. dt. Schutzgeb. Bd. 23, Heft 3, S. 167, Berlin 1910.
195. Werner, H.: Die Heikum- und Kung-Buschleute. Z. Ethn., Bd. 38, S. 253. Berlin 1906.

Nieder-Guinea und Hinterland.

196. Globus Bd. II, S. 191. Hildburghausen 1862. Jagd bei den Kimbunda-Negern in Südwest-Afrika.
197. Magyar, L.: Reisen in Südafrika in den Jahren 1849—1857. Aus dem Ungarischen von Johann Hunfaly. Pest und Leipzig 1859.
198. Serpa Pinto: Wanderung quer durch Africa; übers. von H. v. Wobeser. 2 Bde. Leipzig 1881.
199. Gueßfeldt, P., Falkenstein, J. und Pechuel-Löschke, E.: Die Loango-Expedition 1873—1876; ausgesandt von der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Äquatorial-Afrikas. 2 Bde. Leipzig 1878—1879.
200. Proyard, Abbé: Histoire de Loango, Kakongo et autres royaumes d'Afrique. Paris 1819.
201. Avelot et Gritty: La chasse et la pêche dans les forêts de l'Ogôwe (Congo Français). L'anthropologie Vol. XXIV. Paris 1913.
202. Chaillu, P. Belloni du: Explorations and adventures in Equatorial Africa. London 1861.
203. Cuny, C.: De Libreville au Caméroun. Bull. Soc. de géogr. Serie VII. XVII. p. 335. Paris 1896.
204. Largeau, V.: Encyclopédie Pahouine. Paris 1901.
205. Teßmann, G.: Die Pangwe. 2 Bde. Berlin 1913.
206. Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg: Ins innerste Afrika. Leipzig 1909.
207. — Vom Kongo zum Niger und Nil. 2 Bde. Leipzig 1912.
208. Bayens, M.: Les Lesa. La revue Congolaise Vol. IV, p. 131, 197. Bruxelles 1914.
209. Bernard, M. G.: Notes sur les Badja. La rev. Congol. Vol. III, p. 311, 320. Bruxelles 1912.
210. Brielmann: Fischfang und Jagd der Eingeborenen am Kwango. Globus Bd. 79, S. 299ff. Hildburghausen 1901.
211. Büttner, R.: Einige Ergebnisse meiner Reise in Westafrika in den Jahren 1884—1886, insbesondere des Landmarsches von San Salvador über den Quango nach dem Stanley-Pool. Mitt. d. afrik. Ges. in Deutschland Bd. V, 1886—1889, S. 190. Berlin 1889.
212. Chapiseau, F.: Au pays de l'esclavage. Paris 1900.
213. P. Colle: Les Baluba. Collection de Monographies ethnographiques publiée par Cyrian van Overbergh. Vol. X et XI, Tom. I, 189—198 (49).
214. David, G.: Notizen über die Pygmäen des Ituri-Waldes. Globus Bd. 86, S. 195. Hildburghausen 1904.
215. Deleval, H.: Les tribus Kavati du Mayombe. La revue Congolaise, Vol. III, p. 32, 110. Bruxelles 1912.
216. Delhaise, Ch.: Ethnographie Congolaise; Chez les Wabemba. Bull. Soc. Roy. Belge de Géogr. 32. Vol., p. 173, 225. Bruxelles 1908.
217. — Ethnographie Congolaise; Chez les Warundi et les Wahorohoro. Bull. Soc. Roy. Belge de Géogr. 32. Vol., p. 387, 410, 429. Bruxelles 1908.
218. — Ethnographie Congolaise; Chez les Wasongola du Sud. Bull. Soc. Roy. Belge de Géogr. Vol. 33, p. 45f., 177. Bruxelles 1909.
219. — Les Warega. Collect. de Monogr. ethnogr. publ. par Cyr. van Overbergh Vol. V, p. 121. Bruxelles 1909.
220. Engels, Lt.: Les Wangata. La rev. Congol., Vol. I, p. 438, 468. Bruxelles 1910.
221. — Les Wangata (Tribu au Congo Belge). Etude ethnographique. Bruxelles, Paris 1912.
222. Flamme, Sous-Lt.: Région du lac Albert (NO.) et du Haut-Nil. Bull. Soc. Roy. Belge de Géogr. Vol. 28, p. 460, 465. Bruxelles 1904.

223. P. Carmijn: Les Balubas (du Haut-Kassai). Bull. Soc. Roy. Belge de Géogr. Bd. 29, S. 128. Bruxelles 1905.
224. Gaudet Overbergh: Les Mandja. Collect. de Monogr. ethnogr. publ. par C. van Overbergh Vol. VIII, p. 199ff. Bruxelles 1911.
225. Globus Bd. IX, S. 226. Hildburghausen 1866. Schilderungen aus dem äquatorialen Westafrika.
226. Globus Bd. 59, S. 237. Hildburghausen 1891. Crampels Besuch beim Zwergstamm der Bayaga (äquatoriales Westafrika).
227. Globus Bd. 70, S. 148. Hildburghausen 1896. Vogelfang der Neger.
228. Halkin: Les Ababua. Collect. de Monogr. ethnogr. publ. par C. van Overbergh Vol. VII, p. 207 ss. Bruxelles 1911.
229. Hermant, P.: Les coutumes familiales des peuplades habitant l'Etat indépendant du Congo. Bull. Soc. Roy. Belge de Géogr. 30. Vol., p. 165, 283, 285, 408. Bruxelles 1906.
230. Jameson, I. S.: Forschungen und Erlebnisse im dunkelsten Afrika. Hamburg 1891.
231. Israel, S.: Eine Forschungsreise nördlich des Kongo am Kwilu-Niadi im Auftrage Stanleys. Berlin 1885.
232. Kletke, H.: Afrika, dargestellt in den Forschungen und Erlebnissen der berühmtesten Reisenden neuerer Zeit. Ein geographisches Lesebuch. Berlin o. J.
233. Lenz, O.: Skizzen aus Westafrika. Berlin 1878.
234. Maes, I.: Quelques notes sur les Mongelima, Congo-Belge. Anthropos Bd. VIII, S. 342. Wien 1913.
235. Masui, Lt. Th.: Guide de la section de l'Etat indépendant du Congo à l'exposition de Bruxelles-Tervueren 1897. Bruxelles 1897.
236. Mitt. d. afrik. Ges. in Deutschland Bd. IV, 1883—1885, S. 199, 235, 239, 248f. Berlin 1885. Die Pogge-Wißmannsche Expedition. Paul Pogge: Bericht über die Station Mukenge. 1883.
237. Oberländer, R.: Westafrika vom Senegal bis Benguella. Reisen und Schilderungen aus Senegambien, Ober- und Niederguinea. Leipzig 1878.
238. Overbergh, Cyr. van: Les Bangala. Collect. de Monogr. ethnogr. publ. par C. van Overbergh Vol. I, p. 163 ss. Bruxelles 1907.
239. — De Jonghe: Les Mayombe. Ebenda Vol. II, p. 167 ss. Bruxelles 1907.
240. Overbergh, Cyr. van: Les Basonge. Collect. de Monogr. ethnogr. publ. par C. van Overbergh Vol. III, p. 205 ss. Bruxelles 1908.
241. — Les Mangbetu. Collect. de Monogr. ethnogr. publ. par C. van Overbergh Vol. IV, p. 245 ss. Bruxelles 1909.
242. Payeur-Didelot: Trente mois au Continent mystérieux Gabon-Congo et côte occidentale d'Afrique. Paris 1899.
243. Pechuel-Loesche: Das Kuilu-Gebiet. Petermanns Mitt. Bd. 23, S. 15. Gotha 1877.
244. Plas, van den: Les Kuku. Collect. de Monogr. ethnogr. publ. par C. van Overbergh Vol. VI, p. 163 ss. Bruxelles 1910.
245. Poutrin: Notes ethnographiques sur les populations M'Baka du Congo Français. L'anthropologie Vol. 21, p. 35, 44. Paris 1910.
246. Le Roy, A.: Les pygmées. Tours o. J.
247. Schebesta, P.: Bambuti, die Zwerge vom Kongo. Leipzig 1932.
248. Schmitz, R.: Les Baholoholo. Collect. de Monograph. ethnograph. publ. par C. van Overbergh Vol. IX, p. 99 ss. Bruxelles 1912.
249. Stanley, H. M.: Im dunkelsten Afrika. 2 Bde. Leipzig 1890.
250. Torday, E. and Joyce, T. A.: Notes on the ethnography of the Ba-Mbala. J. Anthr. Inst. Vol. 35, p. 405. London 1905.
251. — On the Ethnology of the South-Western Congo-Free-State. J. Anthr. Inst. Vol. 37, p. 138, 145, 152. London 1907.
252. — Notes ethnographiques sur les peuples communément appelés Bakuba; ainsi que sur les peuplades apparentées. Les Bushongo. Annales du Musée du Congo publiées par le Ministère des Colonies. Série III. Tome II. Fascicule I. Bruxelles 1911.
253. Torday, E.: Die Tofoke. Mitt. Anthropol. Ges., Wien, 41. Bd. (III. F., XI. Bd.). Wien 1911.
254. Viaene, E. et Bernard, F.: Ethnographie Congolaise; Chez les Lessa. Bull. Soc. Roy. Belge de Géogr. 33. Vol., p. 465, 474, 482, 495f. Bruxelles 1909.
255. Waller, H.: Letzte Reise von David Livingstone. 2 Bde. Hamburg 1875.
256. Wauters: Le Congo illustré. Bruxelles 1894.
257. — Le Congo illustré. Bruxelles 1895.
258. Weeks, I. H.: Anthropological notes on the Bangala of the upper Congo-River. J. Anthr. Inst. Vol. 39, p. 123. London 1909.

259. — Among Congo-Cannibals. London 1913.
 260. — Among the primitive Bakongo. London 1914.
 261. Wißmann, H., Wolf, L., François, C. v. und Müller, H.: Im Innern Afrikas. Die Erforschung des Kassai während der Jahre 1883—1885. Leipzig 1888.
 262. Wißmann, H.: Unter deutscher Flagge quer durch Afrika. Berlin 1889.

Oberguinea und Hinterland.

263. Bruel, G.: Les populations de la moyenne Sanga. Les Babinga. Rev. des études ethnogr. et sociol. Tome I, p. 111. Paris 1910.
 264. Conrau, G.: Von Mundame nach dem Berge Diungo. Mitt. a. d. dt. Schutzgeb. Bd. 11, S. 207. Berlin 1898.
 265. Decorse, J.: La chasse et l'agriculture chez les populations du Soudan. L'anthropologie Vol. XVI, p. 458. Paris 1905.
 266. Denham, Clapperton, Dr. Oudney: Narrative of travels and discoveries in Northern and Central Africa. 2 Vols. London 1828.
 267. Detzner, H.: Die nigerische Grenze von Kamerun zwischen Yola und dem Groß-Fluß. Mitt. a. d. dt. Schutzgeb. Bd. 26, Heft 4, S. 326. Berlin 1913.
 268. Globus Bd. 85, S. 84. Hildburghausen 1904. Das Zwergvolk der Bequelle.
 269. Globus Bd. 87, S. 235. Hildburghausen 1906. Hptm. Hutter: Völkerbilder aus Kamerun.
 270. Globus Bd. 95, S. 338. Hildburghausen 1909. Die Heidenstämme des Bongor-Bezirks.
 271. Hagen, G. v.: Die Bana. Baeßler-Archiv Bd. II, S. 77, 91. Leipzig und Berlin 1912.
 272. Hassert, K.: Das Kamerun-Gebirge. Ergebnisse einer amtlichen Forschungsreise und literarischer Studien. Mitt. a. d. dt. Schutzgeb. Bd. 24, Heft 3, S. 159. Berlin 1911.
 273. Hoesemann: Ethnologisches aus Kamerun. Mitt. a. d. dt. Schutzgeb. Bd. 16, S. 172. Berlin 1903.
 274. Hutter, F.: Wanderungen und Forschungen im Nordhinterlande von Kamerun. Braunschweig 1902.
 275. Koch, C. W.: Die Stämme des Bezirks Molundu. Baeßler-Archiv Bd. III, Heft 6, S. 261, 270, 277. Leipzig und Berlin 1913.
 276. Martin, M.: Au cœur de l'Afrique équatoriale. Paris 1913.
 277. Partridge, Ch.: Croß-River natives. London 1903.
 278. Schultze, Arnold: Schutz dem Großwild in Kamerun. Dtsch. Kol.-Ztg. 1909, S. 729. Berlin.
 278a. Schwarze, W.: Die Jagd in den deutschen Kolonien. Dtsch. Kol.-Ztg. 1914, S. 445. Berlin.
 279. Sembritzky, E.: Kamerun. Berlin o. J., Verlag Süßerott.
 280. Seyffert, C.: Die Ausrüstung eines Elefantenjägers der Baia nebst einigen Bemerkungen über die Elefantenjagd in Kamerun. Z. Ethn. Bd. 43, S. 91. Berlin 1911.
 281. Stachewski-Ankermann: Die Banjani. Baeßler-Archiv 1917 Beiheft VIII, S. 25, 27—28. Leipzig und Berlin 1917.
 282. Strümpell, K.: Bericht über eine Bereisung des Ostgrenzgebietes der Residentur Adamaua 1909. Mitt. a. d. dt. Schutzgeb. Bd. 24, Heft 1, S. 25. Berlin 1911.
 283. Thorbecke, F.: Das Manenguba-Hochland. Mitt. a. d. dt. Schutzgeb. Bd. 24, Heft 5, S. 307. Berlin 1911.
 284. Zenker, G.: Jaunde. Mitt. a. d. dt. Schutzgeb. Bd. 8, S. 54, 61. Berlin 1895.
 285. Zintgraff, E.: Von Kamerun zum Benue. Verhdlgn. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin Bd. 17, S. 225. Berlin 1890; auch Export, Organ des Centralvereins f. Handelsgeographie, XII. Jahrg., 1890, S. 281.
 286. Granville: Notes on the Yekris, Lobos and Ijos of the Warri-District of the Niger Coast Protectorate. J. Anthr. Inst. Vol. 28, p. 114. London 1899.
 287. Macleod, O.: Chiefs and cities of Central-Africa. Edinburgh and London 1912.
 288. Mockler Ferryman, A. F.: Up the Niger. London 1892.
 289. Tremearne, A. I. N.: Notes on some Nigerian Head-Hunters. J. Anthr. Inst. Vol. 42, p. 138. London 1912.
 290. — The tailed head-hunters of Nigeria. London 1912.
 291. Watt, M. A.: Notes on the old Calabar district of Southern-Nigeria. Man ann. set. 3, Nr. 57, p. 103—105. London 1903.
 292. Conradt, L.: Adeli. Petermanns Mitt. Bd. 42, S. 15. Gotha 1896.
 293. Klose, O.: Togo. Berlin 1899.

294. Labarthe, P.: Voyage à la côte de Guinée ou description des côtes d'Afrique, depuis le cap Tagrin jusqu'au cap de Lopez-Gonzalves. Paris 1805.
295. M'Leod, I.: A voyage to Africa with some account of the manners and customs of the Dahomian people. London 1820.
296. Zech, Graf v.: Vermischte Notizen über Togo und das Togo-Hinterland. Mitt. a. d. dt. Schutzgeb. Bd. 11, S. 94, 105, 114, 137. Berlin 1898.
297. Zöllner, H.: Das Togoland und die Sklavenküste. Berlin und Stuttgart 1885.
298. Bowdich, T. E.: Mission from Cape Coast Castle to Ashantee. London 1819.
299. Brot, Lt.: Le pays des Cafiris. La Géographie. Bull. Soc. de Géogr. Vol. IX, Nr. 3, p. 238. Paris 1904.
300. Fischer, F.: Kulturelle Wandlungen an der Goldküste im 19. Jahrhundert. Mitt. d. ostschweizerischen geogr. Commerz-Ges. Heft II, S. 67. St. Gallen 1911.
301. Gsell, A.: Aus den Erlebnissen afrikanischer Missionare. Turm-Bücherei Bd. 25, S. 26. Leipzig, Jahr (?).
302. Lander, R. and I.: Journal of an expedition to explore the course and termination of the Niger. London 1838.
303. Müller, I. W.: Die afrikanische, auf der Guineischen Gold-Cust gelegene Landschaft Fetu 1676. Hamburg 1676.
304. Perregaux, E.: Ancien mission naïve à Coumassé. Chez les Ashanti. Bull. Soc. Neuchateloise de géogr. Tome VII, p. 21. Neuchatel 1906.
305. Rualle, E.: Notes anthropologiques, ethnologiques et sociologiques sur quelques populations noires de l'Afrique occidentale Française. L'anthropologie Vol. 15, p. 663. Paris 1904.
306. Steiner, P.: Im Heim des afrikanischen Bauern. Basel 1903.
307. Breschin, A.: La forêt tropicale en Afrique principalement dans les colonies Françaises. La géogr. Bull. de la Soc. de géogr. Vol. VI, Nr. 7, p. 30. Paris 1902.
308. Chéron, M. G.: Les Minianka, leur civilisation matérielle. Rev. des études ethnogr. et sociolog. 4. ann., p. 163. Paris 1912.
309. Delafosse, M.: Le peuple Siéna ou Sénoufo (Côte d'Ivoire). Rev. des études ethnogr. et sociolog. 1. ann., S. 159, 266. Paris 1908.
310. Alldridge, T. I.: A transformed colony; Sierra-Leone. London 1910.
311. Büttikofer, I.: Einiges über die Eingeborenen von Liberia. Intern. Arch. f. Ethnogr. Bd. I, S. 39f., 77, 89. Leyden, Paris, Leipzig, London 1888.
312. — Reisebilder aus Liberia. Leyden 1890.
313. P. Labat: Voyage du Chevalier des Marchais au Guinée, isles voisines, et à Cayenne 1725—1727. Amsterdam 1731.
314. Westermann, D.: Die Kpelle. Ein Negerstamm in Liberia. Leipzig 1921.
315. Delacour: Les Tenda (Koniagui, Bassari, Badyaranke). Rev. d'ethnol. et de sociolog. Vol. IV, p. 147ss. Paris 1913.
316. Globus Bd. 89, S. 259. Hildburghausen 1906. Robert Arnaud in La Géographie. Bull. Soc. de Géogr., Februar 1906. Paris 1906. Über die Fischer- und Jägervölker Mauretaniens.

Die sprachliche Stellung der Choropí (Gran Chaco).

Von

Robert Lehmann-Nitsche.

In dieser Zeitschrift hat vor kurzem Eduard Pape eine Studie über einen Indianerstamm des Gran Chaco veröffentlicht, der bisher unter anderen Namen aufgetaucht war¹⁾. Da er nun gerade die sprachliche Seite stiefmütterlich behandelt, trotzdem er namentlich für die Gegenstände der materiellen Kultur die betreffenden indianischen Bezeichnungen in reichlicher Weise beifügt und am Schlusse auch eine kleine Wörterliste bringt, so sei in den folgenden Zeilen etwas darauf eingegangen und besonders die

¹⁾ Pape, Die Tschoropí. Zeitschrift für Ethnologie, LXVII, S. 158—176, Berlin 1935 (erschienen 1936). Ich kann mich nicht entschließen, die für die Chaco-Stämme allgemein übliche spanische Schreibweise aufzugeben und werde daher im folgenden die Fassung Choropí gebrauchen, falls von den Leuten Papes die Rede ist.

sprachlichen Beziehungen zwischen den Gewährsmännern Papes und denen der früheren Forscher, welchen wir die ersten diesbezüglichen Kenntnisse verdanken, kurz auseinandergesetzt; auch die Verwandtschaft dieser Choropí, wie sie hier genannt werden, mit anderen Chacostämmen soll ganz kurz gestreift werden. Wie Pape selbst sagt, hatte er die einschlägige Literatur nicht kennen gelernt, trotzdem sie zum Teil in Argentinien erschienen ist, also in dem Lande, wo er seine Beobachtungen anstellen konnte; Nordenskiölds „Indianerleben“ hatte er leider nicht mehr zur Hand. Das ist schade, denn seine Mitteilungen sprachlicher Art wären dann wohl ausführlicher ausgefallen, aber auch so seien sie dankbar begrüßt.

Ehe ich nun darauf eingehen kann, ist es notwendig, mit einem ganz anderen Chacostamme zu beginnen, der heute wohl allgemein den Namen Chorote (Ton auf dem zweiten Vokale) führt; ähnliche Schreibweisen sind Choroti, Solote, Soloti. Im Jahre 1906 konnte ich als erster zwei größere Vokabulare aufzeichnen, welche zusammen mit einem dritten, von meinem leider verstorbenen Schüler Debenedetti 1909 gesammelten, im Jahre 1910 gedruckt wurden¹⁾. Gegenüber einer früher von mir vertretenen Auffassung erkannte ich bei der Bearbeitung dieser Materialien, daß die Sprache der Chorote mit der der Mataco nahe verwandt ist und beide als „codialectos“ betrachtet werden müßten, daß aber vorderhand wegen ungenügender Kenntnis des Chorote nichts Weiteres ausgesagt werden könnte (a. a. O. S. 113). Zum Beweise hatte ich die betreffenden Matacoworte aus der damals vorliegenden Literatur herangezogen, und eine später (1922) von mir aus einem einzigen Munde vorgenommene Aufzeichnung dieser Sprache²⁾ konnte diese Ansicht nur bestätigen (vgl. diesbezgl. S. 258).

Der anglikanische Missionär Richard J. Hunt hatte nun wirklich Zeit und Gelegenheit, beide Indianersprachen, sowohl das Mataco (und zwar den „Vejoz“ benannten Dialekt)³⁾ wie das Chorote (oder Choroti, wie er schreibt)⁴⁾, zu studieren und darüber zwei Untersuchungen zu veröffentlichen, in denen auch die Grammatik zu ihrem Rechte kommt. Seine Folgerungen bezüglich der Verwandtschaft beider Sprachen decken sich mit den meinigen und werden auf S. 178 folgendermaßen formuliert: „The Choroti language is one of the simplest of the Chaco tongues. In many respects it has close affinities with the Mataco-Mataguayao group of which my Vejoz is a characteristic member. Both Vejoz and Choroti point to a common ancestry, but each has developed peculiarities of its own.“

Eine Seite weiter spricht er direkt von dem „Mataco-Choroti“ und bemüht sich zu skizzieren, daß es auf die Sprachen der Umgebung Einfluß ausgeübt habe: „The influence of the Choroti, or perhaps better expressed the Mataco-Choroti, has been very widespread. Nations that have come into the country and have mingled with these apparently original peoples have used their language as a base and upon it have built their own particles. Birds, animals and trees new to the experience of the immigrants, and for which they evidently had no name on their arrival, still retain for the most part the original names of the Mataco-Choroti. This influence can be specially seen in the old Lengua (Aguirre), the Lengua-Enimaga or Towothli,

¹⁾ Lehmann-Nitsche, Vocabulario chorote o solote (Chaco occidental). Revista del Museo de La Plata, XVII, S. 111—130, Buenos Aires 1910.

²⁾ Lehmann-Nitsche, Vocabulario mataco (Chaco salteño). Con bibliografía. Boletín de la Academia Nacional de Ciencias en Córdoba, XXVIII, S. 251—266, Buenos Aires 1926. Auf die bibliographische Übersicht sei besonders hingewiesen, auch auf die Erklärung des Namens Mataco S. 253—254.

³⁾ Hunt, El vejoz ó ayo. Revista del Museo de La Plata, XXII, S. 7—214, Buenos Aires 1913. — Abgekürzt Hunt I.

⁴⁾ Hunt, El chorote o yófuaha. Revista del Museo de La Plata, XXIII, S. I—XXXVIII, 1—308, Liverpool 1915. — Abgekürzt Hunt II.

and the Suhin-Chunupi; to some extent in Payaguá and in that medley of tongues known as the Chiquito.“

Die hiermit aufgeführten Suhin-Chunupí waren bis dahin erst im Jahre 1886 von Pater José Cardús¹⁾ als „Chunupí“ und 1896 von Pater Doroteo Giannecchini²⁾ als „Chulupí“ gerade eben erwähnt worden. Der Missionär Hunt hat nun das große Verdienst, daß er, unterstützt von seinem Amtsb Bruder Andrew Pride, sich mit diesem Stamme beschäftigte und im Anhang D seiner großen Arbeit über das Choroti die Grundlagen unserer Kenntnis von dessen Sprache vorlegte, die vordem nur in Erland Nordenkiölds kurzer Wortliste (s. weiter unten) als „Ashluslay“ aufgetreten war.

Wie Hunt in seiner ersten Arbeit S. 35 angibt, leben seine Suhin-Chunupí am Ufer des Pilcomayo ungefähr um den 24. Breitengrad und zwar nördlich und westlich von den südlichen Toba, aber südlich von den bolivianischen Vertretern dieses Stammes. Auf der Karte, welche auch der zweiten Arbeit Hunts beigelegt ist, wird als ihr Lebensraum die nördlich von dem (in südwestlicher Richtung strömenden) Pilcomayo gelegene Gegend verzeichnet. In Hunts zweiter Arbeit lesen wir dann diesbezüglich folgendes (S. 257—258): „The Chunupi-Suhin extend from the borders of the Lengua-Mascoy to the Pilcomayo and until within recent years occupied a part of the Bermejo river as well. Owing to trouble with the military last year (1913) the last village on the Bermejo was broken up and its members joined their compatriots across the Rio Pilcomayo.“

Was die Stammesnamen und ihre Bedeutung anbelangt, so erklärt Hunt den ersten in folgender Weise (II S. 257): „On the river Pilcomayo they call themselves *Athluthlai* and are known to the white settlers of the lower Pilcomayo as *Chunupí*, a name to be found in the old records and maps, and which is variously pronounced as *Chona-pe* or *Sona-pe*, evidently a word of Mataco origin, and meaning *Ovejeros*, or the „sheep possessing peoples“, from *Sona*, *Tsonna* or *Chonna* (the little forest deer from which the sheep takes its name) and *Pe* (possess.).“ Der Name Suhin hingegen wird nicht erklärt; er werde von den Lengua-Mascoy dem westlich von ihnen lebenden Stamme gegeben, „and in the form *Kás-Suhin-eha* the eastern section of the Chunupi-Suhin people speak of themselves.“

Wichtig für das Weitere ist noch folgende Bemerkung Hunts (a. a. O.): „The names *Ithlatese*, *Itanhwas* and *Chane-ajthle* are also given by the Vejoz to the Chunupi, while the Choroti call them *Athle*. *Chane* means ‚man‘ or ‚comrade‘, and as a title belonged to the *Chane* or *Guana* living to the north of the present Suhin and Lengua-Mascoy. *Ajthle* is but another form of *Athle* of the Choroti, which in turn closely resembles the name the Chunupi use of themselves, *Athlu-thlai*. It is quite possible that the word *Athle* may be the equivalent of the Quechua *alli* (good), the Quechua *ll* has many equations of *thl* in the Chaco tongues, also *sh*, and the word for ‚good‘ in Choroti is *esh* or *es*; Vejoz and Suhin, *is*; Towothli, *thlawis*³⁾. Strange to say the Suhin give to the Lengua-Mascoy the name of *Thlai-yis* or

¹⁾ Cardús, Las misiones franciscanas de Bolivia, S. 250, Barcelona 1886: „Los Matacos son conocidos tambien con los nombres de mataguayos, notenes, vejoses, ocoles, malbalas, chunupís, y otros, según los lugares.“ Das stimmt nur zum Teil.

²⁾ Brief bei Lafone Quevedo, Grupo mataco — mataguayos del Chaco. Dialecto nocten . . . Boletín del Instituto Geográfico Argentino, XVI, S. 344, Buenos Aires 1896: „Los Noctenes, los Matacos, los Vejoses, los Guisnais, los Chulupies, son una sola nación, que hablan todos una sola lengua, y todos tienen las mismas costumbres.“ In dieser Fassung, soweit Zusammengehörigkeit (nación) und Sprache in Frage kommt, nur teilweise richtig.

³⁾ Stig Rydén meint, der Name Ashluslay sei die Bezeichnung der unter dem Häuptling Ashlu stehenden Horden des Stammes. (Rydén Skalpierung bei den Tobaindianern. Etnologiska Studier I, S. 27, Stockholm 1935.)

„comrades“, but they are called *Eskäno* by the Pilcomayo Suhin. „Good comrades“ is by no means an uncommon general title among Indians.“

Der Eigenname, mit dem sich die am Pilcomayo hausenden Abteilungen der uns hier interessierenden Indianer selber benennen, ist also nach Hunt *Athlu-thlai*, und das stimmt genau zu den Angaben Erland Nordenskiölds, welcher sie als *Ashluslay* bezeichnet und ausdrücklich hervorhebt¹⁾: „Die Ashluslays nennen sich selbst so. Die Chorotis nennen sie Ashlis, die Matacos Sówua oder Sówuash, die Tapietes sagen Etéhua, die Tobas Sotegaraik. Die Weißen sagen in der Regel Tapiete und verwechseln sie mit einem hier [weiter] unten näher geschilderten Stamm. Die Chorotis nennen sich selbst Yóshuahá, welcher Name natürlich angewendet werden sollte. Sie kennen jedoch jetzt alle ihren Chiriguano-Namen Choroti, den die Weißen in Chorote verpanischt haben. Die Matacos nennen die Chorotis Mánuk oder Má-niuk.“

Nun wissen wir auch, was es mit dem als „Sotegaraik oder Tapiete“ (S. 126) von Wilhelm Herrmann beschriebenen Stamme²⁾ für eine Bewandnis hat: es sind die Chunupí = Suhin = Ashluslay (*Athlu-thlai*).

Herrmann, der sie im Jahre 1906 besuchte, widmet ihnen den größten Teil seiner Reiseschilderung; Nordenskiöld, der den von ihnen selbst gebrauchten Eigennamen *Ashluslay* verwendet, mehr als den dritten Teil seines bekannten Buches. Sprachlich, schreibt Herrmann, hätten sie „große Ähnlichkeit mit den Matacos resp. Mataguayos“, aber erst nach der Bearbeitung des von ihm aufgenommenen Vocabulars würde die genaue Zugehörigkeit des Stammes bestimmt werden können (S. 126); leider sind Herrmanns Vokabulare nach seinem Tode verschollen, vielleicht ganz verloren. Nach Nordenskiöld S. 28 gehören die Ashluslays und Chorotis sprachlich zu den Matacos (die auf S. 29—30 und 82 mitgeteilten Worte stammen aber nur von den beiden ersten Stämmen). Das steht alles in Einklang mit der vorhin vorgelegten Ansicht Hunts, der im besonderen sich noch folgendermaßen äußert (II, S. 257): „The Chunupi or Suhin language runs on the broad lines of the Choroti and Vejoz both lexically and pronominally. In some of the details there are slight differences, which as far as I am able will be indicated in the following notes.“ So sei die Bildung des Plurals genau die gleiche wie im Choroti (§ 6), die verbalen Inflexionen seien ähnlich denen im Choroti gebräuchlichen (§ 18) usw. Es folgen nun zwei Seiten (262—263) mit einer Liste verschiedener Partikel, doch hat Hunt leider unterlassen anzugeben, ob diese nur von seinen Gewährsmännern (Chunupí, 1913) oder auch von denen seines Gefährten Pride (Suhin, 1903) herühren, was in dem großen Vokabulare S. 265—305 mit vollem Rechte jedesmal vermerkt ist. Unterschiede sind hier natürlich gelegentlich vorhanden, und das könnte ja auch bezüglich der Partikel der Fall sein.

Betreffs des Stammesnamens Chunupí muß nun zunächst einmal erst ein grober Stein des Irrtums aus dem Wege geräumt werden: es gibt nämlich im östlichen Chaco, also räumlich von der bisher behandelten Gruppe getrennt, eine andere, welche nach den beiden Hauptkomponenten Vilela-Chulupí benannt wird und sprachlich nichts mit der vorigen zu tun hat. Bereits 1895 hatte S. A. Lafone Quevedo³⁾ dargelegt und ich daraufhin

¹⁾ Nordenskiöld, Indianerleben. El Gran Chaco (Südamerika), S. 28, Leipzig 1912. Zwei Jahre vorher erschien das schwedische Original (Indianlif i el Gran Chaco (Syd-Amerika), Stockholm 1910).

²⁾ Herrmann, Die ethnographischen Ergebnisse der Deutschen Pilcomayo-Expedition. Zeitschrift für Ethnologie, XL, S. 120—137, Berlin 1908. Die Seiten 126—135 beziehen sich auf die Sotegaraik.

³⁾ Lafone Quevedo, La lengua vilela ó chulupí... Boletín del Instituto Geográfico Argentino, XVI, S. 39—124, Buenos Aires 1895.

in meinem „Vocabulario chorote“ S. 112 noch extra daran erinnert, daß diese Vilela-Chulupí eine besondere Sprachfamilie bilden und mit anderen, als Chunupí u. dgl. auftretenden Stämmen nicht verwechselt werden dürfen. Erland Nordenskiöld hat das trotzdem getan¹⁾: er stellt „einige gewöhnliche Ashluslaywörter aus Hunt's Wortliste den gleichbedeutenden Chunupíwörtern nach von Lafone Quevedo mitgeteilten Wortlisten gegenüber“ und findet, daß „nicht die geringste Ähnlichkeit zwischen der Ashluslay- und der Chunupisprache“ besteht. Mit letzterer wollte Hunt aber ja gar nicht die Sprache seiner „Ashluslay“ (Hunt schreibt Athluthlai) identifizieren, wie es Erland Nordenskiöld ihm gleich auf der ersten Seite seiner „Analyse“ vorwirft. Übrigens schreibt Lafone Quevedo nicht Chunipi, sondern Chulupi; Hunt, Chunupi; ein äußerer Grund zur Irreführung liegt also gewiß vor. Auch Rivet ist ein Opfer geworden²⁾: zur Sprachfamilie Matak-Mataguayó rechnet er u. a. die „Tšorotí“ (der Akzent gehört auf den zweiten Vokal!), die Ašluslay und die Suhín oder Súxen, und sagt bezüglich der letzten in Anmerkung: „Les Súxen étaient classés jusqu'ici dans la famille Maskoi. Leur identité avec les Suhín ne me paraît pas douteuse. Par contre, c'est par erreur que Hunt [El choroti o yófuaha . . . S. 257] identifie les Suhín et les Tšulupí“. Es scheint, daß Rivet hier den eben nachgewiesenen Irrtum Nordenskiölds stillschweigend übernommen hat.

Letztthin hat Enrique Palavecino³⁾ die Stämme des westlichen Chaco besucht, darunter die Ashlushlay (so seine Schreibweise); er berichtet über ihre Hütten nebst Zubehör sowie über Tatauierung und Bemalung, bringt aber kein sprachliches Material.

Wie sich nun aus einem Vergleiche, der von Pape mitgeteilten Worte seiner Choropí mit dem Wortschatze der eben behandelten Ashluslay (Nordenskiöld) = Athluthlai (Hunt) = Chunupí (Hunt) = Sotegaraik (Herrmann) = Suhín (Hunt) = Tapiete (Herrmann) ergibt, gehören auch die Choropí zu ihnen. Wir besitzen nunmehr von diesem Chacostamme Beschreibungen der Lebensweise, der materiellen Kultur u. dgl. durch Herrmann und Palavecino, vor allem aber durch die zwei großen Werke E. Nordenskiölds und nun auch durch E. Papes Studie. Für die Sprache liegen die kurzen Wortlisten von Nordenskiöld (1912) und Pape (1935) vor, hauptsächlich jedoch die Studie Richard J. Hunts, welche auf seinen eigenen im Jahre 1913 und auf Andrew Prides im Jahre 1903 gesammelten Aufzeichnungen basiert. Wie sich zeigt, handelt es sich um eine bestimmte Sprachgruppe, die Beziehungen zum Choroti-Mataco aufweist (vgl. die vorhin mitgeteilten diesbezüglichen Hinweise Hunts), und auch Rivet a. a. O. S. 672 zählt diese Gruppe zu der von ihm „Matak-Mataguayó“ benannten Sprachfamilie; er gibt ihr keinen Einzelnamen, d. h. er wählt keinen der zahlreich vorhandenen als für wissenschaftliche Zwecke geeignetsten aus, sondern spricht von den „Ašluslay, Suhín ou Súxen“. Ich glaube jedoch, daß es angebracht ist, zur Bezeichnung unserer Gruppe die von ihr selber gebrauchte zu verwerten, also entweder Ashluslay wie Nordenskiöld oder Athluthlai wie Hunt sie schreibt. Phonetisch scheint mir die letzte Form richtiger zu sein, trotzdem ich gerade mit diesem Chacostamme nie zusammengetroffen bin, also keine unmittelbare Erfahrung habe.

¹⁾ Nordenskiöld, Eine geographische und ethnographische Analyse der materiellen Kultur zweier Indianerstämme in El Gran Chaco (Südamerika) = Vergleichende ethnographische Forschungen, I, S. 1—2, Göteborg 1918.

²⁾ Rivet, Langues américaines, in: Meillet et Cohen, Les langues du monde, S. 671—672, Paris s. d.

³⁾ Palavecino, Observaciones etnográficas sobre las tribus aborígenes del Chaco occidental. Anales de la Sociedad Argentina de Estudios Geográficos „Gaea“, III, S. 185—209, Buenos Aires 1928.

Vermerkt sei die Behauptung Papes, daß seine Choropí von den Choróti „Ekleinúk“ genannt würden (S. 158, Nr. 2); Hunt sagt II S. 276 das Gegenteil: seine Chunupí gäben den Choroti den Namen „Ekthlenúk“. Ferner schreibt Pape S. 159, Nr. 5: „Die benachbarten Tschoróti werden von den Tschoropí *ášlušlái* genannt“; auch diesbezüglich behauptet Hunt a. a. O. das Gegenteil: „Chunupi, own name for tribe: Áthluthlai.“ Ich möchte Hunt beipflichten, da seine Angabe der Aufzeichnung Nordenskiölds entspricht.

Es folge nun zum Schlusse eine Liste willkürlich herausgegriffener Worte, welche die Zusammengehörigkeit der betreffenden Stämme beweisen. Bei den Worten aus Papes Studie habe ich, falls vorhanden, die Initialpartikel weggelassen, um den Vergleich zu erleichtern. Hunt gibt S. 259 folgende Possessivpartikel an: mein: y, i, ya, yäk; dein: a, e; sein, ihr: th, t, l, thl; unser: käs, käts, käse, kätse; euer: a, e; ihr: th, t, l, thl. Bei Pape beginnen eine Menge Worte mit der Partikel huat, welche in Hunts Liste sämtlicher Partikel auf S. 262—264 nicht vorkommt. In huat steckt, mindestens am Ende, eine Possessivpartikel, wohl die der 3. Person, aber hua- bleibt zunächst unerklärt. Daß die Possessivpartikel des Choropí mit denen des Chunupí-Suhin identisch sein werden, zeigt der Vergleich Hunt S. 285 Zunge, 3. Pers.: ta-chäklich; Pape S. 175 Zunge: tsäklít, tä-tsäklít (die Trennung im letzten Worte ist von mir).

Vergleichende Wörterliste.

A = Ashluslay (Nordenskiöld). Chu = Chunupí (Hunt). S = Suhin (Pride, bei Hunt). Cho = Choropí (Pape).

Zunge. A: cháclitj. Chu: chäklich, tsäklich, käklich. S: kaklech. Cho: tsäklít.

Mund. A: —. Chu: ashi. S: ashi. Cho: ááší.

Lippe, Oberlippe. A: —. Chu: pasit. S: paset. Cho: pasét.

—, Unterlippe. A: —. Chu: kaatshi. S: keetshi. Cho: käätsí.

Zahn. A: seuté. Chu: tsauute. S: suite. Cho: tséüte.

Auge. A: tósse (ss mit Zischlaut). Chu: tosiy. S: toskai. Cho: taskéχ.

Ohr. A: ikféi (mein Ohr), ákféi (dein Ohr). Chu: yi-kfe (mein Ohr), a-kfe (dein Ohr). S: kätse-kfe [unser Ohr]. Cho: ta-kuéi, huata-kuéi [wohl: sein Ohr].

Stirn. A: —. Chu: käs-taku [unsere Stirn]. S: —. Cho: hua-takó-náktě.

Kopf. A: —. Chu: käs-shatich [unser Kopf]. S: käs-shutich. Cho: satík.

Schulter A: —. Chu: fapuke. S: käs-fapuke. Cho: táápáχ.

Hand. A: —. Chu: pakät. S: pakat. Cho: pak'átě.

Finger. A: —. Chu: paschi. S: käs-peschi [unsere Finger]. Cho: pástšei.

Wasser. A: ināt. Chu: inaat, inat. S: inaat. Cho: ignáatě, náatě.

Feuer. A: itósh. Chu: itoj, plur. itos. S: itoj, plur. itos. Cho: itóχ, itáχ.

Erboden. A: cotjāt. Chu: chatsaat, kyotshaat. S: klutskaat. Cho: kütśát, kütśátě.

Sonne. A: fincóclay. Chu: hyanchäklai, shanchäklai, finchäklay. S: hankuklai, shankuklai. Cho: n'ka.kláí, n'kukláai.

Mond. A: huéla. Chu: hyuwekla, shuwekla, fyuwekla. S: shuwekli, yuwekli. Cho: χuéklä, hué'la, wiédlä.

Stern. A: catís. Chu: kátéis. S: káteis. Cho: kátěis.

Hund. A: núu. Chu: nuu. S: nuu. Cho: nüüχ.

Jaguar. A: —. Chu: iyōj. S: iyotaj. Cho: jaáʒ. — Im S: iyotaj. ist taj = groß, wie im Choropí.

Tabak. A: finóc. Chu: fināk. S: finak. Cho: finók.

Mais. A: láutsitj. Chu: latsich. S: klasitch. Cho: nāklaätsít.

Schwarz. A: yacút. Chu: yākut. S: yokhut. Cho: jākút.

Weiß. A: —. Chu: lim. S: klim. Cho: klím, limí. Das für die A. angegebene Wort kóshiasch bedeutet gelb, so auch Chu: kojiyǎj, S: jujiyej.

Rot. A: yuk. Chu: yuk. S: yuk. Cho: júk.

1. A: huéshla. Chu: wethla. S: wethla. Cho: huē^tʒlǎ.

2. A: nāpú. Chu: nepu. S: nepu. Cho: napú.

3. A: pú-shana. Chu: púhyana, púhiana, pújhana, pújyana, púshana. S: pujena. Cho: pūʒǎǎ.

4. A: it-chat-cúch. Chu: yichat-huth. S: tokowuthlith. Cho: —.

5 A: huéshla-noétj. Chu: wethla-nofuis. S: yitchithhalth. Cho: —.

Religiöse Feste und Bräuche bei den Yao-Stämmen in Kuangtung (Südchina).

Von Hans Wist.

Vorliegender Aufsatz ist ein Referat über zwei neuere chinesische Beiträge zur Erforschung der Ureinwohner Chinas im „Bulletin of the National Research Institute of History and Philology“, Peiping 1932, Vol. 4, Part. 1: „A Religious Festival of the Yao Tribes of Kuangtung“, von Chiang Che-fu und „Pai Wang, a Religious Practice of the Yao Tribes of Kuangtung“, von Chiang Che-fu, Chang Hsi und Pang Hsin-min. (Englische Titel der sonst chinesisch abgefaßten Arbeiten.)

Wie die Chinesen in der jüngsten Zeit sich mehr als früher mit Fragen ihrer eigenen Volkskunde befassen (s. Lou Tse-k'uang: „Früherer und jetziger Stand der Volkskundebewegung Chinas“, Z. f. Ethn., 1933), so gehen sie jetzt ebenfalls dazu über, die im Süden ihres Reiches lebenden primitiven Stämme, die Yao, Miao, Lolo u. a., nach modernen wissenschaftlichen Methoden und Untersuchungen im Felde zu erforschen.

Zweck dieses Referates soll es lediglich sein, einen Teil des dabei gewonnenen völkerkundlichen Materials einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Wer sich näher über die Yao-Stämme in der Provinz Kuangtung unterrichten will, sei auf die Schrift von H. W. Leuschner verwiesen „Von den Ureinwohnern Chinas“ und den Artikel desselben Verfassers in den Mitteil. d. deutsch. Ges. f. Natur und Völkerkunde Ostasiens, Bd. 13, Teil 3, S. 237 „Die Yautze in Südchina“.

Ich hoffe, in Kürze über weitere neue chinesische Arbeiten über die Yao berichten zu können. Dann wird es auch in einem umfassenderen Überblick möglich sein, an die eigentlichen wissenschaftlichen Probleme heranzugehen, wie der Herkunft der Yao, ihrer Stellung zu den anderen primitiven Stämmen Chinas und den Chinesen selbst, wobei auch die neueren wichtigen Forschungsergebnisse französischer Ethnologen über die Yao-Stämme in Tongking herangezogen werden sollen¹⁾.

¹⁾ Erwähnt seien hier nur die beiden grundlegenden Werke: G. Maspéro, „L Indochine“ 2 Bde. Paris und Brüssel 1930 und Lunet de Lajonquière, „Ethnographie du Tonkin Septentrional“, Paris 1906.

A. Ein religiöses Fest der Yao in Huang-tung im Yao-Gebirge am Nordfluß (Pe-kiang) in Kuangtung.

1. Geschichte und Bedeutung des Festes.

Die Vorfahren der heutigen Yao im Yao-Gebirge wohnten nach ihren eigenen „Aufzeichnungen über religiöse Festlieder“ ursprünglich in San kiang-k'ou in der Provinz Hunan. Wegen mannigfacher Bedrückungen in ihren Gebieten wanderten sie nach Kuangtung aus. Zuerst waren es sechs Sippen, später waren nur noch die drei Sippen Chao, P'an und Têng verbreitet. Der Geist, dem sie in der Folge bei ihren religiösen Festen opferten, hieß der „Hohe König“ (Kao Wang). Er war der Schutzgeist dieser sechs Sippen. Deshalb ist dieses Fest ihr wichtigstes.

In den schriftlichen Aufzeichnungen der Yao gibt es keine zuverlässigen Angaben, wann das Fest entstanden ist. Nach der erwähnten Auswanderung des Stammes faßten die Flüchtlinge den Plan, zum „Hohen König“ zu beten und sich auf die Kraft der Gottheit zu verlassen. Die Nachkommen verehrten deshalb diesen Geist sehr und vergaßen ihn nie. Wahrscheinlich liegt hier der Ursprung des religiösen Festes.

Beim Fest verwenden sie ein Liederbuch, das einige 20 Abschnitte enthält. Darin findet sich an einer Stelle der Satz: „Im Jahre Keng-wu des Kaisers Tungchih (1862—1875) schrieb Chao Ts'ai-t'ien ab.“ An einer anderen Stelle findet man: „Der große Kaiser Hsienfeng (1851—1862).“ Das gibt immerhin gewisse Anhaltspunkte für eine Datierung. Das Liederbuch kann also keineswegs in einer Zeit vor Hsienfeng entstanden sein. Und der Beginn des Festes liegt möglicherweise in der ersten Zeit der Mandschudynastie (1644—1912). Der Ausdruck im Stil der Lieder wiederholt sich sehr oft. Im allgemeinen erzählen sie nichts weiter als ihre eigene Geschichte mit der Absicht, den Schutz der Geister zu erleben. Es finden sich Lieder für Bergopfer und für Einlösung von Gelübden. Bei jedem Fest müssen die Yao der Reihe nach die entsprechenden Lieder singen. Erst bei Beendigung des Festes endet auch das Singen.

Das in Frage stehende religiöse Fest in Huang-tung teilt sich in ein großes, das alle 14 Jahre, und in ein kleines, das alle 12 Jahre stattfinden muß. Bei der Veranstaltung des kleinen Festes ist die Beteiligung auf 40 Familien beschränkt.

2. Die Vorbereitungen vor dem Fest.

Am 16. November (nach altem Kalender, wie die Yao ihn ähnlich verwenden, am 26. September) begehen die Yao-Leute in Huang-tung das Winteropfer in der „Opferhalle des Geistes der beiden Gießbäche“. An diesem Tage bestimmen sie dann durch Los die einzelnen Leute, die in der Zeit des religiösen Festes das Amt haben, Bohnen zu besorgen und das Essen zuzubereiten, für die Besorgung der Bohnen 4 und für die Essenzubereitung 35 Mann.

Für Bohnenkauf setzen sie 10 Silberdollar fest (10 Pfund Bohnen kosten 1 Dollar). Die durch das Los bestimmten Leute gehen in die größeren Dörfer und kaufen ein, um dann Bohnenkäse herzustellen. Während des Festes speisen sie siebenmal gemeinsam. Die Essenzubereitung besorgen jedesmal 5 Mann, die Herstellung des Bohnenkäses jedesmal 3 Mann. Die Yao verstehen sich übrigens alle gut auf die Bereitung von Bohnenkäse.

Für die Kosten des Festes gibt jede Haushaltung 1 Silberdollar, 5 Pfund Reis und 50 Pfund Brennholz. Die Zahl derjenigen, die auf dem Festplatz am Weingelage teilnehmen, beschränkt sich auf einen aus jeder Familie.

Die nötigen Gerätschaften werden durchweg, mit Ausnahme der Kleidung des Zauberers, also z. B. Töpfe, Schalen, Eßstäbchen, Weinkrüge, Schemel, Tische und Weinschläuche, von den einzelnen Familien gestellt.

Der 25. November (nach altem Kalender der 6. Oktober) ist der Tag des Festbeginns. Am Vormittag werden einige Leute durch Gongschlag herbeigerufen, die auf dem Felde vor der „Opferhalle des Geistes der beiden Gießbäche“ ein Zelt mit vier abgetrennten Räumen errichten. Das Zelt ist über 10 Fuß breit und etwa 13 Fuß lang. Das Gerüst aus Holz ist über 7 Fuß hoch. Links, rechts und oben bedecken sie dieses Gerüst mit Matten aus Reisstroh.

Am Nachmittag wird Schweinefleisch, 140 Pfund im Werte von 30 Dollar, Öl, Salz, Weihrauch, Kerzen, Papier und anderes bereitgelegt.

3. Der Verlauf des Festes.

Am selben Tage, um 4 Uhr nachmittags, schlachtet man ein etwa 80 Pfund schweres Schwein und 2 etwa $2\frac{1}{2}$ Pfund schwere Hähne. Um diese Zeit versammeln sich die Leute nach und nach, und bei Eintritt der Dunkelheit sind alle Dorfbewohner auf dem Festplatz zusammenströmt. Jeder zündet eine Fackel an und geht damit einher. So erstrahlt ein Feuer-glanz auf den Wegen, und lebhafter Lärm erhebt sich. Neben dem Zelte zündet man ein Reisigfeuer an, um sich daran zu erwärmen. Um 9 Uhr kochen sie dann einen großen eisernen Topf mit Reis gar. Einige Leute reißen Platanenblätter ab, und wickeln den Reis darin ein, zusammen etwa zehn faustgroße Bündel. Diese legen sie verwendungsbereit auf dem Altar des Geistes nieder.

Die Yao verehren in ganz besonderem Maße die Dorfältesten. In Huang-tung gibt es vier Dorfälteste, unter denen ein gewisser Chao Ts'ai ch'üan an erster Stelle steht. Da er überdies der Lehrer der Zauberpriester ist, so verehrt man ihn besonders. Sind die Dorfältesten noch nicht auf dem Festplatz erschienen, so haben (nach Ansicht der Yao) die Geister keinen Führer, und keine Sache darf begonnen oder beendet werden. Kommen dann die Dorfältesten herbei, so wird jeder einzeln durch Rufe angezeigt.

Bekannt ist es auch, daß die Yao schon vor Beginn dieser Feier tüchtig Wein trinken. Obgleich sie sehr trinkfest sind, so trinken sie meistens übermäßig viel und können in kurzer Zeit nichts mehr vertragen. Da überdies der Festplatz noch nicht ganz hergerichtet ist, so kehren sie an diesem ersten Abend in ihre Wohnungen zurück und schlafen.

Am 26., vormittags 8 Uhr, gehen sie wieder zum Festplatz hin. Auf den Steinen am Ufer des Baches bei Huang-tung, und zwar in der (angenommenen) Richtung zu den Geistern hin, sind zu dieser Zeit einige Tropfen Hahnblut zu sehen, zugleich explodieren Feuerwerkskörper. Kommen die Yao auf dem Festplatz an, so ist schon auf einem Feldweg, etwa 20 Fuß vor dem Altar der Gottheit, ein großer Stein hingerollt worden, und drei mit frischem Blute durchtränkte, zusammengerollte Zettel liegen auf den Stellen, über die der Stein gerollt wurde.

In einem Teil des Zeltes auf dem Festplatz hat man einen Altar für die Gottheit errichtet, 3 Fuß hoch, knapp 4 Fuß lang und 1,8—1,9 Fuß breit. Und zwar hat man nahe der Schwelle zum Freien hinaus drei waagerechte und drei senkrechte Pfosten mit dünnen Bambuslatten zu einem Stück, das die Vorderseite bildet, verknüpft. (Der hintere Teil lehnt sich wahrscheinlich an die Zeltwand.) Oben auf diesem Gerüst breitet man ein Stück Rinde von einer starken Tanne aus. Dem gestern abend getöteten Schwein hauen nun die Yao den Kopf ab und legen es dann waagrecht auf dem Altar vor aller Augen hin. Den abgetrennten Kopf legen sie auf den

Magen und bedecken ihn mit hartem Fett vom Eingeweide des Schweines. Die Borsten sind noch nicht gänzlich abgeschabt. Der Kopfteil zeigt nach Osten, der Schwanzteil nach Westen. Am Steißteil legt man einen toten Hahn mit sauberem Gefieder hin, die Hahnfüße mit den Hinterbeinen des Schweins in einer Richtung.

Die über zehn Bündel in Platanenblätter eingewickelter Reisspeise, in die man Weihrauchstäbchen und Fahnen eingesteckt hat, liegen auch auf dem Altar, in einem Netz verpackt. Die Schweineschnauze zeigt zum Himmel. Hinter dem Magenstück steht eine schlichte Schale, 1,5 Zoll hoch und mit einem Durchmesser von über 3 Zoll. Darin liegt mehrfach gefaltetes Papier. Am oberen Rand der Schale befestigt man 4—5 Weihrauchzweige, die man später verbrennt. Senkrecht auf dem Kopf des Hahnes steckt eine weiße Fahne aus Papier. Die Fahnenstange ist 8 Zoll und die Fahne selbst 6—7 Zoll lang und etwa 2 Zoll breit, mit ausgeschnittenen Mustern, ähnlich dem verzierten Papier, welches die Chinesen zu Neujahr an die Türen kleben. Hinter dem Schweinekopf ragt eine rote und eine weiße Fahne auf, beide zum Kopf hingeneigt.

Schräg vor dem Altar erhebt sich der Heiligenschrein des Geistes. Er besteht aus drei dünnen Bambuslatten, die derart in den Erdboden gesteckt werden, daß ihre Verbindungslinien ein Dreieck bilden. Dieses Gerüst umklebt man dann mit schlichtem und bemustertem Papier. Oben darauf legt man ein rotes Tuch. Die Yao sagen dazu: „Der rotverzierte Sitz der Gottheit.“

Links auf dem Altar stellt man eine Teeöllampe auf, rechts von ihr neun Teeschalen. Sieben davon sind halb mit Wein gefüllt. Eine von den beiden äußeren steht rechts nahe dem Schweinekopf und enthält einige Teeblätter. Links vom Schweinekopf steht eine blauverzierte Schale mit Bohnenkäse. Davor liegt eine weiße Tuchrolle. Links von ihr liegt etwas Reis. 14 Eßstäbchen aus frisch gespaltenem, noch nicht geglättetem Bambus vollenden die Ausstattung auf dem Altar.

Links zu Füßen des Altars steht ein Reisnapf (Durchmesser 2 Fuß) mit Schweinefleisch, mit Papier zugedeckt. Daneben steht eine Schale mit dem Blut des geschlachteten Hahnes und davor ein eiserner Kessel mit klebrigem Reis, dem von gestern abend übriggebliebenen Rest. Rechts am Altar steckt ein Messer der Yao in der Erde. Daneben steht ein großer offener Bambuskorb. Er ist innen leer, oben aber mit doppelt gefaltetem Papier überdeckt, auf dem zwei Losstäbchen aus Bambus liegen.

Unterhalb der Schwelle stecken, waagrecht angebracht, drei rote Fahnen, links eine, rechts zwei. Ebenso sind rechts vom Altar eine und links von ihm zwei rote Fahnen aufgepflanzt. Ihr Schaft ist etwa 4 Fuß hoch, und die Fahne selbst, aus rotem Papier, etwa 1 Fuß lang und 4—5 Fuß breit.

Vor dem Altar ragt ein kleiner Bambuszweig, mit einem Durchmesser von 0,8—0,9 Fuß, senkrecht hochragend, 3—4 Zoll aus der Erde. An ihm sind Kerzen befestigt. Endlich befindet sich, etwa 1 Fuß von der linken Seite des Altars entfernt, ein Holzgestell, auf dem Papiergeld, Weihrauch, Kerzen u. a. liegen.

In der Mitte vor dem Altar hat man Reisstroh ausgebreitet und mit Matten und Wollteppichen überdeckt. Das ist der Platz für den Zauberpriester, wenn er sitzt, liegt, singt und betet. Links vom Zeltingang hat man einen ähnlichen Platz für die Zauberpriesterinnen und ihre Begleiterinnen geschaffen.

Insgesamt neun Personen vollführen bei diesem Fest die Kulthandlungen. Drei Zauberpriester: Chao Ts'ai-ch'üan, Chao Ts'ai-wen und Pan King-k'ing, ferner zwei Priesterinnen und vier kleine Mädchen als ihre Be-

gleiterinnen. Außerdem gibt es noch einige Helfer, die Zureichungen ausführen, den Gong schlagen usw.

Chao Ts'ai-ch'üan, in Alltagskleidung, ergreift nun das Liederbuch und liest laut etwas vor. Ts'ai-wen steht während dieser Zeit vor dem Schrein der Gottheit. Er trägt schwarze Kleider mit einem schwarzen Schurz darüber. Sein Gewand hat hinten auf dem Rücken eine Stickerie in Gestalt eines Phönixes. Auch der Schurz zeigt eine gestickte Verzierung. Um seine Hüften hat er außerdem noch ein viereckiges, vorne verziertes Tuch gebunden. Auf seinem Rücken befindet sich endlich ein anderes, sehr schön besticktes Tuch, von dessen Enden viele Knöpfe nach unten herab hängen. Auf dem Kopfe trägt er eine Kappe mit einem roten Knopf. Oben auf der Kappe ist eine von einem Götterbild entlehnte, papierene Maske befestigt. Die Yao nennen sie „Kopf der Gottheit“.

Von Zeit zu Zeit läutet Ts'ai-wen eine Glocke und hebt die Eßstäbchen, gleich als ob er ein Festmahl mit Musik veranstalte. Von Zeit zu Zeit blickt er auch zur Zelttür hinaus nach dem Himmel und hantiert mit den Losstäbchen. Nach längerer Zeit hält er damit seufzend inne. Zwei Leute schlagen nun den Gong. Der Zauberspriester (Ts'ai-wen) beginnt, sich im Kreise herumzudrehen, zuerst in der Richtung ins Freie, dann vor dem Schrein. In der Rechten hält er die Glocke, in der Linken ein Holzstück. Allmählich kauert er sich nieder, sich (nach innen) im Kreise drehend. Der Gong ertönt langsamer. Plötzlich hört diese Zeremonie auf. Ts'ai-wen schenkt einen kleinen Becher mit Wein voll und gibt ihn Chao Ts'ai-ch'üan. Sie trennen sich und nähern sich wieder einander und seufzen dabei. Sie gießen etwas Wein aus, trinken dann aber mit einem Male den Becher leer. Ts'ai-wen kauert halb nieder und legt Hüfttuch, Schurz, Hut und die Zauberkleidung ab. Damit ist dieser Teil der Feier beendet.

Darauf folgt der Priestergang. Die Zauberspriester gehen ins Zelt und wieder hinaus, wieder hinein und wieder hinaus, und so immer von neuem. Manchmal bleiben sie stehen, dann singt Ts'ai-ch'ü'an seufzend ein Lied, gleich als ob er Himmel, Erde und alle vier Himmelsrichtungen ehren wolle. Ein Mann schlägt den Gong, und Ts'ai-wen läutet im Takte die Glocke. Außerhalb des Zeltes, vom Altar 20 Fuß entfernt, liegt auf einer Erhöhung zwischen den Feldern ein Stein. Er bildet die Marke für diesen hin und her gehenden Zug. Nach einiger Zeit heben zwei Frauen, etwa 30—40 Jahre alt, einen Zwiegesang an. Klagend und langgezogen tönt es, dann wieder leise und dünn, gefällig wechselnd wie aus einem Munde anzuhören. Die Frauen schließen sich dann dem Zuge der Priester an. Ihnen folgen dabei vier, etwa 12—13 Jahre alte Mädchen, die aber nicht singen. So wandert dieser Zug weiter, ins Zelt hinein und wieder hinaus. Zeitweilig sind die Priester im Zelt und die Priesterinnen draußen. Zeitweilig sind sie auch alle zusammen drinnen oder draußen. Denn sie gehen unabhängig voneinander, die einen schneller, die anderen langsamer, so als ob sie ohne Beziehung zueinander wären. So geht es eine ganze Zeit dahin, bis man sich zum Essen versammelt.

Kurz vor dem Essen stellt man einen kleinen, mehr als zwei Fuß hohen Tisch, der einen Durchmesser von etwa 3,5 Fuß hat, im Zelt vor dem Altar auf. Darauf stellt man sieben Schalen mit gemahlenem Pfeffer, Eßstäbchen und Weinbecher. Zwei Becher sind näher zum Schrein des Geistes hingerrückt. Jetzt ziehen die Priester Alltagskleidung an, und nur mit dem Schurz angetan, stehen sie links vom Tisch. Ts'ai-wen trägt seufzend etwas vor. Ein Priester verneigt sich nun, ergreift etwas Reis und wirft ihn in der Richtung nach dem Schreine zu. Seufzend hört er nach mehr als zehn Minuten damit auf. Dann legt man den Schurz ab und ruht einen Augen-

blick. Darauf beginnt das Essen und Trinken. Priester und Priesterinnen, auch die jungen Mädchen, halten sich alle beim Altar auf.

Die Eßwaren bestehen nur aus Pfeffer, Bohnen, Bohnenkäse, vier Arten Schweinefleisch, frischem Gemüse und Rüben. Die übrigen Festteilnehmer (außer den Priestern) versammeln sich in drei Zelten.

Vor allem anderen aber lieben die Yao den Wein. So sind sie nach dem Essen durchweg alle betrunken, so daß sie sogar, schlaff geworden, auf dem Erdboden schlafen und sich um nichts mehr kümmern.

Nach dem Essen heben die Gesänge wieder an. Die meisten werden im Sitzen oder Stehen laut vorgetragen. Im folgenden die Namen einiger an diesem Tage gesungener Lieder: „Wieder opfern wir dem Mei-shan“, „Gegenüber der Küche“, „Hinweis auf die Verwendung der Opfertiere“, „Wieder opfern wir zur Abwehr gegen die fünf Schäden“, „Im Gebet um Vertreibung der fünf Schäden treten wir vor den Opferaltar“, „Lied der Ahnen“, u. a.

Um 12 Uhr nachts setzt der Priester seine Litaneien fort. Seine Augen sind schläfrig und trübe. Außerhalb des Zeltes lagern sich die einen um ein Feuer, die anderen schlafen fest. Es kommt auch vor, daß der amtierende Priester angeheitert auf einem großen Schemel neben dem Altar schläft.

Am 27. morgens sind die Vorgänge zuerst wie am Tage vorher. Etwa um 10 Uhr vormittags wird (unter den Zauberpriestern) Papiergeld zum Opfern verteilt. Dann lesen drei Priester aus den Liederbüchern vor, während die Zauberpriesterinnen leise Gesänge anstimmen. Gelangen die Priester beim Lesen an eine Stelle, wo den Geistern Papiergeld geweiht wird, dann wird von einem besonderen Manne, entsprechend der an der betreffenden Stelle angegebenen Zahl, Papiergeld vor dem Altar hingeworfen. Kommen Liedstellen zur Verlesung, in denen geschildert wird, daß Freunde, Söhne oder Enkel der Yao keine Kleider oder Stiefel haben, werden ebenfalls derartige Sachen auf den Papierhaufen geworfen. Wird in den Liedern keine genaue Zahl angegeben, so wird sie durch das Los bestimmt. Das nennen die Yao: „Die geheime Steuer erstatten.“ Ist das Lesen nach längerer Zeit beendet, so liegt ein stattlicher Papierhaufen auf dem Boden.

Während einer kleinen Pause zieht Ts'ai-ch'üan Festkleider aus rotem Wollsatın an. Auf dem Kopfe knotet er das rote Tuch, das auf dem Schrein lag, fest. Mit der Linken ergreift er das Messer, das rechts vom Altar in der Erde steckt, und geht dann aus dem Zelt hinaus. Bei der Gelegenheit halten fünf oder sechs Mann eine der im Zelt aufgepflanzten roten Fahnen in ihren Händen. Zwei Männer, welche einen Gong schlagen, folgen Ts'ai-ch'üan. Ist dieser zum erhöhten Platz zwischen den Feldern gekommen, wo jener große Stein liegt, so zündet er das auf diesem liegende Papier an und steckt das Messer dort in die Erde.

Darauf tanzt er. Beide Hände stemmt er in die Hüften. Von der linken Seite des erhöhten Platzes tanzt er, schräg nach hinten geneigt, zur rechten Seite, dann wieder von rechts nach links. Hat er sich beim Tanzen 5 Fuß von diesem erhöhtem Platz entfernt, so macht er halt. Danach beginnt er wieder von der rechten Seite des Platzes mit dem Tanzen und bewegt sich wieder schräg geneigt von rechts nach links und von links nach rechts. Seine Haltung ist immer dieselbe. Der Platz, auf den seine Füße treten, sieht wie ein Tausendfüßler aus. So tanzt er viermal. Dann ergreift er das Messer und tanzt eiliger. Mit einer Hand hält er das Messer, die andere Hand ballt er zur Faust. Beim Tanzen gleitet das Messer von einer Hand in die andere. Der Körper beugt und streckt sich und dreht sich im Kreise, einerlei, ob das Messer sich in der Rechten oder Linken befindet. Zugleich

vollführt er Boxgriffe. Normalerweise hinkte Ts'ai-ch'üan etwas. Jetzt aber bemerkt man nichts davon. Zehn Minuten dauert dieser Tanz. Dann gibt ein Mann Ts'ai-ch'üan zusammengefaltetes Papier. Er zerreißt es. Dabei steckt er das Messer wieder in die Erde. Er schwatzt vor sich hin und stöhnt mit schnellen Atemzügen. Einen Augenblick danach gibt ein Mann Ts'ai-ch'üan einen über ein Pfund schweren Hahn und ein Buschmesser. Ts'ai-ch'üan schneidet dem Hahn den Kopf ab und verstopft mit dem eben zerrissenen Papier den Schnabel des Hahnes. Darauf ergreift er das in der Erde steckende Messer und schachtet damit in der Erde ein etwa 2 Zoll tiefes Loch aus. Dahinein legt er den Hahnkopf. Das Loch deckt er wieder mit Erde zu und rollt den großen Stein darauf.

Um diese Zeit schwenkt die Menge der Yao, die rings herum steht, Fahnen, schreit und macht Tamtam (mit Gongs). Ein gewaltiger Lärm erhebt sich. Ts'ai-ch'üan ergreift wieder das Messer und tanzt in derselben Form wie vorhin. Nach einer Weile kehrt er zum Altar zurück, zieht davor seine Zauberkleidung aus und ruht. Die Menge bricht in neue Freudenrufe aus.

Jetzt wird der Papierhaufen vor dem Altar verbrannt. Der Oberteil des Schreins wird abgetrennt und gleichfalls ins Feuer geworfen. Die Asche wird aber nicht gleich beseitigt. Zwei Männer, die nicht zu den Zauberpriestern gehören, und die jeder eine Trommel halten, beginnen vor dem Altar zu tanzen. Barfuß treten sie in die feurige Asche, ohne Schmerz zu fühlen. Unter den Vorschriften für diese Tänze gibt es „Rückseite“ und „Vorderseite“. Mit einer Hand halten sie die Trommel, mit den Füßen springen sie, während der Körper sich dreht. Dann kauern sie sich nieder. Wenn sie „Rückseite“ tanzen, ergreifen sich die beiden fest an den Händen, und alsdann werden die Hände hochgehoben, während sie den Körper nach der Rückseite drehen. Zuletzt ergreift wieder jeder die Trommel und bewegt sie waagrecht in der Richtung nach außerhalb des Zeltes. Sie zeigen nun das verschiedenartigste Benehmen beim Tanzen, um ihre Absicht auszudrücken, mit der Trommel jemanden hinauszutreiben. Es gibt übrigens bei den Yao sehr viele Vorschriften über Tänze jedweder Art. Etwa zehn Minuten lang vollführen sie von der rechten und linken Seite des Zelteingangs her diese Gesten der Hinaustreibung. Das geschieht zur „Hinausbegleitung des Geistes“.

Ts'ai-ch'üan ist inzwischen aus seiner Trunkenheit noch nicht wieder wach geworden. Er nimmt die Schriften und geht aus dem Zelt. Ein Mann stützt ihn beim Gehen. Aber er läßt ihn nicht die Liederbücher tragen. Zwei Priesterinnen, vier Mädchen und vier Jünglinge begleiten ihn mit Fahnen in den Händen. Die übrigen folgen. Ts'ai-ch'üan geht laut vortragend langsam dahin. Die Begleiter stimmen ein, und die Priesterinnen singen leise.

Ihr Weg geht von der Vorderseite des Zeltes über einen Gießbach dahin, in einem Bogen östlich um die „Opferhalle des Geistes der beiden Gießbäche“ herum. Längs des Baches gehen sie dann nach Norden bis zum „Gipfel des Engpasses des Geistes“. Die Lieder, die sie auf diesem Weg anstimmen, sind zur Begleitung des „Hohen Königs“ (Kao Wang) bestimmt. In einem Liede heißt es: „Wir begleiten ihn aus der Tür der großen Halle. Niemand läßt den ‚Hohen König‘ in Schmutz treten. Wir begleiten ihn vom ersten zum zweiten Bach und begleiten ihn über die Berge hin. Tausend Jahre lang besingt man ihn in allen Liederhallen und Gedichten. Wir pflücken Lotusblumen und streuen sie ihm auf den Weg.“

Auf dem Engpaß angekommen, legen Priester und Volk ihre Festkleidung ab. Die mitgebrachten Fahnen werden dort aufgestellt. Vorher hatten dort bereits einige Männer etwa 10 Fuß lange Bambuslatten derart

in die Erde gesteckt, daß diese eine halbmondförmige Gestalt neben dem Bach bildeten. Während die Masse des Volkes heimkehrt, werfen sich vier Leute, Fahnen in der Hand und den Kopf umwunden mit breiten Tüchern vom Kopfputz der Frauen, auf die Erde, in etwa 30 Fuß Entfernung vom Tor des halbmondförmigen Bambusplatzes, und kriechen heran. Sie spielen die Rolle eines Fuchses, eines Hundes, eines Teufels und eines Wilden. Ts'ai-ch'üan steht links vom Tor der Bambuseinfassung. Der Fuchs, der Hund und die beiden anderen wollen durch das Tor in die Einfassung hinein, aber man hindert sie daran. Als sie das bemerken, weichen sie furchtsam zurück und wagen in ihrer Angst nicht wieder vorzurücken. Sie fahren mit Springen und Hüpfen fort, um ihre Furcht zu zeigen. Ein Mann steckt nun in die Kante einer vorhin beim Tanzen gebrauchten Trommel einen Feuerwerkskörper und legt die Trommel dann in das Einfassungstor. Sobald wir nun der Fuchs und der Hund wieder gegen das Tor anstürmen und es gerade durchschreiten wollen, entzünden sie den Feuerwerkskörper ihnen gegenüber. Zu gleicher Zeit entfernt P'an King'ing mit einem Stocke die Kopftücher von den Köpfen des Fuchses und des Hundes. Die vier Leute überschreiten dann einzeln viermal den Eingang. Die Feier ist dann beendet.

Bald danach brechen sie die Zelte ab. Das Schweinefleisch, welches auf dem Schrein der Gottheit lag, verteilen die drei Priester gleichmäßig unter den Dorfbewohnern.

Jede der Priesterinnen erhält zum Schluß 2 Dollar Entgelt, jede der Mädchen 1 Dollar und jeder der Priester 4 Dollar. Priesterinnen und Mädchen werden vom Dorfältesten bestimmt.

B. Verehrung der Geister.

1. Anlage des Opferplatzes und Beruhigung der Geister.

a) Sinn der Beruhigung der Geister.

Die Beruhigung der Geister ist die wichtigste Art der Geisterverehrung. Ein Priester, den ein Familienvorsteher gemietet hat, geht in die Nähe der Wohnung und versucht, die Geister in dessen Haus zu locken. Die Geister sind Lebewesen in der Betrachtung von Himmel und Erde bei diesen primitiven Stämmen. Im Auf und Nieder der Berge, in den Erhöhungen und Vertiefungen der Gebirgsketten, überall steckt die Lebenskraft von Erd- und Berggeistern. Deshalb muß man zur „Beruhigung der Geister“ zu den Berglehnen gehen. So sind die dicht bewaldeten Berge Gegenstand der höchsten Verehrung für die Yao-Leute. Die Berggeister heißen lung-shen“, „Drachengeist“. Sie verehren die Geister, um sich in besonderer Weise ihren Segen zu erflehen. Das Wichtigste dabei ist, diesen so in der Nähe lebenden Berggeist zu beruhigen, ihm Dank abzustatten und zu veranlassen, daß er nicht zu erhaben ist und die Gebete fördert.

b) Der Termin der Beruhigung der Geister.

Die Bezeichnung des Beginns der Feier zur Verehrung der Geister ist „djín tang“, „In die Halle eintreten“. Der Beginn der Verehrung richtet sich nach der Wahl von geeigneten Glückstagen. Wenn es innerhalb von mehreren Tagen zwei glückbedeutende Zeitpunkte gibt, dann beruhigt man am ersten Glückstage die Geister, und am zweiten tritt man in die Halle ein.

c) Die Zeremonie der Beruhigung der Geister.

Die Herbeiziehung des Geistes.

Ein Priester in Alltagskleidern geht, an der Spitze von mehreren Dienern, auf einen Berg hinter dem Hause (der Familie, die ihn gerufen hat).

Er verbrennt Weihrauch und ladet den Geist ein. Er steht dem Berge zugewandt, gleich als ob der Geist tatsächlich aus dem Inneren des Berges selbst herauskäme. Der Priester bewillkommt ihn mit Wein. Er läutet die Priesterglocke, während er unaufhörlich Gebete murmelt, und ein Gong ertönt. Feuerwerkskörper knattern und erlöschen nacheinander. Nach sechs bis sieben Stunden breitet er ein etwa 20 Fuß langes weißes Tuch auf der Erde aus. Dann zieht er es ganz langsam bis zum Hause hin. Damit ist die „Herbeziehung des Geistes“ beendet.

Die Beruhigung des Geistes.

Die Anordnung in der Halle.

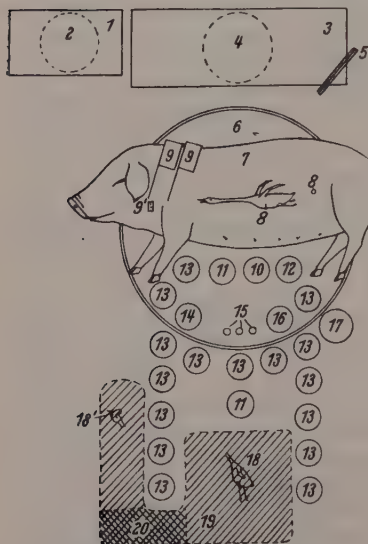


Abb. 1.

1. Der Geisterschrein. Er steht auf einem Tisch.

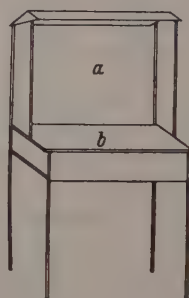


Abb. 2.

- a) Der Geisterschrein ist 3,5 Fuß hoch, 3,3 Zoll lang und 6 Zoll breit;
- b) Der Tisch ist 4 Fuß hoch, 3,5 Fuß lang und 1,5 Fuß breit.

Aufstellung vorne auf dem Tisch vor dem Schrein.

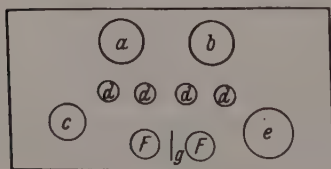


Abb. 3.

- a) Blaugemusterte Eßnapfe (Durchmesser 4 Zoll, 1,5 Zoll hoch) mit Bohnenkäse.
- b) Blaugemusterter Eßnapf mit Schweinefleisch;
- c) Leuchter aus Ton in alter Form;
- d) Kleine Weinbecher (Durchmesser 1,7—1,8 Zoll, 1 Zoll hoch);
- e) Weinkrug aus Ton;
- f) Reisbündel in weißem Tuch. Jedes Bündel enthält etwa einen Scheffel Reis;
- g) Das Priesterschwert.

2. Der kleine Erdgeist.

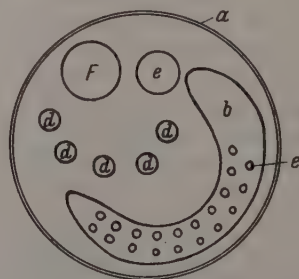


Abb. 4.

- a) Bambussieb mit einem Durchmesser von 1,5 Fuß;
- b) Reishaufen (Bild des Geistes);
- c) Etwa 20 Stück Kupfergeld mit vier-eckiger Lochung (Bild der Schuppen des Geistes);
- d) Kleine Weinbecher;
- e) Eßnapf mit einem Stück Schweinefleisch;
- f) kleiner Weinkrug.

3. Weihrauchaltar, 1,7 Fuß breit, 4,5 Fuß lang und 2 Fuß hoch.
4. Der große Erdgeist.

- a) Bambussieb, Durchmesser 3 Fuß, 6 Zoll hoch;
- b) Reishaufen (Bild des Geistes);
- c) Etwa 100 Stück Kupfergeld mit viereckiger Lochung (Bild der Schuppen des Geistes);
- d) Zwei Hühnereier, man deutet in schwarzen Punktierungszeichen zwei Umdrehungen der Eier an, die in einem Punkte zusammentreffen (Bild der Augen des Geistes);
- e) Öllampe, die nur nach einer Seite Licht gibt;
- f) Kleine Glöckchen, 3 Zoll Durchmesser;
- g) Drei kleine Kerzen;
- h) Fahne aus rotem Papier.

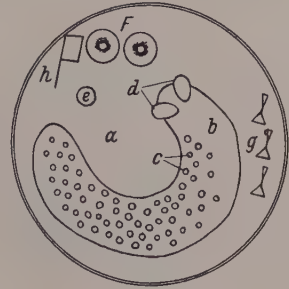


Abb. 5.

5. Zwei gebleichte Tücher, jedes 5 Fuß lang und 8 Zoll breit;
6. Eine runde Tischplatte mit einem Durchmesser von 2,4 Fuß;
7. Ein Schwein, dem die Borsten abgeschabt sind;
8. Eine gerupfte Ente und ihre Eingeweide;
9. Eine Fahne aus rotem Papier und eine nach Osten ausgerichtete Seelentafel des Geistes;
10. Ein Eßnapf mit Weihrauchasche;
11. Ein Eßnapf mit einigen 10 Reisklößen;
12. Eßnapf mit Reis;
13. Leerer Eßnapf als Weinbecher gebraucht;
14. Eßnapf mit Bohnenkäse;
15. Teeschalen mit trockenen Teeblättern;
16. Reisbündel;
17. Großer Weinkrug aus Ton mit sehr viel Wein, darin steckt ein Weinlöffel, der Deckel besteht aus einem blaubemusterten Eßnapf;
18. Ein noch nicht gerupfter Hahn ohne Kopf, Kopf des Hahnes;
19. Papiergeldhaufen;
20. Ein Haufen gebrauchten Papiergeldes.

Geräte des Zauberpriesters.

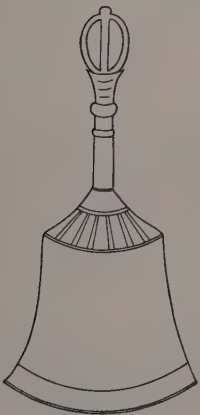


Abb. 6.

1. Zauberglocke aus Kupfer, 5 Zoll hoch, 3,5 Zoll im Durchmesser.



Abb. 7.

2. Zauberstab, 3 Fuß lang, aus Holz, oben daransitzt ein achteckiges Holzstück von 2 Zoll Länge, die Stabspitze ist aus Eisen, 4 Zoll lang.



Abb. 8.

3. Zauberschwert aus Eisen, ganze Länge 5 Zoll, die Klinge ist 0,5 Zoll breit.

4. Wahrsagegeräte aus Bambus;
5. Flaschenkürbislöffel;
6. Papiergeld;
7. Weiße Papierfahne, 8 Zoll lang, 3 Zoll breit;
8. Rote Papierfahne;

9. Seelentafeln der Geister;
 10. Gebetsprüche aus Papier, zum Verbrennen beim Opfer.



Abb. 9. 11. Büffelhorn.



Abb. 10. 12. Trompete.

Die Personen bei der Feierlichkeit.

1. Der Familienvorsteher. Bei den Yao verehren im allgemeinen alle Erwachsenen die Geister. Aber wegen der aufzuwendenden Unkosten beschränkt sich der Kreis derjenigen, welche derartige Feste veranstalten, auf die 40- bis 50jährigen, d. h. auf die, welche Besitz und Einkommen haben, eben die Familienvorsteher.

2. Die Zauberpriester. Sie betrachten die Ausübung ihrer priesterlichen Funktionen durchaus nicht als Beruf oder Geschäft. In der landwirtschaftlichen Hochsaison bearbeiten sie oft die Felder, und im Winter, während ihrer freien Zeit, befassen sie sich mit priesterlichen Dingen. Einige sind gleichzeitig Führer der Gegend, z. B. als Dorfvorsteher oder es sind deren Söhne. Bei den Yao im Yao-Gebirge gibt es vier Zauberpriester. Einer von ihnen gilt als Oberpriester.

3. Der Oberpriester. Er muß in den Verrichtungen aller Zeremonien sehr geübt sein. Nur die Dorfvorsteher oder die Ältesten einer Gruppe von zehn Familien in einem Orte können ihn mit diesem Amt beauftragen.

3. Verschiedene Diener. Ihre Zahl liegt nicht fest. Meist sind es Freunde des Familienvorstehers. Ihre Obliegenheiten sind: Gongschlagen, Braten, den Hahn auswählen, das Schwein abziehen, Papiergeld für Opferzwecke zu falten u. ä.

Der Verlauf der Feierlichkeit.

Der Oberpriester steht links am Eingang der Halle im Hause des betreffenden Familienvorstehers, gegen die Wand gelehnt. In den Händen hält er die Zauberglocke. Er blickt ins Leere und murmelt Gebete. Von Zeit zu Zeit verbrennt er Papiergeld. Ein Zauberpriester bläst in der Nähe auf dem Horn. So vergeht etwa eine Stunde. Dann tritt der Oberpriester in die Halle ein und bleibt gegenüber dem Schrein, in Gedanken versunken, stehen. Der Hausherr schließt die Tür, und alle Teilnehmer sind nun in der Halle versammelt.

Diener bringen Reisklöße, Bohnenkäse und Wein. Der Oberpriester und ein Zauberpriester weissagen miteinander nach den Diagrammen. Der Reihe nach ißt einer nach dem anderen, indem jeder entsprechend der Weis-

sagung seinen Anteil am Essen bekommt. Während dieses „Wahrsageessens“ plaudern und lachen sie.

Nach einiger Zeit bringen dann Diener den toten Hahn herein. Die Mahlzeit ist nun beendet. Man rupft jetzt den Hahn die Federn aus und legt ihn auf das Schwein. Der Oberpriester nimmt von dem Papierhaufen Gebetssprüche und liest sie laut vor. Nach dem Vorlesen verbrennt er die Sprüche auf einem Haufen inmitten der Halle. Danach zieht er seine Zauberkleider aus. Ein Zauberpriester tritt nun vor den Geisterschrein und betet. Der Oberpriester wiederum steht schweigend, in Nachdenken versunken, vor dem Weihrauchaltar. Nach kurzer Zeit öffnen sie die Tür der Halle und heften die Seelentafeln an der Wand an, ebenso die beiden Wandsprüche.

2. Verehrung der Geisterbilder.

Der Eintritt in die Halle.

Der Eintritt in die Halle hat die Bedeutung, daß die Zauberpriester in das Haus des Hausherrn kommen, der sie gerufen hat. Zu dieser Ehrung der Geister sind insgesamt neun Zauberpriester nötig.

Der Oberpriester geht zur Wohnung des Hausherrn und bleibt zuerst außerhalb der Haustür stehen. Er wartet, bis im Hause ein Gong ertönt. Dann erst geht er hinein. Sind alle Priester anwesend, so setzen sie sich zusammen zum Mahl, auf ausgebreiteten Matten in der Halle. Schweinefleisch, Bohnenkäse, Hahn und Ente werden eins nach dem andern aufgetragen. Die Priester sitzen zuerst neben den Matten und lesen sehr lange etwas vor. Danach erst setzen sie sich auf die Matten zum Trinken und Essen.

Das Aufhängen der Geisterbilder und ihre Verehrung.

a) Die Geisterbilder.

Es sind insgesamt neunzehn Bilder aus Papier, meist 1 Fuß und 6—7 Zoll breit und 4 Fuß lang. Die Geistergestalten sind alle verschieden dargestellt. Einige reiten auf Pferden, andere fahren auf Drachen und Tigern dahin, hockend oder aufrecht stehend. Rings um den Geist wogt Nebel, oder erglänzt ein goldener Drache. Sie gleichen sehr den Götterbildern der chinesischen Taoisten. Auch die Namen dieser Geister klingen sehr taoistisch, wie „Höllenkönig“, „Der reitende Tiger der Unterwelt“, „Der alte Fürst“ u. a. m.

b) Aufhängung der Bilder.

Beim Ton des Gongs, des Hornes und der Trompete, und während brennendes Opferpapier knistert, hängt ein Zauberpriester die Bilder eins nach dem anderen an den Wänden auf. Diener leuchten ihnen dabei mit brennenden Fackeln. Es dauert etwa eine halbe Stunde. Er beginnt zuerst bei der Mittelwand, von links nach rechts, dann folgt die linke und die rechte Wand, von innen nach außen. Ist das Aufhängen beendet, ertönen Gong und Horn noch schneller, und alle Zauberpriester verneigen sich neunmal vor den Geistern, beugen die Knie und legen die Hände zusammen. Dann ist diese Zeremonie beendet und die Musik erlischt.

c) Die Verehrung.

Den Mittelpunkt bei der Verehrung bildet der Weihrauchaltar, auf dem alle Opfergeräte stehen. Unterhalb des Altars breitet man ziemlich dicht Gras aus und legt darüber Matten, zum Niederknien für die Priester.

Zuerst ziehen die Priester Zauberkleider an, die ähnlich wie die Beamtenkleider unter der Mandschudynastie aussehen, darüber den Zauberschurtz, d. h. sie nehmen ein Kopftuch und binden es um die Hüften. Überdies binden sie zwei Kopftücher von der linken und rechten Schulter schräg herab unterhalb der Rippen zusammen. Auf dem Kopfe tragen sie eine Mütze, ähnlich einer chinesischen aus der T'angzeit, als Zaubermütze und bedecken sie noch mit einem Zaubertuch. Dieses Zaubertuch ist wie das bei den Yao ständig gebrauchte Handtuch. An seiner Borte hängen einige zehn rote und grüne Samtkugeln. Vom Hinterkopf her befestigt man diese Kopfbedeckung mit einer Schnur.

Musik ertönt nun. Drei Zauberpriester stehen vor dem Weihrauchaltar. Von den beiden Priestern, die nach außen stehen, hält der Rechte die Glocke, der Linke kleine dünne Bambuslatten (etwa 4 Zoll lang und 0,3—0,4 Zoll dick). Der Priester in der Mitte trägt in der Linken das Zauberschwert und in der Rechten eine dünne Bambuslatte. Er zerschneidet Weihrauch in je fünf Stücke und hält diese im Innern der linken Hand. Nach und nach legt er die Weihrauchstücke eins nach dem anderen in die Ascheschalen.

Das Gebet wickelt sich folgendermaßen ab: Dem Geiste gegenüber beugen die Priester die Knie und verneigen sich lange mit zusammengelegten Händen, dreimal nacheinander. Dann drehen sie sich dreimal um sich selbst, knien wieder nieder und erheben sich. Der Priester, der die Glocke hält, läßt sie ertönen, und der Priester, der das Schwert trägt, schwingt es hin und her. Dann wieder dreimaliges Knien und Verneigen. Darauf wenden sie sich zum Geist hin und wieder dreimaliges Knien und Verneigen. Von neuem drehen sie sich um sich selbst, und wieder knien sie nieder und verneigen sich dreimal. Nun erheben sie sich, und die Verehrung ist beendet. Die Musik schweigt. Zwei Priester stehen neben dem Altar und murmeln Zaubерworte. Der dritte Priester schüttelt Glocke und Schwert gegeneinander. Sie selbst murmeln auch Gebete, noch etwa eine Stunde lang.

Gebet für die Krieger.

Zwei Zauberpriester stehen neben dem Altar und murmeln Gebete. Ein anderer Zauberpriester steht in der Mitte der Halle, er hält in der Linken eine Schale mit klarem Wasser, in der Rechten das Zauberschwert. Gegenüber den Geisterbildern bringt er das Wasser als Opfer dar, in dem er zwölfmal etwas davon ausschüttet. Dann setzt er die Schale hin und legt das Schwert dahinein. Nun macht er mit beiden Händen Zauberbewegungen, so als ob er etwas ergreife, wieder weglege, verändere u. a. m. Dann richtet er sich auf und ergreift Schale und Schwert. Er gießt etwas Wasser in den Mund und spuckt es dreimal nacheinander wieder aus. Darauf geht er zur Küche, gefolgt von einem anderen Priester und zwei Musikern. Sie machen Musik und spritzen in Richtung auf den Herd Wasser mit dem Munde aus. Auch das Schwert beträufeln sie etwas. In die Halle zurückgekehrt, öffnen sie den linken Türflügel und schließen ihn wieder. In Richtung auf die Geisterbilder spucken sie Wasser aus dem Munde und zeigen mit dem Schwerte in dieselbe Richtung.

Zwei Zauberpriester murmeln nun Gebete, ein anderer läutet die Zauberglocke und verneigt sich dreimal. Endet das Beten, so ertönt Musik. Das wiederholt sich siebenmal hintereinander.

In ihren Gebeten kommt u. a. der Satz vor: „Angesichts meines Meisters hole ich das Kriegshorn hervor und bete (um Kriegsglück). Eilig entsende ich die Kriegspferde zum Weihrauchaltar.“

Dankpfer für die Seelen Verstorbenen.

a) Vor dem Geisterschrein.

Ein Zauberpriester kauert vor dem Schrein nieder. Er klatscht in die Hände und vollführt Zauberbewegungen, als ob er etwas zwischen den Fingern dreht. („Das Geheimnis der gedrehten Finger“, Fachausdruck der chinesischen Zauberkunst: Die Finger so drehen, daß der mittlere nach außen zeigt.) Er speit Wasser aus dem Munde und weissagt dreimal nach den Diagrammen. Dann schlürft er wieder Wasser aus einer Schale und spuckt es gegen die Zimmerdecke aus, während er über seinem Kopf wieder Zaubergriffe macht. Dann zieht er rote Kleider an und hüllt sich obendrein noch in rote Tücher. Nun ergreift er das Zauberschwert und führt sehr lange allerlei Zauberbewegungen damit aus. Schließlich verbrennt er einen großen Haufen Papiergeld.

Im Anschluß daran tanzt er den Fackeltanz, der etwa so vor sich geht: Mit Papiergeld in der Hand, verneigt er sich 24mal tief mit zusammengelegten Händen. Er rollt das Papier zu Kugeln und befestigt sie an Fackeln, die er dann ansteckt. Darauf tanzt er vor dem Geisterschrein, sich im Kreise drehend hin und zurück, etwa zehn Minuten lang. Eilig flieht er nun aus der Halle und dem Haus. Die brennenden Fackeln hüpfen auf und ab. Zwei Diener folgen ihm. Der eine spritzt mit einem Schöpföffel Wasser aus, während der andere einen kupfernen Gong ertönen läßt. Schließlich kehrt der Zauberpriester wieder in die Halle zurück und ergreift einen Stapel zusammengefalteten Papiergeldes. Hastig tritt er wieder aus der Tür, von den Dienern gefolgt. Er läuft bis zu einer Straße, welche an einem Bache entlangführt. Dort bleibt er stehen, murmelt Gebete und wirft endlich die Fackeln in den Bach. Die Diener schütten das Wasser aus der mitgenommenen Schale aus und verhüllen den Gong. Im Dunklen kehren sie alle drei heim.

b) Vor dem Weihrauchaltar.

Zwei Zauberpriester tanzen einander gegenüber. Die Drehungen des Einzelnen und seine Fußstellungen veranschaulicht die folgende Zeichnung.

Die Füße stehen also nebeneinander und rücken immer sprungweise oder kurz nacheinander unter leichter Drehung weiter, dergestalt, daß der Körper wie auf einem Kreise wieder zu seiner Ausgangsstellung zurückkehrt.

Der Paartanz der beiden Priester besteht in der Hauptsache aus schreitenden Bewegungen und Drehungen im Kreise, so daß die verschiedensten Stellungen der Priester zueinander dabei herauskommen. Während dieses Tanzes murmeln die übrigen Zauberpriester unaufhörlich Gebete. Diener bringen nun einen großen Eßkessel aus Holz herbei und stellen ihn vor dem Altar nieder. Ein Priester entfernt mit dem Zauberstab den Deckel vom Kessel. Ein anderer nimmt den Deckel auf und legt ihn umgekehrt auf den Kessel. Auf den Deckel stellt er eine kleine Bambusschüssel. Ein Priester legt nun die Reisklöße, die in dem Kessel liegen, auf den Deckel. Neben den Klößen stellt er fünf Eßnapfe auf, in die er etwas Wein mit einem Löffel träufelt.

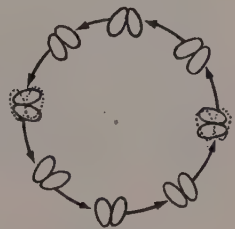


Abb. 11.

Ein Priester wirft darauf Papiergeld auf die Erde, bis sich ein großer Haufen bildet. Während er Namen von Familiennahmen vor sich hinspricht, wirft er auch die fünf Napfe auf die Erde. Ein anderer Priester nötigt zum Essen und Trinken und zündet dabei den Papierhaufen an. Zugleich er-

tönt Musik. Darauf nimmt er mit Wein gefüllte Schalen in die Linke und die leeren Schalen in die Rechte und gießt 24mal hin und her. Endlich trinkt er selbst.

Eine andere Form des Opfers wird wie folgt beschrieben:

Der Oberpriester steht in voller Zauberkleidung vor dem Weihrauchaltar und murmelt Gebete. Mit den Bambusstückchen, die zum Orakel benutzt werden, schlägt er leicht gegen die Seiten des Altars, jedesmal zwei bis drei Schläge, insgesamt zehnmal. Nun legt er sich das Papiergeld einer taoistischen Gottheit, des „Tao chün“, auf sein Haupt und beginnt im selben Augenblick einmal zu tanzen. Dann verbrennt er das Bild und tanzt wieder.

Ein Priester bläst drei Töne auf dem Zaubernhorn. Der Oberpriester geht in die rechte Zimmerecke außerhalb der Tür und murmelt, auf den Zauberstab gestützt, einen Vers, während das Horn wieder ertönt. Zu gleicher Zeit tanzen zwei Priester in der Halle den Paartanz, etwa zehn Minuten lang. Dann tritt der Oberpriester wieder ins Zimmer, ergreift das Zauberschwert und stößt es seitlich in den Türrahmen, höher als der Kopf eines Menschen. Überdies legt er brennendes Papier neben die Türschwelle. Dabei wird in der Halle getanzt.

Der Oberpriester liest nun von einer Liste Namen von Familienahnen vor, ergreift mit beiden Händen eine rote Fahne aus Papier und verneigt sich tief. Nach kurzer Zeit schwenkt er die Fahne viermal in der Rechten und verneigt sich wieder. Darauf macht er mit den Bambusstückchen Zauberbewegungen und spricht einige Verse. Die Priester tanzen nun wieder, zwei in Richtung nach außerhalb der Halle. Zeitweilig stellen sie die Zauberglocke auf die Erde, klatschen zweimal in die Hände und machen Zauberbewegungen. Dann orakeln sie. Ist das beendet, legen sie die Glocke auf den Altar.

Der Oberpriester stellt sich außerhalb der Hallentür und wirft in Richtung auf den Geisterschrein etwas Reis. Zwei Priester nehmen die Bambusstückchen und die Fahne aus seinen Händen und legen sie auf den Schrein. Zwei Priester tanzen dann wieder den Paartanz. Dabei füllen sie mit einem Löffel Essen in die Glocke, als wäre sie eine Schüssel. Dann schütten sie das Essen aus der Glocke auf die Erde.

Längere Zeit danach wird Musik gemacht. Der Oberpriester hüpf, beide Hände in die Hüften gestemmt, vor dem Geisterschrein, nach links und nach rechts, je zweimal. Ein Priester schüttet Wein auf den Altar und zündet Papier an, während die Musik verstummt. Darauf ertönt von neuem Musik. Der Oberpriester und drei andere Priester tanzen noch einmal, und dann ist diese Zeremonie beendet.

Reis- und Maisopfer.

Der Oberpriester, in voller Zauberkleidung, tanzt sehr lange mit dem Schwert in der Hand und orakelt dann. Ein Diener bringt einen großen offenen Bambuskorb mit nur einer Kartoffel und zwei- bis dreihundert Reis- und Maisähren. Der Oberpriester trinkt Wasser und spuckt es in den Korb, gießt auch noch das im Napf übriggebliebene Wasser da hinein. Überdies rollt er Papier zu einer Kugel, die er auch in den Korb wirft. Tanz und Gebet schließen sich an. Nun hebt der Hausherr den Korb hoch und dreht ihn mit ihm nach allen vier Himmelsrichtungen. Zu gleicher Zeit kniet er nieder. Vier Reisähren und sechs Maisähren werden nun miteinander zusammengebunden und dem Hausherrn überreicht. Dieser gibt sie einem Priester, der sie an der rechten Seite des Geisterschreines aufhängt. In der Nacht bringt ein Priester die Ähren, die noch im Korb liegen, in den Kornspeicher.

Opferung eines Geldbaumes.

Zwischen die Blätter eines kleinen, zehn Fuß hohen Bambusstrauches, dessen Zweige und Blätter noch frisch sind, klebt man 20 einfache Papierstreifen und 49 Streifen bunten Papiergeldes fest. Noch außerhalb der Halle faßt der Oberpriester den Baum und kommt mit ihm in die Halle. Er übergibt ihm einen anderen Priester, der ihn an der linken Seite des Geisterschreines aufstellt. Damit ist dieser Baum nun den Geistern dargebracht und darf von niemandem mehr berührt werden. Selbst nach vielen Jahren, wenn der Staub sich auf dem Papier angehäuft hat und die Blätter längst abgefallen sind, darf er nicht entfernt werden.

Verbrennung von Papier und Entfernung der Geisterbilder.

Nachdem man Reisklöße auf dem Weihrauchaltar geopfert hat, gießt ein Zauberpriester etwa zehn Minuten lang Wein in zwei Schalen. Kurz danach trinkt er den Wein, rollt die Grasmatten auf, die auf der Erde vor dem Altar liegen und verbrennt einen großen Papiergeldhaufen. Ist alles verbrannt, so beginnt der Priester zu tanzen. Auch die übrigen Priester tanzen Paartänze. Von einer Liste lesen sie wieder Namen von Familien-ahnen vor und entfernen dann die gesamte Einrichtung auf dem Altar. Auch alle Bilder werden von den Wänden genommen, zusammengerollt und in einen großen Holzbehälter gelegt.

3. Verehrung der Seelen Verstorbener.

Vorbereitungen.

Man schlachtet ein sehr fettes Schwein, trennt Kopf und Geschlechtsteile ab und zerlegt es dann in zwei große Stücke, die man wieder quer durchschneidet, so daß vier gleiche Teile entstehen. Diese werden mitten auf den Altar gelegt und zwar so, daß das Schwein wieder als Ganzes erscheint, mit der Magenseite nach vorn. In den Magen, aus dem die Eingeweide schon vorher entfernt worden sind, legt man 20 Bündel Reisklöße. Den Schweinekopf legt man oben auf den Magen, wo die Brustwarzen sind. Im Kopf liegen wieder 20 Bündel Reisklöße. Eine Talgschicht bedeckt Kopf und Magen. In die Nasenlöcher steckt man zwei Bambusnägel, auf die man einen Teller stellt, der als Lampe der Geister gilt. Auf dem Körper des Schweines liegen endlich 14 Bündel Eßstäbchen, neben denen ein Napf mit glimmender Asche steht. Vor diesen Napf stellt man eine Schale mit klarem Wasser und eine andere mit Teeblättern. Acht Papierfahnen ragen rechts und links davon hoch. Der Oberpriester entzündet fünf Weihrauchstäbchen und legt sie in die Schale mit der Asche.

Das Heimrufen der Seelen.

Abbildung des beim Heimrufen der Seelen zurückgelegten Weges:
 Der Weg, → Richtung, ≡ Haufen von Feuerungsmaterial, ↓ Zauberpriesterin (die Mitwirkung von Zauberpriesterinnen, die hier neu in Erscheinung tritt, beschränkt sich in der Hauptsache auf Hilfeleistungen für die Zauberpriester und auf Gebet und Gesang. So wählt man sie auch aus den Frauen im Dorfe aus, welche am besten singen können), ● Junge Begleiterin.

Der Oberpriester betet zuerst vor Schrein und Altar. Dann geht er aus



Abb. 12. a) Halle; b) Ausgang.

der Tür und schreitet den oben abgebildeten Weg einmal ab, bis er wieder in der Halle ankommt. Die Zauberpriesterinnen stehen mit ihren jungen Mädchen um den Brennholzhaufen herum und murmeln unaufhörlich Gebete. Nach kurzer Zeit stellt man vor Schrein und Altar einen niedrigen Tisch auf, auf dem sieben Weintassen und Eßnapfe stehen und sieben Paar Eßstäbchen aus Bambus liegen. Die Eßnapfe enthalten sieben Gerichte, eingesalzene Fische, Räucherfleisch, Rattenfleisch, Fleisch von Vögeln, Pfeffer, Zwiebeln und Knoblauch, alles zubereitet und geröstet. Die Zauberpriester setzen sich nun längs des Tisches hin und lesen aus Zaubertexten vor, etwa folgendes:

„Das junge Mädchen geht in die Bezirksstadt, der junge Mann geht in das Kreisamt. An der Tür warten sie aufeinander und suchen sich. (Rufe der Priester). Beim ersten Ruf ist er beim Tempel des Küchengottes, beim zweiten Ruf steigt er vom Pferde und tritt vor den Altar. Vor dem Altar durchdringt ihn zehntausendfaches Glück. Er wirft sich mehrmals nieder.“

So tragen sie viele Lieder nacheinander vor. Am Abend stellt der Hausherr einen kleinen Schemel auf die Türschwelle und bedeckt ihn mit einem weißen Tuch als Schleier für die durch die Lieder herbeigerufene Seele. Die Hausfrau setzt sich auf das Ende des Schemels, das sich innerhalb der Tür befindet. Bis zu diesem Augenblick befanden sich die Zauberpriesterinnen in der Halle. Ihr Gesang und Beten endet nun. Sie stellen sich hinter dem Schemel auf und beten wieder. Zwei Priester reichen der Hausfrau einen Hahn, den sie an ihre Brust legt, als umarme sie einen Säugling. Ein anderer Priester hantiert längere Zeit mit Papiergeld und legt es schließlich zwischen die Kleider der Hausfrau. Der Hausherr bindet darauf Geld und Kleider mit einer roten Schnur zusammen, deren Enden ein Priester mit einer Schere abschneidet. Diesen Endstreifen bindet er an einem Bambuszweig fest, der seitlich von der Tür in der Erde steckt. Wie im Spiel schneidet nun der Priester mit der Schere von diesem Zweig Blätter ab, die sich über den Boden hin streuen. Dann nimmt er das weiße Tuch und tut so, als ob er es auch zerschneiden wolle. Er übergibt der Hausfrau den Bambuszweig, die mit ihm in die Küche geht. Während der ganzen Zeit lesen die Zauberpriester vor, etwa folgendes:

„Bei den drei Tönen des großen Rufes wenden sich die Seelen ins Leben zurück. Bei den drei Tönen des kleinen Rufes kehren die Seelen wieder ins Jenseits heim. Drei Seelen wenden sich auf drei Wegen her, sieben Seelen ziehen sich auf dem Mittelweg zurück.“

Abschiedsdank für Seelen und Geister.

Um Mitternacht gehen zwei Zauberpriesterinnen mit drei kleinen Begleiterinnen auf ein Feld nahe einem Gießbach. Nach Westen zu gerichtet singen sie Lieder. Junge Leute bringen Tannenholz herbei und zünden es an. Gemeinsam wärmen sie sich an diesem Feuer. Ein etwas älterer Knabe läutet mit der Rechten die Zauberglocke. Bei jedem Ton verneigen sich die Priesterinnen und zwei Knaben. Auch zwei junge Leute, die neben ihnen stehen und Holztrommeln halten, verneigen sich. Wieder singen die beiden Zauberpriesterinnen auf dem Felde, während die Glocke ertönt. Eine halbe Stunde danach kehren sie alle heim.

Die Zauberpriester in der Halle murmeln Gebete, hören damit auf und beginnen wieder. Durcheinander opfern sie Wein, orakeln, zünden Papiergeld an und streuen Reis. In ihrem Tun besteht kein Zusammenhang.

Nichts bringen sie recht zu Ende. Kurz vor der Morgendämmerung bringen Diener das „Geisterschiff“ herein. Es ist aus Palmblättern hergestellt, oben mit einem Fidibus bedeckt, der das Schutzdach darstellt. Die

aufrechtstehenden Stiele sind die Masten. Der Oberpriester legt dieses „Geisterschiff“ neben dem Papiergeldhaufen auf den Boden und murmelt sehr lange vor sich hin. Darauf legt er etwas Papiergeld in das Schiff und spricht: „Triffst du auf eine Stromschnelle, so überquere sie. Triffst du auf Schlamm, so überquere ihn“ u. a. Ein Priester steckt einen Weihrauchstab in das Schiff, und ein anderer stößt mit den Füßen gegen das Schiff, als ob er es zum Fortfahren veranlasse. Der Oberpriester richtet sich plötzlich hoch auf. Er ergreift das Zauberschwert und stellt sich in die Türöffnung. Er schwatzt ununterbrochen ins Freie hinaus, zeitweilig das Schwert schüttelnd. Dann tritt er ganz ins Freie und schließt die Tür hinter sich. Draußen macht er mit dem Schwerte wirre Zeichen und murmelt vor sich hin. Darauf kehrt er in die Halle zurück und betet wieder. Schließlich verbrennt ein Priester den großen Papiergeldhaufen in der Halle.

4. Abschluß.

a) Das Festmahl der Zauberpriester.

Jedesmal nach diesen Feiern versammeln sich die Zauberpriester in der Halle zu einem gemeinsamen Mahl. Strohmatten werden ausgebreitet und ein Eßtisch aufgestellt, mit Schweinefleisch, Bohnenkäse, Pfeffer und zwei Schalen mit heißem Wasser darauf, einer Schale mit den Eingeweiden des Schweines und zehn Bestecks Näpfe und Stäbchen. Die Priester stehen zuerst ringsherum an der Tür. Ein Priester betet, und alle verneigen sich tief mit zusammengelegten Händen. Dann erst setzen sie sich nieder. Zwei Diener nehmen ebenfalls, etwas von ihnen entfernt sitzend, am Mahle teil. Während des Essens ertönt dreimal ein Gong. Nach der Mahlzeit beten alle Priester vor dem Geisterschrein zum Abschied.

b) Der Dank an die Zauberpriester.

Das Dankgeschenk des Hausherrn besteht in Schweinefleisch, und zwar zwei Pfund in einem Stück, elf Schnüre Fleischscheiben, an Bambusstäbchen aufgereiht, und vier Reisklößchen.

Am Abend ladet der Hausherr die Zauberpriester ein. Dann wird übermäßig getrunken. Alle sind betrunken, und Lachen und Lärmen ertönen. In der Nacht, wenn die Priester heimkehren wollen, hält der Gastgeber sie an der Tür zurück und nötigt sie, noch Bohnenkäse zu essen und mit ihm weiter zu trinken. Nach einiger Zeit ertönt ein Böllerschuß. Jetzt erst brechen die Zauberpriester auf, und der Hausherr begleitet sie bis vor die Tür.

Rassebilder aus Tripolitanien¹⁾.

Von

Günter Müller.

(Mit 48 eigenen Aufnahmen.)

Um in kurzer Zeit eine Übersicht über die rassische Zusammensetzung der einheimischen tripolitanischen Bevölkerung zu gewinnen, wurde folgende Arbeitsweise eingeschlagen: in den besuchten Orten (Tripoli und

¹⁾ „Trotzdem vorliegender Aufsatz keine streng wissenschaftliche Rassenkunde sein will, bringen wir ihn doch um der seltenen Rassenbilder wegen, die auch an sich schon einen guten Eindruck von der Bevölkerung übermitteln.“

Umgebung, Homs, Garian, Jeffren und Umgebung, Sabratha, Zuara) zunächst nur beobachtet, welche physiognomischen Typen vorherrschen; nachdem so ein allgemeiner Eindruck gewonnen war, wurden an Ort und Stelle Beispiele dieser Typen im Bilde festgehalten. Von den so gewonnenen etwa 200 Aufnahmen sind die hier abgebildeten selbst wieder eine bezeichnende Auswahl. Zur Verlebendigung des Bildmaterials sind jeweils kurze Angaben über die persönlichen Verhältnisse der abgebildeten Personen beigefügt. Retuschiert wurde grundsätzlich nichts, auch da nicht, wo störender Hintergrund die Bildwirkung beeinträchtigt. Die durch Buchstaben-zusatz unterschiedenen Abbildungen stellen jeweils die gleiche Person dar.



Der verbreitetste Typ unter der arabisch sprechenden Bevölkerung steht in seiner äußeren Erscheinung ungefähr in der Mitte zwischen dem westischen (mediterranen) und dem vorderasiatischen. Er ist im wesentlichen gekennzeichnet durch mittelgroße, sehnig-schlanke Gestalt, elliptische Gesichtsform, dunkle Augen-, Haar- und Hautfarbe, mandelförmige Augenschlitze und eine leicht gerundete Nase. Ihn zeigen die Abb. 1—3.

Abb. 1a—b. Junger Araber vom Sûk el-Giuma (bei Tripoli), im Begriff, sein Pferd zu verkaufen, für das er das Futter nicht mehr auftreiben kann. Die Not, die der regenlose Winter 1935/36 über sein Land gebracht, spricht auch aus den hageren Zügen seines Gesichts.

Abb. 2a, b. 15-jähriger arabischer Kaufmannssohn in Zuara, kann italienisch und arabisch lesen und schreiben und gibt mit treuherzig-ver-schmitzter Miene Auskunft über sich und seine Familie: er selbst ist in Zliten geboren, seine Eltern in Sphax (Tunis), seine Schwester in Zuara mit einem Hufschmied verheiratet.

Abb. 3a, b, c, d. Gebildeter Kaufmannssohn (Vater Tuchfabrikant) aus Tripoli, spricht fließend italienisch, antwortet auf die ersten Fragen, die ihm allzu neugierig erscheinen, mit höflichen Lügen und Heiterkeit (Abb. 3a). Jedoch die Frage, ob es dem gläubigen Muselman erlaubt sei, sich photographieren zu lassen, beschäftigt ihn ernsthaft (Abb. 3b). Wir einigen uns, daß das Verbot nur für Frauen gelte. Mit seinem Wissen entsteht Abb. 3c, die noch sein Erstaunen über den korankennenden Fremden zum Ausdruck bringt. Bei Abb. 3d ist der Bann gebrochen; er bittet um Zusendung eines Abzuges und erzählt von dem bisher größten Eindruck seines Lebens, einer Reise mit seinem Vater nach Kairo und Mekka.

Abb. 3c und d könnte als Musterbeispiel des reinen Arabertyps gelten („Stiltypus C“, nach L. F. Clauß). Besondere Beachtung verdient der zipfelförmig über die Stirnmitte vorspringende Haarwuchs, der in der geschwungenen Form der Augenbrauen nachklingt (ähnlich Abb. 14 und 25).

Die folgenden Aufnahmen sind Beispiele einer ebenfalls häufigen Abart des beschriebenen Typs, gekennzeichnet durch schärfer gebogene Nase, die schließlich in die überhängende Nase des vorderasiatischen Typs übergeht.

Abb. 4a, b. Frommer Greis aus Garian. Nachdem er am Heiligengrab sich mit Wasser aus einem mitgebrachten Tonkrüglein die Füße gewaschen und sein Gebet verrichtet hatte, gewährt er freundlich die Erlaubnis zur Aufnahme.

Abb. 5a, b. Etwa 50jähriger Mann aus Tripoli, Eigentümer eines Hauses im alten Araberviertel, Agent. Er spricht fließend italienisch, ohne die lateinische Schrift zu kennen. Um so besser schreibt er das Arabische. Leidende Gesundheit. Nach wiederholter Begegnung auf der Straße leidenschaftliche Freundschaftsbeteuerungen.

Abb. 6a, b. 20jähriger Araber aus Zanzur (bei Tripoli), von stumpfer Haltung. An der Aufnahme interessiert ihn nur der zu erwartende „regalo“. Das fliehende Kinn bildet schon den Übergang zum vorderasiatischen Typ.

Abb. 7. Kamelhändler vom Sûk el-Giuma bei Tripoli. Vorderasiatischer Typ. Die Aufnahme faßt ihn in dem Augenblick, wie er einem seiner Tiere mit dem Halfter den Hals zuschnürt; so zwingt er es, halb erstickt, das Maul zu öffnen, damit der Käufer seine Zähne sehen kann.

Abb. 8. Kleiner Teilausschnitt vom Sûk et-Tlat bei Tripoli, wo jeden Dienstag tausende von Einheimischen aus der näheren und weiteren Umgebung der Stadt zum Markt zusammenströmen, eine ausgezeichnete Gelegenheit zum Beobachten.

Es ist wohl kein Zweifel, daß die Anwesenheit des beschriebenen „arabischen“ Typs in Tripolitanien in der Hauptsache auf die Invasion der Araber im 7. nachchristlichen Jahrhundert zurückzuführen ist. Anders steht es mit den auf S. 146 u. 147 abgebildeten Typen, die ebenfalls (mit Ausnahme von Nr. 18) der arabisch sprechenden Bevölkerung angehören.

Abb. 9 und 10. Zwei Zeitungsjungen aus Tripoli, der erste blond und blauäugig, der zweite mit negerischem Einschlag.

Abb. 11 und 12. Zwei reine Negertypen, ebenfalls aus Tripoli. Die Neger hier sind nicht so zahlreich, aber um so auffälliger. Sie gehören zur untersten sozialen Schicht; ihre Vorfahren sind wohl größtenteils durch den Sklavenhandel ins Land gekommen.

Die Abb. 13—18 zeigen, abgesehen von allem Individuellen, einen besonderen, ebenfalls dunklen Typ, nicht so häufig wie jener rein arabische, aber durch seine Eigenart von ihm deutlich unterschieden. Er wird gekennzeichnet durch breitere Form des Gesichts, namentlich im Jochbogenabstand, durch ein wenig schief stehende Augenschlitze, die arabische Nase und leicht wulstige Lippen. Man könnte ihn mongolisch-arabisch-negerische Mischung nennen, wenn er nicht wie aus einem Guß erscheinen würde.

Abb. 13. Kleines Arabermädchen aus der Oase Tagiura bei Tripoli.

Abb. 14a, b. 21jähriger Hotelbursche aus Tripoli, verheiratet; seine Frau zählt 13 Lenze. Vater in Istanbul, Mutter in Tripoli geboren. Er ist stolz auf seine europäische Kleidung.

Abb. 15. Alter Araber aus Tripoli, vom gleichen Typ, wenn auch von schwarzer Hautfarbe.

Abb. 16a, b. 18jähriger Araber, verheiratet, sucht vergeblich Arbeit. Er ist in Sphax (Tunis) geboren und haust zur Zeit in Tripoli, der Heimat seiner Mutter.

Abb. 17. Weibliche Büste im Archäologischen Museum zu Tripoli, m. W. hier zum erstenmal veröffentlicht. Die Haartracht (siehe z. B. die Frisur der Kaiserin Faustina bei Bernoulli, römische Ikonographie II, 2 Taf. 53/54) weist sie ins 2. nachchristliche Jahrhundert, also in die Zeit der Hoch-

blüte der dortigen Römerherrschaft. Der Kopf ist offensichtlich ein Porträt und zeigt mit seinen etwas schräg liegenden Augen, dem großen Jochbogenabstand, den leicht wulstigen Lippen deutlich die Eigenheiten des Typs,



dem wir ihn hier zuordnen. Er stellt ohne Zweifel eine einheimische Persönlichkeit vor und ermöglicht uns die Feststellung, daß die beschriebene Menschenart schon lange vor der arabischen Invasion im „Dreistädte-land“ zu Hause war. Einen weiteren Beleg dafür bildet ein Frauenkopf der gleichen

Art im Museum von Leptis Magna (Homs), abgebildet bei R. Bartoccini, le Terme di Lepcis, 1929 Fig. 182¹).

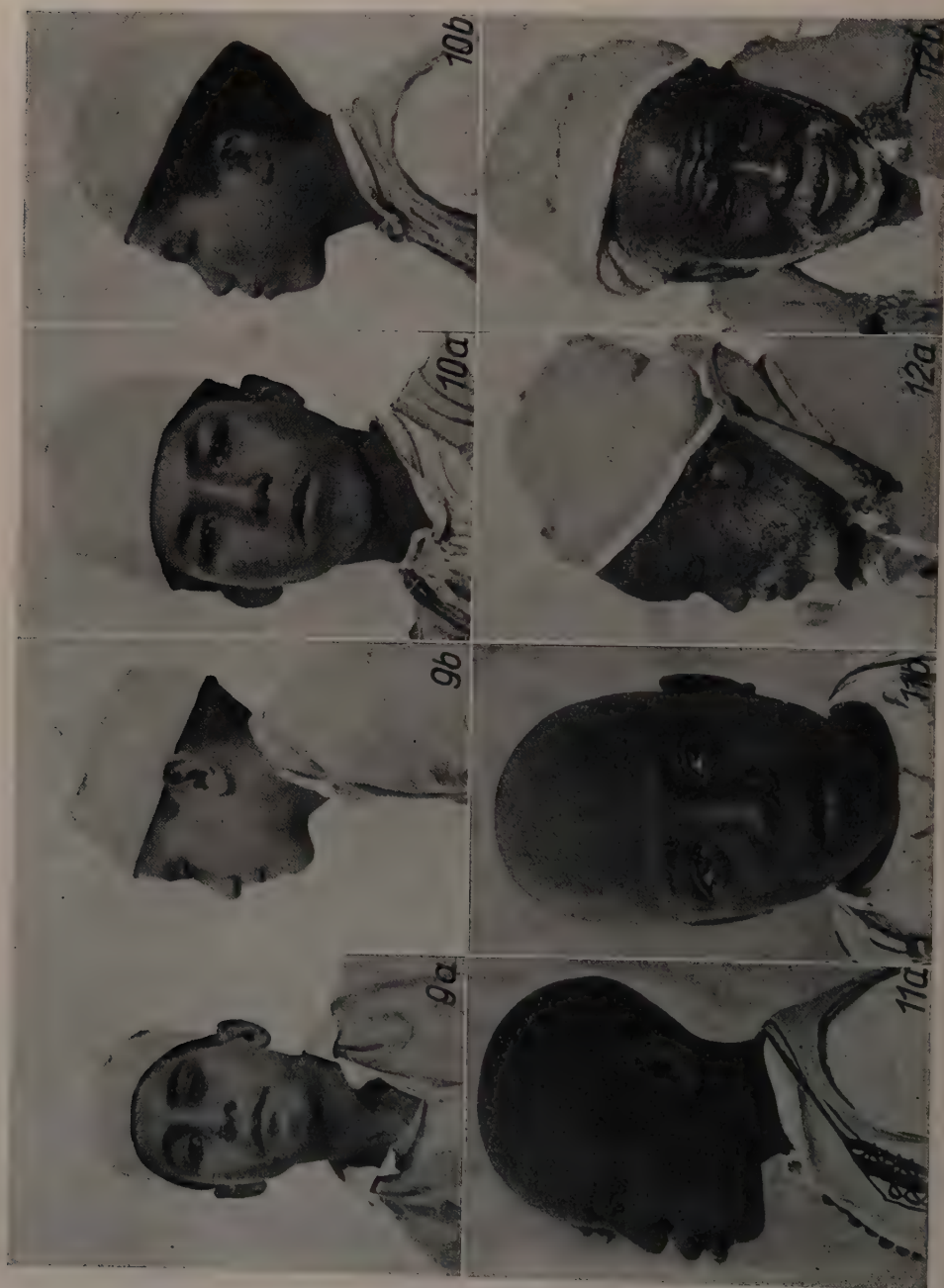
Abb. 18. Kleiner Junge aus Jeffren, von berberischer, nicht arabischer



Muttersprache; wie man sieht, von der gleichen Eigenart.

¹) Nach persönlicher Mitteilung des derzeitigen Museumsdirektors Prof. Guidi ist eine neue große Veröffentlichung sämtlicher antiken Einheimischenporträts in Vorbereitung.

Die auf S. 148 u. 149 abgebildeten Personen gehören alle der berberisch sprechenden Bevölkerung an. Berberisch spricht man heute noch an der Küste in Zuara (etwa 15000 Menschen), auf dem Dschebel in



Jeffren, in Giado (Fassato) und in Nalut. In Zuara gibt es wohl niemand mehr, der nicht auch arabisch verstünde; die Jugend, so weit sie Schulen besucht, spricht auch italienisch. Für das Eindringen des Arabischen ins Berberische ist ein gutes Beispiel die Zahlenreihe. In Zuara und Jeffren

sind abgesehen von der Zahl 1 und 2 („idjen“ und „sen“) alle übrigen berberischen Zahlen von 3 an aufwärts heute völlig unbekannt, statt dessen werden die entsprechenden arabischen Bezeichnungen verwendet. Die



gleiche Erscheinung bestätigt Fr. Beguinot (il berbero Nefusi di Fassâta, Rom 1931 S. 121) für Giado. In Gadamès fand Motylinski 1904 (le dialecte berbère de Redamès S. 39) noch die berberischen Zahlen für 1—20 im Gebrauch. Die gesamte nichtarabische Zahlenreihe lebt weiter südlich nur noch bei den Tuareg.

Noch mehr als die arabische Sprache ist aber das arabisch Blut ins tripolitanische Berbertum eingedrungen. Es war eine Überraschung festzustellen, daß sowohl in Zuara, als auch in der Gegend von Jeffren der



„arabische“ Typ unter der dortigen berberisch sprechenden Bevölkerung vorherrscht. Beispiele dafür sind die Abb. 19—25. Die ersten vier Seitenansichten sind Burschen aus dem Berberdorf Tagorböst bei Jeffren.

Abb. 19 und 20. Ein 21jähriger und ein 15jähriger Berber (Vater Askari), beide dunkelhäutig, Augen und Haare schwarz.

Abb. 21. Ein 19jähriger Berber, der auch italienisch spricht, da er in Tripoli auf der Schule war. Helle Haut, Augen dunkelgrau, Haare dunkelblond. Auf die Frage, warum die Berber im Gegensatz zu den Arabern beim



Beten die Arme nicht erheben, gab er folgende Auskunft: „Als unser Prophet einmal betete, wurde er von einem Räuber bedroht. Um ihn abzuwehren, erhob er seine Hände. Das sahen die Araber und meinten, er würde die Hände zum Beten erheben, und machen es darum ebenso. Wir aber

halten beim Beten die Arme ruhig, wie es unser Prophet wollte. Darum haben wir die bessere Religion.“

Abb. 22a, b. 20 jähriger Berber aus Tagorbòst, der in Tripoli als Hotelbursche arbeitet.

Abb. 23a, b. Berber aus Jeffren, von den Italienern als Dorfpolizist („guardia locale“) verpflichtet. Er hockte zusammen mit Nr. 27 in den Ruinen eines verlassenen Türkendorfs beim heimlichen Alkoholgenuß. „Solche Leute lieben nicht Gott“, meinte ein Araber, dem ich das erzählte.

Abb. 24. Arbeiter an einer unterirdischen, primitiven Ölpressen, aus dem Berberdorf Manjèn bei Jeffren. Spricht nur berberisch.

Abb. 25a, b. Berber aus Zuara, spricht auch fließend italienisch, da er während des Krieges in Genua war. Gibt bereitwillig Auskunft über die „zuarinische“ Sprache. Nach seiner Meinung besteht kein Unterschied im „Gesicht“ der Berber und Araber — begreiflicherweise, da er selbst dem arabischen Typ angehört.

Im Gegensatz zur Gruppe 19—25 zeigen die letzten drei Abbildungen den eigentlichen Berbertyp, mit breitem Gesicht, hellerer Haut und bisweilen blond und blauäugig.

Abb. 26a, b. Berber aus Zuara, wohlhabender Kaufmann, helle Hautfarbe, dunkle Augen, ruhiges Temperament. Er bedauert das Vordringen des Arabischen. Nach seiner Meinung hätten die Araber durchweg ein schmäleres Gesicht und dunklere Hautfarbe; auch seien sie schmutzig und ihre Frauen nicht so schön wie die Frauen der Berber.

Abb. 27a, b. Berber aus Jeffren, kräftig, untersetzt, hellblaue Augen. Die Narbe an der Stirn (auch die rechte Hand fehlt ihm) erinnert an die letzten italienisch-türkischen Kämpfe.

Abb. 28a, b. Berberjude aus Jeffren, Inhaber eines kleinen Kramladens, geboren in Gosè (Dorf in der Nähe). Hellblaue Augen. Nach alter Tradition sind nach der Zerstörung Jerusalems durch die Römer Juden in den Dschebel ausgewandert und haben dort ihre Religion auch unter der einheimischen Bevölkerung verbreitet. Ein Nachkomme dieser Leute könnte dieser Berberjude sein. Ganz anderen Charakter zeigt jedenfalls die Judenschaft von Tripoli — doch darüber zu berichten soll einem besonderen Aufsatz vorbehalten bleiben.

Die Djafun-Bororo, ihre Gesellschaft, Wirtschaft und Seßhaftwerdung auf dem Hochland von Ngaundere.

Von Gulla Pfeffer.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung	151
Die Geschichte des Ngaundere-Hochlandes während der letzten 100 Jahre	153
I. Die Gesellschaft der Djafun'en	155
1. Die Familie	155
a) Meidungen	160
b) Der Festkomplex Soro-Hirde, Namensgebung und Eheschließung	160
2. Sippe und Weidegebiet	165
II. Die Wirtschaft	167
III. Die Seßhaftwerdung der Djafun'en	174
a) Die Ortschaft Lompta und ihre Bewohner im Jahre 1933	178
b) Der Kulturwandel bei der Seßhaftwerdung	188

Einleitung.

Die Ful'be sing. Pullo, wie sie sich selbst nennen, sind ein Volk, dessen Abstammung und rassische Zugehörigkeit noch völlig ungeklärt ist. C. K. Meek bezeichnet sie als die typischen Westhamiten. O. Lenz berichtet in seinem Buch „Timbuktu“ Bd. II, S. 1848: „die unvermischten Ful'be haben eine lichte Haut und ein den Ariern vollkommen gleiches Gesicht.“ Ich hatte mehrfach Gelegenheit, reine Ful'be zu sehen und war erstaunt über dieses den Europäern so nahestehendes Volk. Weiter fällt ihm die hohe Intelligenz der Leute auf. — C. Morgen, „Streifzüge durch Kamerun“, Brockhaus, Leipzig 1895, schildert im Jahre 1891 den Herrscher von Tibati und bezeichnet den Bruder als „noch blonder als der Lami'do und sein Gesicht noch markiger geschnitten“. Die Bororofrauen in Banjo seien „hellgelb und blond“. Auch Dominik, „Kamerun“, Brockhaus, Leipzig erwähnt die europäischen Gesichtszüge der Bororo.

O. Lenz und G. A. Krause weisen auf die vielen Namen hin, die den Ful'be von afrikanischen und europäischen Völkern gegeben worden sind. Erwähnenswert als die gebräuchlichsten sind nur Filani oder Fulani in den englischen und Poulo pl. Peuls in den französischen Gebieten.

Die geographische Verbreitung des Volkes umfaßt den ganzen Westsudan, etwa von Dakar bis zum Tschadsee und östlich davon. Vorzüglich überall dort, wo die Landschaft das Halten von Rindern und Schafen zuläßt. In der letzten Zeit sind nomadisierende Ful'be südlich von Tschad bis nach Ubangi Schari und in das Kongobecken vorgedrungen.

Uns sind von den Ful'be zwei sich gegensätzlich gegenüberstehende Kulturen bekannt, und zwar die Kultur der sog. Stadtful'be (Townfulani) und die der nomadisierenden Hirten, der sog. Bororo (Cattle Fulani). „Bororo“ ist vermutlich kein Fulwort, sondern gehört wahrscheinlich einer westsudanischen Sprache an. Die Bororo — wie die nomadisierenden Hirten in dieser Arbeit im Gegensatz zu den Seßhaftgewordenen genannt werden sollen — nennen sich selbst stets Pullo Pl. Ful'be und bezeichnen die Stadtful'be mit Kujadjo Pl. Huja'en = Arbeitender, von dem Verb huwa = arbeiten herzuleiten. Wenn im Rahmen dieser Arbeit von Pullo Pl. Ful'be gesprochen wird, so ist damit ganz allgemein ein Angehöriger des ganzen Volkes gemeint, gleichgültig ob Nomade oder Seßhaftgewordener.

Überall dort, wo die wirtschaftlichen, politischen und landschaftlichen Verhältnisse es zulassen finden wir Huja'en und Bororo friedlich nebeneinander lebend. Bei oberflächlicher Betrachtung erscheint der rassische und kulturelle Gegensatz zwischen den beiden derartig groß, daß die fälschliche Annahme der ersten Beobachter, Bororo und Huja'en seien zwei verschiedene Völker, verständlich ist. Wie wir später sehen werden, ist mit der Seßhaftwerdung nicht nur ein wirtschaftlicher, religiöser und kultureller Wandel verbunden, sondern es findet auch eine Mischung mit der ursprünglich im Lande lebenden, seßhaften Bevölkerung statt. H. Barth war der erste, der eindeutig darauf hinwies, daß Hirten und Städter ein und dasselbe Volk mit einer gemeinsamen Sprache seien.

Entsprechend den beiden gegensätzlichen Kulturformen finden wir bei den Ful'be auch zwei Formen der Siedlung. Die Huja'en, über deren Eroberungskriege berichtet werden wird, soweit es in den Rahmen dieser Arbeit gehört, gründeten überall im Westsudan Städte und Siedlungen. Die unterworfenen Siedlung eines anderen Stammes oder Volkes wurde

zum Wohnsitz des siegreichen, mit dem eroberten Lande belehnten Heerführers, und das ehemalige Dorf oder die Stadt wurde zu einer mit Wallgräben befestigten Ful'bestadt ausgebaut. Bei derartigen Siedlungen handelt es sich nicht um eine Seßhaftwerdung, sondern um eine Neugründung schon seßhaft gewesener Ful'be. Im Gegensatz dazu stehen die Bororo-Siedlungen, wo nomadisierende Hirten seßhaft geworden sind. In den Ländern am Golf von Guinea sind mir drei derartige Siedlungen bekannt geworden, und zwar Babanki (Britisch-Kamerun), Lompta (Franz.-Kamerun) und Mbarta im Ubangi Schari (Franz.-Äquatorialafrika).

Wie aus dem Titel der Arbeit zu ersehen ist, soll die Gesellschaft der Djafun-Bororo und der Kulturwandel bei der Seßhaftwerdung behandelt werden, unter Beschränkung auf bestimmte Sippen eines gemeinsamen Weidegebietes. Der Arbeit liegen etwa einjährige Studien in Lompta auf dem Ngaundere-Hochland im ehemaligen deutschen Schutzgebiet Kamerun zugrunde. Um die nomadisierenden Bororo zu erfassen, wurden mehrere Abstecher in die Umgebung, unter anderem nach den Salzquellen von Bure-Galim und Palkumre unternommen, und auf dem Hin- und Rückweg fand ein längerer Aufenthalt in den Neugründungen der Huja'en, Tingere, Tibati und Banjo statt.

Die Anleitung zur Arbeitsmethode verdanke ich den Professoren D. Westermann, R. Thurnwald und F. Krause. Als Leitfaden diente mir der Thurnwald-Steinmetzsche Fragebogen. Durch das Erlernen der Fulsprache am Berliner Seminar für orientalische Sprachen war ich in der Lage, ohne Dolmetscher arbeiten zu können.

Ich erwähne hier nur die Gewährsleute, mit denen ich für eine Zeitdauer von mehr als vier Monaten ohne Unterbrechung täglich zusammenarbeitete. Ihre Aussagen bilden den Kern für den Bericht über die Gesellschaft und Wirtschaft der nomadisierenden und seßhaft gewordenen Bororo. Wo Meinungsverschiedenheiten und Unklarheiten herrschten, wurde versucht, durch gemeinsame Aussprache und Unterhaltung mit allen zur Zeit in der Siedlung anwesenden Gewährsleuten eine Einigung über die Streitfrage zu erzielen. Wo das nicht möglich war, werden die verschiedenen Ansichten gebracht.

1. Baba Haram, Lami'do (Herrscher) von Lompta.
2. Yerima, Ge'de Djibbo, der jüngere Bruder Baba Harams.
3. Sarikin Sanu Adamu, Djimira.
4. Liman Idirisu.
5. Mohaman.

Diese fünf Männer waren reinrassige Bororo und hatten in ihrer Jugend ein Nomadenleben geführt.

6. Malum Selli, Schreiber Baba Harams, stammte aus der Gegend nördlich von Jola.
7. Malum Amadu aus Jola. Er war nicht in Lompta ansässig, sondern befand sich auf Reisen, um durch Schreibarbeiten für die Häuptlinge Geld zu verdienen.
8. Halima.
9. Danawa.
10. Nene.
11. Tsuma.

Diese vier Huja'en-Frauen hatte Baba Haram nach seiner Seßhaftwerdung geheiratet.

12. 'Bi Ntu.
13. 'Bi Ba.
14. 'Bi Djoda.

15. Djemu.

Diese vier Negerinnen waren die Schula'be Baba Harams.

16. Kumbo.

17. Mbagga.

18. Schakul.

Reinrassige Bororofrauen.

19. A'da, die Frau des Schreibers Amadu aus Jola.

Die persönlichen Eigenschaften, die soziale Stellung usw. der einzelnen Gewährsleute sind in dem Abschnitt über die Siedlung Lompta geschildert.

Die Geschichte des Ngaundere-Hochlandes während
der letzten hundert Jahre.

Da die Zuwanderung der Bororo aus dem Jafungebiet (Landschaft bei Kano, Nord-Nigeria) auf das Hochland von Ngaundere erst nach Eroberung dieses Gebietes durch die Huja'en erfolgt ist und in bestimmter Beziehung zu ihnen steht ist es notwendig, einen kurzen geschichtlichen Überblick über die Zeit der Eroberungen und Neugründungen der Huya'en zu geben, soweit sie uns bekannt sind.

Etwa um 1800 eroberte Osman'dan Fodio, gestorben etwa 1817, oder Scheichu Usmanu, wie er auf dem Ngaundere-Hochland genannt wird, von seinem Reich Malle oder Melle (westlich von Nigeria) aus ganz Nord-Nigeria, einen Teil Bornu's und stieß dann nach Süden bis an das Grasland von Kamerun vor. Seine siegreichen Kriegshauptleute belehnte er mit den eroberten Ländern. So erhielt unter anderen Modibo Adama aus der Sippe der Ba'en das Gebiet Adamaua im Nordosten des ehemaligen deutschen Schutzgebietes Kamerun zum Lehen. Adama siedelte sich in Gurin am Faro an und gründete später Jola, das die Hauptstadt des Landes wurde. Alle, auch die schon vor der Eroberung in Adamaua ansässigen Ful'be-Herrscher, mußten Adama in Jola huldigen und damit Osman'dan Fodio, der inzwischen Sokoto zu seiner Haupt- und Residenzstadt gemacht hatte. Von Gurin aus setzte Adama die Eroberungen auf zwei verschiedenen Wegen nach Süden hin fort. Der eine Weg führte den Mayo Deo aufwärts über das Banglang-Gebirge nach Kotscha und Banjo. Die Wute von Banjo wurden unterworfen und Banjo selbst zu einer starkbefestigten Ringmauersiedlung ausgebaut. Das zweite Heer schlug den Weg am Südrande des Ssari-Gebirges entlang ein und kam zu den Mbum. Aus dem kleinen Dorf Delbe entstand das heutige Ngaundere, und von dort aus wurde Tibati erobert und ausgebaut und im Westen die Lehnherrschaft Tingere gegründet.

Nach dem Tode Adamas (etwa 1847) setzte eine allgemeine Verwilderung unter den von Jola abhängigen Huja'en-Herrschern ein. Ständig befanden sich die waffenfähigen Männer — in der Mehrzahl fulanisierte Neger — auf Raub- und Kriegszügen, um Sklaven zu erbeuten. Die Feldbestellung wurde vernachlässigt, das Land verarmte und verödete. Die einstigen Hauptleute Osman'dan Fodios und deren Nachkommen, die jetzt als Führer und Herrscher in den neugegründeten Städten saßen, verweigerten Jola den Gehorsam und befahdeten sich gegenseitig. Im März des Jahres 1899 wurde Tibati von der deutschen Schutztruppe besetzt, um die Eröffnung einer Handelsstraße von Kamerun nach dem oberen Benuë zu ermöglichen. Der Herrscher von Tibati hatte den Zwischenhandel verhindert und außerdem alljährlich Sklavenjagden in den östlichen Teil des Schutzgebietes unternommen, wodurch dieser ständig mehr entvölkert wurde. Als 1901 die Engländer Jola eroberten

und die deutsche Schutztruppe wenige Wochen später Garua besetzte, war dieser Teil des Reiches Osman 'dan Fodios endgültig zerstört.

Soweit die geschichtlichen Ereignisse während der letzten 100 Jahre, wie sie uns von Strümpell, „Die Geschichte Adamauas“, Hamburg 1912, F. Daniel, „Shehu'dan Fodio“, Journal of the african society 1925/26 und H. R. Palmer, „Kano-Chronik“, Journal of the anthr. inst. 38, geschildert wurden. Hauptmann a. D. Hutters Völkerkarte von Kamerun, Globus 1904, zeigt deutlich die Siedlungen der Hauptleute Osman 'dan Fodios, die „wie Inseln innerhalb der negroiden Bevölkerung anmuten“.

Über die Ereignisse vor der Eroberung des Landes durch Osman 'dan Fodio wissen wir nichts. Ob also schon vor mehr als 150 bis 200 Jahren Bororo auf dem Ngaundere-Hochlande waren, läßt sich leider nicht feststellen, es ist aber anzunehmen, da sich dort schon seßhafte Huja'en befanden. Strümpell unterscheidet zur Eroberungszeit drei Gruppen von Bororo:

1. Die Keschu'en, die früher am Mayo Dilaru in Bornu waren und die in der Hauptmasse zur Eroberungszeit bereits angesiedelt sind.
2. Die Wo'da'be, die ebenfalls aus Bornu kamen und um die Wende des 19. Jahrhunderts dort ausgewandert sein sollen.
3. Die Djafun'en, die in dieser Arbeit behandelt werden und die aus der Landschaft Djafun bei Kano über das Bautschi-Hochland durch die Muri-Provinz nach Adamaua eingewandert sind.

Aus den Aussagen meiner Gewährsleute über die Zuwanderung geht folgendes hervor: Im Djafunlande drohten die Bororos zu verarmen. Da beschloß ein Teil der Sippen unter der Führung des sog. Baba Manga = des großen Vaters, auszuwandern. Die siegreichen, schon im neuen Lande seßhaft gewordenen Heerführer der Huja'en ließen den Bororo sagen: „Kommt, weidet eure Kühe, das Land ist gut!“ Darauf schickten die Sippenführer der Bororo Späher aus, um sich zu vergewissern, ob das Land auch wirklich gut sei. Die Späher brachten günstigen Bescheid, und nun begann die Zuwanderung der Djafun'en nach Adamaua und dem Ngaundere-Hochland, die sich über viele Jahre erstreckte.

Da das Gras in Westafrika sehr salzarm ist, sind die Hirten gezwungen, ihrem Vieh Salz zu fressen zu geben, das sie meist von Händlern kaufen müssen. Auf dem Hochland von Ngaundere befinden sich bei Bure-Galim und Palkumre natürliche Salzquellen, die auch heute noch die größte Anziehungskraft auf die Bororo ausüben. Im Jahre 1911 wurde von Dr. Guillemain an der kgl. preuß. geologischen Landesanstalt das Wasser dieser Quellen analysiert. Es enthält Bikarbonate, Kalzium, Magnesium und Natrium. Die Quelle von Galim ist die konzentrierteste Lösung, aber ärmer an Kalk und Magnesium als die drei anderen Quellen. Das Mineralwasser hat eine die Verdauung fördernde, gelind abführende Wirkung.

Die in der Nähe der Quellen lebenden, ackerbautreibenden Negerstämme, die keine Viehzüchter sind, hatten bis zur Einwanderung der Ful'be den Quellen keine größere Beachtung geschenkt. Als nun die Huja'en sowohl als auch die Bororo anfangen, Brunnen anzulegen, um dort ihr Vieh zu tränken, unternahmen die Negerstämme räuberische Überfälle auf die Herden und stahlen Vieh. Die Antwort darauf war ein Krieg der Huja'en gegen die Neger. Zuerst wurde Palkumre unterworfen, und zwar von dem nur fünf Stunden weit entfernten Tingere aus. Dann entbrannte der Kampf um Bure-Galim, an dem sich die Herrscher von Tibati, Banjo und Ngaundere beteiligten. Die Bororo stellten sich freiwillig unter den Schutz der Huja'en und die Führer der verschiedenen Djafunsippen zahlten jährlich eine gewisse Summe in Kaurimuscheln als Entgelt für den militärischen Schutz an den Quellen, den sie von Tibati,

Banjo, Tingere und Ngaundere empfangen. Erst im Jahre 1906 konnte der Kampf um den Besitz der Quelle durch das Einsetzen der deutschen Schutztruppe beendet werden.

Nachdem die Schutztruppe endgültig die Galimleute unterworfen hatte, wurde von der deutschen Verwaltung ein Pumpwerk errichtet, und nun zahlten die Bororo für das Tränken jeder Herde eine kleine Summe an die deutsche Verwaltung, die zum Unterhalt des Pumpwerkes und der Tränkanlage verwendet wurde. Als dann die französische Mandatsverwaltung Kamerun übernahm, ließ man das Pumpwerk verfallen und gab die Quelle ihren „ursprünglichen Besitzern“, den Galimleuten, wieder zurück. Seitdem müssen die Huja'en und Bororo ihren alten Feinden, den „Rinderdieben“, wie sie sie nennen, pro Herde ein Stück Vieh für die Benutzung der Quelle geben. Welchen Einfluß das auf die Bororo hat, geht aus den Angaben des Administrateur Mr. Busson, Subdivision Tibati, über die Zahl der steuerpflichtigen Rinder hervor. Bei der Mandatsübernahme gelang es, für etwa 100 000 Rinder Steuern einzutreiben. Im Jahre 1931 jedoch nur für 3000 Stück. Die Rinder der Huja'en sind in diesen Zahlen nicht inbegriffen. Es hat also unter den Bororo eine ungeheuerliche Abwanderung eingesetzt, und zwar nach Britisch-Kamerun, Nigeria und Ubangi Schari.

Mit dieser Abwanderung stehen die beiden neuen Siedlungen der Bororo, Babanki und Mbarta, in engem Zusammenhang. Die Siedlung Lompta, etwa 1½ Stunden weit von Bure-Galim entfernt, entstand zur Zeit, als die Huja'en den Bororo den Schutz für die Salzquelle zugesagt hatten. Lompta ist die uns älteste bekannte Bororosiedlung in diesem Teile Westafrikas. Sie erreichte ihre größte Bedeutung und Ausdehnung zur deutschen Zeit, als das Pumpwerk errichtet wurde. Als später, zur französischen Zeit, die Abwanderung einsetzte, ging ein Vetter des jetzigen Bororoführers, Baba Haram, nach Babanki und ein anderer Verwandter mit der Mutter Baba Harams nach Mbarta und gründeten dort neue Siedlungen, die man als Ableger von Lompta ansehen muß.

I.

Die Gesellschaft der Djafun-Bororo.

Eine Analyse der Gesellschaft der Bororo ergibt folgende Einheiten:

1. Die Familie = Sudu.
2. Die Sippe = Lenjol.
3. Das Weidegebiet = Leidi.

Als zur Familie = Sudu gehörig betrachte ich noch die gegen eine Entschädigung oder Bezahlung angestellten Hirten, ferner die sog. Schula'be = Nebenfrauen. Ihr Hinzutreten zur Einheit der Familie wird, wie wir später sehen werden, durch rein wirtschaftliche Gründe bedingt, und es handelt sich auf dem Ngaundere-Hochland um eine Mengung mit Negeren, in anderen Gegenden vielleicht auch mit Hausa, Tuareg usw.

1. Die Familie.

Aus den Verwandtschaftsbezeichnungen ergibt sich folgendes (siehe Tabelle 1.): In der Fulsprache gibt es kein Wort, das man mit Ehemann oder Ehefrau übersetzen könnte. Die Bezeichnungen, die man benutzt, sind die gleichen wie für Mann und Weib. In adjektivischer Form werden sie zur Unterscheidung der Geschlechter bei Mensch und Tier verwandt. Es gibt andere Bezeichnungen, die man anwendet, um zwischen den verschiedenen Arten von Männern und Frauen zu unterscheiden. Diese haben jedoch nichts mit den Verwandtschaftsbezeichnungen zu tun, sondern sie geben die soziale Stellung an, den Beruf oder die Zugehörigkeit des Indivi-

duums zu einer bestimmten Altersklasse (siehe Tabelle 2). Ferner läßt sich aus den Substantivklassen der Sprache feststellen, daß noch folgende Unterschiede gemacht werden:

1. Menschen ganz allgemein,
2. Berufsmäßige Ausüßer einer Handlung,
3. Angehörige einer Gemeinschaft (Westermann „Grammatik der Ful’be-sprache“).

Man unterscheidet zwischen den Kindern eines Vaters aber verschiedener Mütter, desgleichen unterscheiden die Kinder zwischen ihrer eigenen Mutter und den anderen Frauen ihres Vaters. Die Frau des Vatersbruder steht in gleichem Verwandtschaftsverhältnis zu den Kindern wie die Frau des Vaters, die nicht die Mutter der Kinder ist.

Weiterhin wird zwischen Kreuz- und Parallelvettern und -basen unterschieden. Das gleiche Wort, mit dem man die Kinder eines Mannes und einer Frau bezeichnet, wendet man auf Parallelvettern und -basen an und die Bezeichnung für alle Kinder eines Mannes, aber von verschiedenen Müttern auf Kreuzvettern und -basen.

Das System der Verwandtschaft, das aus diesen Bezeichnungen hervorgeht, wird durch die Gesetze und Rechte innerhalb der Gesellschaft bestätigt. Bei den Djafun’en sind Ehen zwischen Parallelvettern und -basen strengstens verboten. Sie werden als Inzest angesehen. Aus dem gleichen Grunde sind Ehen zwischen Nichten und väterlichen Onkeln, und Neffen und mütterlichen Tanten untersagt. Bevorzugte Ehen dagegen sind zwischen Kreuzvettern und -basen, und dementsprechend sind Ehen zwischen Nichten und mütterlichen Onkeln, und Neffen und väterlichen Tanten erlaubt. Sollte unter den Kreuzvettern und -basen ein passender Ehepartner nicht zu finden sein, so heiratet man in eine verwandte oder befreundete Sippe. Das ausgesprochen elterliche Verhältnis des väterlichen Onkels und der mütterlichen Tante zu ihren Neffen und Nichten wird in folgenden Sitten zum Ausdruck gebracht.

Wenn der Jüngling den letzten Soro überstanden hat und somit in die Gemeinschaft der Sippe aufgenommen worden ist, dann ist es der väterliche Onkel, der nächst dem Vater dem Jüngling die größte Anzahl Rinder schenkt. Ist die Mutter unerreichbar oder tot, so durchbohrt die Schwester der Mutter die Ohrmuscheln des Mädchens und schmückt sie zum ersten Hirdetanz. Zu ihr kehrt unter der gleichen Voraussetzung auch die junge Frau zum Gebären ihres ersten Kindes zurück. Ist der Vater tot oder abwesend, so wird er von seinem Bruder vertreten. Der väterliche Onkel überwacht das Verwalten der Herde für die noch nicht erwachsenen Neffen. Später verteilt er die Rinder unter sie und schenkt den Festbraten zum Soro und zur Hochzeitsfeier.

Außer dem Heiratsverbot zwischen Parallelvettern und -basen, das, wie schon gesagt, auf einem Inzestgefühl beruht, gibt es für die Djafun’en noch folgende Beschränkungen bei der Gattenwahl: zwischen den Angehörigen der Sippen ist es ein strenges Gesetz, daß kein Jüngling heiraten darf, der nicht den Soro überstanden hat. Daher sind Ehen mit Angehörigen von Sippen, die den Soro nicht ausüben, streng untersagt. Ein weiteres Verbot bezieht sich auf die Ehe mit Nichtful’be, besonders mit Negern, die als eine minderwertige Rasse angesehen werden, oder mit Angehörigen negroider Stämme. Nach Ansicht der Djafun’en äußert sich reinrassiges Ful’beblut in heller, rötlicher Hautfarbe, Adlernase, betontem Kinn, lockigem, aber nicht krausem Haar und langen, schlanken Gliedmaßen.

Es gibt zwei Formen der Ehe:

1. Ehen, die im Einvernehmen der beiden Familien geschlossen werden, und
2. die Ehe durch „Entführung“.

Bei der ersten Form gibt es zwei Arten der Gattenwahl. Die gebräuchlichste ist ein Abkommen, das zwischen zwei Elternpaaren getroffen wird, zu einer Zeit, in der sich die zukünftigen Ehegatten noch im frühesten Kindesalter befinden oder sogar noch nicht geboren sind. Auf diese Art und Weise sichern die Eltern ihren Kindern den bevorzugten Ehepartner, Kreuzvetter oder Base. Ferner kann die Gattenwahl auch während einer Soroveranstaltung und bei dem darauf folgenden Hirdetanz stattfinden. In vielen Fällen ist diese Form der Gattenwahl dann nur eine Bestätigung des Kinderverlöbnisses durch die jungen Leute selbst. Bei diesen Ehen, die im Einvernehmen zwischen den beiden Elternpaaren geschlossen werden, macht der Bräutigam anlässlich der Hochzeit dem Brautvater ein Geschenk in Form von Rindern, die im Vergleich zur durchschnittlichen Größe der Herde (3—600 Stück) außerordentlich gering ist, nämlich 1—2 Stiere oder alte Kühe. Weiter gibt er der Mutter der Braut eine Summe Geldes, die diese mit ihrem Manne teilt. Die Braut erhält Tücher zum Geschenk. Handelt es sich um heidnische Bororo, so ist die einzige, darauf folgende Zeremonie ein Festessen, zu dem der Vater des Bräutigams oder der väterliche Onkel 1—2 Rinder zum Schmause liefert. Bei den mohammedanisierten Nomaden „bindet“ der Malum die Ehe (he'ba tegal = binden der Ehe), nach islamitischem Gesetz, nachdem er sich vergewissert hat, daß der Brautpreis und die Geschenke gegeben worden sind. Brautpreis und Geschenke sind mehr eine Formalität, die erfüllt werden muß. Trennen sich die jungen Eheleute später, so findet keine Entschädigung oder Rückzahlung des Brautpreises an den Ehemann statt.

Die zweite Form der Eheschließung nenne ich nur insofern eine Ehe durch Entführung, als die Verwandten und gesetzt den Fall, daß die Frau verheiratet ist, auch der Ehemann nichts von dem Fortgehen der Frau wissen. Zwischen dem Entführer der Frau und ihr selbst herrscht dagegen stets vollstes Einvernehmen. In diesem Fall wird kein Brautpreis gezahlt, noch werden Geschenke gemacht. Da es sich dabei in vielen Fällen um verheiratete Frauen handelt, die mit ihren Liebhabern auf und davon gehen, sind sie gewöhnlich durch die heimliche Flucht gezwungen, ihr gesamtes Hab und Gut zurückzulassen. Ein Festessen, zu dem alle in der Nähe weilenden Verwandte und Freunde des Entführers, sowohl als auch der Frau (mit Ausnahme von deren Ehemann, wie mein Gewährsmann betonte), geladen werden, und zu dem in diesem Falle der „Entführer-Bräutigam“ selbst die notwendigen Rinder stiftet, genügt um die Ehe zu legitimieren. Diese Sitte ist der sog. Frauenraub, dem die Bororo ihren schlechten Ruf bei den anderen Völkern verdanken.

E. A. Brackenbury „Journal of the african society“ April 1924 erwähnt noch eine dritte Form der Eheschließung, wobei der Beischlaf im Freien und in der Anwesenheit von Sippen- und Familienangehörigen ausgeübt werden soll. Einer seiner Gewährsleute, ein Mann aus Jola, will diese Form der Eheschließung in der Gegend von Galim gesehen haben. G. W. Webster, „Customs and Beliefs of the Fulany“, Z. Man., Bd. 31, 1931 konnte ebenso wie auch ich, nicht den geringsten Hinweis auf eine derartige Sitte finden.

Ein Mann, dessen Frau gestorben ist, oder der von seiner Frau verlassen worden ist, nimmt sich gewöhnlich nach Ablauf von 1—2 Monaten eine andere, meist mit Hilfe des eben erwähnten Frauenraubes. Da die Frau außer einigen Tüchern, Töpfen und Kalabassen kein Eigentum besitzt, so können nach ihrem Tode in bezug auf die Erbschaft keinerlei Komplikationen entstehen. Stirbt ein Mann kinderlos, so geht seine Herde in den Besitz seiner nächsten männlichen Verwandten aus der väterlichen Sippe über.

Wilson-Haffendon hat bei „Town“ und Cattlefulani“ Levi und Sororat beobachtet. Leider geht aus seinen Angaben nicht hervor, ob es sich dabei um Schuwal'be handelt — fulanisierter Araber (L. N. Reed) oder um echte Ful'be.

Eine fest begrenzte Trauerzeit mit Meidung, Verboten usw. ist mir nicht bekannt geworden. Der überlebende Ehepartner kann, wenn er will, sofort nach dem Begräbnis wieder heiraten. Hinterläßt ein Vater unmündige Söhne, so darf sich die Witwe nicht eher verheiraten als bis auch der jüngste Sohn den letzten Soro überstanden hat. Während dieser Zeit ist sie lediglich Nutznießerin der Herde, die sie für ihre Söhne verwalten muß. Dem Bruder ihres verstorbenen Gatten ist sie für den Bestand und Zustand der Herde verantwortlich. Sie hat verschiedene Liebhaber und führt ein völlig unabhängiges Leben. Weideplatz und Lager sind getrennt von denen des Bruders des verstorbenen Mannes. Auch bei einer späteren Wiederverheiratung nimmt der Bruder des Verstorbenen keine Sonderstellung zwischen den in Frage kommenden Ehepartnern ein. Es handelt sich hier also nicht um ein Levirat, sondern der Bruder des verstorbenen Mannes vertritt Vaterstelle an den verwaisten Söhnen und beaufsichtigt die Verwaltung des Vermögens der Kinder, die in den Händen der Witwe liegen. Erst wenn der Rest der Herde vom Bruder des verstorbenen Vaters dem jüngsten Sohne nach Beendigung des letzten Soro übergeben worden ist, erst dann ist die Witwe frei von ihren Pflichten und darf wieder heiraten. Ist sie für eine Wiederverheiratung zu alt, so sorgen die Söhne für sie. Meist lebt sie dann bei einem der Söhne und erhält Nahrung und Kleidung, auch wird ihr Gelegenheit zum Verdienen eines kleinen Taschengeldes gegeben, sei es durch Strohtellerflechten, Sammeln und Verkaufen von wildwachsenden Früchten oder man überläßt ihr die Milch von 1—2 Kühen. Eine Norm läßt sich nicht aufstellen. Es ist ganz individuell, nur werden die alten, arbeitsuntauglichen Männer und Frauen im Vergleich mit Negervölkern bei den Bororo und Huja'en im allgemeinen auffallend gut versorgt.

Aus dem bisher Gesagten geht hervor, daß die Bororo die Ehe nicht als eine starke Bindung zwischen Mann und Frau empfinden. Keiner der Partner verliert an gesellschaftlichem Prestige, wenn man sich trennt. Tatsächlich sind diese Trennungen so gang und gäbe, daß alle Männer, mit denen ich sprach, Ehefrauen erwähnten, die ihnen „in den Busch davon gelaufen waren“. Da es keine Scheidungsformalität gibt, die zu erfüllen wäre, und da die Frau, außer den wenigen, schon erwähnten Dingen, kein Privateigentum hat, so können nur in solchen Fällen Komplikationen entstehen, wo Kinder vorhanden sind. Aber selbst da vollzieht sich die Trennung meist reibungslos. Die Kinder, die durch ihr Alter von der Mutter unabhängig sind, insbesondere die Knaben, bleiben gewöhnlich beim Vater. Die kleineren Kinder nimmt die Mutter meist in die neue Ehe mit, ohne daß die heranwachsenden Söhne dadurch ihren Erbenspruch an den Anteil der väterlichen Herde verlieren. Wie wir weiterhin sehen werden, bleibt stets eine gewisse Verbindung zwischen dem Vater und seinen Kindern, insbesondere den Söhnen durch Soro und Sippe bestehen.

Trotzdem die Ehe nicht als starke Bindung empfunden wird, trotzdem es keinerlei Scheidungsformalitäten gibt, und das freie Zusammenleben, wie wir es im Falle der Witwe gesehen haben, dem gesellschaftlichen Prestige in keinem Falle schadet, werden uneheliche Kinder trotzdem als Schande angesehen, und das Ansehen der Frau leidet, wenn auch nur vorübergehend darunter. Ein derartiges „Bingel gene“ = ein Kindchen des Grases hat keine Aussicht auf eine spätere Erbschaft in Form von Rindern, da der Vater unbekannt ist. Heiratet die Mutter oder ist sie schon verheiratet,

so wachsen derartige Kinder mit den Legitimen zusammen auf, und der einzige Unterschied zwischen ihnen und den anderen besteht darin, daß sie von der Erbschaft ausgeschlossen sind und sich nur als bezahlte Hirten eine eigene Herde verdienen können. Das Ansehen des Kindes selbst leidet nicht, es ist nur arm und nimmt eine, seiner Armut entsprechende untergeordnete soziale Stellung ein.

Die Anzahl von Frauen, die ein Mann hat, hängt von der Größe seiner Herde ab. Durchschnittlich hat ein Mann ein bis zwei Frauen, nur besonders reiche Leute und Sippenführer haben mehr als zwei Frauen.

Das bilaterale Verwandtschaftsgefühl ist bei den Djafun'en stark entwickelt. Zwar vererben sich die Sippen- und Familiennamen nur vom Vater auf die Kinder, wenn aber die mütterliche Verwandtschaft blutsmäßig überwiegt gibt man oft die Namen der Familie und der Sippe der Mutter als die eigene an. Die Frau, die ja nicht des Mannes Eigentum wird, rechnet sich auch in ihrer Ehezeit zu ihrer eigenen Familie und Sippe gehörig und tritt nicht in die des Mannes über. Durch die Vererbung der Herde an die Söhne ist bei diesen die Bindung an die väterliche Sippe stärker, während die Töchter, dadurch, daß sie zur Geburt des ersten Kindes zur Mutter oder zur Schwester der Mutter zurückkehren, sich mehr als zur mütterlichen Sippe und Familie gehörig betrachten. Bei Rechtsfragen und Streitigkeiten ist jedoch stets die väterliche Sippe oder Familie ausschlaggebend.

Die Frage der Wahl des Wohnortes für die Familie, ob gemeinsam oder getrennt, ob patri- oder matriloal hängt ganz von dem landwirtschaftlichen und wirtschaftlichen Gegebenheiten des Weidegebietes ab. Wie sich aus dem Abschnitt über die Wirtschaft ergibt, sind die Djafun'en gezwungen in Gegenden zu leben, in denen außer günstigen Naturbedingungen eine dünn gesiedelte ackerbau- und gewerbetreibende Bevölkerung sein muß. Selbst unter den idealen Verhältnissen, wie auf dem Ngaundere-Hochland, war die Frage des Wohnortes sehr labil und der Zusammenhang zwischen Ehemann, Ehefrau und Söhnen über zwölf Jahren sehr locker. Die Mädchen bleiben fast immer bis zur Eheschließung bei einem der Eltern. Je nach den augenblicklichen Weide-, Wasser- und Salzquellenverhältnissen wandern die erwachsenen Familienmitglieder getrennt oder gemeinsam innerhalb eines gewissen Gebietes, dabei besteht jedoch das Bestreben, nicht allzu weit voneinander entfernt zu sein. Entfernungen zwischen den einzelnen Familienmitgliedern von 60—100 km gelten als normal. Eine Norm für einen patri- oder matriloalen Wohnsitz kann man daher nicht aufstellen. Das jung verheiratete Ehepaar lebt in einem gemeinsamen Lager, dann kehrt die junge Frau, wie schon erwähnt, zur Geburt des ersten Kindes und für Dauer des darauffolgenden Jahres zu ihrer Mutter oder zu deren Schwester oder zu der entsprechend nächsten Verwandten zurück, also in die mütterliche Familie oder Sippe. Nachdem der Ehemann Frau und Kind wieder zurückgeholt hat, kann es sein, daß sie wiederum in einem gemeinsamen Lager leben. Es kann aber genau so gut der Fall eintreten, daß sie sich aus wirtschaftlichen Gründen trennen müssen und jeder für sich allein wandert. Jeder der beiden ist dann bestrebt, wenigstens in der Nähe der eigenen Familie zu bleiben und falls das nicht möglich sein sollte, in der Nähe von Freunden. Das Ideal der Djafun'en ist es, daß die Familie sich innerhalb des Weidegebietes der Familie und Sippe des Mannes aufhält, also patrilokal, und daß die Frau nur bei besonderen Gelegenheiten mit ihrer Sippe zusammen kommt. Dieses Ideal wird jedoch nur in den seltensten Fällen verwirklicht.

a) Meidungen.

Der Begriff Schemtu'dum umfaßt bestimmte Meidungen, von denen hier nur die erwähnt werden sollen, die Bezug auf die Gesellschaft, insbesondere die Familie haben. Schemtu'dum darf nicht mit dem Mbo'da der Wo'da'be verwechselt werden (L. M. Reed Z. Africa, Okt. 1932).

Bestimmte Meidungen betreffen sozial höher gestellte Persönlichkeiten, sog. him'be manga = die großen Leute: Eltern, Schwiegereltern, väterliche und mütterliche Onkel und Tanten, Sippenführer und im allgemeinen alte Männer und Frauen. So dürfen also die Kinder nicht den Namen ihrer Eltern nennen, noch den ihrer Schwiegereltern oder sie mit der Bezeichnung esiko = Schwiegervater usw. anreden. Man darf nicht den Namen seiner Sippe nennen — wohl aber den Namen des Weidegebietes, denn er ist nicht an eine Person gebunden —, noch den des Sippenführers. Kinder dürfen nicht mit ihrem Vater zusammen essen. Sie erhalten eine Schüssel für sich und hocken sich, den Rücken zum Vater gekehrt, im Kreise darum. Frauen dürfen nicht mit Männern zusammen essen (in ganz Westafrika verbreitet). Im Lager oder Gehöft der Schwiegereltern darf man keine Nahrung zu sich nehmen, man trägt daher die Speisen oder Getränke einige Schritte weit in den Busch und genießt sie hinter einem Strauch oder einem Zaun. Begegnet man einer sozial höher gestellten Persönlichkeit, so tritt man vom Pfade in den Busch, kniet mit abgewandtem Gesicht nieder und spricht die übliche Grußform.

Das erstgeborene Kind wird von beiden Eltern verleugnet, bis ein zweites Kind geboren ist. Dieses zweite Kind braucht nicht von der gleichen Frau des Mannes zu sein, sondern es kann das Kind der zweiten Frau sein, die er heiratet, während die erste Frau bei ihrer Mutter ist, um das erste Kind zu gebären. Dort bleibt die junge Mutter, wie schon erwähnt, etwa ein Jahr, bis das Kind laufen kann. Während dieser Zeit sieht sie ihr Kind nur des Nachts. Tagsüber tut die Großmutter so, als ob das Kind ihr gehört. Sie trägt es auf dem Rücken herum und bringt es nur zum Nähren der Mutter, die sich dann mit dem Kinde in der Hütte verbergen muß. Der Vater sieht sein Kind zum erstenmal, wenn er seine Familie bei der mütterlichen Sippe abholt. Es kommt vor, daß der Vater heimlich des Nachts in die Hütte seiner Frau geht, um sein Kind zu sehen. Wenn die Leute davon erfahren, wird er ausgelacht und verspottet. Selbst nachdem der Mann Frau und Kind zurückgeholt hat, wird es noch von beiden Eltern anderen Leuten gegenüber verleugnet. Man spricht von ihm per „jenes Kind da“ und ruft und redet es niemals mit seinem Namen an, noch mit der Bezeichnung „Affo“ = Erstgeborener. Auch nach der Geburt des zweiten Kindes vermeidet man die Namensnennung des Erstgeborenen, aber man spricht von ihm jetzt als vom „Affo“.

Verstöße gegen diese Meidungen werden nicht streng bestraft. Der Betreffende ist nur dem Spotte seiner Mitmenschen preisgegeben. Die Djafun'en rechnen die Meidungen zu dem Begriff Schemtu'dum, der alles umfaßt, was gegen Sitte und Recht verstößt. Z. B. einen Diebstahl begehen, ein uneheliches Kind bekommen, seine Selbstbeherrschung verlieren, Besitztum sinnlos verschwenden usw. Meine Gewährsmänner betonten, daß das Schemtu'dum bei allen Ful'be das gleiche sei, nur die Wo'da'be hätten außerdem noch das Mbo'da.

b) Der Komplex; Namensgebung, Soro-Hirde und Eheschließung.

Fälschlicherweise wurden Soro und Hirde bisher nur als Feste oder Spiele der Bororo angesehen. Namensgebung und Eheschließung wurden davon getrennt, soweit sie überhaupt Beachtung fanden. Tatsächlich

darf man jedoch dieſe Inſtitutionen im Leben der Bororo nicht einzeln für ſich betrachten. Sie bilden zuſammen ein geſchloſſenes Ganzes und bei den Nomaden, ſoweit ſie noch nicht den Mohammedaniſmus angenommen haben, iſt die eine nicht ohne die andere denkbar. Mit der Namensgebung wird das Kind in die Gemeinſchaft der väterlichen Familie aufgenommen. Während der Soro-Zeit — denn der Soro iſt nicht nur das Feſt mit der bekannten Flagellation, ſondern er erſtreckt ſich über mehrere Jahre — vollzieht ſich für die Knaben der Übergang von der Familie in die Sippe. Bei den Mädchen finden wir dafür als Parallele das Tufa Nopi, die Zeit, in der die Ohrmuſcheln durchbohrt werden, die Vorbereitung auf die erſtmalige Teilnahme am Hirdetanz, der ſeinerſeits der letzten Soroveranſtaltung gleichzuſtellen iſt. Mit dem Beſtehen des letzten Soro und der Teilnahme am Hirdetanz wird der junge Menſch vollwertiges Sippenmitglied, er wird ſozuſagen als fortpflanzungsfähig anerkannt und kann nun ſeine eigene Familie gründen. Der junge Mann ſowohl als auch das Mädchen treten damit aus der väterlichen Familie, ſie ſind mehr oder weniger der elterlichen Gewalt entzogen — inſbeſondere der junge Mann, der nun ſeine eigene Herde erhält, — und beide unterſtehen von nun an einer höheren Autorität, nämlich der der Sippe. Auf die Rolle, die der Soro und Hirde bei den Heiratsverboten und der Gattenwahl ſpielt, iſt ſchon hingewieſen worden, und die Eheſchließung folgt in den meiſten Fällen kurz nach Beendigung des letzten Soro bzw. nach der Teilnahme am erſten Hirdetanz, oft ſchon am nächſten Tage.

Psychologiſch, ſoziologiſch und wiſtſchaftlich geſehen iſt daher der Feſtkomplex, Namensgebung, Soro-Hirde und die darauffolgende Eheſchließung von höchſter Bedeutung für die Nomaden, denn er umſchließt in konzentriertester Form alles, auf dem das Leben des Einzelnen ſowohl als auch das der Geſellſchaft aufgebaut iſt, und alle die mannigfaltigen Beziehungen, die vom Individuum zur Gemeinſchaft und umgekehrt ausgehen, ſind in ihm enthalten.

Zweimal im Jahre verſammeln ſich alle befreundeten Sippen eines Weidegebietes und zwar am Anfang und Ende der großen Trockenzeit; nach unſerer Zeitrechnung iſt das auf dem Ngaundere-Hochland etwa im März und Oktober. Iſt das Weidegebiet zu groß, ſo finden in den verſchiedenen Teilen mehr oder weniger gleichzeitig verſchiedene Zuſammenkünfte ſtatt. Perſönlich konnte ich weder der Flagellation noch dem Hirde beiwohnen. Da die erſtere von der franzöſiſchen Verwaltung verboten worden iſt, findet ſie, ſowohl als auch der Tanz der Frauen nur ganz im Geheimen und fern von allen Siedlungen und Wegen in abgelegenen Tälern ſtatt. Aus Furcht, ich könnte dieſen Platz an die franzöſiſche Verwaltung verraten, wurde er auch vor mir geheimgehalten. In dem folgenden Bericht beruht daher die Schilderung der Flagellation und des Hirdetanzes excluſiv auf den Aussagen meiner Gewährsleute.

Der Soro-Hirdeveranſtaltung geht die Namensgebung und damit die Aufnahme der während des letzten halben Jahres geborenen Kinder in die väterlichen Familien voran. Es iſt ein ausgeſprochenes Familienfeſt, zu dem man nur die nächſten Blutsverwandten väterlicher- und mütterlicherſeits einlädt, gute Freunde und alte, bezahlte Hirten. Man gibt ein einfaches Feſtmahl, 1—2 Rinder werden geſchlachtet, Maisbrei und Kräutersauce wird gekocht und ſüße Klöße aus Honig und Maismehl werden bereitet. Der Vater beſtimmt den Namen des Kindes. Die Gäſte und Gratulanten kommen und gehen zwanglos während des ganzen Tages. Bei der einzigen Namensgebung, der ich beiwohnen konnte, fanden keinerlei Zeremonien ſtatt. Der Vater des Kindes war mein Gewährsmann, der halbſeßhaft gewordene Jimira, Sarikin Sanu. Das Kind, es war ſein vierzehntes, ſtammte

von seiner fünften Frau, mit der er noch nicht nach mohammedanischem Gesetz verheiratet war, wohl aber nach der Sitte der Djafun'en.

Ehe das eigentliche Sorofest geschildert wird, muß über die Institution des Soro berichtet werden. Beim Einsetzen der Pubertät, mit etwa zwölf Jahren, „tritt der Knabe in den Soro ein“ = o nasti Soro. Äußerlich betont er seine Zugehörigkeit zum Soro damit, daß er nun außer dem Schamtuch noch ein hemdartiges Gewand trägt und seine Haare lang wachsen läßt, die zu eigenartigen Zöpfen geflochten oft bis zur Leibesmitte herunter hängen. Er darf nicht mehr innerhalb des Lagers in der Hütte bei seiner Mutter oder seinen Geschwistern wohnen, sondern er bekommt eine etwas abseits gelegene Hütte für sich allein, streng isoliert von den übrigen Hütten der Familie. Schon durch diese Veränderung der Wohngemeinschaft entsteht eine Lockerung der Bindung an die Familie, die noch durch die hinzutretende Meidung der Mutter und aller Frauen bestärkt wird. Keine geschlechtsreife Frau darf seine Hütte betreten. Zwar kocht die Mutter noch für ihren Sohn das Essen, jedoch ein kleines Mädchen, bei dem noch nicht mit dem Tufa Nopi begonnen worden ist, bei dem also noch nicht die Reife eingetreten ist, bringt es ihm in einer Kürbisschale und setzt es vor der Hütte auf die Erde. Vorzugsweise ist es eine Schwester des Knaben. Im Notfalle kann auch ein kleiner Junge diese Speisenträgerrolle übernehmen, unter keinen Umständen jedoch ein junges Mädchen oder eine junge Frau.

Die Wirtschaftsform verlangt es oft, daß Mutter und Sohn gemeinsam die Herde betreuen. Aber nach Möglichkeit wird das von nun an vermieden, und Mutter und Sohn meiden sich tagsüber, soweit es die Umstände gestatten. Diese Meidung der Frauen ist theoretisch mit sexueller Enthaltsamkeit verbunden. In der Praxis wird die Meidung jedoch meist umgangen. Mit etwa 17 Jahren beginnt der Knabe heimlich eine Geliebte zu haben, bei deren Wahl die schon erwähnten Heiratsverbote berücksichtigt werden. Denn bei den Djafun'en handelt es sich dabei nicht um ein Verboten der rechtlichen oder sozialen Institution der Ehe in unserem Sinne, sondern um ein Verboten des Geschlechtsverkehrs, besser gesagt des Zeugens von Nachwuchs mit einem aus Inzest- oder anderen Gründen nicht erwünschten Partner. Besteht ein Kinderverlöbnis, ist die Braut im entsprechenden Alter und läßt es die räumliche Entfernung zwischen dem Lagerplatz des Jünglings und der Braut zu, dann ist es die Braut, die heimlich in der Nacht zu ihm kommt und ihn vor Sonnenaufgang wieder verläßt. Nur in der Nacht vor jedem Sorofest soll sich der Jüngling des Geschlechtsverkehrs enthalten. Verstößt er gegen dieses Gebot, so muß er am nächsten Tage ein „Reinigungsbad“ im Fluß nehmen. Wenn der Knabe in den Soro eingetreten ist, so spricht man von ihm nicht mehr als vom Kind, vom Erstgeborenen oder Jüngsten, sondern er ist ein Kaedjo geworden. Zwischen ihm und seinen gleichaltrigen Genossen, den Ngorgi'en, die ebenfalls dem Soro beigetreten sind, entwickelt sich durch diese Gemeinschaft eine feste Freundschaft, die das ganze Leben hindurch anhält und besonders im Falle der Seßhaftwerdung von großer Bedeutung ist, wie ich es im Lompta beobachten konnte.

Jeder Kaedjo ist einem Koridjo unterstellt. Der Koridjo ist ein junger Mann, der den Soro schon überstanden hat. In vielen Fällen ist er schon verheiratet. Er muß aus der väterlichen Sippe des Kaedjo stammen. Oft ist er dessen älterer Bruder oder der Sohn des väterlichen Onkels. Das Verhältnis Kaedjo—Koridjo läßt sich am besten mit dem des Leibfuchses und Leibburschen der deutschen Vorkriegsstudentenkörpers vergleichen. Die Aufgabe des Koridjo ist es, dem Kaedjo die notwendigen Verhaltensmaßregeln für das spätere Leben als Sippenmitglied und besonders für die

Flagellationszeremonie des Sorofestes zu geben. Am Vorabend vor dieser Veranstaltung geht er mit dem Kaedjo in den Busch, und gemeinsam suchen sie die für diese Zwecke geeigneten Stöcke aus, die dann der Koridjo bis zum nächsten Morgen in seiner Hütte verbirgt. Er ist es auch, der gemeinsam mit dem Vater des Kaedjo einen Trank bereitet, der schmerzunempfindlich machen soll, falls man feiges Verhalten des Kaedjo befürchtet. Die Kori'en wählen gemeinsam aus, welche Ka'en gegeneinander antreten müssen. Hierbei wird darauf geachtet, daß die Knaben möglichst gleichaltrig sind und über gleiche Körperkräfte verfügen. Ein Kaedjo ist der Schlagende, der andere der Geschlagen-Werdende. Beiden Ka'en wird der Oberkörper entblößt. Der Koridjo des Schlagenden übergibt diesem die Stöcke. Der Koridjo des Geschlagen-Werdenden schlingt das Guroband um die Daumen seines Kaedjos, der nun mit hochgehaltenen Armen dasteht und die Schläge empfangen muß, ohne die geringsten Zeichen von Furcht oder Schmerzen zu äußern. Das Guroband ist ein endloses, schmales Band, das wie alle Seile der Bororo aus ungegerbter Rindschaut geknüpft ist. Die Schläge dürfen nur den Brustkorb treffen, und zwar unterhalb der Achselhöhle bis zur Leibesmitte. Bei den jüngeren Knaben ist die Flagellation mehr oder weniger nur eine Spielerei. Aber bei den jungen Männern werden besonders die letzten Flagellationen bitterer Ernst. Ich habe Bororomänner gesehen mit fingerbreiten Narben, die sich fast vom Rückgrat bis zur Magengrube um den Brustkorb herum zogen.

Während der Flagellation darf der Kaedjo, wie schon erwähnt, keinerlei Schmerz- oder Furchtgefühle verraten. Er muß vollständig unbeweglich dastehen und sich schlagen lassen. Die Arme müssen so über den Kopf gehalten werden, daß das Guruband von Daumen zu Daumen leicht gespannt ist. Herunterlassen der Arme gilt als höchstes Zeichen der Feigheit und Angst und ist schlimmster Schmach und Schande, die es für den Kaedjo selbst, wie auch für seinen Vater und seinen Koridjo geben kann, während die Zuschauer „Feigling“ und „Taugenichts“ rufen. Unter Umständen kann der Kaedjo sogar daraufhin aus seiner Familie und Sippe ausgestoßen werden, obgleich ein solcher Fall meinen Gewährsleuten unbekannt war.

Bei der nächsten Soroveranstaltung werden die Rollen getauscht und der geschlagene Kaedjo schlägt jetzt den damals Schlagenden. Die beiden gegeneinander antretenden Ka'en dürfen nicht aus der gleichen Sippe stammen, sondern müssen verschiedenen Sippen angehören. Ob nun wieder zwischen den verschiedenen Soro ausübenden Sippen Soroerbote bestehen, habe ich nicht feststellen können, auch nicht ob bestimmte Sippen als Soroegner bevorzugt werden.

Bei den jüngeren Ka'en geben die Kori'en das Zeichen zum Beginn und zum Beenden der Flagellation. Bei der letzten Flagellation, die der Kaedjo durchmachen muß, um als vollwertiges Sippenmitglied angesehen zu werden, ist es der oberste der anwesenden Sippenführer, der das Zeichen gibt. Beim letzten Soro tritt er auf den geschlagen werdenden Kaedjo zu, nimmt ihm die hochgehaltenen Arme herunter und sagt zu ihm: „Du bist ein Mann!“ Damit ist der junge Mann offiziell in die Gemeinschaft der Sippe aufgenommen. Sein Koridjo schneidet ihm die Zöpfe ab — das äußere Zeichen der Zugehörigkeit zum Soro — und rasiert ihm den Schädel kahl. Die Haare werden in der Erde vergraben. Von jetzt an trägt der junge Mann die „hofinere“, eine den phrygischen Kappen ähnliche Kopfbedeckung.

Nun bekommt der junge Mann von seinem Vater und der väterlichen Familie, dem Bruder des Vaters usw., Rinder zu einer Herde geschenkt, wie schon bei dem elterlichen Verhältnis des väterlichen Onkels und der mütterlichen Tante erwähnt wurde. Gleichzeitig ist damit der Austritt aus der Gemeinschaft der elterlichen Familie vollzogen, der neue Koridjo

weidet von jetzt an seine eigene Herde, unabhängig von der väterlichen, und gründet durch Heirat seine eigene Familie.

Es kommt häufig vor, daß die an und für sich erbliche Sippenführerwürde einem Manne verliehen wird, der darauf keine Ansprüche hat. In solchen Fällen ist es von besonderer Wichtigkeit, wie der betreffende Mann sich während seines letzten Soro verhalten hat, obgleich es nicht unbedingt ausschlaggebend ist. Einem anerkannten Feigling wird man jedoch niemals die Führerwürde übertragen, sollte er noch so reich sein und große Gefolgschaft haben.

Wenn bei den Mädchen die Reife eintritt und sich die Brüste entwickeln „wa'di endi“, dann wird sie 'bi'do debbo = Jungfrau genannt, und die Mutter oder deren Stellvertreterin, die mütterliche Schwester beginnt bei ihr mit dem „tufa nopi“, dem Durchbohren der Ohrmuscheln. In jede Ohrmuschel werden sieben Löcher gestochen. Durch jedes Loch ein großer Messingring = langadje, gezogen, an dem ein kleiner Messingring = tulumure mit einem Glöckchen oder einem petschaftähnlichen Figürchen = lenguru hängt. Mit dem Altwerden reißt sich die Djafun-Frau einen Ring nach dem andern aus den Ohren, bis schließlich, wenn sie nicht mehr gebärfähig ist, nur noch ein einziger Ring übrigbleibt. Damit dokumentiert die Frau, daß sie nun zu den Greisinnen gehört, den „reu'be na'be“ singular pul debbo.

Die Haare des Mädchens werden folgendermaßen frisiert: die Haare auf der Mitte des Schädels werden von der Stirne an zusammengeflochten und bilden mit den Haaren des Hinterkopfes vereint einen abstehenden Knoten im Nacken. Die Seitenhaare werden zu lang herunterhängenden Zöpfen geflochten, so daß rechts und links auf der Mitte des Kopfes und hinter den Ohren auf jeder Seite zwei Scheitel entstehen. Diese Art der Haartracht wird im Gegensatz zu dem „tobi“ der Huja'en „mordi“ genannt.

Wenn das Durchbohren der Ohrmuscheln und die Frisur beendet sind, darf das Mädchen zum ersten Male am Hirdetanz teilnehmen, der, wie schon gesagt, sich an die Soro-Veranstaltung anschließt. Ob eine Art Aufklärungsunterricht der jungen Mädchen während der Tufa nopi-Zeit stattfindet, ließ sich nicht feststellen. Am Hirdetanz selbst beteiligen sich nur die heiratsfähigen Jungfrauen und solche Frauen, die einen Mann haben wollen. Seien es nun Witwen oder Frauen, die ihren Männern davon gelaufen sind, oder solche, die sich gerade mit dieser Absicht tragen. Der Tanz besteht aus rhythmischem Stampfen und Händeklatschen und dem Absingen von Liedern. Die Texte der Lieder weigerte man sich mir zu nennen.

Außerordentlich charakteristisch für die Bedeutung des Soro-Hirde ist die Zusammensetzung der Zuschauer. Beim Soro sind es außer den Männern und Knaben die heiratsfähigen Mädchen und Frauen. Denn sie wählen sich unter den Ka'en ihren zukünftigen Gatten oder Liebhaber. Auf diese Form der Gattenwahl ist schon in dem Kapitel Familie, Ehe hingewiesen worden. Die Mütter der Ka'en sehen nicht zu, ebenfalls nicht Greisinnen und kleine Mädchen, denn für sie kommt eine Gattenwahl ja nicht in Frage. Beim Hirde dagegen setzen sich die Zuschauer aus den geschlechtsreifen Jünglingen und Männern der Sippen zusammen, denn bei dieser Gelegenheit wählt man sich seine zukünftige Frau bzw. seine Geliebte aus. Knaben, die noch nicht dem Soro angehören, und Greise sollen nicht zusehen. Wie eindeutig der Sinn des Hirde ist, sieht man daran, daß es den verheirateten Frauen von ihren Ehemännern streng verboten wird, am Hirde teilzunehmen oder auch nur zuzuschauen, „ein anderer Mann könnte sie rauben!“

2. Sippe und Weidegebiet.

Als nächste größere soziale Einheit in der Gemeinschaft der Djafun'en finden wir die schon mehrfach von mir erwähnte Sippe, von den Bororo im Gegensatz zur Familie = Sudu (Haus), Lenjol genannt. Es handelt sich um exogame Vatersippen, wie aus dem über die Vererbung des Namens und der Herde und der Kreuzvettern- und -basenehe hervorgeht. Um eine scharfe Unterscheidung zwischen einem Angehörigen der mütterlichen Sippe und einem der väterlichen zu machen, bezeichnet man den Angehörigen der väterlichen Sippe mit Sakikedjo Pl. Sakike'en oder Dewerdirao Pl. Dewerdira'be wie das Kind eines Vater und einer Mutter, den der mütterlichen mit Dendirao Pl. Dendir'a'be = Vetter. Im täglichen Leben jedoch, wenn man diesen Unterschied nicht besonders betonen will, bezeichnet man jeden Verwandten, gleichgültig ob er zur väterlichen oder mütterlichen Sippe gehört, einfach mit Bandirao Pl. Bandira'be. Ich nehme an, daß das Wort Bandirao von Bandu = Körper herzuleiten ist. Die Ful'be bezeichnen damit alle Menschen mit denen sie sich körperlich = rassisch verwandt fühlen, denn es werden damit auch Angehörige nicht verwandter Sippen bezeichnet und alle reinrassigen Ful'be, gleichgültig ob Bororo oder Huja'en. Meine Gewährsmänner gingen sogar so weit zu behaupten, daß die Weißen, die Bandi'be der Ful'be seien, aber Neger, Haussa und Araber nicht, denn sie hätten einen anderen Körper und andere Hautfarbe.

Jede Sippe hat, wie schon erwähnt, ihren bestimmten Namen, zu dem für das einzelne Mitglied noch der Name des Weidegebietes und der Familie hinzukommt. Leider ist das vorhandene Material für eine genauere Untersuchung über die Bedeutung der einzelnen Sippennamen nicht ausreichend. Es kann im Augenblick nur darauf hingewiesen werden, daß die Namen vermutlich mit totemistischen Vorstellungen zusammenhängen. Alle Versuche, von meinen Gewährsleuten die Bedeutung der Namen zu erfahren und etwaige damit verbundene Meidungen festzustellen, schlugen fehl. Selbst so eine nahe liegende Assoziation wie Schaige = rot und weiß gefleckte Kuh und Schaiganko'en wurde mit überraschtem Staunen angehört und abgewiesen.

Über die Sippe und ihren Ursprung sagten mir meine Gewährsleute „die Kinder einer Lenjol haben das gleiche Blut. Urahne und Urahnin sind die gleichen — vor langen Jahren heirateten sich ein Mann und eine Frau. Sie zeugten viele Kinder, sie gingen in den Busch, sie hüteten ihre Herden, das sind die Ba'en (Sippennamen)“. Obgleich die einzelnen Sippen manchmal Hunderte, manchmal Tausende von Angehörigen zählen und die meisten der Angehörigen sicherlich nicht mehr ihre Blutsverwandtschaft untereinander beweisen können, so herrscht bei allen von ihnen die Überzeugung einer gemeinsamen Abstammung, die Zusammengehörigkeit durch das gleiche Blut. Man betrachtet sich gegenseitig als Kinder eines Elternpaares, wie schon aus der Bezeichnung Sakikedjo Pl. Sakike'en = Kinder eines Vaters und einer Mutter oder Dewerdirao Pl. Dewerdira'be = Kinder eines Vaters, aber mehrerer Mütter hervorgeht. Dieses Zusammengehörigkeitsgefühl auf Grund des Glaubens an die gemeinsame Abstammung ist ein uns wohl bekanntes Phänomen, und ich erinnere nur an das so oft zitierte Beispiel der Ostjaken Westsibiriens.

Auch äußerlich findet das Zusammengehörigkeitsgefühl einen starken Ausdruck in dem gegenseitigen Helfen, das sich nicht nur auf alltägliche Hilfeleistung erstreckt, wie z. B. daß einer dem anderen beim Tränken und Teilen der Herden behilflich ist, oder die bezahlten Hirten des anderen mit überwacht usw., sondern es geht sogar so weit, daß ein Mann, der durch einen Unglücksfall oder eine Seuche seine Herde verloren hat, von allen

Mitgliedern seiner Sippe, je nach dem Reichtum der einzelnen, Rinder geschenkt bekommt bis er wieder eine Herde besitzt.

Der Zusammenhang zwischen den einzelnen Sippenmitgliedern ist noch lockerer als der zwischen den Angehörigen einer Familie. Die Djafun'en, d. h. die Sippen, die das Land Djafun als ihr ursprüngliches Weidegebiet, ihre Leidi = Erde beanspruchen, haben angefangen, sich vor etwa 80—100 Jahren von den im Djafun-Lande lebenden Sippen abzuspalten und sind ruckweise ausgewandert. Während der Wanderung der einzelnen Trupps spalteten sich aufs neue Teile von ihnen ab und blieben unterwegs hängen. So z. B. auf dem Bautschi-Plateau und in der Gegend von Jola. Andere wieder spalteten sich erst auf dem Ngaundere-Hochlande selbst ab, nachdem, wie schon erwähnt, die französische Mandatsverwaltung den Besitz der Salzquellen auf die Negerstämme übertragen hatte. So kommt es, daß man Teile der gleichen Sippe in Nigeria, Kamerun und Ubangi Schari antrifft, die alle vollständig unabhängig voneinander weiden und die ursprünglich Djafun'en sind und sich auch noch so nennen. E. N. Reed gibt im Anhang A seines Aufsatzes (a. a. O.) eine Liste der Ful'be-Stämme des Bornu Emirates. Er machte dabei folgende Dreiteilung: Tribes = Lenjol, Section of a tribe = Sudu, and Groupes of Tribes, für die er das Fulwort nicht gibt, das aber der Leidi, dem Weidegebiet, entspricht. Die scheinbaren Widersprüche, die sich beim genaueren Betrachten dieser Liste ergeben, lassen sich leicht aus den eben erwähnten Spaltungen der Familien, Sippen und Weidegebiete erklären.

Theoretisch hat jede Sippe nur einen Führer, den Ar'do = Erster, Vorgehender. In der Praxis jedoch bei der starken Zersplitterung der Sippen hat jeder einzelne sich neu abspaltende Teil einen Führer für sich. Umfaßt der abgespaltene Sippenteil jedoch eine größere Anzahl von Familien, so bilden sich daraus Gruppen, von denen jede für sich einen Führer hat. Alle diese Führer der gleichen Sippe innerhalb eines Weidegebietes erwählen einen aus ihren Reihen zum Oberhaupt. Wie schon erwähnt, vererbt sich die Führerwürde vom Vater auf den Sohn oder auf den entsprechenden nächsten Blutsverwandten der väterlichen Sippe. Doch auch das ist kein unumstößliches Gebot. Bei Spaltungen und Abwanderungen von Sippenteilen kommt es häufig vor, daß ein Mann gewählt wird, der zwar keine erblichen Ansprüche hat, dafür aber eine geeignete Persönlichkeit ist. Dem Führer stehen die Ndo'ti'en beratend zur Seite, die alten, bärtigen Männer der Sippe. Von den vielen verschiedenen Sippen, die sich in einem Weidegebiet befinden, stellt jede für sich innerhalb dieses Weidegebietes eine geschlossene Einheit dar, und zwar nicht allein durch die Sippenverwandtschaft, sondern auch durch die gemeinsamen wirtschaftlichen und politischen Interessen.

Während die Sippe eine wirtschaftlich politische Einheit auf der Basis der gemeinsamen Blutsverwandtschaft bildet, trägt das Weidegebiet einen rein wirtschaftlich politischen Charakter. Die Anzahl und Größe der Sippen eines solchen Gebietes ist ganz von dessen Größe und Eignung für die Viehzucht abhängig. In der heutigen Zeit ist außerdem die Art der Verwaltung durch die europäische Regierung ein nicht zu unterschätzender Faktor, auf den schon verschiedentlich hingewiesen wurde. Das Oberhaupt des Weidegebietes ist der Ar'do Manga = der große Vorgehende, der große Erste, oder auch Baba Manga = der große Vater, der von den Führern aller Sippen gemeinsam erwählt wird. Seine Beiräte setzen sich aus den Führern und den Ndo'ti'en, den alten Männern aller Sippen, zusammen. Je nach der Bedeutung, die eine wirtschaftliche oder rechtliche Frage für die Allgemeinheit hat, wird sie vom Ar'do des Teiles des Sippenteiles, oder vom Ar'do des ganzen, sich im Weidegebiet befindlichen Sippenteiles entschieden.

oder sogar vom Ar'do Manga, dem obersten Führer des gesamten Weidegebietes. Man kann es auch folgendermaßen fassen: persönliche Zänkereien und Streitigkeiten, wirtschaftliche Fragen, die nur Angehörige eines Teiles des Sippenteiles betreffen, werden vor den zugehörigen Ar'do und die Ndo'ti'en dieses Teiles der Sippe gebracht. Fragen und Streitigkeiten, die darüber hinausgehen, z. B. Erbschaftsregelung, Abgaben von Vieh an ein verarmtes Sippenmitglied, Streitigkeiten zwischen den einzelnen Teilen des Sippenteiles usw., kommen vor den obersten Ar'do des ganzen Sippenteiles. Alles das, was jedoch die große Gemeinschaft aller Sippen innerhalb eines Weidegebietes betrifft, wie z. B. Zu- und Abwanderung, Streitigkeiten und Regelungen der Salzquellenfragen, Streitigkeiten um Weiden und solche zwischen verschiedenen Sippen werden von dem obersten „Sippenrat“ unter dem Vorsitz des Ar'do Manga entschieden, ebenso alle Fälle, die durch vorhergehende Verhandlungen bei den einzelnen Sippen teilen nicht entschieden werden konnten.

Innerhalb des Weidegebietes kann man weder von Exogamie noch von Endogamie reden. Es kommt ganz darauf an, welche Sippen sich dort zusammengeschlossen haben. Zwischen den Sippen, die Soro haben und denen die ihn nicht haben besteht, wie schon erwähnt, theoretisch strengstes Heiratsverbot. Auf dem Ngaundere-Plateau befanden sich Angehörige der Woda'be die bekanntlich keinen Soro haben und die, obgleich sie in der starken Minderzahl waren, zwar einen eigenen Ar'do hatten, wirtschaftlich und politisch aber zu einer der Djafun-Sippen gehörten. Ehen mit Angehörigen der Wo'da'be fanden statt, wurden aber nicht gerne gesehen. Sicherlich wirkt in diesem Falle das Verbot der französischen Mandatsverwaltung, die Ausübung des Soro betreffend, fördernd auf die Durchbrechung des Heiratsverbotes. Zwischen bestimmten Sippen scheint es noch andere Heiratsverbote zu geben, die unabhängig vom Soro sind. Leider läßt sich darüber nichts Bestimmtes aussagen, da das vorhandene Material nur die Djafun-Sippen auf dem Ngaundere-Hochland betrifft.

II.

Die Wirtschaft.

Von den landschaftlichen Bedingungen, die die Bororo benötigen, um innerhalb eines gewissen Gebietes wirtschaftlich existieren zu können, ist die Notwendigkeit guter Weide- und Wasserverhältnisse und das Vorhandensein von natürlichen Salzquellen oder die Möglichkeit, sich billiges Salz für das Vieh zu beschaffen, erwähnt worden. Ferner muß die Landschaft von Seuchen und auch möglichst von Ungeziefer frei sein. Denn nächst den bekannten Viehseuchen (Rinderpest, Maul- und Klauenseuche usw.) bilden gewisse Zeckenarten die größte Gefahr für den Gesundheitszustand der Herde, da sie Krankheiten übertragen. Die Djafun'en versuchen es, ihre Herden gegen diese Schädlinge zu schützen, indem sie das Gras am Ende jeder Trockenzeit niederbrennen und Weiden, auf denen mehrere Jahre hintereinander Vieh gehalten wurde, während einiger Jahre nicht mehr zu benutzen. Kommt ein Bororo durch Zufall auf eine derartige mit Zecken verseuchte brachliegende Weide, so wird das eben errichtete Lager sofort wieder abgebrochen und fluchtartig verlassen. Dieses Verhalten, das der ackerbautreibenden Bevölkerung völlig sinnlos erscheint, hat dazu beigetragen, die Bororo als „Verrückte“ oder sogar als Abkömmlinge böser Geister zu betrachten, die dazu verdammt sind, rastlos im Busch herumzuirren. Diese Ansicht deckt sich mit einer Mythe der Huja'en, wonach die Bororo von einem mächtigen Djin mit der Ehefrau eines frommen Schriftgelehrten gezeugt wurden.

Wie die Bororo entstanden.

Es war einmal ein großer Schriftgelehrter, der viele Kühe und viele Sklaven besaß. Er hatte neun Kinder.

Eines Tages saß er in seiner Hütte und betete seinen Rosenkranz. Es war Nacht. Da kam ein mächtiger Djin in seine Hütte. Der Djin ging zum Bette der Frau des Schriftgelehrten und schlief mit der Frau des Schriftgelehrten. Der Schriftgelehrte sah es. Von dem Tage an weigerte sich der Schriftgelehrte, mit seiner Frau zu schlafen. Die Frau fragte: „Warum verweigerst du dich mir? Laß uns zusammenschlafen.“ Der Schriftgelehrte wußte, daß der Djin mit seiner Frau geschlafen hatte. Aber die Frau selbst wußte nichts davon. Sie wurde schwanger. So kam es, daß die Frau schwanger wurde von dem Djin. So war es.

Als die Frau einen Knaben geboren hatte, kehrte der Djin zu ihr zurück und schlief wieder mit ihr. Der Schriftgelehrte wußte es. Dann wurde die Frau wieder schwanger und gebar ein kleines Mädchen. Sofort versammelte der Schriftgelehrte alle Leute und sagte zu ihnen: „Wenn ich sterbe, jener Knabe und jenes Mädchen, diese beiden da, beerben mich nicht. Ich habe sie nicht gezeugt. Ich selbst habe neun Kinder. Denen werdet ihr alles geben, was ich besitze. Jene beiden Kinder dort, über die lacht man.“

Als der Vater starb, verteilten die Leute sofort sein Besitztum. Aber sie übergaben jene beiden Kinder. Darauf sagte deren Mutter: „Ich habe niemals mit einem anderen Manne geschlafen.“ Schnell sagten die anderen: „Über deine beiden Kinder, da lacht man.“ Da weinte die Mutter, weil die beiden Kinder gar nichts erbten.

Eines Tages kam der Djin zu den Kindern. Er klopfte an die Rückseite der Hütte, er rief den Knaben. Der Djin sagte: „Wenn es Nacht wird, dann kommst du zum ‚Raubu‘-Sumpf. Da wirst du mich finden. Ich bin dein Vater.“ Darauf ging der Knabe zum ‚Raubu‘-Sumpf. Da sagte der Djin zu ihm: „Rufe ‚Hei, Hei!‘ und dreh dich nicht um.“ Da rief der Knabe Hei! Hei! — Kühe kamen aus dem Sumpf, mit langen, langen Hörnern. Sie folgten ihm, sie waren zahllos. Doch der Knabe drehte sich um, da kehrten einige der Kühe wieder in den Sumpf zurück.

Daher stammen die Sippen aller Bororo. Daher kommt es, daß alle Bororo wie die Djin sind. Aber die Bororo haben gar keinen Verstand. Es gibt nicht einen einzigen Schriftgelehrten unter ihnen, und so kommt es auch, daß ihre Sprache mit der der Ful’be nicht ganz übereinstimmt. Die Ful’be essen keinen Maisbrei mit ihnen zusammen, weil die Bororo keine Ehe kennen, weil sie keine Gehöfte in den Dörfern haben und für ewig im Busch leben.

Aber der Djin sagte noch zu dem Knaben: „Werde niemals in einem Dorfe seßhaft. Du folgst deiner Herde, du wanderst im Busch herum für ewig.“

Ihr Bororo, ihr folgt der Herde, ihr seht aus wie die Djins. Wenn ihr in einem Dorfe seßhaft werdet, dann verliert ihr alle euere Rinder. Aber ihr dort im Busch, ihr seid die Besitzer großer Herden.

(Diese Geschichte stammt aus dem Besitze des Malum Adamu-Jola. Er erbte sie von seinem Urgroßvater, der ein bekannter Dichter und Schriftgelehrter am Hofe Osman’dan Fodios war. Adamu schrieb die Geschichte für mich von dem Original ab, das in der Fulsprache mit arabischen Schriftzeichen geschrieben ist.)

Ebenso unerläßlich wie die Eignung des Landes für Weidezwecke ist eine über das ganze Land verstreute, dünn gesiedelte Ackerbau- und Gewerbe treibende Bevölkerung, mit denen die Djafun’en in einer Symbiose leben und sich mengen. Wie aus der Arbeitsteilung zwischen den Ge-

schlechtern und über die Dinge, die die Djafun'en durch Kauf oder Tausch erwerben müssen zu ersehen ist, sind sie in vielen lebensnotwendigen Dingen vollkommen von ihrer Umwelt abhängig.

Die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern ist nicht als starres Gesetz aufzufassen. Nur die Arbeiten der Männer, die mit zauberischen oder magischen Handlungen verbunden sind, wie z. B. das Marken der Rinder, das Ausüben der Magie zu Privat- oder Erwerbszwecken und die Arztstätigkeit werden unter keinen Umständen von Frauen ausgeführt. Andererseits wird es keinem Manne einfallen, Strohteller zu nähen. Dagegen verrichten oft Männer Frauenarbeiten und umgekehrt, wenn das tägliche Leben sie in die außergewöhnlichen Situationen bringt, die derartige Arbeiten unerlässlich machen.

1. Arbeiten, die notwendig sind für das tägliche Leben:

- a) Männer und Frauen gemeinsam: Melken, Buttern, Weiden, Tränken des Viehs, Zecken absuchen und Errichten des Kraales in der Regenzeit.
- b) Ausschließliche Männerarbeit: Fleischbeschaffung (Jagd), Paaren der Rinder, Helfen beim Kalben der Kühe, Marken der Rinder, Auffinden von neuen Weideplätzen, Tränken der Herde an Wasserläufen und Salzquellen, Teilen der Herde, Kauf und Tausch von Rindern, Schlachten, Fleischverteilung, Anfertigung von Seilen und Sandalen aus ungegerbter Rinds- und Kalbshaut; Nähen und Flechten von Regenmänteln und Anfertigen von Bettmatten, das Herstellen von Pfeilen (die eisernen Pfeilspitzen werden gekauft oder eingetauscht) und das Bespannen der Bogen mit Tiersehnen. (Die Bogen selbst werden entweder gekauft oder eingetauscht.)
- c) Ausschließliche Frauenarbeit: Das Verteilen der Milch nach dem Melken an die verschiedenen Familienangehörigen, Flechten der bienenkorbartigen Hütten, Kochen, Sammeln von vegetarischer Nahrung, Nähen von Strohtellern, die zum Zudecken der Kalabassen benutzt werden.

2. Arbeit zu Erwerbszwecken:

- a) Männer und Frauen gemeinsam: Buttern, Quirlen der Buttermilch und der sauren Milch.
- b) Ausschließliche Männerarbeit: Anfertigen von Sandalen, Seilen, Bettmatten und Regenmänteln, Vieh- und Fleischhandel, Ausüben der Magie, Geburtshilfe bei Frauen, Arztstätigkeit.
- c) Ausschließliche Frauenarbeit: Verkauf von Milch, Butter, Buttermilch und gesammelter vegetarischer Nahrung, Anfertigen von Strohtellern.

Die Dinge, die sich die Djafun'en durch Kauf oder Tausch beschaffen müssen, umfassen:

Nahrung: Alle angebauten Getreide und Feldfrüchte, wie Mais, Hirse, Jams, Kassawa, Erdnüsse usw.

Kleidung: Gewänder, Hosen und Kappen der Männer, Tücher der Frauen, alle Metallornamente, die teils Abzeichen der Altersklasse, teils ausgesprochener Schmuck sind, wie z. B. Ringe und Schnallen, die die Jünglinge und Frauen über ihre Zöpfe schieben, Ohrgehänge, Halsketten, Armbänder, Fingerringe der Frauen und Fingerringe der Männer.

Waffen: Messer, Pfeilspitzen, hölzerne Bogen ohne Sehne, Köcher, zu dessen Überzug das ungegerbte Leder geliefert wird.

Handwerkszeug und Geräte: Nähnadeln der Männer, Haarpfeile der Frauen, die eine universelle Verwendung haben und zum Nähen der Strohteller, zum Herausholen der Sandflöhe unter den Fußnägeln,

zum Aufzupfen der Zöpfe, zum Ziehen der Scheitel, zum Löcherbohren usw. verwandt werden. Kürbisschalen für die Milchwirtschaft, Töpfe für Wasser und Kochzwecke.

Ist die Bevölkerung eines Weidegebietes zu dicht besiedelt, so entstehen fortlaufende Streitigkeiten, weil die Herden der Nomaden die Felder der Ackerbauern verwüsten. Letzteres ist auch der Grund, weshalb die Djafun'en ihre Herden stets in gewisser Entfernung von den Ortschaften weiden. Oft bleiben sie mehr als einen halben Tag Fußmarsch weit von dem nächsten Markt entfernt, trotzdem das für den Handel, insbesondere für den Transport der Milchprodukte, sehr ungünstig ist.

Das Rind der Djafun'en hat große Ähnlichkeit mit dem asiatischen Zeburind. Es ist sehr groß, hat einen stark entwickelten Buckel und riesige, weit ausladende Hörner. Eine faltige, tief herabhängende Wamme zieht sich vom Halse bis zur Mitte des Bauches. Man kennt nur zwei Farben, ein schmutziges Grau-Weiß und ein dunkles, an getrocknetes Blut erinnerndes Rot-Braun. Mischungen zwischen diesen beiden Farben kommen sehr selten vor. Meine Gewährsleute betonten einstimmig, daß das echte Borororind nur in diesen beiden Farben existiere. Nomaden, die bunte oder andersfarbige Herden haben, seien keine echten Bororo. Zur Mischung der roten und weißen Herden kann es normalerweise gar nicht kommen, da sich die Herde nur vom Vater auf den Sohn bzw. innerhalb der väterlichen Sippe vererbt, und die verschiedenen Sippen entweder rotes oder weißes Vieh haben. Oft werden Zuchtstiere gegenseitig ausgeliehen. Zu roten Kühen ein Roter, zu den weißen ein Weißer. Es ist naheliegend, daß man nur zwischen befreundeten Familien oder Sippen die Stiere ausleiht, aber es wurde jedoch nicht als eine besondere, die Freundschaft sichernde oder bekräftigende Handlung angesehen, wie z. B. bei einigen Hirtenvölkern Ostafrikas.

Die Rinder der einzelnen Sippen werden durch Herausschneiden von Stücken aus den Ohren und Einschlitzten der Ohren oder auch Schnitte am Halse gekennzeichnet (siehe Liste). Man findet dieses Djelgol aber nur noch bei den Nomaden. Sobald der Djafunmann sesshaft ist, wird auf das Markieren der Rinder kein Wert mehr gelegt.

Außer Milch, Butter und Fleisch — der Buckel ist das begehrteste Stück, weil er fett und zart ist — verwenden die Djafun'en nur noch die Haut der Rinder zum Anfertigen der Seile und Sandalen. Lederkleidung, wie sie von Wilson-Haffendon, Brackenbury, G. W. Webster, Reed und anderen beschrieben ist, haben die Djafun'en nicht. Die Hörner der Rinder und das ganze Skelett werden fortgeworfen. Nur bei besonderen Gelegenheiten, wie Namensgebung, Soro-Hirde-Veranstaltungen, Eheschließung usw., werden gesunde Rinder geschlachtet und gegessen. Verunglückt ein Tier, bricht es z. B. ein Bein, so wird es ebenfalls geschlachtet und gegessen, verseuchte Tiere dagegen werden getötet und vergraben. Kommt es vor, daß ein Tier aus Altersschwäche im Sterben liegt, so geschieht es zu Zeiten großen Nahrungsmangels, daß man es schlachtet und ißt. Im allgemeinen zieht man jedoch vor, das Fleisch dieser Tiere auf dem nächsten Markt an Neger, Hausa oder Huja'en zu verkaufen.

Das Lager der Djafun'en besteht aus einigen kaum mannshohen, bienenkorbtartigen Hütten, die aus Zweigen, Blättern und Gras zusammengeflochten sind. Gewöhnlich sind die Hütten so errichtet, daß sie am Rande einer natürlichen Lichtung, eines von Büschen und Bäumen freien Platzes stehen. Ihre Anzahl richtet sich ganz nach der Kopfzahl der Familie. Jeder Erwachsene hat eine Hütte für sich. Die kleinen Kinder schlafen bei den Müttern. Wie schon erwähnt haben Knaben, die in den Soro

eingetreten sind, ihre Hütten außerhalb des Lagers. Größere Mädchen, bei denen mit dem Durchbohren der Ohrmuscheln begonnen ist, schlafen entweder bei der Mutter oder, wenn noch kleine Geschwister vorhanden sind, so bekommen sie eine Hütte für sich, die sie manchmal mit einer gleichaltrigen Halbschwester teilen, oder sogar mit den kleineren Kindern, wenn die Familie sehr kinderreich ist. Hat ein Mann nur eine Frau, die kein kleines Kind zu betreuen hat, so bewohnt das Ehepaar oft gemeinsam eine Hütte.

Die Eingangslöcher der Hütten sind stets nach dem freien Platz gerichtet. Die Gruppierung der Hütten ist völlig willkürlich. Meist jedoch sind die Hütten der Frauen zu beiden Seiten der Hütte des Mannes. Bleibt man z. B. während der Regenzeit längere Zeit an einer Stelle, so wird manchmal für Kälber und Jungvieh eine runde Umzäunung aus Ästen und Dornen geflochten. Im allgemeinen beobachtete ich jedoch, daß alles Vieh, was angebunden werden mußte, einfach mit den ledernen Seilen an Bäumen und Büschen rings um das Lager herum festgemacht wurde. Der Rest des Viehes verbrachte die Nacht auf dem Platz vor den Hütten. Der Eindruck, den ein solches Lager auf den Beschauer macht, ist Schmutz und Unordnung.

Wo nur ein Mann oder eine Frau mit einer Herde lebt, bleibt das Lager tagsüber leer. Aber Hirt und Herde sind niemals weit davon entfernt, sondern gewöhnlich im Umkreise von einer Stunde Fußmarsch anzutreffen. Bei Familienlagern werden die Herden oft im großen Bogen um das Lager herum gehütet und befinden sich gegen Mittag oft viele Stunden weit davon entfernt. Selbstverständlich ist hier auch wieder die Beschaffenheit des Weidegebietes der ausschlaggebende Faktor. Allein lebende Frauen, die ein bis zwei Stunden von der Siedlung Lompta entfernt ihr Lager hatten, ließen ihre Rinder ein bis zweimal in der Woche fast den ganzen Tag hindurch unbewacht, während sie zum Markte gingen. Allein entfernt sich das Vieh niemals weit vom Lager, es sei denn, daß eine Salzquelle in der Nähe ist und es seit längerer Zeit kein Salz bekommen hat. Wie ich des öfteren beobachten konnte, begibt sich dann die ganze Herde selbständig zur Tränke. Bei dem Tränken der Rinder an den Salzquellen kann man so recht das freundschaftliche Verhältnis zwischen Hirt oder Hirtin und Herde beobachten. Meistens sind mehrere Herden anwesend, die getränkt werden sollen. In Sichtweite von den Brunnen entfernt stehen sie an den verschiedenen Zugängen und warten ungeduldig, brüllend und stampfend, bis eine Herde nach der anderen an die Reihe kommt. Vor den aufgeregten Tieren steht scheinbar völlig unbeteiligt der Hirte. Nur ab und zu, wenn sich ein Rind von der Herde wegbegeben will, ruft er es beim Namen und sagt einige Worte, worauf es gehorsam wie ein Hund wieder zurückgeht. Niemals hatte ich Gelegenheit, eine Roheit oder Unfreundlichkeit der Hirten den Tieren gegenüber zu beobachten. Man sprach mit ihnen, als ob es Menschen seien, man redete ihnen gut zu oder schalt mit ihnen wie mit einem unvernünftigen Kinde. Ich war einmal Zeuge eines kleinen Kampfes zwischen der alten Schakul und einer widerspenstigen Färse, die sich nicht am Lager festbinden lassen wollte. Obgleich die Kuh die Geduld der alten Frau auf eine sehr harte Probe stellte und Schakul ein schweres ledernes Seil in der Hand hielt, gab sie der Kuh jedoch nur mit der flachen Hand einen tüchtigen Klaps auf den Rücken und sagte: „He, du rotes Kindchen, du machst mich müde, du hast keinen Verstand!“ Negerhirten und Hirtinnen benutzen dagegen stets einen Stecken oder Speer, um den widerspenstigen Rindern damit eins überzuziehen, etwa wie die Kuhhirten bei uns ihre Peitsche benutzen.

Wie aus der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern hervorgeht, ist das Melken, Buttern und Tränken des Viehes gemeinsame Arbeit der Männer, Frauen und größeren Kinder. Die Kühe werden nur einmal am Tage völlig ausgemolken, und zwar bei Sonnenaufgang. Haben die Kühe jedoch Kälber, so werden sie noch ein zweites Mal am Spätnachmittage kurz vor Sonnenuntergang ausgemolken, wenn sie in das Lager zurückkehren. Man ist der Ansicht, daß die Kälber einen dicken Bauch bekommen und sterben (Kolik?), wenn sie des Abends noch einmal trinken. Der Melker, Mann, Frau, Kind oder Sklave, hockt sich neben die Kuh und melkt die Milch in eine kleine Kalabasse, die er zwischen seine Knie geklemmt hat. Eine große Kalabasse steht im Lager auf der Erde, in die die gesamte Milch der Kühe hineingeschüttet wird. Wenn alle Kühe gemolken sind, wird die große Kalabasse in die Hütte getragen und die Frau des Herdenbesitzers teilt nun die Milch aus. Zuerst bekommen die Kinder, dann der Mann und sie selbst, und zuletzt die angestellten Hirten. Die übriggebliebene Milch bleibt bis zum nächsten Morgen stehen, dann wird noch vor Sonnenaufgang die Sahne abgeschöpft und in einem kleinen Flaschenkürbis zu Butter geschüttelt. Die Buttermilch und die saure Milch wird zum Markte getragen und gegen Korn usw. eingetauscht. Die Djafun'en selbst essen keine saure Milch und bereiten auch keinen Käse.

Nach dem Melken werden den Rindern die Zecken abgesucht. Unwillige oder böartige Tiere werden zu dieser Prozedur auf die Erde geworfen. Man schlingt dem Rind ein lassoähnliches Seil aus ungegerbter Rindshaut um einen Hinterfuß und die Hörner. Durch Anziehen des Seiles wird der Kopf des Rindes stark seitlich nach hinten gebogen, bis es das Gleichgewicht verliert und umfällt. Das Seil wirkt in der Art eines Flaschenzuges, und es gehören daher keine übermäßigen Kräfte dazu, ein Rind umzuwerfen. Die einzige Schwierigkeit liegt darin, das Seil richtig zu placieren. Ältere erfahrene Djafunfrauen sind darin so geübt, daß sie ohne jede andere Hilfe ganz allein einen Stier auf diese Weise umwerfen. Jüngere Frauen, bezahlte Hirten und Hirtinnen verrichten diese Arbeit gewöhnlich zu zweit.

Nach dem Absuchen der Zecken wird das Vieh auf die Weide getrieben. Während des Weidens suchen Frauen und Kinder vegetarische Nahrung, die Männer jagen das Wild, das sich ihnen gerade stellt, ohne besonders auf Jagd zu gehen. Die im Lager Zurückgebliebenen verrichten dort entsprechend der Arbeitsteilung die betreffende Arbeit.

Ein Erwachsener kann eine Herde bis zu 50 Rindern betreuen. Jede weiteren 50 erfordern wieder einen Erwachsenen. 50 Rinder sind gleicherzeit die Anzahl, die zum Lebensunterhalt eines Menschen notwendig sind. Ein Mann, der nur 100 bis 200 Stück Vieh hat, gilt als arm. Bis zu 1000 Rindern gilt er als wohlhabend und bis zu Herden von 3000—4000 Stück als reich. Extreme Armut und extremer Reichtum sind selten. Herden von 300—600 Stück Vieh sind das Durchschnittliche. Um sie instand zu halten, braucht es 6—8 Erwachsene. Aus dem bisher Gesagten ergibt es sich, daß das Existenzminimum für ein jung verheiratetes Ehepaar 100 Rinder sind. Gleichzeitig das Maximum an Arbeit, das zwei Erwachsene leisten können. Wenn die junge Frau zum ersten Male schwanger wird und zur Geburt des Kindes zur eigenen Familie zurückkehrt, so muß der Mann schon aus rein wirtschaftlichen Gründen eine zweite Frau heiraten oder einen bezahlten Hirten anstellen. Hat dagegen ein Mann im Verhältnis zum Anwachsen seiner Herde die entsprechende Anzahl Söhne, so entsteht eine „natürliche“ Regelung durch das Abgeben von Rindern anläßlich des Soro bei der Aufnahme der Söhne in die Sippe. Wie schon gesagt, erhält jeder Sohn bei dieser Gelegenheit seine eigene Herde, deren

Kopfzahl sich ganz nach der Größe der väterlichen Herde richtet. Niemals wird ein Vater so viele Rinder abgeben, daß dadurch sein eigenes Existenzminimum gefährdet werden könnte. Andererseits aber wird der Sohn stets das Existenzminimum — 50 Rinder — erhalten, und zwar springt in einem solchen Falle die väterliche Verwandtschaft und die Sippe helfend ein. Ist das Weidegebiet schlecht und sind die Sippen arm, so bekommt der junge Mann anderer Leute Rinder zum Hüten und wird deren bezahlter Hirte. Bei normalen, günstigen Verhältnissen erhält er jedoch allein vom Vater eine ausreichende Herde und alle Rinder, die ihm die väterliche Verwandtschaft anläßlich des Soro schenkt, bilden einen Überschuß, der ihn von Anfang an zu einem wohlhabenden Manne macht.

Ist die Herde im Verhältnis zur Kopfzahl der Familie zu groß, so werden Hirten angestellt. Nach Angabe Djimiras, Sarikin Sanu, erhalten seine Hirten für ein Jahr Arbeit einen Stier und außerdem Bekleidung, nämlich eine Kappe und eine Hose. Die Hirten sind die Nutznießer der Produkte der Herde — Milch und Butter —, sie dürfen aber kein Stück verkaufen oder schlachten. Zwingen sie die Verhältnisse dazu, so müssen sie den Kaufpreis abliefern. Die Herden Djimiras befanden sich im Ubangi Schari-Gebiet bei Mbarta. Als Hirten hatte er Bubaneger aus der Gegend von Jola angestellt, die in ihrer Heimat neben dem Ackerbau auch Rinderzucht betreiben, obgleich sie eine andere Rasse züchten als die Bororo. Als Hirten bevorzugt man in erster Linie solche Leute, die schon lange mit den Djafun'en gelebt haben oder die, wie die Bubaneger, selbst Viehzüchter sind. Oft werden Negerknaben im Alter von 10—12 Jahren käuflich erworben und von den Djafun'en im Hinblick auf ihren zukünftigen Beruf als Hirten zu „Bororo“ erzogen. Das Resultat dieser Erziehung ist ein völliges fulanisieren der Neger in Sitten, Gebräuchen und sogar in der Sprache, so daß man sie nur an ihren äußeren Rassemerkmalen von den echten Bororo unterscheiden kann. Wir haben es also hier mit einer Domestizierung der Neger durch die Djafun'en zu tun, bei der aber eine Mischung durch Ehe im allgemeinen nicht stattfindet, wie schon aus den Heiratsverboten hervorgeht. Mir ist nur ein Fall bekannt geworden, bei dem eine reinrassige Djafunfrau — Mbagga, über die ausführlich an anderer Stelle berichtet wird — einen Neger heiratete. Der einzige Sohn, den sie aus dieser Ehe hatte, wurde von den Bororo sowohl als auch von den Huja'en als nicht zu den Ful'be gehörig betrachtet und mit den Negern auf gleiche Stufe gestellt.

Aus den gleichen wirtschaftlichen Gründen, aus denen die Bororo gezwungen sind, bezahlte Hirten anzustellen, geschieht es manchmal, daß sie sich eine Schula'do Pl. Schula'be anschaffen. In früheren Zeiten waren das die Mädchen unterworfenen Negerstämme die, im Kriege gefangen, als „Sklavinnen“ von den Huja'en an die Djafun'en verkauft wurden. Heute werden diese Mädchen genau so wie die zukünftigen Hirten im Alter von 8—10 Jahren von ihren eigenen Eltern oder den Stammeshäuptlingen hinter dem Rücken der Mandatsverwaltung an die Nomaden verkauft. Nach dem Eintreten der Reife schenkt ihnen der Mann einige Tücher und erklärt sie öffentlich als seine Schula'be. Die Schula'be werden niemals als Ehefrauen angesehen oder ihnen gleichgestellt, aber rein äußerlich unterscheidet sich ihre Stellung nur in bezug auf die Kinder von der der Ehefrauen. Der Bororo ist derartig rassestolz, daß er keine Bastarde als Kinder haben will. Dieser Rassestolz kann so weit gehen, daß, wenn keine heiratsfähigen Frauen erreichbar sind, der Mann es vorzieht, seine älteste Tochter zu heiraten, nur um sich nicht mit einer Negerin zu mischen. Mr. C. A. Duncan-Johnstone berichtete mir von mehreren

solchen Fällen, die ihm während seiner Dienstzeit als D. C. an der nördlichen Goldküste bekannt wurden.

Bei den Djafun'en herrschte kein Frauenmangel. Und soweit ich es beobachten konnte, wurden besonders die Eheverbote, die auf Inzest beruhen, auf das strengste eingehalten, wie aus dem vorher Gesagten hervorgeht.

Bekommt der Djafunmann von seiner Schula'do Kinder, so werden diese meist wenige Stunden nach der Geburt getötet. In den seltenen Fällen, in denen der Djafunmann die Kinder seiner Schula'do dennoch aufwachsen läßt, sorgt er auch für sie und stellt sie sogar in bezug auf die Erbschaft nach seinem Tode auf die gleiche Stufe mit seinen reinrassigen Kindern.

Ich möchte den Ausdruck Schula'do nicht mit Sklavin übersetzen. Denn die Frau wird niemals weiterverkauft, sondern, wenn der Mann sie loswerden will, so verstößt er sie, und in den meisten Fällen kehrt sie dann zu ihrem eigenen oder einem anderen Negerstamm zurück oder sie geht auch wohl in die „Stadt“ zu den Huja'en und wird dort eine Prostituierte. Der große Vorteil, der für den Djafunmann im Besitze einer Schula'do liegt, ist, wie mir meine Gewährsleute erklärten, der, daß sie den Mann nicht verlassen oder ihm geraubt werden kann wie die Bororofrau. Trotz dieses Vorteils zieht die überwiegende Mehrzahl der Nomaden aus den schon erwähnten Rassegründen Bororofrauen und bezahlte Hirten den Schula'be vor.

III.

Die Seßhaftwerdung der Djafun'en.

Die Umstellung von nomadisierenden Großviehzüchtern zum seßhaften, viehzüchtenden Ackerbauern ist einer der schwierigsten Prozesse, die ein Volk durchmachen kann. Aus Beispielen der letzten Jahre wissen wir, daß viele Völker daran zugrunde gehen, weil sie durch die Entwicklung des Landes und das Vordringen der Zivilisation gezwungen sind, in einem ihnen wirtschaftlich unnatürlichen Zustande zu leben, an dessen Problemen sie scheitern.

Bei den Djafun'en liegen die Verhältnisse vollständig anders. Hier herrscht kein äußerer unumgänglicher Zwang zur Seßhaftwerdung vor, obgleich die französische Verwaltung alles dran setzt, die Djafun'en zum Siedeln zu zwingen. Die geographischen und politischen Verhältnisse des Ngaundere-Hochlandes sind jedoch heute noch so günstig, daß sich kein Djafunmann anzusiedeln braucht, es sei denn aus freiem Willen. Als Weidegebiet ist das Ngaundere-Hochland ideal. Den Hirten bleibt genügend unbewohntes Weideland zur Verfügung, überall sind die Märkte und Dörfer leicht erreichbar und als besonders günstig muß das Vorhandensein von natürlichen Salzquellen betrachtet werden, trotzdem die Djafun'en die schon erwähnte Abgabe von Rindern an die Neger in Galim als ungerecht empfinden und aus diesem Grunde große Abwanderungen der Hirten in das englische Gebiet stattgefunden haben. Ein weiteres Beispiel dafür, wie sich die Djafun'en nicht durch irgendwelche Vorschriften und Zwangsmaßnahmen beeinflussen lassen, sondern wie dadurch gerade eine gegenteilige Wirkung erzielt wird, ist der Versuch der französischen Verwaltung, die Hirten zu veranlassen, sich im Banjogebiet aufzuhalten. Um sie dort zu fesseln, wurde ihnen mitgeteilt, daß sie außerhalb dieses Gebietes doppelte Steuern zu zahlen hätten (nach Angabe von M. Pennant, Administrateur in Banjo). Meine Gewährsleute begründeten das Vermeiden des 'Banjogebietes folgendermaßen: 1. seien

große Strecken des Weidelandes voller Zecken und durften während des nächsten Jahres nicht mehr benutzt werden; 2. ist die Salzquelle in Banjo, wie auch aus den deutschen Berichten über die Analyse des Wassers hervorgeht, verglichen mit Galim-Bure und Palkumre bedeutend schwächer, und 3. sei der von der französischen Regierung eingesetzte Lami'do von Banjo kein Ful'be, sondern ein ehemaliger Sklave und Mischling, der einen schlechten Charakter habe und sowohl die Verwaltung wie auch seine eigenen Leute betrüge und unter dem daher kein Bororo leben wolle. Aus diesen Gründen waren die Sippen des Banjoer Weidegebietes nach Babanki und Mbarta abgewandert. Nach Lompta hatten sie sich nicht getraut, weil sie sich vor den hohen Steuern fürchteten und Unannehmlichkeiten seitens der französischen Verwaltung erwarteten. Die Beispiele Galim-Bure und Banjo beweisen die Ungebundenheit und das Freiheitsbedürfnis der Hirten und die Möglichkeit, die ihnen auch heute noch in diesem Teile Afrikas gegeben ist, sich unbequemen Zwangsmaßnahmen und Vorschriften zu entziehen und genau das zu tun, was ihnen beliebt.

Läßt man den Bororo völlige Freiheit und schafft ihnen die notwendigen wirtschaftlichen Bedingungen zur Seßhaftwerdung, so siedeln sie sich nur zu gerne an. Denn in jedem Manne — nicht in der Frau — wird in einem gewissen Alter ein natürlicher Trieb zur Seßhaftwerdung wach. Die Djafun'en bezeichnen es mit dem Worte *tampi* = erschöpft, müde, überanstrengt sein — das Alter macht sich bemerkbar. Dieser Zustand tritt etwa mit 40—50 Jahren ein, wenn der Bart zu ergrauen beginnt und der Mann damit ein *Ndo'ti'djo* geworden ist. Eine eingehende psychologische Untersuchung dieser Erscheinung liegt außerhalb des Rahmens dieser Arbeit. Es sei hier nur darauf hingewiesen, daß auch beim zivilisierten, weißen Manne im gleichen Alter eine derartige Krise eintritt. Der Mann fühlt plötzlich den inneren Trieb, mit seinem bisher geführten Leben zu brechen und ein völlig Neues zu beginnen. Die landläufigsten Äußerungen sind u. a. Berufswechsel, Eheschwierigkeiten usw. Wenn beim Djafunmann dieser kritische Zeitpunkt gekommen ist und er nicht die Möglichkeit hat, seßhaft zu werden und infolgedessen, wie wir später sehen werden, auch keine neue Familie gründen kann, so wird er von seinen Leuten allgemein bedauert und als armer, unglücklicher Mensch hingestellt. — „Er ist schon so alt und muß noch im Busch herumlaufen.“

Unter normalen Verhältnissen müssen folgende wirtschaftliche Bedingungen erfüllt sein, damit ein Mann seinem Verlangen, seßhaft zu werden, folgen kann. Es muß ein gewisser Reichtum an Rindern vorhanden sein, ein armer Mann kann sich nicht ansiedeln, denn er hat nicht Rinder genug, um einen Teil der Herde zu verkaufen und von dessen Erlös die zur Siedlung nötigen Anschaffungen zu machen. Da die angesehenen Männer einer Sippe, insbesondere der *Ar'do* und seine *Ngor-gi'en*, seine gleichaltrigen Freunde, mit denen er durch die gemeinsame Sorozeit verbunden ist, meist vermögende Leute sind, so sind sie auch diejenigen, die sich zuerst ansiedeln. Je nach der sozialen und menschlichen Bedeutung der Seßhaftgewordenen wird dann die Siedlung zum Anziehungspunkt für andere Bororo, die seßhaft werden wollen.

Die Söhne dieser Seßhaftwerdenden müssen den Soro betanden haben und selbständig geworden sein. Einem Manne, dessen Söhne noch nicht den Soro bestanden haben, steht es noch bevor, ihnen die zum Leben notwendige Anzahl von Rindern abzugeben. Es müssen echte Borororinder sein, denn das Gudalirind der *Huja'en* gegen das, wie wir später sehen werden, der Seßhaftgewordene seine Bororoherde eintauscht, kann das Nomadenleben nicht vertragen. Es magert ab und stirbt. Solange der Mann also noch eine

echte Bororoherde halten muß, ist er um der Herde willen gezwungen, Nomade zu bleiben, und ehe die Mehrheit seiner Söhne nicht selbständig geworden ist und ihre Anteile an der väterlichen Herde erhalten hat, kann der Vater nicht seßhaft werden. Weiter müssen die landschaftlichen Verhältnisse zur Siedlung geeignet sein. Die für die Rinderzucht grundlegenden landschaftlichen Bedingungen, auf die schon des öfteren hingewiesen wurde, müssen erfüllt sein. Aber außerdem spielen die politischen Verhältnisse des Landes eine große, fast ausschlaggebende Rolle. Niemals werden sich Djafun'en in einem Gebiete ansiedeln, in dem eine ihnen feindlich gesinnte Negerbevölkerung die Vorherrschaft ausübt. Schon als Nomaden vermeiden sie derartige Gegenden. Bevorzugt dagegen werden solche Ländereien, die schon von den Huja'en erobert und unterworfen worden sind. Schon H. Barth a. a. O. lobt die kolonisatorische Leistung der Ful'be, die zwar überall, wo sie hinkommen, erst zerstören, dann aber nach ihrer Art wieder aufbauen, die einzelnen Landschaften wieder miteinander vereinigen und größerem Verkehr erschließen, die einzelnen heidnischen Stämme fulanisieren und zu einem Volk zusammenschließen. Ein derartig vorbereitetes Land hat neben vielem anderen zwei große Vorteile für die Bororo: 1. brauchen sie sich nicht einem Negerfürsten zu unterwerfen, den sie, mag er noch so mächtig sein, dank seiner Rasse in jedem Fall für einen minderwertigen Menschen halten; 2. sind die Neger in derartigen Gebieten meist schon so weit fulanisiert, daß sie einen großen Teil der Sitten und Gebräuche und besonders die Lebensweise der Ful'be angenommen haben, so daß der Bororo leichter mit ihnen auskommen kann und stets brauchbare Hirten, Diener und Dienerinnen findet, ohne sie erst jahrelang erziehen zu müssen.

Wenn sich der Bororo in einer schon von Huja'en unterworfenen Gegend ansiedelt, so stellt er sich ebenso wie bei der Wahl des Weidegebietes freiwillig unter den Schutz der Ful'be-Herrscher, der Lami'be. Je nachdem die Verhältnisse sind, muß das Land käuflich von einem Negerstamm oder einem Lami'do erworben werden. Im Falle der Siedlung Lompta war es der Lami'do von Tibati, der dem Ar'do Manga Lompta und Umgegend als Siedlung anwies. Die Siedlungen Babanki und Mbarta befinden sich in Ländern, die nicht von den Huja'en erobert worden sind und in denen es daher auch keine Huja'en gibt. Leider war es mir nicht möglich, diese Siedlungen aufzusuchen. Da die Huja'en als erstrebenswertes Vorbild einen großen Einfluß auf die Wirtschaft und Kultur der seßhaft werdenden Bororo ausüben, müssen dort vollständig andere Verhältnisse herrschen als in Lompta. Wahrscheinlich ist dort der negroide Einfluß bedeutend stärker.

Nicht alle Bororo siedeln immer gemeinsam in einem Dorfe. Es gibt häufig Männer, die es vorziehen, für sich allein in ein bis zwei Stunden Entfernung von der allgemeinen Siedlung im Busch eine sog. Rumde, eine Farm, anzulegen. So befanden sich in der Nähe von Lompta mehrere solcher Farmen, die aber von ihren Besitzern aus politischen Gründen verlassen worden waren.

Wenn also diese drei Vorbedingungen: Reichtum, Loslösung der Söhne von der väterlichen Familie und landschaftlich-politisch günstige Verhältnisse erfüllt sind, vollzieht sich die Seßhaftwerdung etwa folgendermaßen, soweit ich es beobachten und durch meine Gewährsmänner nachprüfen konnte:

Nach der Wahl des Siedlungsortes wird die Herde in „Horedji“ (Hore = Kopf) und „Schuredji“ (Sora = verkaufen) geteilt. Die sog. Horedji-Herde bleibt mit Familienangehörigen oder bezahlten Hirten im Busch. Die Schuredji-Herde wird wiederum geteilt und zwar in die Tiere,

die zur Beschaffung der notwendigen Barmittel zum Ankauf von Land, Haushaltsgegenständen und Geräte usw. sofort verkauft werden und die relativ kleine Herde, die zur täglichen Versorgung von Milch und Butter in der Nähe der Siedlung gehalten wird und die man im Laufe der Zeit gegen die Gudalirinder eintauscht.

Das Gudalirind ist ein Züchtungsprodukt der Huja'en. Es hat noch eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Borororind, ist aber kurzbeiniger und fleischiger, hat kleinere Hörner und einen kleineren Buckel, und fast keine Wamme mehr, dafür aber einen bedeutend größeren Euter und gibt entsprechend mehr Milch. Im Gegensatz zum Borororind kann es, wie schon gesagt, keine größeren Wanderungen vertragen. Es magert bei großen Strapazen ab und wird leicht krank. Es ist das bunteste und malerischste Rind, das man sich vorstellen kann. Meist sind die Gudalirinder Schecken, die aussehen, als ob ein Maler seine Pinsel mit sämtlichen roten, gelben und braunen Farbtönen seines Malkastens an ihrer Haut abgewischt hätte. Es hat nicht mehr die stolze Erscheinung und die Klugheit der an wilde Büffel erinnernden Borororinder, noch deren Anhänglichkeit an den Hirten. Es ist vielmehr wie unser Rind ein schon vollständig domestiziertes Geschöpf, auf Milch und Fleischertrag gezüchtet unter Verlust seiner persönlichen Eigenart. Aus rein materiellen Gründen sind die Djafun'en einerseits sehr stolz auf diese neuen Herden, andererseits aber bezeichneten alle meine Gewährsmänner trotzdem ihre alten, roten oder weißen Borororinder als die schöneren. „buri maschin = übertreffen sehr.“ Djimira, der wie Baba Haram noch eine kleine Bororoherde besaß, ging während der Trockenzeit gerade diese Herde selber hüten, denn das sei doch das Beste, was es für einen Mann gäbe. Seine Gudalirinder überließ er wie auch Baba Haram und die anderen Seßhaftgewordenen den Negerhirten.

Wie schon erwähnt, wird nur der Djafunmann seßhaft. Die reinrassige Bororofrau bleibt mit der Horedjiherde im Busch bei den erwachsenen Söhnen. Sie ist meistens schon alt, nicht mehr gebärfähig und den Anforderungen, die der Haushalt eines Seßhaftgewordenen an die Frau stellt, nicht gewachsen. Sie versteht nichts von der Feldwirtschaft, von der jetzt verfeinerten Zubereitung der Nahrung und von den Handarbeiten, wie Kalabassenverziern, Strohbettenflechten usw. Sie bleibt eine Art Vertrauensperson des Mannes, die auch nach der Trennung durch die Seßhaftwerdung seine Interessen in bezug auf die Horedjiherde vertritt, denn an einem jeden Stück Vieh der Herde, mit der sie ihr ganzes Leben verbracht hat, hängt sie wie an ihren eigenen Kindern.

Im Zusammenhang mit der Familie der Djafun'en wurden schon die Schula'be erwähnt, die Negermädchen, die sich die Männer zu ihren Nebenfrauen erziehen. Während bei den Nomaden eine Mischung mit den Negern im allgemeinen nicht stattfindet und das Halten von Schula'be eine Ausnahme bildet, bilden sie nun den Grundstock der neuen Familie. Eine Mischung findet statt, und die Kinder der Seßhaftgewordenen mit den Schula'be gelten als Ful'be, und zwar als Huja'en.

Außer diesen Schula'be erwirbt der Mann noch eine Anzahl Huja'enfrauen. Die Eltern dieser Mädchen erhalten im Vergleich mit den Bororoschwiegereltern ein recht hohes Geschenk für ihre Tochter. Zu gleicher Zeit bringt das Mädchen aber auch eine dem Brautgeschenk entsprechende Aussteuer, den sog. Bangal, in das Haus des Bräutigams. Die Einbringung des Bangals findet statt, während die Braut schon am Wohnorte des Bräutigams ist, sich aber bei einer anderen befreundeten Familie verbergen muß. Diese Sitte fällt unter den Begriff Schemtu'dum. Der Bangal besteht aus einer Anzahl Betten, die aus Ried und Stroh geflochten sind,

großen Wassertöpfen, reich verzierten Kalabassen und dazugehörigen bunten, genähten Strohtellern, kleineren Kochtöpfen, Matten, mehreren Traglasten Mais oder anderem Getreide, mehreren Töpfen mit Honig, einer bestimmten Menge Wohlgerüche, wie Sandelholz und Moschus, und außerdem Gewänder für die junge Frau. Das Einbringen dieser Mitgift wird mit einem Festessen gefeiert, an dem die Verwandtschaft der Braut und des Bräutigams teilnehmen. Die Braut selbst, wie schon gesagt, hält sich verborgen. Das Festessen muß der Bräutigam stiften.

Ich hatte im Lompta Gelegenheit, dem Bangal Tsumas beizuwohnen, der jüngsten Frau Baba Harams. 'Bi Ntu, die älteste Schula'be Baba Harams, war ausgeschiedt worden, die Aussteuer einzuholen. Am Flusse, an der Grenze der Ortschaft Lompta, wurde sie und die ganze Trägerkarawane von den Musikanten Baba Harams empfangen und zum Gehöft geleitet. Auf dem freien Platz davor hielten zwei Knaben an Seilen den jungen Stier, der als Festbraten geschlachtet werden sollte, und um den die Karawane einmal in weitem Kreis in feierlicher Prozession zog, ehe sie im Gehöft verschwand. Eine bemerkenswerte Rolle spielte die Schwiegermutter. Sie war in Lumpen gehüllt und trug einen kleinen Korb voller Topfscherben und Unrat. Im Gegensatz zu der allgemeinen Fröhlichkeit machte sie ein sehr böses Gesicht und übergab den Korb dem Bräutigam Baba Haram, indem sie vor ihm niederkniete. Alles johlte und kreischte vor Vergnügen, während Baba Haram sichtlich unangenehm berührt war und keine Notiz von ihr und dem Korbe nahm. Sobald die Schwiegermutter später, im Gehöft, in die Nähe ihres Schwiegersohnes kam, rief sie ihm freche Bemerkungen zu, die jedesmal bei den Umstehenden einen großen Heiterkeitserfolg hatten. Baba Haram war das Ganze außerordentlich peinlich, denn wie schon in dem Abschnitt über Schemtu'dum gesagt wurde, gibt es eine Meidung in bezug auf die Schwiegereltern, und Baba Haram konnte sich daher nicht gegen die Frau wehren. Da die Schwiegermutter eine Schula'do war, also eine Negerin, so möchte ich annehmen, daß es sich in diesem Falle um eine lokale Sitte der Neger handelt und nicht um eine der Huja'en. Einen Tag nach dem Bangal zog dann Tsuma, nachdem der Malum die Ehe nach mohammedanischem Gesetz geschlossen hatte, ohne jede weitere Feierlichkeit in das Gehöft ihres Gatten ein.

Außer den Schula'be und den Huja'enfrauen schafft sich der seßhaft werdende Djafunmann noch die notwendigen Diener und Knechte an, die er zur Bestellung seiner Felder benötigt. Diese Leute sind entweder Neger aus der Umgegend, die freiwillig ihre Dienste anbieten, oder auch Leute, die aus anderen Gegenden ausgewandert sind. Oft werden auch einige der bezahlten Hirten mit ihren Arbeitgebern zu gleicher Zeit seßhaft. Aber in den meisten Fällen sind die Djafun'en viel zu froh, zuverlässige, erprobte Hirten bei der Horedjiherde zu haben, als daß sie auf die Seßhaftwerdung dieser Leute großen Wert legen.

a) Die Ortschaft Lompta und ihre Bewohner im Jahre 1933.

Lompta lag an den dem Flußtale zugekehrten Hängen einer Hügelkette, die sich parallel dem Flusse hinzog. Die neue Autostraße Jaunde—Garua war etwa drei Stunden Fußmarsch weit entfernt, die Salzquelle Bure-Galim $1\frac{1}{2}$ Stunden. Die Gehöfte der seßhaft gewordenen Djafun'en lagen auf der Kuppe der Hügel, so daß man von ihnen aus den ganzen Ort überblicken konnte. Im Gegensatz zu den Gehöften der übrigen Bewohner, die ein wirres Durcheinander von Mattenwänden und Pfaden bildeten, waren die der Bororo, jedes für sich durch Felder, Busch und

Hecken mehr oder weniger isoliert, und zwischen ihnen und den Hütten der anderen Bewohner bestand fast überall eine neutrale Zone aus Feldern oder leeren Plätzen. Aus der Art der Anlage konnte man deutlich erkennen, daß die Djafun'en nicht nur größten Wert auf ein ungestörtes und unbeobachtetes Privatleben legten und allzu dichte Nachbarschaft nicht schätzten, sondern daß sie auch durch die dominierende Lage ihrer Gehöfte, ihre herrschende Stellung und Überlegenheit der anderen Bevölkerung des Ortes gegenüber betonten.

Charakteristisch für Lompta waren die Maisfelder. Der Mais wurde nicht nur auf den Feldern zwischen den Gehöften und rings um das Dorf herum angebaut, sondern auch links und rechts der Wege, auf jedem noch so winzigen, freien, kleinen Platz, in allen Ecken und Winkeln zwischen Mattenwänden und Hütten. Kurz vor der Maisernte verschwand das ganze Dorf sozusagen zwischen den Stauden, und man konnte darin herumirren, ohne zu merken, daß keine 50 cm von einem entfernt sich eine Hütte oder ein Zaun befand, bis man plötzlich direkt davorstand.

Lompta verdankt seine Entstehung dem Ar'do Manga, der die Djafun-sippen nach dem Ngaundere-Hochland führte, und der der Bruder von Baba Haram war. Während Ar'do Manga seßhaft wurde, nomadierte Olo, Baba Harams Vater, noch auf dem Hochlande und wurde nicht seßhaft. Er starb in der Nähe von Banjo. Als Ho'ba, der Nachfolger des Ar'do Manga, oberster Führer des Weidegebietes war, wurde Baba Haram in Lompta seßhaft und mit ihm sein jüngster Bruder der Yerima, Ge'de Jibbo und seine gleichaltrigen Freunde und Sorogenossen, seine Ngorgi'en Idirisu, der jetzige Liman der dortigen kleinen Moschee und Adamu, Djimira, Sarkin Sanu, ferner lebten noch in Lompta der alte Mahaman, Djauro Madaki, der Magadji Kadiri und Malum Eggi. Diese waren die gleichaltrigen Freunde die Ngorgi'en von Olo, dem Vater Baba Harams. Die drei alten Männer, von denen der jüngste Ende 80, der älteste Ende 90 war, gehörten also einer älteren Generation an als Baba Haram und seine Ngorgi'en. Sie waren die Nae'be = Greise und waren wie alle anderen Baba Haram unterstellt. Außer diesen bisher erwähnten Männern, die alle aus natürlicher Ursache, weil sie sich „tampi“ fühlten, seßhaft geworden waren, kam während meines Aufenthaltes noch ein junger Djafun-Mann, namens Adamu, Gombe (er war in der Gegend von Gombe in Nigeria geboren) nach Lompta und wurde seßhaft. Er war Ende 20, Anfang der 30er Jahre, und die alten Männer betrachteten ihn als einen Tunichtgut. Wodurch er seine Herden verloren hatte, wollte keiner erzählen, nur daß er sich als „Hausa-Händler“ an der Küste und in Duala herumgetrieben hatte, das wußten alle und sprachen mit abfälligen Bemerkungen darüber. Sein einziges Besitztum war ein Esel, den er verkaufen wollte, um die notwendigsten Anschaffungen zur Seßhaftwerdung machen zu können. Während der Zeit, die ich in Lompta war, arbeitete er gemeinsam mit den Negeren in den Maisfeldern des Liman Idirisu und bei Malum Eggi. Daß er von seiner Sippe keine neue Herde erhalten hatte, und sich zur Feldarbeit „erniedrigte“ — denn in den Augen der Bororo ist Feldarbeit Sklavenarbeit und nur das Hüten der Herde ist Arbeit des freien Mannes — zeigte seine außerordentlich niedrige Stellung innerhalb der Gemeinschaft der Seßhaftgewordenen. Sein Benehmen war den alten Djafunmännern gegenüber kriecherisch-höflich, und man merkte seine Absicht, sich „lieb Kind“ machen zu wollen. Ein Ziel, das er während meiner Anwesenheit bei den alten Männern nicht erreichte.

Noch eine andere Persönlichkeit war in Lompta, deren Seßhaftwerdung man, wie die des Adamu Gombe, als außergewöhnlich bezeichnen kann. Es war die alte reinrassige Bororofrau Schakul, die Frau des Mohaman,

Djauro Madaki. Die Söhne dieser beiden waren Nomaden geblieben und befanden sich teils auf dem Hochland von Ngaundere, teils in Mbarta. Mohaman war so altersschwach, daß er wie ein Säugling gepflegt und bedient werden mußte, und ebenso der Magadji Kadiri. Der letztere wohnte nicht mit Schakul und Mohaman in dem gleichen Gehöft, sondern er hatte eine große Hütte für sich allein gegenüber dem Gehöft der beiden anderen. Schakul, selbst eine Frau in den sechziger Jahren, hatte die Pflege der beiden alten Männer übernommen und außerdem noch die Obhut der Rinder der beiden Greise, die zu einer gemeinsamen Herde zusammengelegt worden waren. Es ist beachtenswert, daß in dieser zusammengelegten Herde nur rassereine, dunkelrote Borororinder waren, und nicht wie bei den anderen Seßhaftgewordenen Gudali-Vieh. Schakul war eine der aufopferndsten, fleißigsten und bewunderungswürdigsten Frauen, die man sich vorstellen kann. Vor Tagesanbruch ging sie zu der Herde, die eine gute halbe Stunde von Lompta entfernt weidete. Gegen 7 Uhr kam sie mit der frisch gemolkenen Milch zurück, der einzigen Nahrung, die die beiden Greise noch zu sich nehmen konnten. Dann reinigte und versorgte sie die beiden Männer, trug sie von ihrem Lager in den Vorraum der Hütte oder auch hinaus in die Sonne. Darauf mußte sie zu den Rindern zurückkehren, ihnen die Zecken absuchen, sich um die Kälber kümmern, usw. Zwischen 1 und 2 Uhr kam sie gewöhnlich wieder in das Dorf zurück, sah nach ihren Schützlingen, gab ihnen Milch zu trinken, um am späten Nachmittage wieder zur Herde zurückzugehen und noch einmal zu melken. Ihre einzige Hilfe bei der Herde und im Gehöft war ein kleines etwa 14jähriges Negermädchen, Schakul hatte starken Rheumatismus und litt besonders in der Regenzeit unter großen Schmerzen. Trotzdem klagte sie niemals und war stets fröhlich und guter Dinge.

Von den in Lompta seßhaften Djafunleuten hatte nur Baba Haram, sein Bruder der Yerima und Djimira, Sarkin Sanu einen Haushalt mit Frauen. Das Zusammenleben des Mohaman, Djauro Madaki und des Magadji Kadiri, die von Schakul gepflegt wurden, bedeutete eine Ausnahme. Beide Männer, wie auch Malum Eggi und Liman Idirisu waren zu alt, um eine neue Familie zu gründen. Ob sie früher in den ersten Jahren ihrer Seßhaftwerdung eine Familie hatten, ließ sich nicht mehr feststellen. Auch nicht, wie lange sie schon seßhaft waren. Ihr Erinnerungsvermögen war nur noch gering. Baba Haram, der von der französischen Verwaltung zum Lami'do = Herrscher über alle auf dem Ngaunderehochland befindlichen Bororo gemacht worden war, obgleich es bei den Bororo einen dergartigen Titel gar nicht gibt, sondern nur bei den Huja'en, hatte seinem Range entsprechend den größten Haushalt.

Er hat vier Schula'be.

1. 'Bi Ntu — Vater und Mutter freie Neger. 'Bi Ntu hatte zwei Kinder, die Baba Haram umbringen ließ, weil er selbst als Seßhaftgewordener keine Bastarde haben wollte. Sie teilte ihre Hütte mit

2. 'Bi Ba — Vater und Mutter Neger — Sklaven der Huja'en.

3. 'Bi Djoda — Vater und Mutter Lakaneger — Sklaven der Huja'en. Sie hatte einen unehelichen Sohn von einem unbekannten Neger. Sie besaß ihre eigene Hütte.

4. Djemu (bucklig) — Vater und Mutter Wawaneger — ob freie oder Sklaven der Ful'be, war nicht festzustellen. Sie hatte einen unehelichen Sohn von einem unbekannten Neger und bewohnte eine Hütte für sich.

Außerdem hatte Baba Haram vier Huja'en-Frauen.

1. Halima, seine Favoritin, die als sehr schön galt, weil sie eine große, scharf gebogene Nase hatte. Daß sie schielte, spielte keine Rolle. Ihr Vater war ein Ringimadjo, die Mutter eine Schula'do (Halima war also nach

unseren Begriffen ein Halbblut). Baba Haram hatte zwei Söhne von ihr, den etwa vierjährigen Hamatukur und den neun Monate alten Isay. Halima hatte ihre eigene Hütte.

2. Danawa (Halbblut). Der Vater war ein Farankedjo, die Mutter eine Schula'do, sie hatte keine Kinder, aber trotzdem eine eigene Hütte.

3. Nene, der Vater Hujadjo, die Mutter Farankedjo, sie hatte erst vor kurzem geheiratet und noch keine Kinder, auch sie bewohnte eine Hütte für sich allein.

4. Tsuma (Halbblut) — Vater Farankedjo, Mutter Schula'do. Sie wurde während meines Aufenthalts in Lompta geheiratet und hatte ihre eigene Hütte.

Das starke Rassegefühl Baba Harams drückte sich darin aus, daß die Kinder 'Bi Ntus, von denen er zweifelsfrei der Vater war, getötet worden waren, während die unehelichen Kinder 'Bi Djoda und Djemus am Leben blieben. Wie stark in den Fällen, wo das Rassegefühl nicht überwiegt, die väterliche Abstammung gegenüber der mütterlichen bewertet wird, zeigt, daß Halima, Danawa und Tsuma als reine Huja'en-Frauen galten, obgleich die Mütter Schula'be = Negerinnen waren. Mit Ausnahme von Nenes Vater, der ein Hujadjo war, stammten alle anderen Frauen von seßhaft gewordenen Bororovätern ab.

Weiter zeigt uns der Haushalt Baba Harams den grundlegenden Unterschied, den man zwischen Schula'be und Huja'en-Frauen macht, wenn auch bei oberflächlicher Betrachtung keine Benachteiligung der Schula'be zu erkennen ist. Kinderlose Schula'be mußten sich zu zweit in eine Hütte teilen, während die kinderlosen Huja'en-Frauen jede ihre eigene Hütte hatte. Die vier Huja'en-Frauen schliefen je zwei Nächte hintereinander bei Baba Haram in der Hütte und verließen ihn kurz vor dem Morgengrauen (Fadjiri). An den gleichen Tagen mußten diese Frauen für den ganzen Haushalt kochen. Die Schula'be 'Bi Djoda und 'Bi Ba schliefen je nur eine Nacht bei Baba Haram und kochten dementsprechend auch nur an einem Tage. 'Bi Ntu und die bucklige Djemu schliefen überhaupt nicht mehr beim Herrscher, sie waren zu alt und zu häßlich, wie er mir sagte. Trotzdem aber nahm 'Bi Ntu von Zeit zu Zeit den anderen Frauen die Arbeit des Kochens ab, während sich Djemu selten im Gehöft betätigte, sondern meistens auf den Feldern oder bei der Schureji-Herde zu finden war. Halima und Danawa hatten sogar drei Kühe als Privateigentum, ein Vorzug, den keine der anderen Frauen genoß.

Die Schuredji-Herde Baba Harams wurde von den Huja'en-Frauen betreut unter Mithilfe von 'Bi Ntu und Djemu. Außer der schon erwähnten Hausarbeit, die die Schula'be in der Hauptsache zu leisten hatten, verrichteten die einzelnen Frauen noch folgende Arbeiten:

Schula'be: 'Bi Ntu: Strohtellernähen, Frisieren der anderen. — 'Bi Ba: Wasser holen und Holz holen (nur für den Haushalt). — 'Bi Djoda: desgleichen. — Djemu: nur Feldarbeit und Herde.

Huja'en: Halima: bekümmerte sich ausschließlich um ihre Kinder. — Danawa: verzierte Kalabassen, nähte Strohteller. — Nene: nähte Strohteller. — Tsuma: nähte Strohteller und flocht Körbe.

Durch diese Extraarbeiten verdienten sich 'Bi Ntu, Danawa, Nene und Tsuma ein kleines Taschengeld, das sie für Wohlgerüche, Tücher, Kolanüsse, Tabak, Salz, Maisbier, Honigmeet und Seife ausgaben.

Außer den Frauen gehörten noch folgende Männer zum Haushalt bzw. zur „Fada“ = Hofstaat Baba Harams:

1. Pate — Sklavenabkömmling, funktionierte als Diener.

2. Gongiri — ein impotenter Mann, der in der Pferdehütte bei dem Hengst Baba Harams schlief und der darauf aufpassen mußte, daß die Frauen nicht heimlich das Gehöft verließen.

3. Malum Selli — ein Hujadjo aus Bornu, Ful'be Woila aus der Sippe der Djallu'be, Familie Baje'be, Heimatsort Muniga. Er verließ sein Land, weil er seinem Vater, der Ar'do war, aus irgendwelchen Intriguen und Streitigkeiten nicht in der Führerwürde folgen konnte. Er erledigte für Baba Haram die Schreibarbeiten für die französische Verwaltung.

4. Ein Lakaneger, der sich im Busch aufhielt und die Rinder der nomadisierenden Bororo für Steuerzwecke zählen sollte.

5. Osmano, ein Hausa, diente als Bote zwischen den Bororo im Busch und Baba Haram.

6. Garapa — Abkömmling von fulanisierten Sklaven, er war der Lobpreiser Baba Harams.

7. Djifon, ein Bafum — Neger, der Fumban verließ, als die Franzosen König Njoja in das Exil schickten. Er betätigte sich als Polizist.

8. Hore — ein Lakaneger, ebenfalls Polizist.

Außerdem gab es noch eine Hauskapelle, die an jedem Freitag, dem Sonntag der Mohammedaner, und bei allen festlichen Gelegenheiten Musik veranstaltete. Wenn Baba Haram sie nicht genügend bezahlte, dann traten sie in Streik. Wie alle bisher aufgeführten Männer, mit Ausnahme des Gongiri, hatten sie ihre Hütten und Gehöfte für sich im Dorf.

Aus dem ganzen Aufbau des Haushaltes und des Hofstaates kann man erkennen, daß Baba Haram sich an den Huja'en und deren Fürstenhöfen ein Beispiel genommen hatte, und soweit es seine beschränkten Mittel erlaubten, bemüht war, es den großen Ful'be-Fürsten und Emiren gleichzutun. Wenn man bedenkt, wie einfach und nur mit dem Allernotwendigsten ausgerüstet dieser Mann als Nomade die erste Hälfte seines Lebens verbracht hatte, so ist dieser Drang nach Luxus bemerkenswert.

Bei seinem jüngeren Bruder, dem Jerima, ging es bedeutend einfacher zu. Das Gehöft machte einen recht ungepflegten Eindruck. Es bestand nur aus drei Hütten und war nicht einmal von einer Mattenwand umgeben. Der Jerima hatte nur zwei Frauen, eine echte Bororofrau, die im Busch lebte und nur von Zeit zu Zeit in den Ort kam. Scheu wie eine Fremde hockte sie dann am Türloch der Hütte ihres Mannes, und erstattete ihm Bericht über die Horedji-Herde. Die zweite Frau war eine Hujadjo — Vater selbhaft gewordener Bororo, Mutter Hujadjo.

Im ganzen hatte der Jerima neun Kinder, fünf Söhne und vier Töchter, von denen eine gestorben war. Die Söhne und eine Tochter befanden sich bei den Horedji-Herden im Busch, die zweite Tochter, ein Mädchen von etwa 14 bis 15 Jahren, hatte gerade ein uneheliches Kind von einem Bororo bekommen, und die Hujadjo-Frau des Jerima, obgleich sie nicht die Mutter dieser Tochter war, spielt die Rolle der Großmutter, trug das Kind tagsüber herum und wartete, es (s. Meidung des Erstgeborenen). Bei der dritten Tochter war soeben mit dem Durchbohren der Ohrmuscheln begonnen worden (s. Hirde). Sie lebte teils mit ihrer Bororomutter im Busch, teils beim Vater im Dorf. Der Jerima hatte eine kleine Anzahl Diener, die seine Felder bestellten, und bei der Horedji-Herde im Busch, außer seinen Söhnen, auch noch bezahlte Hirten. In der Hauptsache jedoch lebte er von seinem Bruder Baba Haram und profitierte an dessen Feldprodukten und Bareinnahmen durch die Prozente, die von der französischen Verwaltung für die eingetriebenen Steuern an den Herrscher bezahlt wurden.

Noch ein dritter Haushalt ist erwähnenswert, und zwar der des Adamu, Djimira, Sarikin Sanu. Er lebte fast ein Doppelleben. Einerseits war

er seßhaft geworden, andererseits weidete er während der Trockenzeit seine Horedji-Herden, wenn sie sich in der Nähe des Ortes befanden und kehrte nur zum Schlafen in sein Gehöft zurück.

Ein Teil dieser Horedji-Herde befand sich vorübergehend in einem Lager, etwa zwei Stunden von Lompta entfernt. Der Rest weidete im Ubangi Schari-Gebiet, in der Nähe von Mbarta. Die Schuredji-Herde, zu der wie schon erwähnt, etwa ein Dutzend echter Borororinder gehörten, befand sich gewöhnlich tagsüber auf einem Hügel in der Nähe von Lompta und wurde während der Nacht in einen Kral getrieben. Die drei jüngsten Söhne Djimiras, etwa 10 und 12 Jahre alt, durften als besondere Vergünstigung die kleine Herde Borororinder hüten. Die Kinder gaben sich die größte Mühe, mit den Rindern so umzugehen, wie sie es von den Erwachsenen gesehen hatten. Sie hatten nicht einmal einen Stecken oder Speer bei sich, sondern leiteten die Herde nur durch Zurufe.

Wie schon anlässlich der Namensgebung erwähnt wurde, hatte der Djimira vier Frauen, drei davon, als er noch Nomade war, von denen ihm die eine starb und die beiden anderen davonliefen. Die vierte heiratete er während meiner Anwesenheit in Lompta, nachdem sie ihm ein Kind, eine Tochter, geboren hatte. Im ganzen besaß Djimira 14 Kinder. 10 davon hatte ihm eine Frau aus der Sippe der Bbe'we'djo geboren und war kurz nach der Geburt des letzten Kindes gestorben. Wo diese 10 Kinder geblieben waren, konnte ich nicht feststellen. Der Djimira selber wußte es auch nicht. Von den beiden Frauen, die ihm davongelaufen waren, hatte er die drei Söhne, die bei ihm lebten. Zeitweise wurden sie nach Palkumre zu einem Malum in die mohammedanische Schule geschickt, um selber später Malum zu werden. Nach Ansicht der seßhaft gewordenen Djafun'en ist die Beschneidung und der Beruf als Malum der einzige Ersatz für den Soro.

Die vierte Frau, die der Djimira heiratete, hieß Kumbo. Ihr Vater war ein Djarankedjo, ihre Mutter eine Farankedjo. Sie war also eine reinrassige Bororofrau und hatte auch alle äußeren Merkmale in der Kleidung und Haartracht beibehalten. Ehe der Djimira sie heiratete, lebte sie in einer der typischen bienenkorbartigen Bororohütten, die an versteckter Stelle in einem Maisfeld nicht weit vom Gehöft des Djimira errichtet war. Bis zur Geburt des Kindes galt sie als seine Wa'i, seine heimliche Geliebte. Als der Djimira einmal in meiner Gegenwart 'Bi Ntu darum bat, für ihn Mais zu stampfen, machte sie ein verächtliches Gesicht und sagte recht schnippisch: „Du hast ja Deine Wa'i.“ Worauf Djimira sehr ernsthaft antwortete: „Du weißt, ich lebe allein.“ Bis zur Geburt des Kindes wurde Kumbos Existenz von allen im Dorfe ansässigen Djafun'en und deren Frauen und Schul'be nicht beachtet. Sie war auch niemals auf dem Markt zwischen den anderen Bororofrauen zu sehen. Durch einen Zufall erfuhr ich von ihrem Dasein, als ich aus Versehen einmal einem falschen Pfade folgte und so durch das Maisfeld zu ihrer Hütte kam. Als sie mich sah, lief sie sofort davon. Erst kurz nach der Geburt ihres Kindes wurde sie zutraulicher und ließ sich auch auf längere Gespräche mit mir ein. Freilich war sie zu jener Zeit schon von allen Leuten als Djimiras Frau anerkannt worden.

Außer seinen großen Herden hatte der Djimira nur wenige Maisfelder, die er von ehemaligen Sklaven bestellen ließ. Bei der Horedji-Herde auf dem Ngaundere-Hochland befanden sich Neger-Hirten und deren Frauen. Die Herde in Mbarta wurde von bezahlten Hirten und auch von Verwandten des Djimira betreut. Die Schuredji-Herde hütete ein alter Sklave, und die Borororinder, ein winziger Anteil der Horedji-Herde, die schon erwähnt wurde, und die in der Nähe von Lompta weidete, wurden von

Djimiras Söhnen behütet. Während alle anderen seßhaft gewordenen Djafun'en in ihrer Kleidung und in allen Haushaltsgeräten die Huja'en nachahmten, z. B. Turbane trugen und auf den bankartigen Betten schliefen, hatte der Djimira seine alte Bororomatte beibehalten und trug die an eine phrygische Kappe erinnernde Kopfbedeckung der Nomaden. Im Turbane erschien er nur an mohammedanischen Festtagen. Er benutzte auch noch die ungeschmückten Kalabassen für die Milch und sein Essen. Das Auffallendste war aber wohl, daß er, obwohl er seßhaft war, keine Schula'do- oder Huja'djo-Frau heiratete, sondern eine echte Bororo. Wie schon gesagt, es war fast ein Doppelleben, das er führte, obgleich er vollkommen seßhaft geworden war.

Der fast 80jährige Liman Idirisu und Malum Eggi hatten, wie erwähnt, keine Frauen. Ehemalige Sklaven und deren Frauen und Kinder sorgten für sie, hielten die Gehöfte in Ordnung, bestellten die Felder und paßten auf die Schuredji-Herden auf. Die Horedji-Herden waren längst an die erwachsenen Söhne abgegeben worden und befanden sich in Mbarta und Babanki.

Die Arbeit der Bestellung der Felder überließen alle seßhaft Gewordenen ihren ehemaligen Negersklaven bzw. den Schula'be. Ein Teil der Felder befand sich, wie schon erwähnt, direkt in und zwischen den Gehöften und rechts und links der Wege, die durch den Ort führten, so daß die ganze Ortschaft, auch die Gehöfte der ursprünglich seßhaften Bevölkerung, vollkommen im Mais verschwanden. Nach dem Abernten der Maiskolben wurden die Schuredji-Herden in den Ort getrieben und fraßen die umgebrochenen Maispflanzen und das Stroh. Alle meine Gewährsleute erklärten einstimmig, das geschehe nicht etwa wegen des Futters für das Vieh, sondern wegen des Düngens der Felder. Die Felder, die vorübergehend als Weide benutzt würden, trügen im nächsten Jahre bessere Frucht. Auch beim Bestellen der Felder außerhalb des Ortes beobachtete ich, daß alle seßhaft gewordenen Djafun-Leute Kuhdung ausbreiten ließen, der dann von den Negern mit der Feldhacke untergehackt wurde. Es ist wichtig zu beachten, daß die auf dem Ngaundere-Hochland ursprünglich ansässigen Negerstämme das Düngen der Felder nicht kannten. Sie besaßen ja auch kein Großvieh, sondern nur Hühner, Ziegen und Schafe. Das Schwein, das man jetzt z. B. in Tibati antrifft, wurde in großen Mengen erst von den französischen Beamten eingeführt, zum Abscheu der mohammedanischen Huja'en.

Außer den Feldern innerhalb und um die Ortschaft herum hatten Baba Harem, Malum Eggi, und der Liman Idirisu Farmen im Busch, die teilweise einen Tagesmarsch weit von Lompta entfernt waren. Diese Farmen wurden von Negern bewirtschaftet, die auf Befehl der ansässig gewordenen Djafun'en sich dort angesiedelt hatten. Zur Erntezeit schickte z. B. Baba Haram seine Schula'be auf die Farm und folgte ihnen in einigen Tagen selbst nach, um das Einbringen des Getreides, Mais, Erdnüsse, Kassawa, Jams usw. persönlich zu überwachen.

Wie schon gesagt, lebte der Djimira mehr oder weniger von den Feldern und Einnahmen seines Bruders Baba Haram. Der Djimira und die beiden Greise Mohaman und der Magadji Kadiri hatten keine Farm. Der Liman Idirisu, bei dem ein leichter religiöser Wahn ausgebrochen war, hatte nur noch Interesse für die Moschee und für seine Pilgerfahrt nach Mekka, die er trotz seines Alters noch unternehmen wollte. Er, wie auch der Malum Eggi, überließen die Feldbestellung im Ort und auf den Farmen ihren Negern. Wenn es der Gesundheitszustand des Malum Eggi erlaubte, und das Wetter es zuließ, dann war er meist im Busch anzutreffen, wo er mit den Hausahndlern um Gudalirinder feilschte.

Auf der Kuppe des Hügels wohnte außer den seßhaft gewordenen Djafun'en noch eine Araberin aus der Tschadseegegend, deren Mann auf Handelsreisen war. Ihrem Schmuck und ihrer Kleidung nach zu schließen, schien sie eine sehr wohlhabende Frau zu sein. Auch sie hatte Felder und Farmen und trieb nebenbei Handel mit europäischen Waren, für die sie wucherische Preise verlangte. Außerdem züchtete sie Katzen. Ich zählte einmal mehr als 10 Stück in ihrem Gehöft, für die sie die Lungen der Rinder kaufte, die am Markttage geschlachtet wurden. Abnehmer ihrer Katzen waren die reichen Frauen der Hausa-Händler im Ort. Ihre soziale Stellung bei den seßhaft gewordenen Djafun'en war etwa die zwischen einer Hujadjo und einer Schula'do. Auf alle Fälle stand sie rangmäßig weit über den Hausafrauen und Negerinnen.

Außer dieser Araberin hatten noch einige ehemalige Sklaven mit ihren Familien, die im Dienste des Liman und des Malum Eggi standen, dort ihre Gehöfte. Eine der Frauen züchtete Hunde. Teils wurde sie sie an die Galimleute los, die als ehemalige Antropophagen sich jetzt mit Hundefleisch begnügen mußten, teils verkaufte sie sie an Neger im Ort, die passionierte Jäger waren. Diese Frau stammte aus dem Norden, aus der Gegend bei Marua, und fertigte nebenbei Töpfe aus rotem und silbrig schillerndem Lehm an, die man in Lompta und Umgegend nicht kannte und die als Luxusgegenstände bei den Hausafrauen sehr begehrt waren.

In dem eigentlichen Ort herrschte ein erstaunliches Durcheinander von Stämmen und Sprachen. Was Ansehen und Reichtum anging, standen die Hausa an erster Stelle. Der gesamte Fleisch- und Rinderhandel lag in ihren Händen. Außerdem waren sie Geldverleiher für die seßhaft gewordenen Djafun'en, wie auch für die negroide Bevölkerung. Nebenbei trieben sie Handel mit europäischen Waren wie Kattune, Perlen und Emailleschüsseln. Der Aufseher des Marktes war ein Hausa. Sie bildeten nicht, wie es sonst in Kamerun und Nigeria üblich ist, einen „Zongo“ für sich, sondern ihre Gehöfte lagen zwischen denen der negroiden Bevölkerung.

Zu den bemerkenswertesten Persönlichkeiten unter ihnen gehörte der Umaru Dilaru, Omar, der Schakal, und seine beiden Frauen. Er selbst war fast ständig auf Handelsreisen, und zwar brachte er Salz und Kolanüsse mit Eselskarawanen von der Tschadseegegend nach Fumbam ins Grasland. Während seiner Reisen führten seine beiden Frauen musterwältig seine Geschäfte. Außer dem Handel hatte er eine Herberge für Durchreisende eröffnet, in der man sich nicht nur aufhalten und schlafen konnte, sondern auch noch gegen ein geringes Entgelt verpflegt wurde. Für fromme, mohammedanische Pilger hatte er in einer abgelegenen Ecke seines Gehöftes zwei kleine Hütten mit je einem viereckigen Gebetsplatz errichten lassen und so durch Mattenwände gegen die Umwelt geschützt, daß sich die Gäste ungestört Meditationen und Gebeten hingeben konnten. Diese Pilger brauchten nichts zu zahlen. Omars Frau verwaltete ein Warenlager, in dem stets eine reiche Auswahl von europäischen Waren vorhanden war. Die unerwartetsten Dinge konnte man dort zu einem durchaus normalen Preis bekommen, wie z. B. Bleistifte und Sicherheitsnadeln. Die beiden Frauen Fatuma und Bano waren beide nicht mehr ganz jung und gaben sehr viel auf ihren guten Ruf. Sie verließen nur selten ihr Gehöft und waren sorgfältig und reich gekleidet, in kunstseidenen Tüchern mit unauffälligen Farben und Mustern. Ihre Hand- und Flußnägel waren stets mit Henna gefärbt. Trotz alledem waren sie bei Baba Haram im Gehöft nicht gerne gesehen. Wie alle Bororo konnte er die Hausa nicht leiden — „sie betrügen zu viel und sind zu kluge Händler“.

Von den Hausa ist noch ein Malum erwähnenswert, der eine Schule aufgemacht hatte, die aber nicht von den Kindern der seßhaft gewordenen Djafun'en besucht wurde, sondern nur von denen der Hausa und Neger. Die Neger bevorzugten diese mohammedanische Schule, um sich nach Beendigung der Lehrzeit als Hausa ausgeben zu können und somit ihrer Ansicht nach eine gesellschaftlich höhere Stellung zu erhalten. Die Negerbevölkerung Lomptas setzte sich aus allen Stämmen der Umgegend zusammen — Laka, Mbum, Naka-Naka, Baja, Tikar Titor usw., mit Ausnahme von Galimleuten, denen Baba Haram den Aufenthalt nur als Durchreisende gestattete. Außerdem gab es noch einen Bantuneger aus dem Kongobecken, einen Mann aus Kalabar, mehrere Fumbamleute und Freigelassene, vollständig fulanisierter Sklaven der Huja'en aus Banjo, Tingere, Ngaundere und Tibati. Alle diese Leute hatten aus persönlichen oder politischen Gründen ihre alte Heimat verlassen müssen. Fast alle leisteten Arbeit für Baba Haram und die anderen Seßhaftgewordenen. Die Ärmsten unter ihnen ernährten sich durch den Verkauf von Brennholz, das sie im Busch sammelten, andere waren Honigsucher. Die meisten jedoch betrieben Ackerbau und jagten oder fischten nebenbei aus Liebhaberei. Zu einer bestimmten Jahreszeit, in der sich das Gras am besten dazu eignet, flocht die Mehrzahl der Männer im Dorfe Matten, die von Hausahändlern abgekauft und in anderen Gegenden Kameruns vertrieben wurden. Es war dies die einzige Saisonarbeit, die ich beobachten konnte.

Es gab zwei Gehöfte, in denen Maisbier und Honigmet gebraut wurde. Sie waren der Herd aller Zänkereien und allen Unfriedens. Dort versammelte sich abends die männliche Jugend des Ortes und auch die weibliche, soweit sie ihren Eltern heimlich entlaufen konnten. Sogar leichtfertige Ehefrauen, unter anderem Baba Harams Schwiegermutter, Nenes Mutter, konnte man dort antreffen. Als sie wieder einmal in berauschem Zustand über den Marktplatz nach Hause ging, während ihre eigenen Kühe, die sie eigentlich hätte hüten sollen, das beste Maisfeld Baba Harams kurz vor der Ernte verwüsteten, machte der Herrscher kurzen Prozeß. Den Brauern wurde für gewisse Zeit das Brauen verboten. Die Schwiegermutter wurde ausgewiesen und mußte mit Schimpf und Schande in ihre eigene Heimat Palkumre zurückkehren. Es ist bemerkenswert, daß eine derartige Gewaltmaßnahme trotz der strengen Meidung der Schwiegereltern möglich war.

Einen dauernd im Orte ansässigen Schmied gab es nicht. Dicht am Marktplatz war eine Hütte, in der sich durchreisende Silber- und Grobschmiede während der Ausübung ihrer Arbeit aufhielten. Sie schliefen und wohnten gewöhnlich in irgendeinem Gehöft bei Bekannten oder in der Herberge des Omaru Dilaru., desgleichen auch durchreisende Schneider mit ihren transportablen Nähmaschinen. In Lompta selbst gab es nur eine Nähmaschine, die der Araberin gehörte.

Wie in allen westafrikanischen Ortschaften war in Lompta auch der Markt der Sammelplatz für Hausa und Neger. Die seßhaft gewordenen Djafun'en ließen sich niemals dort blicken. Es ging sogar so weit, daß sie einen Diener zum Markte schickten, wenn sie etwas kaufen wollten. Ihr Versammlungsort war der freie Platz vor dem Gehöft Baba Harams und der Platz vor der Moschee. Je nach der Tageszeit und dem Wetter saßen dort die alten Männer gemeinsam mit Baba Haram an einer schattigen oder sonnigen Stelle, jeder auf einem Schaffell oder einer Kalbshaut, und unterhielten sich. Kam Besuch von nomadisierenden Bororo aus dem Busch, so wurde er erst in Baba Harams Gehöft zeremoniell willkommengeheißen, dann aber durfte er draußen an der Unterhaltung mit den anderen teilnehmen. Auch die Bororofrauen, die mit Milch und Butter aus dem Busch

ins Dorf zum Markt kamen, sonderten sich stets von den Negern und Hausa und taten so, als ob diese gar nicht für sie existierten. Nur wenn der Tausch oder Kauf es erforderte, sprachen sie mit ihnen.

Ehe der Bericht über Lompta abgeschlossen wird, muß noch einiges über die alte Mbagga gesagt werden, eine reinrassige Djafun'-Frau, die zwar ein Gehöft im Neger- und Hausaviertel von Lompta hatte, selbst aber nie dort wohnte, sondern nur ihr Sohn. Der Name Mbagga (ein Spitzname) bedeutet Trommel. Sie hatte ihn erhalten, weil sie soviel klatschte, keifte und schrie. So beliebt wie die alte Schakul war, so gemieden und verachtet war Mbagga. Sie hatte nacheinander fünf Männer gehabt, von denen ihr die vier Bororomänner davongelaufen waren, weil sie ein Zusammenleben mit ihr nicht ertragen konnten. Der fünfte Mann war ein Neger gewesen, ein bezahlter Hirte, der vor einigen Jahren gestorben war. Von ihm war der Sohn, der in Lompta wohnte und der, wie schon erwähnt, wegen seines Negervaters von den Bororo nicht als zugehörig betrachtet wurde. Die Herde, die Mbagga verwaltete, war das Erbe ihres Negerhirtengatten. Sie bestand nur aus einem guten Dutzend Rindern, und weidete in der Nähe des Ortes nicht weit von Baba Harams Schuredji-Herde. Mbagga mußte alle Arbeiten allein verrichten, denn sogar die Neger weigerten sich, in ihre Dienste zu treten. Ihr Sohn war wieder Ackerbauer geworden und gab seiner Mutter den notwendigen Zuschuß an vegetarischen Nahrungsmitteln. Jedesmal wenn Mbagga in den Ort kam, hatte sie Beschwerden, Klagen oder Verleumdungen bei Baba Haram vorzubringen. Wenn es möglich war, ließ sich der Herrscher vor ihr verleugnen, aber dann setzte sie sich gewöhnlich zu seinen Frauen und hetzte diese auf, indem sie ihnen klarzumachen versuchte, wie schlecht sie es alle bei Baba Haram hätten. Aus einem mir nicht erklärlichen Grunde war es für Baba Haram unmöglich, Mbagga das Dorf zu verbieten und sie wie seine Schwiegermutter auszuweisen.

Wieweit der Siedlungsort zum Mittelpunkt des Weidegebietes wird, wenn er nicht von der europäischen Verwaltung künstlich dazu gemacht worden ist, konnte ich nicht feststellen. Da Baba Haram die Steuern von den Nomaden einzutreiben hatte, war Lompta nicht gerade bei den Nomaden beliebt. Man bevorzugte den Markt von Palkumre, auch schon wegen der dortigen Salzquellen, an denen sich das Tränken des Viehes reibungsloser vollzog als bei den Galimleuten in Bure. Die Sippenführer kamen nur nach Lompta, wenn sie mehrmals dazu aufgefordert worden waren oder wenn sie bei einer Gerichtsverhandlung anwesend sein mußten. Da der Soro von der französischen Verwaltung verboten worden ist, lag auch kein festlicher Anlaß mehr vor, die Sippen bei dem obersten Führer des Weidegebietes — denn dazu war ja Baba Haram ernannt worden — zu vereinen. Äußerlich betrachtet, und nur vom „amtlichen Standpunkt“ aus gesehen, war der Zusammenhang zwischen den Seßhaftgewordenen und den Nomaden gestört. Hinter dem Rücken der französischen Verwaltung wurde er jedoch noch aufrechterhalten, wenn auch nur im Geheimen. Alle Seßhaftgewordenen erhielten z. B. Botschaften aus Mbarta und Babanki über Familienangelegenheiten und den Zustand ihrer Horedji-Herden. Jedoch das Einmischen in Vorgänge innerhalb der nomadisierenden Familien war ihnen unmöglich gemacht. Denn dadurch, daß Baba Haram offiziell zum Herrscher ernannt worden war, hatte er zwar Amt und Titel, die Nomaden betrachteten ihn aber als Diener der weißen Verwaltung, und man wußte, daß er in erster Linie im Interesse der Franzosen zu entscheiden und zu handeln hatte.

Nach den Erzählungen meiner Gewährsleute zu schließen, muß es vor dem Eindringen der Europäer insofern anders gewesen sein, als die

Siedlung — vorausgesetzt, der sesshaft gewordene Ar'do war ein angesehener und beliebter Mann — tatsächlich den Mittelpunkt des Weidegebietes darstellte, zu dem die Sippen zweimal im Jahre zu dem Festkomplex Namensgebung, Soro-Hirde und Eheschließung zusammen kamen. Auch wurde der dortige Markt dem der Huja'en-Siedlungen und Negerdörfer vorgezogen. Über den Einfluß der Sesshaftgewordenen auf die Sippen und Familienangelegenheiten der Nomadisierenden kann man nur Vermutungen aufstellen. Ebenso, ob z. B. der Ar'do Manga auch nach der Sesshaftwerdung die gleiche einflußreiche Stellung in bezug auf das Weidegebiet behielt wie während seiner Nomadenzeit. Aus den Erzählungen der alten Leute hörte es sich so an, als ob damals wahrlich ein goldenes Zeitalter herrschte, in dem Milch und Honig floß, und die Macht der Ar'be über ihre Sippen unbegrenzt war. Bei dem großen Freiheitsdrang der Nomaden und der starken Abneigung, sich Befehlen und Anordnungen zu fügen, halte ich die Darstellung für stark übertrieben.

b) Der Kulturwandel bei der Sesshaftwerdung der Djafun'en. Der Kulturwandel vollzieht sich auf Grund folgender Einflüsse:

1. Durch Mischung mit Huja'en und durch Mengung und Vorbild der von den Städteoberen abstammenden Huja'en,
2. durch Mischung mit Negerinnen als Schula'be,
3. durch Mengung mit Negern als Feldarbeitern, Knechten und Diener.

4. durch Mengung mit den in die Siedlung zugezogenen Negern, Hausa, Arabern und anderen Fremdstämmigen.

Da diese Arbeit nur die Gesellschaft und Wirtschaft der Djafun'en betrifft, ist bisher von der geistigen Kultur nur wenig oder gar nicht berichtet worden. Da aber bei dem Kulturwandel, der sich bei der Sesshaftwerdung vollzieht, der Mohamedanismus als einer der wichtigsten Faktoren durch die Mengung und Mischung mit den Huja'en in bedeutend verstärkter Form als bei den Nomaden auftritt, muß hier kurz auf die geistige Kultur und Religion der Djafun'en hingewiesen werden.

Huja'en und Negervölker bezeichnen die nomadisierenden Djafun'en als Heiden, während die Djafun'en selbst behaupten, sie seien Mohammedaner. Das von mir zusammengetragene Material an Märchen, Mythen und Zaubersprüchen, dessen Veröffentlichung ich mir an anderer Stelle vorbehalte, zeigt einen heidnischen Kern gemischt und überschichtet vom Islam. Ganz allgemein kann man sagen, daß die Sippenführer und die reichen, angesehenen Leute einer Sippe, also diejenigen, die sesshaft werden können, ihre Zugehörigkeit zum Islam betonen, obgleich sie die Gebetszeiten, Waschungen, Feiertage, Fasten, Feste und Gesetze keineswegs strikt innehalten, sondern nur gelegentlich daran teilnehmen bzw. sie ausüben, wie wir es z. B. bei der Eheschließung beobachten können.

Der Verlauf des Tages bei den Nomaden ist durch das Ausüben wirtschaftlicher Verpflichtungen, die hauptsächlich zur Befriedigung der Bedürfnisse der Herde dienen, — von der wiederum die Existenz der Menschen abhängt, — von Fall zu Fall reguliert. Nach der Sesshaftwerdung ändert sich diese Art der Tagesregulierung völlig. Der Tag ist nun durch das Einhalten der Gebetsstunden, auf die der Sesshaftgewordene von jetzt an den größten Wert legt, in bestimmte Abschnitte geteilt, in die sich das Melken der Kühe, Verrichten der Arbeiten bei der Herde, auf dem Felde und im Gehöft, selbst das Empfangen von Besuchern einfügen müssen, gleichgültig ob das zum Vorteil oder Nachteil der entsprechenden Tätigkeiten und Handlungen ist. Diese strenge, künstliche Regulierung, die

das Gegenteil der nomadisierenden Lebensweise ist, deren Tagesverlauf durch zufällige äußere Umstände bestimmt wird, muß entsprechend dem psychologischen Moment, der zur Seßhaftwerdung führte — man hat das alte Leben satt und beginnt ein völlig neues — als besonders angenehm empfunden werden. Selbst Djimira, Sarikin Sanu, der, wie schon gesagt, während der Trockenzeit seine kleine Horedji-Herde selber hütete, kehrte jeden Freitag in die Siedlung zurück, um den Feiertag einzuhalten und seine Gebete zu verrichten, gleichgültig ob seine Anwesenheit bei der Herde notwendig war oder nicht. Ebenso hielt er die täglichen Gebetsstunden ein und machte sich erst nach dem ersten Gebet, etwa 4 Uhr morgens auf den Weg zu seiner Herde. Normalerweise hätte er um diese Zeit schon melken und buttern müssen.

Bedeutend geringer ist der Kontrast zwischen Seßhaften und Nomaden auf religiösem und magischem Gebiet. Wie schon erwähnt, wird während der Nomadenzeit von Sippenführern und reichen, angesehenen Leuten die Zugehörigkeit zum Islam betont. Das ist ein Phänomen, das man ganz allgemein in Westafrika beobachten kann: Leute, die sich durch Abstammung, Reichtum oder soziale Stellung mehr dünken als die Allgemeinheit, oder die soziale Ambitionen haben, halten das Heidentum für etwas Minderwertiges und ziehen vor, entweder zum Mohammedanismus oder zum Christentum überzutreten, je nachdem welcher Einfluß in dem entsprechenden Land oder Volk gerade am stärksten oder geachtetsten ist. Abgesehen von diesem rein äußerlichen Religionswechsel behalten die nomadisierenden Djafun'en ihre eigene heidnische Weltvorstellung, Religion und Magie neben der mohammedanischen bei. Z. B. hat der Mohammedanismus keinen Einfluß auf die Riten beim Soro, Zeichnen der Rinder, noch auf die verschiedenen Arten des Zaubers. Wohl aber werden Koransprüche in der gleichen Weise, wie man auch anerkannte, wirkungsvolle Zaubermittel und Sprüche der Negervölker adoptiert, zu diesen Zwecken verwandt bzw. zur Verstärkung hinzugefügt. Auf Einzelheiten einzugehen, würde den Rahmen dieser Arbeit überschreiten. Bei der Seßhaftwerdung tritt nun die äußerliche Ausübung des Mohammedanismus in den Vordergrund, während der ganze vorhandene Komplex heidnischer Religion, Magie usw. beibehalten wird, sozusagen eine Umkehrung im Vergleich mit der Nomadenzeit, wo Koransprüche zur Verstärkung hinzugefügt wurden.

Von tiefgehendster Wirkung ist die bemerkenswerte Tatsache, daß der bis zur Seßhaftwerdung so außerordentlich rassistolze Djafun-Mann sich plötzlich aus wirtschaftlichen Gründen mit Neger- und Huja'en-Frauen vermischt. Wie aus der Aufzählung der Huja'en-Frauen Baba Harams zu ersehen ist, sind auch diese meist keine reinrassigen Ful'befrauen, sondern die Tatsache, daß der Vater ein Pullo ist, genügt, um die Tochter, deren Mutter eine Vollblutnegerin sein kann, mit Frauen, deren beide Eltern reine Ful'be sind, auf gleiche Stufe zu stellen. Bei der Mehrzahl der nach der Seßhaftwerdung gezeugten Kinder herrscht daher das Negerblut vor.

Die Mitglieder der Familie, die der Mann während seiner Nomadenzeit gründete, und die sich aus reinrassigen Bororofrauen und -kindern zusammensetzt, lebt an den Bororo-Sitten und -Gebräuchen getreu festhaltend im Busch und hält teilweise eine sehr lockere Verbindung mit dem Manne persönlich aufrecht, wie wir es im Falle des Jerima gesehen haben.

Wie wir aus dem über die Siedlung Lompta Gesagten ersehen, übernimmt der seßhaftgewordene Mann von den Huja'en an Sitten und Gebräuchen nur den Bangal als etwas vollkommen Neues und wirtschaftlich für ihn von großem Vorteil, denn die Frau bringt dem Manne auf diese Art und Weise die notwendige bewegliche Habe zum Führen eines

seßhaften Haushaltes mit in die Ehe (s. Tabelle). Die mohammedanischen Ehesitten kann der Mann schon als Nomade ausgeübt haben.

Wie wir weiter aus der Tabelle ersehen, fällt das Zeichnen der Herden fort, das Djelgol. Meine Gewährsmänner gaben mir darüber folgende unzureichende Erklärung: „Es hat keinen Sinn, Gudalirinder zu zeichnen.“ Meinen persönlichen Eindrücken nach zu schließen, möchte ich diese Erscheinung folgendermaßen begründen: wie schon erwähnt wurde, ist das Gudalirind ein Züchtungsprodukt der Huja'en, das zwar aus wirtschaftlichen Gründen nach der Seßhaftwerdung den eigentlichen Borororindern vorgezogen wird, zu dem der Seßhaftgewordene aber in einem viel lockeren Verhältnis steht als zu seiner alten Herde. Während der Nomadenzeit bestand zwischen Herde und Mensch eine gegenseitige Spannung, das Wohl und Wehe des einen hing von dem des anderen ab. Nach der Seßhaftwerdung ist der Djafun-Mann durch das Hinzukommen des Ackerbaues von der Herde unabhängiger geworden, und dementsprechend ist sein persönliches Interesse abgeschwächt, ganz besonders in bezug auf die ihm fremden Gudalirinder. An seiner kleinen Horedji-Herde, die er in der Nähe der Siedlung hält, ist das Djelgol aber noch während der Nomadenzeit vollzogen worden, und da diese Herde im Laufe der Jahre allmählich gegen Gudalirinder eingetauscht wird, erübrigt sich ein Zeichnen des Jungviehes.

Auffallend ist der im Vergleich zum Nomadenleben einsetzende „Luxus“ bei der Seßhaftwerdung. Anstatt in kleinen, nur aus Laub, Zweigen und Gras zusammengeflochtenen Hütten lebt der Seßhaftgewordene nun in großen, praktisch eingerichteten Rundhütten mit spitzem Strohdach, die des öfteren mit Fresken verziert sind und vor dem Türloch einen sonengeschützten, verandaartigen Vorbau haben, der meist durch ein kunstvoll durchbrochenes Gitterwerk aus Lehm gegen die Blicke Neugieriger geschützt ist. Was den Wandel der Einrichtungsgegenstände, Hausgerät und Waffen betrifft, siehe Tabelle. Wie weiterhin aus der Tabelle zu ersehen ist, werden die während der Nomadenzeit bevorzugten Speisen, Genußmittel und Getränke, die man sich aus wirtschaftlichen Gründen aber nur bei Festlichkeiten leisten konnte, nach der Seßhaftwerdung ein täglicher Bestandteil der Nahrung. Der Genuß des Maisbieres fällt durch den Einfluß des Mohammedanismus fort.

Die Umstellung vom Hirten-Nomadentum zum Großvieh züchtenden Ackerbauern ist in dem Kapitel über die Seßhaftwerdung eingehend geschildert worden. Auffallend ist dabei, daß der seßhaftgewordene Djafun-Mann persönlich nur ganz begrenzten Anteil daran nimmt. Während er als Nomade gemeinsam mit Frauen und Kindern und Hirten die notwendigen Arbeiten zum Lebensunterhalt verrichtete, hat er sich nun völlig davon zurückgezogen, ja er hütet nicht einmal mehr seine Rinder. Seine Tätigkeit besteht nur noch im Überwachen der Frauen und Dienerschaft, im Abwickeln von Geschäften, Landankauf, Kauf und Tausch von Vieh usw. Baba Haram erfüllte außerdem noch seine Pflichten als Herrscher, Idirisu als Liman der kleinen Moschee, Malum Eggi, dessen Kenntnisse der arabischen Schrift trotz seines Titels recht gering waren, widmete sich ganz der Aufsicht und Verwaltung seines Besitztums. Ist ein Mann, wie z. B. Djimira, Sarikin Sanu, während seiner Nomadenzeit für die Anfertigung von Seilen, Bettmatten oder Regenmänteln berühmt gewesen, so übt er als Seßhaftgewordener diese Tätigkeit weiterhin aus, nur fällt der früher damit verbundene Zweck — der Gelderwerb — fort. Alle Arbeiten zu Erwerbszwecken, die im Kapitel über die Wirtschaft erwähnt wurden, werden jetzt zu einem Freundschaftsdienst, den man einem Bevorzugten leistet und für den man ein Gegengeschenk erwartet. Djimira, der z. B. für mich ein Seil anfertigte, weigerte sich Geld dafür zu

nehmen — das sei nicht Sitte —, dagegen beanspruchte er den Rest der Haut, aus dem er das Seil geschnitten hatte, als Gegengeschenk.

Die negroide Familie steht in keiner Verbindung zu der Bororofamilie, deren Sitten und Gebräuche ihr fremd sind und die sie teils verlacht und verachtet wie z. B. Soro, Hirde und Tufa nopi. An ihre Stelle treten die mohammedanischen Sitten der Beschneidung und Eheschließung. In lockerer Form werden folgende Bororositten beibehalten: Bevorzugung der Kreuzvettern und Basen als Ehepartner, Schemtu'dum, Meidung des Erstgeborenen und der Begriff „viele Rinder“ = Reichtum. Die Kinder der negroiden Familie bleiben für immer seßhaft und bilden somit die erste Generation seßhafter Ful'be. Sie sind von den Huja'en, die die Nachkommen der Eroberer sind, schon nicht mehr zu unterscheiden. Djimira, Sarikin Sanu, gab mir folgende Erklärung über die verschiedenen Ful'be:

„Einstmals waren Huja'en und Djafun'en die Gleichen. Sie lebten in Malle (s. Einleitung). Heute sind die Huja'en seßhaft. Sie gründeten Städte wie Ray, Garua, Ngaundere (Häuptlingssitze der Neger, die von den Heeren Osman'dan Fodios erobert wurden). Wenn aber der Vater seßhaft geworden ist und der Großvater, das Kind jedoch lebt im Busch, dann ist es ein echter Pullo. Es gibt kohlpechrahenschwarze Ful'be wie die Heiden, die Leute von Galim (fulanisierter Neger), die siehst du zwischen den Huja'en. Es gibt „bajo“ (dunkelbraune) wie Mallum Selli, das sind die Huja'en (Mischlinge). Es gibt „rote“ wie Baba Haram, den Liman und mich, Djimira, das sind Bororo. Auch unter ihnen gibt es einzelne bajo und ganz wenige, die so weiß sind wie die Europäer (eine Schafe züchtende Sippe in der Tschadseegegend).

Tabelle 1.

Die Verwandtschaftsbezeichnungen der Djafun-Bororo.

Kinder und Leute nennen die Eltern — saro.

Kinder und Leute nennen den Vater — baba.

Kinder und Leute nennen die Mutter — dada.

Kinder nennen die zweite Frau ihres Vaters — jadiko (iko = seine).

Die Frau spricht von ihrem Ehemann als — goram (= gorko am, mein Mann).

Die Leute nennen den Ehemann einer Frau — gorko ma'ako (= ihr Mann).

Der Mann spricht von seiner Ehefrau — debbo am (= meine Frau).

Die Leute nennen die Ehefrau eines Mannes — debbo ma'ako (= seine Frau).

Eltern und Leute nennen die Kinder einer Familie — 'bi'koin ('bingel Pl. 'bi'koin = Kinderchen).

Eltern und Leute nennen die Kinder eines Vaters und einer Mutter — saki-kedjo Pl. sakike'en oder derwerdirao Pl. dewardira'be.

Die Eltern sprechen von ihrem einzigen Kinde als — kangel tan (kangel = es, tan allereinzigstes).

Die Eltern und Leute nennen den einzigen Sohn — bajo.

Die Eltern und Leute nennen die einzige Tochter — bajel (Dim. v. bajo).

Eltern und Leute nennen den erstgeborenen Sohn — affo oder hamma (ar.).

Eltern und Leute nennen die erstgeborene Tochter — a'da (ar.).

Eltern und Leute nennen den jüngsten Sohn — gadjizo.

Ein Kind nennt seinen Bruder oder seine Schwester von dem gleichen Vater und der gleichen Mutter — sakikedjo oder dewardirao.

Ein Kind nennt seinen Bruder oder seine Schwester von dem gleichen Vater aber einer anderen Mutter — jadao Pl. jada'be.

Das ältere Kind nennt das jüngere — minirao Pl. minira'be (mini = klein).

Das jüngere Kind nennt das ältere — maunirao Pl. maunira'be (mauni = groß).

Eltern und Leute nennen Zwillinge — siuta'do Pl. siuta'be (siuta = Zwillinge gebären)

Zwillinge nennen sich untereinander — siutam (= mein Zwilling).

Kinder und Leute nennen den Bruder des Vaters — bapanjo Pl. wapai'be.

Kinder und Leute nennen die Frau des Bruders des Vaters — jadiko.

Die Leute nennen die Kinder zweier Brüder — 'bi'be wapai'be oder dewerdira'be.

Die Kinder zweier Brüder nennen sich gegenseitig — 'bi bapanjo am (Kind des Bruders meines Vaters) oder dewerdirao.

Der Bruder nennt das Kind seines Bruders — 'bijam (mein Kind) oder 'bingel am (mein Kindchen).

Kinder und Leute nennen die Schwester des Vaters — gogo.

Kinder und Leute nennen den Mann der Schwester des Vaters — gorko gogo (Mann der gogo).

Die Leute nennen die Kinder eines Mannes und die seiner Schwester — 'bi jagurgul oder dendirao Pl. dendira'be.

Die Kinder eines Mannes und die seiner Schwester nennen sich gegenseitig — dendam (mein dendirao) Pl. dendira'be.

Die Schwester des Mannes nennt die Kinder ihres Bruders — 'bi kao.

Kinder und Leute nennen den Bruder der Mutter — kao.

Kinder und Leute nennen die Frau des Bruders der Mutter — debbo kao (Frau des Kao).

Die Leute nennen die Kinder der Mutter und ihres Bruders — 'bi kao oder dendirao Pl. dendira'be.

Die Kinder einer Frau und ihres Bruders nennen sich gegenseitig — 'bi kao (Kind meines kao) oder dendirao Pl. dendira'be.

Der Mann nennt die Kinder seiner Schwester — 'bi gogo oder 'bi jagurgul.

Leute und Kinder nennen die Schwester der Mutter — ijapendo.

Leute und Kinder nennen den Mann der Schwester der Mutter — gorko ijapendo (Mann d. ijap.).

Die Leute nennen die Kinder der Schwester der Mutter — 'bi'be japendo'en oder dewerdirao Pl. dewerdira'be.

Kinder zweier Schwestern nennen sich gegenseitig — 'bi japendo am (Kind meiner japendo) oder dewerdirao.

Die Schwester nennt das Kind ihrer Schwester — 'bijam oder 'bingel am.

Familie und Leute nennen die Großeltern — mama Pl. mama'en.

Großvater — mama oder baba, baba am (Vater meines Vaters) oder baba dada am (Vater meiner Mutter).

Großeltern nennen ihre Enkel — taniko Pl. taniko'en.

Familie und Leute nennen die Urgroßeltern — kaka.

Urgroßvater — kaka gorko (kaka Mann).

Urgroßmutter — kaka debbo (kaka Frau).

Familie und Leute nennen die Ururgroßeltern — kakindoro Pl. kakindoro'en.

Ururgroßvater — kakindoro gorko.

Ururgroßmutter — kakindoro debbo.

Die Leute nennen die Schwiegereltern eines Mannes oder einer Frau — esirao oder esiko Pl. esira'be.

Die Leute, der Ehemann und die Ehefrau nennen die Geschwister des Ehepartners — ekirao Pl. ekira'be.

Angehörige einer Familie, Sippe oder Weidegebietes nennen sich untereinander — bandirao Pl. bandira'be oder bandiko pl. bandiko'en.

Tabelle 2.

Personenbezeichnungen, die auf Altersklassen hinweisen.

1. Bei Kindern wird bis zum Einsetzen der Pubertät das Geschlecht nicht unterschieden: 'bi Pl. 'bi'be oder Diminutiv 'bingel.

2. Beim Einsetzen der Pubertät tritt der Knabe in den Soro ein: kaedjo Pl. kae'be.

Bei dem Mädchen wird mit dem Durchbohren der Ohrmuschel begonnen: 'bi'do debbo Pl. 'bi'be reu'be.

3. Beim Eintritt der vollen Geschlechtsreife wird der Knabe in die Sippe aufgenommen und darf heiraten: koridjo Pl. kori'be.

Das heiratsfähige junge Mädchen: debbo pangel Pl. ? oder panjo debbo (Bezeichnung der Huja'en).

4. Der Bart des Mannes ist gewachsen, Seßhaftwerdung: ndo'tidjo Pl. ndo'ti'en.

Alternde Frau, die schon Kinder gehabt hat: debbo mauni Pl. reu'be mau'be (allgemein in Westafrika).

5. Beim Eintritt in das Greisenalter fällt wiederum der Unterschied der Geschlechter fort¹⁾: naedjo Pl. nae'be.
(Auffallend ist bei dieser Liste, daß die Bezeichnungen, die auf Altersklassen der Frauen hindeuten, anscheinend verlorengegangen sind. Da sich meine Beobachtungen nur auf ein engbegrenztes Weidegebiet beschränken mußten, ist anzunehmen, daß man an anderer Stelle ergänzendes Material finden wird.)

Tabelle 3.
„Djelgol.“

Das Zeichnen der Rinder.

(In den meisten Fällen war der Unterschied zwischen Familien und Sippennamen nicht mit Sicherheit festzustellen, daher verzichte ich vorläufig, einen Unterschied zwischen den beiden zu machen.)

1. Die Spitze eines Ohres geschlitzt.

Sippen oder Familienname	Farbe der Rinder
Goschi	rot
Ringimadji	„
Dabanko'en	„
Hautanko'en	„
Tukanko'en	„

2. Die Spitze eines Ohres geschlitzt und ein Stück vom Ohre abgeschnitten.

Scheiganko'en	weiß
We'wed'be	„
Ba'en	„
Wagudanko'en	„
Faranko'en	„

3. Ein gerader Schnitt in den Hals, unterhalb des Ohres.

Hamaranko'en	rot
--------------	-----

4. Die Spitze des Ohres zweimal geschlitzt und zwei Stücke vom Ohr abgeschnitten.

Rudjimanko'en	?
---------------	---

Die unter 1 und 2 angeführten Sippen und Familien befanden sich auf dem Ngaundere-Hochland, 3 und 4 wurden von mir genannt als weitere Möglichkeiten für das Zeichnen der Rinder.

Über besondere Gebräuche beim Djelgol s. L. N. Reed, Z. Africa, Oktober 1932.

Tabelle 4.
Kulturwandel.

Nomaden.	Seßhaftgewordene.
	Religion.

Heidentum.	Mohammedanismus.
Vereinzelter Mohammedanismus.	Heidentum wird beibehalten.

Sitten und Gebräuche.

Namensgebung.	Namensgebung.
Knaben: Soro.	gehen in die mohammedanische Schule, werden Mallum.
	Beschneidung.
Mädchen: Durchbohren der Ohrmuscheln, Hirde.	— — — — —

¹⁾ Mit der Bezeichnung „pul debbo“ wird ein bestimmter Typ charakterisiert, eine alte, weise, manchmal auch bösartige Frau, die in den Märchen und Sagen eine große Rolle spielt. Sagt man von einer alten Frau „sie ist eine Pul debbo“, so schiebt man ihr damit bestimmte Eigenschaften zu, gliedert sie aber nicht in eine bestimmte Altersklasse ein.

Nomaden.	Seßhaftgewordene.
Heiraten nur Bororofrauen, ausnahmsweise Schula'be.	Huja'enfrauen und Schula'be.
Mischlingskinder werden gewöhnlich getötet.	... werden manchmal getötet.
Kreuzvettern und Basenehen bevorzugt.	desgl.
Kinderverlöbnis.	desgl.
1—2 Rinder als Festbraten zur Eheschließung.	Brautpreis.
Kleines Geschenk an die Braut.	Geschenk an die Braut.
Braut bringt außer Privateigentum nichts mit in die Ehe.	Große Aussteuer und Rinder.
Ehe durch „Raub“.	— — — — —
Eheschließung = Festmahl.	... nach mohammedanischem Gesetz.
Meidung des Erstgeborenen, der Verwandten und höher gestellten Personen.	desgl. in gelockerter Form.
Schemtu'dum.	desgl. in gelockerter Form.

Viehzucht.

Borororinder.	Gudalirinder, Reste der Borororinder, Schafe, Hühner, Pferde, keine Ziegen.
---------------	---

Herde.

Nur Horedji-Herde.	Schuredji-Herde in der Nähe der Siedlung und kl. Horedji-Herde. Horedji-Herde im Busch bei den Söhnen.
--------------------	--

Hirten.

Djafunmann und seine Familie, außerdem bezahlte Negerhirten und in Ausnahmefällen Schula'be.	Schuredjiherde — Negerhirten. Rest Horedji-Herde — Negerhirten, ausnahmsweise auch der Seßhaftgewordene und seine Söhne aus negroider Ehe. Haupt Horedji-Herde — Söhne aus Nomadenehe und Familienmitglieder, bezahlte Hirten.
--	--

Melken.

Die ganze Familie, einschließlich alle Negerhirten und Schula'be.	Huja'enfrauen, Schula'be, Negerhirten. Der Seßhaftgewordene melkt nicht mehr.
---	---

Ackerbau.

— — — — —	Farmen, Felder, Kräutergärten in den Gehöften. Die Arbeit leisten bezahlte Neger und Schula'be.
-----------	---

Hausbau.

Kleine bienenkorbartige Hütten, von Frauen erbaut.	Große Gehöfte, von Matten- oder Lehmwänden umgeben, Rundhütten mit spitzen Strohdächern, Kochhütte, Getreidespeicher, Pferde und Kuhställe. Bauart, Verzierung und Anlage von Huja'en und Negern beeinflusst.
--	---

Nomaden.

Seßhaftgewordene.

Einrichtungsgegenstände.

Bettmatte aus Ried, wie eine Jalousie, von Lederriemchen zusammengehalten und damit aufrollbar.

Bankähnliche, aus Gras und Ried geflochtene, transportable Betten. Aus Lehm geformte Bänke und Stützen für Kalabassen und Töpfe. Aus Lehm geformter Kochherd. Grassmatten als Fußbodenbelag. Niedrige Sitzschemel.

Hausgerät und Waffen.

Mann: Speer, Bogen, Pfeile, Messer, Seile für die Rinder.

... Speer, Bogen, Pfeile, Messer, Schwert, Seile für Rinder. Ackerbaugeräte gehören Arbeitern.

Frau: Ein Satz unverzierte Kalabassen, naturfarbene Strohteller zum Bedecken. Ein Koch- und ein Wassertopf, Haarpfeil.

... mehrere große Wassertöpfe, Kochtöpfe, reichverzierte Kalabassen und bunte Strohteller, Mörser und Stampfer, Mahlstein, Haarpfeil, Messer zum Brennen der Kalabassen, Körbe, Ackergeräte.

Handwerk.

Männer: Anfertigen von Seilen, Sandalen, Bettmatten, Regenmänteln.

... desgl. falls Spezialist, aber nicht mehr zum Erwerb, sondern als Freundschaftsdienst.

Frauen: Strohteller flechten.

... Strohteller, Körbe, Kalabassen, alles reich verziert und bunt.

Musikinstrumente.

Kleine Trommel, wahrscheinlich auch schon von Negern übernommen, wird wahrscheinlich nur von Negern geschlagen.

Instrumente wie man sie in ganz Westafrika bei den Hauskapellen der Häuptlinge und Herrscher findet. Musiker sind Neger und Hausa.

Kleidung.

Männer: eine den phrygischen Kappen ähnliche Kopfbedeckung. Lendenschurz, hemdartiges Gewand, an Festtagen mohammedanische Gewänder. Sandalen, die mit Riemen über der Ferse gehalten werden. Regenmantel aus breitem, binsenähnlichem Gras geflochten.

... Turbane, mohammedanische Gewänder. Bunte Ledersandalen ohne Fersenriemen, die daher leicht abzustreifen sind. Bei größeren Spaziergängen in den Busch wird Nomadenkleidung angelegt, bei Reisen reitet man in mohammedanischer Kleidung.

Frauen: Glas- oder Steinperlenkette um die Lenden, die das Schamtuch hält. Dunkelblaues Tuch um die Hüften. An Festtagen zweites Tuch, das um den Oberkörper geschlungen wird.

... Kopftuch, meist weiße oder dunkelblaue Glasperlenkette um die Lenden, Schamtuch, Hüft- und Oberkörper Tuch.

Frisur.

Männer: kahlgeschorene Schädel ohne mohammedanische Locke. Abstehender Kinnbart.

... desgl.

Soro Frisur der Kae'be: lange, in Zöpfen geflochtene Haare mit darüber geschobenen Messingringen.

— — —

Frauen: Zöpfe, drei Scheitel, Knoten im Nacken. Zöpfe werden von Messingringen zusammengehalten.

... zwei Scheitel, hahnenkammartiges Gebilde auf der Mitte des Kopfes aus Haar, schwarzgefärbter Baumwolle und Ruß. Ähnliche Wülste an beiden Seiten, am Hinterkopf Knoten.

Nomaden.

Seßhaftgewordene.

Schmuck.

Männer: nur besonders reiche Männer tragen Fingerringe.

Alle Männer tragen Fingerringe, Hand- und Fußnägel werden mit Henna rot gefärbt.

Frauen: Ohrgehänge in Ohrmuscheln. Halsketten ähnlich wie Ohrgehänge. Armbänder aus Messing, vereinzelt auch Reifen um die Fußknöchel.

... Ringe an Fingern und Zehen, silberner Knopf, Glasperle oder Pinsel aus buntem Gras im durchbohrten, rechten Nasenflügel, Silbermünzen als Ohrgehänge im Ohr läppchen und als Anhänger um den Hals, Halsketten aus Pferdehaar, Glasperlen, oder Silber. Schwere silberne Armbänder, Färben der Hand- und Fußnägel mit Henna.

Nahrung.

Hauptnahrung: Milch.

... Maisbrei und in Butter gekochtes Fleisch mit Kräutersauce.

Zusatz: Fleisch, Butter, gesammelte vegetarische Nahrung wie Pilze, Früchte, Wurzeln, Knollen, Blätter.

... Milch, alle angebauten Feldfrüchte. Gesammelte vegetarische Nahrung soweit sie „Leckerbissen“ ist, wie z. B. Pilze, eine kirschenähnliche Frucht usw.

Honig.

desgl.

Salz.

desgl.

Angebaute Feldfrüchte, werden gekauft oder eingetauscht.

Bevorzugte Speisen und Getränke.

Rindfleisch.

desgl.

Alles, was sehr fett und sehr süß ist.

desgl.

Kolanüsse.

desgl.

Tabak mit Salz kauen.

desgl.

Kürbiskerne.

desgl.

Honigmeth und Maisbier.

nur Honigmet, Mehlsuppe, Kaffee mit Zucker gesüßt.

(Diese Speisen werden nur bei Festen genossen, im Alltag nicht zu beschaffen.)

(... werden täglich genossen.)

Quellennachweis.

Amtsblatt für das Schutzgebiet Kamerun 15. Dezember 1911.

Barth, H., Tagebuch, Gotha 1857.

Brackenbury, E. A., J. African Soc. April 1924.

Bauer, Deutsche Niger-Benue-Tschadsee-Expedition 1902/03.

Brass, A., Islam Bd. 10 1920.

Clapperton, Journal of a second Expedition into the Interieur of Africa Philadelphia 1829.

Delafosse-Gaden, Chronique du Fouta Senegalais, Paris 1913.

Dominik, Kamerun, Leipzig 1900.

Daniel, F., Shehu 'dan Fodio, J. African Soc. 1925/26.

Dühring, F. K., Mitt. aus den deutschen Schutzgebieten 1926.

Delafosse, Haut Senegal et Niger, Paris.

Génin, C., Togo-Kamerun. Januar 1930.

Krause, G. A., Beitrag zur fulischen Sprache, Leipzig 1884.

Hutter, A. D., Völkerkarte von Kamerun, Globus 1904.

Lenz, O., Timbuktu Bd. II. Leipzig 1884.

Marquardt, J., Die Beninsammlung des Reichsmuseum für Völkerkunde in Leiden.

Meek, C. K., The Northern tribes of Nigeria, London 1924.

Mischlich, A., Mitt. Sem. für orientalische Sprachen, Berlin Bd. 34 1931.

Morgen, C., Kamerun, Leipzig 1895.

Petermanns Mitteilungen 1900.

Palmer, H. R., Kano Chronik, J. Anthropol. Inst. Bd. 38.

Reed, L. N., Fulani Tribes and Customs, Africa October 1932.

Strümpell, K., Die Geschichte Adamauas, Hamburg 1912.

Webster, G. W., Man Bd. 31 1931.

Westermann, D., Handbuch der Fulsprache, Berlin 1909.

Wilson-Haffenden, The Redmen of Nigeria, London 1930.

Wilson-Haffenden, J. Royal Anthropol. Inst. Bd. 57, 1927.

Marimba und Sansa der Sambesikultur.

Von

Dr. Heinrich Husmann, Leipzig.

Die Marimba hat von jeher durch ihre Ähnlichkeit mit den hinterindischen Xylophonen eine große Anzugskraft für den vergleichenden Musikwissenschaftler besessen. Sie ist aber auf der anderen Seite in Afrika selbst mit der Sansa so eng verschwistert, daß man das eine Instrument nie ohne das andere betrachten sollte. Während für die Marimba auch schon mehrfach genaue Tonhöhenmessungen ausgeführt wurden, ist die Sansa bisher allzu stiefmütterlich behandelt worden. Nach der ausgezeichneten Studie von Baglioni¹⁾ hat kürzlich Tracey²⁾ in wohlbedachter Beschränkung Messungen von südrhodesischen Klimpfern veröffentlicht, die mir die Anregung zu dieser Studie gaben. Eine willkommene Ergänzung zu diesem Gebiete bilden die Instrumente, die Spannaus³⁾ von den Vandau und Bashlengwe Port.-Ostafrikas mitgebracht hat und für deren Überlassung ihm auch hier gedankt werden soll. Den dritten Grundstock bilden Instrumente des Leipziger Völkerkundemuseums, für deren liebenswürdige Bereitstellung Herrn Dr. Germann, dem Leiter der Afrikaabteilung, verbindlichster Dank gebührt. Im einzelnen handelt es sich 1. um die sieben Klmpfrn Traceys, im folgenden mit Tracey I—VII bezeichnet; 2. um acht Klmpfrn der Expedition Spannaus-Stülpner, durch Sp. gekennzeichnet, und zwar Nr. 1460 bis Nr. 1464 von den Vandau, Nr. 531 und 532 aus Jofane von den Bashlengwe, — diese Instrumente im Besitz des Universitäts-Instituts für Völker- und Rassenkunde, — endlich das Privatexemplar von Dr. Spannaus, mit Sp. 508 bezeichnet, von den Vandau, dazu die beiden Marimben 533 und 534 derselben Expedition von den Bashlengwe; 3. um die Klmpfrn SAf 1480 und SAf 1481 (Bakalanga), MAf 27437 (Sambesi) und MAf 27645 (Konde) des Leipziger Völkerkundemuseums, im folgenden mit Vkm bezeichnet, weiter aus demselben Besitz die Marimben SAf 1432 (Zulu-Matabele), MAf 7379 (Unterer Sambesi), MAf 26421 (Sangmelima, Südkamerun) und MAf 27674 (Wangoni).

Die Messungen wurden ausgeführt im Psychologischen Institut der Universität⁴⁾ mittels zweier Tonvariatoren nach Stern, Bereiche 150—300 und 300—600 Schwingungen. Der dritte Variator von 400—800 wurde auf 600 nach dem zweiten geeicht, aber nur bis ungefähr 700 benutzt, da hier durch Anblaseschwierigkeiten der Bereich über 750 geringe Differenzen zeigt. Aus demselben Grund wurde auch der höchste Variator von 600—1200 nur ausnahmsweise zu Kontrollen verwendet. Töne außerhalb des Normalbereichs von 150—700 wurden als Oktaven von innerhalb des Bereichs liegenden Tönen gemessen. Da aber der musikalisch gebildete Europäer bekanntlich Oktaven dann für rein erklärt, wenn sie etwas zu groß sind,

¹⁾ S. Baglioni, Ein Beitrag zur Kenntnis der natürlichen Musik, Globus XCVIII, S. 232, 249 u. 264; II. Teil in Z. Ethn. 46. Jahrg. S. 591f.

²⁾ Hugh Tracey, The Tuning of Musical Instruments, in Nada 1935, S. 35f. Den Hinweis auf diese Studie verdanke ich Herrn Dr. Spannaus, der auch weiter durch Rat und Tat das Gelingen dieser Studie erst ermöglichte.

³⁾ Vgl. Günther Spannaus, Erläuterungen zu Konstruktion und Inhalt der Routenkarte der Leipziger Mosambikexpedition 1931, in Wiss. Veröff. des Museums f. Länderkunde zu Leipzig, N. F. 2, 1933, S. 131. Die Veröffentlichung des Forschungsberichtes der Expedition steht kurz bevor.

⁴⁾ Dem Direktor des Instituts, Herrn Prof. Dr. F. Krueger, und Herrn Dr. Wellek, der mich in den Gebrauch der Apparaturen einführte, sei auch hier für die liebenswürdige Bereitstellung jeder Hilfe gedankt.

wurden diese Vergleiche nicht als Oktavenvergleiche durchgeführt, sondern beide Töne als auf derselben Tonhöhe nur durch die Klangfarbe unterschieden vorgestellt. Wie Kontrollen zeigten, ließ sich der Oktavenfehler auf diese Weise tatsächlich vermeiden. Übrigens ergab sich bei den Messungen, daß der Neger die Oktaven gerade umgekehrt gern zu klein stimmt, eine Tatsache, die die Psychologen vielleicht zu weiteren diesbezüglichen Messungen anregt. Die Variatoren wurden nach einer Normalstimmgabel des Reichseichamtes vor jeder Messungsreihe geeicht und auch während der Messungen ständig kontrolliert. Die auf diese Weise erzielte Genauigkeit dürfte im ganzen Bereich 150—700 einen Fehler von höchstens ± 2 Schwingungen zulassen, unter 300 nur ± 1 Schwingung. Diese Genauigkeit steht der elektrischer Oszillatoren in keiner Weise nach, zudem sind diese nicht nur viel teurer, sondern durch lange Einbrennzeit u. ä. unhandlicher. Auch die Eichung nach Normalgabeln muß hier genau so vorgenommen werden, so daß auch in dieser Hinsicht keine Vorteile auf der Seite der elektrischen Instrumente liegen.

I. Morphologie von Marimba und Sansa.

Aus den verschiedenen Formen, die Marimba und Sansa in Afrika hervorgebracht haben, treten die Südafrikas so eigenartig hervor, daß hier der Versuch gemacht werden soll, einen für das Gebiet der Sambesikultur charakteristischen Typus herauszuarbeiten. Wenn auch verschiedene Übergänge und ebenso Kontaminationen nach den umliegenden Gebieten zu bestehen, so scheint mir dieser Zweig der Instrumente doch so in sich geschlossen zu sein, daß er ohne äußeren Zwang eine eigene Sonderart darstellen kann. Das Auffälligste an der Marimba ist zunächst die Beschränkung auf fast stets zehn Tasten, die der Tonhöhe nach genau aufeinander folgen. Durch die Halteschnüre der Platten sind nach je zweien kleine Brettchen eingeschaltet, die das ganze Instrument in fünf Abschnitte teilen. Im selben Gebiet finden sich auch Ausläufer der nördlicheren Form des Kongo, die meist die doppelte Tastenzahl erreicht, oft sogar überschreitet. Von hier haben einige Instrumente der jüngsten Zeit dann 12, 14, ja 18 Tasten angenommen, wie es scheint, ausschließlich im englischen Minengebiet¹⁾. Schon äußerlich fällt an allen Instrumenten der genau rechtwinklig gestaltete Bügel auf, in dem der Klangapparat aufgehängt ist. Unter den Tasten verläuft ein Brett, in dem die Resonatoren befestigt sind. Sie sind stets kugelförmig, besitzen an der Seite eine zweite Öffnung, die mit Spinnweben bedeckt ist und einem Krater gleich nochmals mit einer offenen Kugel überdeckt ist. Eine Abbildung mit Durchschnitzzeichnung findet man bei Ankermann²⁾. Damit wäre die Form des Instruments gekennzeichnet. Es ist auffällig, daß eine Verbindung dieses Typs mit den Formen der umliegenden Gebiete nicht existiert, einige Eigentümlichkeiten dagegen in Kamerun wieder auftreten. So findet sich hier der Bügel, allerdings rund, dann die Abtrennung der Tasten durch eingeschobene Brettchen, hier folgt aber auf jede Taste ein Brettchen, und endlich scheinen mir die geknickten Kalebassen³⁾ Kameruns, die als Vergrößerung des Resonanzraumes bei den tiefen Tönen hier ihren Sinn haben, vielleicht die ursprüngliche Gestalt der merkwürdigen Kalebassenform des Sambesityps zu sein. Das abgeknickte Stück hätte sich dann verkleinert und wäre als Ornament erhalten geblieben. Es sei noch bemerkt, daß der

¹⁾ Über diese neue Form vgl. Kirby, *The musical instruments of the native races of South Africa*, London 1934, S. 60.

²⁾ B. Ankermann, *Die afrikanischen Musikinstrumente*, S. 71.

³⁾ Abbildung bei Ankermann, a. a. O., S. 71.

Vermehrung der Platten auch eine Verminderung bis auf eine gegenübersteht. Diese Erscheinung findet sich nicht nur in Rhodesia, sondern sogar viel häufiger in Angola und am Kongo. Eine sehr schöne Abbildung des Sambesityps der Marimba findet sich als Tafel 19 bei Kirby. Im einzelnen läßt sich unser Typ an folgenden Orten nachweisen: Am südlichsten liegt das Tschopigebiet, im Anschluß an Junod von Kirby, a. a. O., S. 57ff. behandelt. Nach Norden schließen sich die Tonga an, von deren nördlichster Gruppe, den Bashlengwe, zwei Instrumente von Spannaus stammen. Der Save bildet die Grenze dieses Verbreitungsgebietes. Nach Westen ist Matabele und Maschona das Zentrum der heutigen Verbreitung. Der Anschluß nach Norden wird also nicht, wie es Ankermann in seiner Verbreitungskarte darstellt, durch eine Lücke unterbrochen. Die Kongoform der Marimba ist hier bei den Bakalanga und Venda nachzuweisen¹⁾. Ein mit Matabele bezeichnetes „Sambesi“-Instrument besitzt das Völkerkundemuseum Leipzig. Die meisten Instrumente stammen sodann vom Sambesi, so im Leipziger Vkm, bei Ankermann²⁾ (Berliner Völkerkundemuseum) u. a. Vom Loangwa kennt Ankermann²⁾ ein Instrument. Am Sambesi entlang scheint das Instrument dann nach Port.-Ostafrika verschlagen worden zu sein, von wo Baglioni³⁾ aus Quilimane ein Instrument nennt. Ebenso ist der Sambesityp mit den Zulu weiter nordwärts gedrungen, das Leipziger Vkm besitzt ein Instrument von den Wangoni. Endlich ist ebenda ein Instrument aus Sangmelima, Südkamerun, vorhanden, das wohl nur als Einzelgänger zu werten ist.

Ein mit diesem Verbreitungsgebiet ziemlich übereinstimmendes besitzt der Typus der Sansa, der hier im Mittelpunkt steht. Es handelt sich um die „doppelreihige“ Sansa, wie ich sie nennen will. Während die gewöhnliche Klimper an der einen Seite mit hohen Tönen beginnt, zur Mitte nach den tiefsten Tönen (den längsten Zungen nach bekannten akustischen Gesetzen) fortschreitet und an der anderen Seite wieder in die Höhe steigt, schiebt die doppelreihige Sansa zwischen diese Grundlinie mehr oder weniger regelmäßig andere Zungen ein. Diese neuhinzukommenden Töne sind vor der anderen dadurch ausgezeichnet, daß die Spitzen der Zungen nach oben gebogen sind, so daß sie als eine selbständige „obere“ Reihe erscheinen. Hübsche Abbildungen findet man in dem erwähnten Aufsatz von Tracey, ein weniger charakteristisches Stück bei Kirby⁴⁾, ein ähnliches, als älterer Typ bezeichnet, bei Tracey⁵⁾. Es kommt sogar vor, daß zwischen beiden Reihen links noch eine kurze dritte steht, meist nur aus drei Tönen. Die Zungen selbst sind stets aus Eisen und vorne leicht gerundet, im Gegensatz etwa zu den sich vorn gerade verbreiternden Zungen der Instrumente Angolas. Der Resonanzkörper ist vorn meist ausgehöhlt. Er trägt heute auf sich ein Blech, auf dem irgendwelche rasselnde Stückchen befestigt sind, häufig Stücke aus Muschelschalen. In Angola etwa wird eine Reihe Ringe auf einem Draht gerade in dem Resonanzkörper untergebracht. Die Doppelreihigkeit selbst kommt auch in Angola vor und zwar in der hier geschilderten Form, daß sich eine zweite, aber im Aufbau hoch-tief-hoch mit der ersten übereinstimmende Reihe über diese schiebt. Die charakteristischen Stücke des Sambesigebietes zeigen aber einen andern Aufbau: Sie beginnen in der „Grundreihe“ links in der Tiefe und steigen in gerader Linie nach rechts aufwärts. Diese Reihe setzt sich dann in der Mitte der „Oberreihe“ fort und schreitet nach rechts weiter. So ergibt sich oft ein Umfang von

¹⁾ Vgl. Kirby, a. a. O., S. 47f.

²⁾ A. a. O. S. 70 und 71.

³⁾ Globus, XCVIII, S. 234.

⁴⁾ A. a. O., Tafel 22.

⁵⁾ A. a. O. S. 39.

drei Oktaven, ja darüber. Die linke Hälfte der Oberreihe gibt entweder besonders wichtige Töne nochmals oder bringt Zwischentöne, die in der Hauptreihe fehlen. Oft steht der Hauptton des Instruments links nochmals allein für sich, gleichsam als eine auf einen einzigen Ton zusammengeschrunpfte dritte Reihe, von mir als „Zwischenreihe“ im folgenden bezeichnet. Eine Unregelmäßigkeit ist ferner die, zwar von der Mitte aus nach links aufwärts zu gehen, von der Mitte aus nach rechts aber auf dieser neuen Höhe zu beginnen. So liegt bei der Grundreihe der Sansa Sp. 1461 der tiefste Ton 108 in der Mitte, es geht nach der linken Seite bis 169,5 hinauf, rechts neben 108 liegt 178,5 und von hier aus steigt es rechts bis 330, die beiden letzten Töne 302 und 330 werden links dann noch über 169,5 angefügt. In den meisten Fällen ist übrigens nicht nur der Anschluß vom Ende der Grundreihe an die Mitte der Oberreihe da, sondern die linke Hälfte der Oberreihe läßt sich auch als Fortsetzung der Mitte der Hauptreihe auffassen. Doch hat diese Feststellung mehr theoretischen Wert. Sie bringt zum Ausdruck, daß diese Reihe stets ungefähr in der Mitte der Hauptreihe beginnt. Das Verbreitungsgebiet der doppelreihigen Sansa stimmt mit dem der Marimba fast vollständig überein: Bashlengwe (Sp. 531, 532), Lemba (Bavenda, vgl. Kirby, a. a. O., S. 65f. und Tafel 22), Bakalanga (Vkm Leipzig), Maschona (Tracey und Baglioni), Vandau (Sp. 1460—1464, Sp. 508), Sambesi (Vkm Leipzig), entsprechend nach Deutsch-Ostafrika zu den Konde (Vkm Leipzig) gedrungen.

Es sei darauf hingewiesen, daß sich durch Einbeziehen der übrigen Musikinstrumente die musikalische Eigenart der Sambesikultur noch stärker herausarbeiten läßt. Ausdrücklich hinweisen will ich nur auf die Rahmentrommel, die nicht nur, wie bis jetzt allein bekannt¹⁾, im Osten an der Küste und bei den Vandau vorkommt, sondern für Matabele durch ein Instrument des Leipziger Völkerkundemuseums belegt ist und daher wohl auch diesem „musikalischen Kulturkreis“ zuzuzählen ist.

Noch anmerken will ich, daß nicht nur hier Sansa und Marimba zusammengehen, sondern daß es sich hier wohl um einen prinzipiellen Zusammenhang handelt. Hierauf deutet nicht nur, daß beide Instrumente in den verschiedensten Gegenden mit denselben Namen belegt werden, sondern daß auch die Grundzüge des Aufbaus oft bis in die kleinsten Einzelheiten bei beiden Instrumenten übereinstimmen. So gibt es Klimpern in Kamerun, die rechts noch den allertiefsten Ton an den höchsten anschließen²⁾, oder dort sogar zwei tiefe Töne anfügen³⁾, — beide Eigentümlichkeiten finden sich dort gleichfalls auf der Marimba. Sogar die Doppelreihigkeit findet sich auf die Marimba übertragen, — Baglioni⁴⁾ beschreibt ein Instrument vom Uelle, das zwischen die Grundreihe offenbar nach Analogie der Sambesisansa eine um eine Oktave höhere „Oberreihe“ eingeschoben hat. Auch die Art, nach dem tiefsten Ton in der Mitte rechts an den höchsten Ton der linken Seite anzuschließen, findet sich auf der Marimba.

II. Die Tonleitern der Sambesi-Marimba und -Sansa.

Die Untersuchung von Tonleitern exotischer Musikinstrumente hat zur Voraussetzung, daß die Tonhöhen der Instrumente sich nicht ändern. Insbesondere die Sansa mit ihrer Möglichkeit der Verschiebung der Zungen

¹⁾ Vgl. dazu Wieschhoff, Die afrikanischen Trommeln, 1933, S. 84.

²⁾ Vgl. Baglioni, a. a. O., S. 250, Abb. 13 und 14.

³⁾ Exemplar im Vkm Leipzig.

⁴⁾ A. a. O., S. 234, Nr. 1, Abb. 2.

ermuntert nicht gerade zu besonderem Optimismus. Doch zeigt die außerordentlich gute Übereinstimmung der Instrumente unter sich wie auch mit den hinterindischen Parallelinstrumenten, daß sie hervorragend stabil sind. Der auf die Marimba bezügliche Vorwurf, die Tasten verstimmten sich durch Austrocknen des Holzes, ist dadurch hinfällig, daß zur Verfertigung des Instruments, offenbar mit dem Zweck, die Tonkonstanz zu erreichen, eine lange Zeit — oft ein ganzer Monat — gebraucht wird, während der das Instrument immer wieder nachgestimmt wird, solange es sich noch verzieht. Allein die Tatsache, daß sowohl auf der Marimba wie auf der Klimper die Oktaven genau da, wo sie nach der Theorie zu erwarten sind, mit großer Genauigkeit anzutreffen sind, zeigt zur Genüge, daß die Instrumente sich weniger verstimmen, als oft angenommen wird.

Bei der Auswertung der gewonnenen Schwingungszahlen sind zwei Wege möglich: Entweder rechnet man die Größe der Intervalle zwischen je zwei Tönen aus, oder man vergleicht die absolute Tonhöhe der Töne mit anderen bekannten Skalen. Während die erste Methode durch Außerachtlassen der absoluten Tonhöhen einen großen Mangel aufweist, ist die zweite scheinbar dadurch universell, daß in den absoluten Tonhöhen ja ihre Verhältnisse mit gegeben sind, bei Identifizierung zweier absoluter Töne also auch über die Gleichheit ihres Intervalls bereits positiv entschieden ist. Das trifft nun in der Praxis leider nicht zu. Es kommt häufig vor, daß der untere Ton eines Intervalls nach unten, der obere nach oben zu verstimmt ist. Das dadurch besonders stark verstimmte Intervall ist hiermit jetzt viel näher an das nächst größere Intervall gerückt, ihm oft näher gekommen als dem ersten. Ein so stark verstimmtes Intervall läßt sich nur dann mit dem ursprünglichen identifizieren, wenn man annimmt, daß man beim Stimmen der Töne sich nur nach der absoluten Tonhöhe der Einzeltöne richtet. Allein das Vorhandensein temperierter Skalen beweist aber, daß der Intervallsinn sehr ausgeprägt ist. So habe ich eine Methode ausgearbeitet, die zwar zunächst die absoluten Tonhöhen vergleicht, als Kontrolle hierfür aber die Intervallgröße verwendet, so daß sich häufig stärkere Differenzen der Tonhöhen zugunsten größerer Identität der Intervalle ergeben, — ein Verfahren, das mir bei Skalen, die zum größten Teil teilweise temperiert sind, das einzig dem Material entsprechende zu sein scheint.

A. Blassekundenreihen.

Den hinterindischen Stimmungen liegt nach den grundlegenden Entdeckungen von Hornbostels die von ihm so genannte Blasquintenreihe zugrunde. Beim Überblasen einer gedackten Pfeife entsteht nicht die reine Quinte, sondern eine um einen Achtelton tiefere „Blasquinte¹⁾“. Bildet man von jeder Blasquinte wieder eine, so erhält man einen ganzen Blasquintenzirkel. Mit der 23. Blasquinte ist man wieder am Anfangston angelangt. Als Ausgang dient der chinesische „Kammerton“ von 366 Schwingungen, als 0 bezeichnet. 23 ist also mit 0 gleich. Setzt man zwei Blasquinten aneinander, so erhält man den Ganzton, vermindert um zweimal

¹⁾ Neuerdings versuchte M. Bukofzer (Z. Physik Bd. 99, S. 643ff.) nachzuweisen, daß diese Abweichung ohne irgendein Gesetz (!) beliebige Größen annehme. Nun ist die Blasquinte auch in seinen Messungen meist zu klein und der Hornbostelsche Wert scheint auch hier ein guter Mittelwert zu sein. Prinzipiell ist aber auf den methodischen Fehler Bukofzers hinzuweisen, alle möglichen Tonhöhen, Pfeifenweiten und Materialien zu verwenden. Offenbar wären doch nur Pfeifen des Normaltons 366 in der ursprünglichen Weite zu benutzen.

einen Achtelton, also den Dreiviertelton. Alle diese Verhältnisse werden klarer, wenn man unsere temperierte Leiter als Norm nimmt. Man teilt den Halbton in hundert gleiche Teile, „Cents¹⁾“, die Oktave besitzt also eine Größe von 1200 C. Unsere temperierte Quinte hat 700 C, die reine 702 C, die Blasquinte 678 C. Durch Aneinanderreihen von zwei Blasquinten und Abzug einer Oktave (1356—1200) entsteht der Dreiviertelton von 156 C. Ich will ihn im folgenden als „Blassekunde“ bezeichnen. Durch Aneinanderreihen von Blassekunden erhält man den „Blassekundenzirkel“, der sich natürlich ebenfalls nach 23 Blassekunden mit der dritten Oktave schließt. Hornbostel ließ mit 0 eine Pfeife beginnen, die Quinte 1 wäre auf einer zweiten Pfeife geblasen worden, deren Quinte 2 wieder auf der ersten, usf. Es entstehen also zwei Pfeifen, jede mit einer Blassekundenreihe, auf der ersten die Blasquintentöne 0, 2, 4, 6 . . ., auf der zweiten 1, 3, 5 . . . Hornbostel nennt sehr anschaulich diese Blassekundenreihen „Umschichtreihen“. Da mir dieser Begriff durch diese Theorie zu vorbelastet erscheint, verwende ich lieber den neutralen Ausdruck „Blassekundenzirkel“. Während der Blasquintenzirkel die Töne 0 (366 Schwingungen oder Hertz, H), 1 (541 H), 2 (400,5 H) usf. bis 23 = 0 umfaßt, durchläuft der Blassekundenzirkel erst die geraden Blasquintentöne 0, 2, 4 . . . bis 22, 24 = 1, dann weiter die ungeraden 3, 5 . . . bis 23 = 0. Betrachten wir noch kurz die Intervalle dieses Zirkels: 0, 156 C, 312 C, 468 C, 624 C, 780 C, 936 C, 1092 C, 1248 C, so bemerkt man, daß die Quarte 468 C um einen starken Achtelton von 32 C kleiner als unsere temperierte von 500 C ist. Als Ergänzung von 468 zur Oktave 1200 ergibt sich eine um 32 C zu große Quinte von 732 C. Kehrt man aber nicht zur Oktave 1200 in der ersten Oktave zurück, — von 1092 nach 1200 entstände ein Halbton von 108 C, von 936 nach 1200 eine kleine Terz von 264 C, von 780 nach 1200 ein Intervall von 420 C —, sondern geht man im Zirkel weiter, so stößt man auf 1248, d. h.: in der zweiten Oktave von 1248 ab sind nun alle Töne um 48 C (einen Viertelton) höher als in der ersten, entsprechend in der dritten um 96 C. Den einfachsten Fall einer Blassekundenleiter verkörpert die Sansa Tracey V. Sie enthält folgende Töne:

Tracey V.

Cents:	173	139	181	148	207	185	167
Hertz:	152	168	182	202	220	248	276 304
	304	336	364	404	440	496	552 608
	608	672	728	808			

Blastöne:

Nr.:	19	21	23/0	2	4	22	17	19
Hertz:	611	669	732	400,5	439	495	559	611.

Wir haben die Reihe 17, 19, 21, 23/0, 2, 4 vor uns. Der Ton 17 ist um eine Oktave aufwärts transponiert, so daß (vgl. oben) zwischen 4 und 17 das Intervall von 420 C entsteht. Der nächste Ton 6 würde mit 17 das Intervall 264 C bilden. Um nicht zwei so ungleiche Intervalle 156 C und 264 C hintereinander zu haben, hat man sie gegeneinander ausgeglichen, „temperiert“, so daß nun 420 C in zwei gleiche Teile von 210 C geteilt wird.

Einen ähnlichen Aufbau zeigt die Sansa:

¹⁾ Um Intervalle einfach addieren zu können, sind die Cents in Wirklichkeit Logarithmen der Intervalle.

Hier sind also die Töne 10, 12, 16, 18, 20, 24/1, 7, 11, 15, 19, 21 in der richtigen Reihenfolge auf der Sansa zu finden. Die Töne, die ersetzt wurden, weisen keine Einheitlichkeit auf, sie sind einmal von oben, einmal von unten transponiert worden. Der Ton 19 ist durch 12 ersetzt, selbst aber trotzdem erhalten geblieben. Original und Ersatz stehen also nebeneinander. Gewöhnlich entsteht dadurch das Intervall von 48 C, um das die Töne einer Oktave ja gegen die der nächsten verschoben sind. Hier beträgt es 44 C, ist also sehr genau getroffen.

Ein sehr interessantes Instrument ist die Sansa Vkm 1481. Sie besitzt in der Hauptreihe unter mehreren ersetzten Tönen in unversehrter Reihenfolge die geraden Töne 0, 4, 6, 10, 12, 22, 24/1, in der Oberreihe die ungeraden Töne 7, 9, 11, 21, 23/0. Das wäre etwas den Umschichtreihen Hornbostels Ähnliches.

Wie oben schon beschrieben, zeigt die einfache Blassekundenreihe den Nachteil, eine so stark verstimmte Quarte, aber keine dem Konsonanzbedürfnis entsprechende reine Quarte zu besitzen. Unter der Voraussetzung, daß das Konsonanzempfinden bei der Quarte auch in Außer-europa zur Anwendung kommt, muß die vertiefte Quarte von 468 C als Unebenmäßigkeit erscheinen, der man abzuweichen sucht. In den Umschichtreihen Hornbostels hat man sich die weitere Entwicklung nach ihm so zu denken, daß einzelne Töne der einen Reihe durch solche der anderen ersetzt werden. Als Beispiel für den vollzogenen Umwandlungsprozeß, der die „Pelog“-Leiter liefert, möge eine Sansa dienen:

Tracey VI.

Cents:	171	211	155	142	173	207	140	
Hertz:	77	85	96	105	114	126	142	154
	154	170	192	210	228	252	284	308
	308	340	384	420	456	504	568	
Blastöne:	19	21	16	18	20	22	17	19
	611	669	378	414	452	495	559	611

Angemerkt sei, daß hier die Reihe der Blastöne zweimal zugunsten der richtigen Intervallfolge nicht den näheren Ton nehmen durfte, 340 (= 680) läge näher an 14 (690 H) und 504 näher an 15 (510 H). Es handelt sich um eine Reihe, die, genau jede Oktave nach der anderen gestimmt, vier gerade Töne 16, 18, 20, 22 und drei ungerade 17, 19, 21 besitzt. An den Verbindungspunkten dieser beiden Reihen ergeben sich Intervalle von 210 Cents. Die Quarte beträgt nunmehr (156 + 210 + 156) 522 C, also die Blasquarte; der nächste Ton bildet mit dem Anfangston die Blasquinte 678 C. Ähnlich benutzen die vier Marimben des Vkm reine Pelogtonleitern, zwei Instrumente (27674 und 7379) besitzen sogar dieselben Töne 10, 12, 14, 16 einerseits, 11, 13, 15 andererseits.

Daß die genaue Stimmung in Oktaven aber nicht das Einzige, — und wohl nicht das Ursprüngliche —, ist, zeigt die Marimba:

Sp. 534.

Hertz:	133,5	156	175	191	213	236	258	287	318	344
Blastöne:	8	12	14	16	11	13	15	10	12	14
	527	631	690	378	426	466	510	576	631	690

Die gerade Reihe umfaßt also 10, 12, 14, 16 in Oktaven gestimmt, außerdem fängt sie in der Tiefe mit 8 an, wofür 10 fortgelassen ist, die ungerade Reihe besteht aus 11, 13 und 15. Entsprechend setzt die Marimba Sp. 533 in der Höhe einen Ton zu. Mit anderen Worten: Als die Umwechslung der Töne stattfand, waren die Instrumente noch nicht nach Oktaven ge-

stimmt, — diese Entwicklung trat erst nach der Herausbildung der Pelogtonleiter ein. Den besten Beweis bietet die Sansa Tracey II, — hier sind beide Reihen auf sechs Töne ausgedehnt.

Tracey II.

Cents:	103	137	127	182	121	168	201	201	161	
Hertz:	160	170	184	198	220	236	260	292	328	360
Blastöne:	5	14	0	2	4	6	8	10	5	
	648,5	690	366	400,5	439	480,5	527	576	648,5	

Fortsetzung

Cents:	165	151	124	224	179	180	134	439	192	
Hertz:	360	396	432	464	528	584	648	700	902	1008
Blastöne:	7	9	11	13	8	10	5	14	20	15
	712	389,5	426	466	527	576	648,5	690	452	510

Die eine Reihe umfaßt außer 4, 6, 8, 10, die nächste außer 5, 7, 9, was regelmäßiges Oktavenpelog wäre, die erste noch 0, 2, die zweite noch 11, 13 und (um eine Oktave transponiert) 15.

Umgekehrt gibt es auch Reihen, die weniger als die drei Normalersatztöne haben. Als Beispiel diene die Marimba:

Baglioni Nr. 3.

Cents:	116	159	199	130	206	176	170	119	145	
Hertz:	273	292	320	359	387	436	494	545	584	635
Blastöne:	1	10	12	7	9	4	22	1	10	12
	541	576	631	712	389,5	439	495	546	571	631

Die eine Reihe ist hier:

1 [3] [5] 7 9 [11] | 22 1 [3] [5]

Der senkrechte Strich deutet das Restintervall von 264 C an, zwischen [11] und 22. Statt dessen ist 4 eingetreten, so daß das Intervall 9—22 (420 C) temperiert wird. Statt der Töne 3 und 5 sind die Pelogtöne 10 und 12 getreten, also nur zwei Ersatztöne.

Damit wären die Pelogleitern in ihre unregelmäßigeren Verwandten eingegliedert. Es ist aber folgende prinzipielle Frage zu stellen: So berechtigt die Herleitung der Pelogtonleiter aus zwei Umschichtreihen in der Südsee sein mag, ist diese Ableitung hier ebenso gültig? Die Antwort kann nur lauten: Es handelt sich in Afrika nicht um schematischen Import aus der Südsee, sondern um eine zweite, selbständige Entwicklungsreihe (die, wie sich zeigen wird, sogar bedeutend logischer als die andere ist), die unter ihren Ergebnissen auch die Pelogtonleiter enthält. Zunächst soll auf einige schwache Stellen der Umschichttheorie hingewiesen werden. Sie setzt voraus, daß die Quarte von 468 C und die Quinte von 732 C als schlechte Intervalle empfunden werden. So sehr das in Hinterindien der Fall sein könnte, für die Sambesikultur trifft es nicht zu, — wir werden weiter unten noch Tonleitern kennen lernen, die gerade ausdrücklich auf der Quinte von 732 C aufgebaut sind und die Slendrotonleiter gründet sich bekanntlich (sogar in Hinterindien) auf die Halbierung der 468 C-Quarte. Weiter entspricht aber auch das Ergebnis nicht dem, was man erwarten sollte. Die Quarte 468 C wird ersetzt durch die von 522 C. War jene um 32 C zu tief, so ist diese um 22 C zu hoch, was keine bedeutende Besserung ist. Ebenso steht der um 32 C zu hohen Quinte von 732 C nun die um 22 C zu tiefe Blasquinte von 678 C gegenüber. Offenbar ist

hier der Grund der Pelogentwicklung falsch angegeben. Es handelt sich für Afrika bestimmt um etwas ganz anderes, nämlich die Stimmung der **Oktave**. Als Beispiel möge nochmals die in Pelog gestimmte Sansa Tracey VI dienen. Ich zeichne zunächst den Blassekundenzirkel auf; der Beginn jeder neuen Oktave erfolgt nach einem senkrechten Strich; die Töne 17, 19, 21 der Sansa Tracey VI sind einmal, 16, 18, 20, 22 zweimal unterstrichen.

1 3 5 7 9 11 13 15 | 17 19 21 23/0 2 4 6 8 | 10 12 14 16 18 20 22 |

Die eine Reihe ist also die Hälfte einer Oktave, die andere Reihe die andere Hälfte einer Oktave. Wir erinnern uns: Jede folgende Oktave steht um 48 C höher als die vorhergehende. Ersetzt man 10 durch 17, so vertieft sich 10 also um 48 C, entsprechend wird auch 12 und 14 etwas heruntergerückt. Das Intervall 14—16 wird nicht mehr 156 C, sondern $156 + 48 = 204$ C groß sein, — das ist das Pelogintervall 210 (die Differenz rührt daher, daß der Zirkel oben nicht ganz richtig wieder auskommt). Durchläuft ein Instrument mehr als eine Oktave, so ist die zweite Oktave gegen die erste um 48 C verstimmt. Ersetzt man Töne einer Oktave durch die entsprechenden der andern, so verschwindet dieser Unterschied: Die Pelogreihe verdankt ihre afrikanische Entwicklung nicht der Bemängelung einer falschen Quarte, sondern der der verstimmtten Oktave. Das Gefühl für die Reinheit der Oktave ist universell und hier sicher vorhanden, worauf schon mehrfach hingewiesen wurde. Diese Darstellung der Pelogentwicklung setzt aber etwas anderes voraus: daß auch wirklich die Töne, die man zum Ersatz der störenden benötigt, auf dem Instrument vorhanden sind. Zu diesem Zweck ist oben der ausführliche Nachweis gebracht worden, daß es Instrumente gibt, die sogar den vollständigen Blassekundenzirkel enthalten. Das ist zugleich eine Eigenart unserer Entwicklung: Sie hat sich an einem Instrument vollzogen, die Umschichtentwicklung dagegen an zwei Instrumenten. Wie eine in dieser Weise teilweise reingestimmte Sansa aussieht, möge man an Tracey IV (s. oben) sehen. Die Pelogtonleiter ist das Endziel: Alle Töne sind in Oktaven gestimmt, die Hälfte jeder Oktave ist geblieben, die andere Hälfte ist nach der anderen Oktave geändert, — das am meisten symmetrische Verfahren, bei dem die beiden größeren Intervalle von 210 C in ungefähr gleichem Abstand liegen. Diese Entwicklung ist in sich so logisch und der Umschichttheorie in manchem so überlegen, daß ich es für möglich halte, daß die Umschichtreihen der Südsee überhaupt erst ein zweites Stadium darstellen und daß die hier gezeichnete Entwicklung überhaupt die einzige ist. Die Blassekundenreihe könnte von den ihr ja gemäßen Pfeifen auf die Xylophone übertragen worden sein, sich auf diesen als Reinstimmung der Oktaven zu Pelog entwickelt haben und von hier wieder auf Pfeifen gelangt sein. Dann hätten wir in Afrika die ganze Entwicklung vor uns frei liegen, während in der Südsee meist nur das Endstadium übrig blieb. Wo diese Entwicklung zuerst stattfand, läßt sich schwer sagen, vermutlich aber doch wohl in Hinterindien. Der Zusammenhang Afrikas mit Hinterindien ist ja durch die gleiche absolute Tonhöhe (vgl. Hornbostel u. a.) der Tonleitern schon hinreichend klargestellt.

B. Quinten- und Quartenleitern.

Neben den Blassekundenleitern kommen auch andere vor, die größere Intervallschritte nicht nur gelegentlich — wie es ja bei den Sekundenleitern durch Ausfall eines Tones häufig erreicht wird —, sondern prinzipiell verwenden. Durch Teilung der Intervalle, zumeist durch Blastöne, werden

diese Reihen dann wieder den ersten angenähert. Als Beispiel möge die letzte Sansa Traceys besprochen werden.

Tracey VII.

Cents:	463	262	241	188	137	106	267	262	241	90	167	
Hertz:	150	196	228	262	292	316	336	392	456	524	552	608
Blastöne:	3	9	20	8	10	12	21	9	20	8	17	19
	592,5	389,5	452	527	576	631	669	389,5	452	527	559	611

Fortsetzung

Cents:	132	112	196	86	114	62	251	188	
Hertz:	608	656	700	784	824	880	912	1048	1168
Blastöne:	19	5	14	9	18	4	20	8	10
	611	648,5	690	389,5	414	439	452	527	576

Diese Leiter gründet sich auf die Blasquarte von 522 C, genauer gesagt, auf die Hälfte der Blasquarte, die von Hornbostel so genannte „Halbquarte“ von 261 C. Die Halbquarten sind durch eckige Klammern bezeichnet. An mehreren Stellen werden sie in verschiedenen Verhältnissen geteilt, mit Benutzung der genauen Teilung — 137 zu 106 C, 132 zu 112 C —, oder mit Verwendung der Blassekunde von 156 C oder des Pelogintervalls 210 C. Die Blassekunden sind mit runden Bogen angedeutet. Die Mitte der Tonleiter ist nach beiden Seiten transponiert worden. Als Anschlußintervalle ergeben sich Blassekunden.

Die Sansa Sp. 532 benutzt zweimal Blasquarten, die kleine Terz 312 (= 2 · 156), ein Intervall von 576 C (Oktavrest von 156 + 156 + 264 C) und ein Intervall von 234 C, das unten genauer besprochen wird. Die Unterteilungen der Intervalle steigen aber herunter: Die Blasquarte 378—518 H enthält die Zwischentöne 344, 283, wobei 378—283 wieder eine Blasquarte ist.

Wie schon oben bemerkt, kommt auch die Quinte von 732 C als Aufbauintervall von Tonleitern in Betracht. Sie wird nicht als Oktavrest in der Blassekundenreihe angesehen, sondern besitzt einen wirklichen selbständigen Charakter. Dadurch ist es möglich, daß man durch Teilung ein Intervall von 366 C und daraus wieder eins von 183 C gewinnt. Als Beispiel möge die Sansa Vkm 1480 dienen.

Vkm 1480.

Linke Hälfte

Oberreihe:				438	465	309		
Cents:	172	507	205	360	137	377	344	
Hertz:	570	516	385	341	277	255,5	205,5	168,5
Blastöne:	17	15	9	14	17	15	18	21
	559	510	389,5	690	559	510	414	669

Rechte Hälfte

Cents:	172	172	167	149	170	366	215	
Hertz:	168,5	187	207,5	228,5	249	276	341	386
Blastöne:	21	16	18	20	22	17	14	9
	669	378	414	452	495	559	690	389,5

Die beiden Zweige der Grundreihe sollen gesondert betrachtet werden. Der tiefste Ton liegt in der Mitte. Vom Grundton 21 führt die Quinte 732 C nach 15, sie ist halbiert durch 18. Dann schließt sich 17 an, dem die

halbe Quinte (366 C) nach 14 folgt. Das Ganze läßt sich aus der Blassekundenreihe ableiten. Die fettgedruckten Töne sind wirklich vorhanden, die übrigen nur zur Erklärung der Tonleiter herangezogen.

21 | 9 11 13 15 17 19 21 | 9 11 13 15 17

18

14

Der senkrechte Strich deutet wieder das Oktavergänzungsintervall von 264 C an.

Die rechte Hälfte der Grundreihe ist sehr ähnlich aufgebaut. Ich gebe ohne weitere Bemerkungen das Aufbauschema:

21 | 9 11 13 15 17 19 21 | 9 11

18

14

16

20 22

Die Halbquinten sind hier also nochmals geteilt und ein Blaston angefügt.

Die Oberreihe enthält die Blastöne 4 (439 H), 13 (466 H) und 19 (611 H), wobei 4 als Ersatz für 11 aufzufassen ist. Die Töne 11, 13, 19 sind gerade die, die in der Hauptreihe nicht vorkommen, sondern durch die Temperierungen ersetzt wurden. So besitzt also die Oberreihe noch eine ursprünglichere Form der Blassekundenreihe.

Eine die Bedeutung der Quinte von 732 C überragende Verwendung besitzt die ihr entsprechende Quarte von 468 C. Sie wird in zwei Intervalle von 234 C geteilt. Die so entstehenden Leitern sind die bekannten Slendro-Skalen. Wie diese Leitern sich aus den Blassekundenleitern ableiten, ist wieder an interessanten Zwischenstufen zu verfolgen. Gewöhnlich findet sich in einer Blassekundenreihe nur eine einzelne Quarte, die so geteilt wird. Ein ganz besonders interessantes Beispiel möge zeigen, bis zu welchen raffinierten Anordnungen es hier gebracht werden kann.

Sansa Sp. 1462.

C.: 420 132 253 239 194 231 295 224 103

Oberreihe: H.: 470 466 594 641 742 852 463 518 592 702 799 848

Zwischenreihe H.: 228,5 293 354

Grundreihe: H.: 116 147,5 169,5 191,5 214,5 227 254 296 335 391 427

C.: 416 241 211 196 98 195 265 214 268 152

Die Zwischenreihe mit Intervallen von 430 und 327 C ergibt hiernach die Folge:

13 . | 3 . 7
466 592,5 712

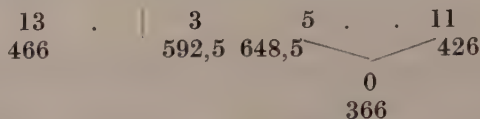
Um die obige Aufstellung nicht zu unübersichtlich werden zu lassen, füge ich die Schwingungszahlen der Blastöne hier erst an.

Die Grundreihe ist in beiden Oktaven gleichgestimmt:

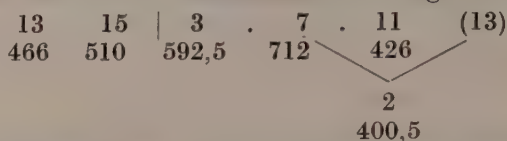
13 15 | 3 . 9 11
466 510 592,5 389,5 426
12
669

In der oberen Oktave ist 13 pelogartig durch 20 (452 H) ersetzt worden. Die Halbierung von 3 und 9 ergibt die Slendrintervalle von 234 C, ziemlich ungenau auf 214 und 268 C gestimmt.

Die linke Hälfte der Oberreihe enthält, von dem allein nochmals gebrauchten Hauptton 470 die folgende, ebenfalls einmal slendromäßig temperierte Reihe:



Die rechte Hälfte der Oberreihe enthält folgende Töne:



In der Grundreihe ist 3—9 temperiert, in der linken Hälfte der Oberreihe 5—11, in der rechten Hälfte 7—13. Die Zwischenreihe bringt nichttemperierte Haupttöne der Tonleiter, der Grundton steht nochmals besonders. Etwas Ebenmäßigeres als den Aufbau dieser Sansa kann man kaum erdenken.

Es soll nun noch darauf hingewiesen werden, daß im Laufe der Untersuchungen eine Menge Temperierungen nachgewiesen wurden. Nicht vorgekommen ist die temperierte Pelogleiter mit einem Intervall von 171 C, was wohl auf eine nachträgliche Entstehung dieser Tonleiter in Hinterindien deutet. Die Slendroleiter kam in Vorstufen zur Sprache, ebenso die Blasquarte mit ihrer Halbierung. Es soll abschließend einiges Systematische über alle Temperierungen folgen, da die übrigen hier nachgewiesenen Intervalle bisher noch nicht aufgefunden worden sind. Die Slendroleiter ergibt sich aus der Halbierung dreier Blassekunden: $3 \cdot 156 = 468 = 2 \cdot 234$. Demgegenüber ist für die übrigen Temperierungen die Störung des Oktavrestes von 264 C der eigentliche Grund. Nimmt man die darunterliegende Blassekunde hinzu, so erhält man das Intervall von 210 C: $156 + 264 = 420 = 2 \cdot 210$. Hier entsteht also eine Tonleiter, die vollkommen mit der Pelogleiter übereinstimmt, außer daß die beiden 210 C-Intervalle am Ende der Reihe hintereinander liegen. Der ausgeglichene Aufbau der Pelogleiter kann also nicht die Grundtendenz ihrer Entwicklung sein, wie es oft dargestellt wird, denn dieser Ausgleich wird durch die hier erstmalig aufgezeigte Temperierung des 420 C-Intervalls genau so gut geleistet. Eine andere Methode wäre es, noch eine Blassekunde hinzuzunehmen. Aus $156 + 156 + 264$ ergibt sich das Intervall von 576 C, das oben einmal nichttemperiert vorkam. Die Hinzunahme einer weiteren Sekunde ($3 \cdot 156 + 264 = 732$) ergibt die Quinte von 732 C, die temperiert die Intervalle von 366 und 183 C ergibt. Diese Tonleiter: 156, 156, 156, 183, 183, 183, 183 nähert sich außerordentlich der ganz gleichmäßig 171 C verwendenden temperierten Pelogtonleiter, die als ihre Weiterentwicklung aufzufassen und nicht an die Pelogreihe anzuschließen ist. Damit ergibt sich eine vollständig geklärte Stufenleiter von Temperierungen, die neben der Pelogentwicklung eine gleichwertige Methode darstellen, den erst ungleichmäßigen Tonleitern Symmetrie und Harmonie zu verleihen.

Totemzentren und Vermehrungsriten in Australien und Ozeanien.

Von

Dr. Wilhelm Milke.

In seinem bedeutenden Buche über den australischen Totemismus¹⁾ unterscheidet G. Róheim einen negativen und einen positiven Totemismus. Der erste, vornehmlich im Südosten Australiens verbreitet, ist gekennzeichnet durch die beiden Verbote, das Totem zu essen oder zu töten und eine Frau der eigenen Totemgruppe zu heiraten. Der positive Totemismus, dessen Schwerpunkt in Zentrals Australien liegt, hat sich von diesen Verböten weitgehend freigemacht, sucht dagegen durch magische Handlungen das Gedeihen und die Vermehrung des Totemobjektes zu fördern.

Eine sachlich gleiche, aber in den Benennungen abweichende Unterscheidung finden wir in neueren Arbeiten australischer Ethnologen. So spricht Elkin²⁾ von social totemism einerseits, von cult totemism anderseits. Er neigt dazu, den sozialen Totemismus durchgängig als matrilinear, den Kulttotemismus als patrilinear aufzufassen. Doch sind diese Zusammenhänge keineswegs allgemein und notwendig, wie Elkin selbst am Beispiel der südaustralischen Verhältnisse dargetan hat³⁾. Die typologische Unterscheidung von negativem und positivem Totemismus kann somit als bleibende Errungenschaft gebucht werden, dagegen wird die räumliche Trennung dieser beiden Typen auf australischem Boden im Lichte neuerer Feldforschungen immer fraglicher.

Es schien mir angebracht und erfolversprechend, die am australischen Material erarbeitete Begriffsverfeinerung auch für die Betrachtung des ozeanischen Totemismus fruchtbar zu machen. Die nachstehende Untersuchung ist dem positiven Totemismus gewidmet. Sie behandelt zunächst Wesen und Verbreitung der australischen Vermehrungsriten und fragt dann nach ihren Entsprechungen in den benachbarten Gebieten von Neuguinea und Melanesien. Im Verlaufe dieser Erörterung werden wir Gelegenheit haben, zu den wirklichen und angeblichen Kulturbeziehungen zwischen Australien und Neuguinea und zur Zusammensetzung melanesischer Kulturschichten Stellung zu nehmen.

I.

Schon lagen wertvolle Nachrichten über den Totemismus aus dem Westen, Süden und Osten Australiens vor, als durch die bahnbrechenden Forschungen Spencers und Gillens der zentralaustralische Totemismus der ethnologischen Öffentlichkeit bekannt gemacht wurde. Er erwies sich als ein neuer Typus totemistischer Organisation, als erster Vertreter des nachmals sog. positiven Totemismus.

Bei den Aranda und ihren Nachbarn haben die Totemgruppen mit der Heiratsregelung nicht das geringste zu tun, Töt- und Speiseverbote werden nicht streng gehandhabt, bei den wichtigsten Totemriten ist es sogar notwendig, das Totem zu verzehren. Jede Totemgruppe steht in Beziehung zu einem lokalen Totemzentrum (oknanikilla); es ist der Ort, an dem die dämonischen Ahnen der Gruppe in der sagenhaften alcheringa-Zeit ent-

¹⁾ Róheim (1925).

²⁾ Elkin O 4 (1933—1934) S. 122 ff.

³⁾ Elkin O 5 (1934—1935) S. 171—192.

standen und wohnten, oder wo sie auf ihren Wanderungen eine Zeitlang lagerten. Eine Anzahl dieser Ahnen versank dort in der Erde, ihre Geister hausten noch heute in einem Felsen oder Baum (nanja).

Die Empfängnis führt man nicht auf den Geschlechtsverkehr zurück, sondern auf das Eindringen der Ahnengeister in den Mutterleib. Dies geschieht nur in der Nähe des Totemzentrums, wo der betreffende Ahn haust. Das Kind wird der Totemgruppe des inkarnierten Ahnen zugezählt, d. h. der Gruppe, die das Totemzentrum innehat, in dessen Nähe sich die Mutter zur Zeit der Empfängnis aufhielt¹⁾. Es besteht also weder eine patrilineare, noch eine matrilineare Totemdescendenz, vielmehr hängt die Totemzugehörigkeit vom Zufall ab. Da aber die Frau zum Mann zieht, ist es am wahrscheinlichsten, daß sie sich zur Zeit der Empfängnis in der Nähe eines Totemzentrums auf dem Hordengebiet ihres Gatten befand. Daraus ergibt sich eine schwache Tendenz zur patrilinearen Totemfolge.

Die Totemzentren sind nicht nur Herbergen der inkarnierungs-süchtigen Ahnengeister, sondern auch die Schauplätze der Vermehrungs-riten, die von Spencer und Gillen mißverständlich *intichiuma* genannt wurden, nach Strehlow aber in Wirklichkeit *mbanbiuma* heißen. Diese Zauberhandlungen werden vom Führer der Totemgruppe, dem *alatunja*, unter Beihilfe der Alten vollzogen und sind je nach dem Totem verschieden. Man schlägt den *nanja*-Stein mit Zweigen, beträufelt ihn mit Blut oder zeichnet ein Bild des Totems in den Sand. Teils unmittelbar nach Vollzug der heiligen Handlung, teils nachdem die erwünschte Wirkung sich eingestellt hat, wird dem *alatunja* und seinen Gehilfen feierlich von dem Totem zu essen gegeben. Er darf die Speisen nicht zurückweisen, um nicht die Fähigkeit zu verlieren, die Vermehrungsrite erfolgreich zu vollziehen³⁾.

Weitere Forschungen Spencers und Gillens erwiesen das Vorhandensein verwandter Einrichtungen bei allen Stämmen vom Eyre-See bis zum Golf von Carpentaria³⁾. Die evolutionistische Spekulation stürzte sich mit Frohlocken auf diese Berichte und fand in den zentralaustralischen Verhältnissen die Urform nicht nur des Totemismus, sondern womöglich aller gesellschaftlichen und religiösen Ordnungen des Menschengeschlechtes. Andererseits bemühten sich die Vertreter der eben entstandenen „kulturhistorischen Schule“, die Bedeutung dieser Tatsachen als möglichst gering hinzustellen. Pater W. Schmidt trat in seinem ausgezeichneten Aufsatz über „Die Stellung der Aranda“⁴⁾ den Beweis an, daß die Kultur der Zentralaustralier und zumal der Aranda auf einem Zustrom aus der Gegend der Torresstraße beruhe und demnach die jüngste unter den australischen Kulturschichten darstelle. Er stützte sich auf die angeblich nur aus den Bodenverhältnissen Neuguineas zu erklärende nordaustralische Sprachenzersplitterung, auf das zahlenmäßige Verhältnis von Tier- und Pflanzen-totems in Südost- und Zentralaustralien, auf den Inseln der Torresstraße und bei den Kiwaiern im Fly-Delta, vor allem aber auf gewisse Übereinstimmungen der totemistischen Riten auf den westlichen Inseln der Torresstraße mit jenen der Zentralaustralier.

Er schloß daraus nicht auf eine direkte Abhängigkeit der Aranda von den Mabuiag der westlichen Torresstraße, sondern betrachtete beide als Verfallsstufen, die aber deutlich auf die gleiche Ausgangsform zurückwiesen. Letztere habe sich in Australien bei der Warramunga-Gruppe im nördlichen Zentralaustralien, in Neuguinea teils bei den Mabuiag selbst, teils bei den Kiwaiern erhalten. Als Gesamtbild ergab sich ihm ein zu-

¹⁾ Spencer u. Gillen (1899) S. 115—127.

²⁾ Spencer u. Gillen a. a. O. S. 167—211.

³⁾ Spencer u. Gillen (1904) S. 143—256.

⁴⁾ W. Schmidt (1908).

sammenhängender Kulturgürtel, der Südneuguinea mit Nordaustralien verbinde und in den Aranda tief nach Süden vorstoße. Sein Ursprung könne nur in Neuguinea liegen, da alle seine Eigentümlichkeiten sich viel besser aus den Verhältnissen Neuguineas erklären ließen, als aus denen Australiens¹⁾.

Die Ergebnisse Schmidts wurden vielfach rückhaltslos übernommen, auch von Forschern, die nicht eigentlich zu den Anhängern der Kulturkreislehre zu zählen sind. Indessen beruhten diese Ergebnisse auf zwei unbewiesenen Voraussetzungen. Schmidt glaubte nämlich, daß sich die australischen Vermehrungsriten auf das Zentralgebiet und den Norden des Kontinents beschränkten, daß anderseits die von ihm behandelten Riten der westlichen Torresstraße nur insulare Ableger bzw. kümmerformen gleichartiger Erscheinungen auf dem Festlande von Neuguinea seien. Diese beiden Annahmen haben sich nicht bestätigt.

Denn seit den Arbeiten Radcliffe-Browns in Westaustralien (1910 bis 1912), vor allem aber seitdem die auf seine Anregung im Jahre 1929 erfolgte Gründung des Department of Anthropology beim australischen National Research Fund den Feldforschungen einen finanziellen Rückhalt bot, sind Totemzentren und Vermehrungsriten in fast allen Teilen Australiens entdeckt worden. Gegenwärtig kennen wir sie aus Westaustralien²⁾, dem Kimberley-Distrikt³⁾, Arnhemland⁴⁾, Zentral- und Südaustralien⁵⁾, von den Stämmen im nordöstlichen Neusüdwaless⁶⁾ und im östlichen Queensland⁷⁾, schließlich aus verschiedenen Teilen der Kap-York-Halbinsel⁸⁾. Leider ist es so gut wie ausgeschlossen, noch etwas Sicheres über das Vorkommen entsprechender Einrichtungen und Gebräuche bei den fast völlig ausgestorbenen Völkern von Victoria und dem südlichen Neusüdwaless in Erfahrung zu bringen. Jedenfalls dürfen wir aus dem Schweigen der alten Berichte nicht etwa ein Fehlen dieser Elemente erschließen.

Trotz ihrer weitausgedehnten Verbreitung stimmen all diese Vermehrungsriten in wesentlichen Punkten überein. Sie weisen als gleichbleibende und notwendige Merkmale auf⁹⁾:

1. Die Verbindung einer bestimmten Örtlichkeit (des „Totemzentrums“), die gewöhnlich durch ein Wasserloch oder einen Felsen, manchmal durch eine künstliche Aufhäufung von Steinen gekennzeichnet ist, einerseits mit einer Gruppe von Menschen (der „Totemgruppe“), andererseits mit einer Naturspezies (der „Totemspezies“), die gewöhnlich in der Nähe dieser Örtlichkeit besonders reichlich vorkommt.

2. Ein System von Vermehrungsriten, die von Vertretern der Totemgruppe am Totemzentrum zur Vermehrung der Totemspezies vollzogen werden.

¹⁾ W. Schmidt a. a. O. S. 878.

²⁾ Nanda: Radcliffe-Brown O 1 (1930—1931) S. 216; Talaandji: ders. a. a. O. S. 213—215; Mardudhunera: ders. JRAI 43 (1913) S. 189—190; Ngaluma: ders. a. a. O. S. 160—164; Kariera: ders. a. a. O. S. 160—167; Karadjeri: Piddington O 2 (1931—1932) S. 376ff.; Elkin O 3 (1932—1933) S. 284ff.

³⁾ Ungarinyin: Elkin a. a. O. S. 465; Forrest River (Yeidji usw.): Elkin a. a. O. S. 478ff.; Kaberry O 5 (1934—1935) S. 431ff.

⁴⁾ Spencer (1914) S. 178—199.

⁵⁾ Über Südaustralien zusammenfassend: Elkin O 2 (1931—1932) S. 58ff.; ders. O 5 (1934—1935) S. 171—192.

⁶⁾ Radcliffe-Brown, JRAI 59 (1929) S. 500ff.

⁷⁾ Kelly O 5 (1934—1935) S. 467.

⁸⁾ Wik-Munkan und Verwandte: McConnel O 1 (1930—1931) S. 181—184; Thomson, AA 38 (1936) S. 389—391; Kantju: McConnel O 2 (1931—1932) S. 292—295; Koko Ya'o: Thomson, JRAI 63 (1933) S. 501—504; Yir-Yoront: Sharp O 5 (1934—1935) S. 19—32.

⁹⁾ Vgl. die grundlegenden Ausführungen Radcliffe-Browns, JRAI 59 (1929) S. 410f.

3. Mythische Überlieferungen, die Totemzentrum und Totemspezies mit den halb menschlich, halb tierisch gedachten Ahnen der Totemgruppe verbinden.

Andere Züge dagegen sind weniger allgemein verbreitet und im wesentlichen auf Zentralaustralien beschränkt, so der Glaube, daß sich die Totemahnen in den Gruppenangehörigen reinkarnieren, die mit diesem Glauben verbundene Unbestimmtheit der Totemdeszendenz bei den Aranda, schließlich die zeremonielle Verzehrung des Totems anläßlich der Vermehrungsriten. Im Anschluß an Radcliffe-Brown werden wir daher die australischen Vermehrungsriten nicht mit den Aranda-Namen *intichiuma* oder *mbanbiuma* benennen, da diese eine Sonderentwicklung bezeichnen, sondern mit dem Ausdruck *talú*, der von den westaustralischen *Mardu-dhunera* stammt.

Außer den *talú*-Riten für die Vermehrung von Pflanzen und Tieren, die den Regelfall bilden, gibt es bei manchen Stämmen auch Riten zur Erlangung reichlichen Kindersegens und zur Herbeiführung warmen oder kalten Wetters. Die *Koko Ya'o* der Kap-York-Halbinsel besitzen sogar ein Totemzentrum, mit dessen Hilfe sie eine allgemeine geschlechtliche Ausgelassenheit der Frauen bewirken können¹⁾.

Zusammenfassend dürfen wir feststellen:

1. Vermehrungsriten vom *talú*-Typus haben in Australien eine kontinentale Verbreitung.

2. Es ist daher nicht möglich, sie auf eine junge Kulturströmung von nur örtlicher Bedeutung zurückzuführen.

3. Wegen des trümmerten Zustandes unserer Kenntnisse über den Südosten des Kontinentes läßt es sich nicht entscheiden, ob die *talú*-Riten schon mit den Anfängen des australischen Totemismus verbunden waren.

II.

Wir wollen die Theorie Pater Schmidts einer weiteren Prüfung unterziehen, indem wir feststellen, in welchem Umfange es in Neuguinea Vermehrungsriten vom *talú*-Typus gibt. Dabei werden wir uns nicht mit der Existenz von Vermehrungsriten irgendwelcher Art zufriedengeben, sondern verlangen, daß sie von den oben angeführten Wesenszügen zumindest die beiden ersten besitzen.

Von der Kap-York-Halbinsel nach Norden fortschreitend gelangen wir zunächst zu den Inseln der Torresstraße, über die wir in den Reports der Cambridge Anthropological Expedition ein reiches, wenn schon nicht lückenloses Material besitzen. Vom ethnologischen Standpunkt hat man zwischen den westlichen Inseln (*Saibai*, *Boigu*, *Mabuiag*, *Badu*, *Moa*, *Tutu*, *Yam* und *Muralug*) und der Ostgruppe (*Mer*, *Uga*, *Erub*) zu unterscheiden.

Die soziale Organisation der westlichen Inseln beruht auf patrilocalen, patrilinearen Totemclans. Die Clans sind zu zwei Gruppen zusammengefaßt; diese haben aber auf die Heiratsregelung keinen erkennbaren Einfluß und treten in der Hauptsache bei zeremoniellen Anlässen, die mit dem Kulte des *Heros Kwoiam* in Verbindung stehen, in Erscheinung. Die meisten Clans haben außer einem Haupttotem noch ein oder mehrere Nebentotems. Die Totemobjekte sind mit wenigen Ausnahmen Tiere. In *Mabuiag* sind anscheinend die Totemtiere derart unter die beiden Clangruppen aufgeteilt, daß die eine nur Landtiere, die andere nur Seetiere als Haupttotems aufweist. Töt- und Speiseverbote bestehen hinsichtlich

¹⁾ Thomson, *JRAI* 63 (1933) S. 504.

aller Totemtiere außer Dugong und Schildkröte, d. h. der wichtigsten Fleischlieferanten¹⁾.

Für unsere Fragestellung kommen im wesentlichen drei Gruppen von Tatsachen in Frage. Erstens besitzen die Dugong- und Schildkrötenclans Zauberriten für ihre Totemtiere. Die Dugong-Rite findet auf dem kwod²⁾ des Dugong-Clans nahe dem Meeresufer statt. Der erste von einem Dugong-Manne gefangene Dugong wird auf ein Lager aus zauberkräftigen Pflanzen gelegt. Dann fassen ihn die in bestimmter Weise bemalten und geschmückten Funktionäre am Schwanze und heben ihn hoch, so daß er dabei inseleinwärts schaut. Dadurch werden die Dugongs bewogen, sich von den äußeren Riffen an den Inselstrand zu begeben, wo sie leicht gefangen werden können. Der bei dieser Rite gebrauchte Dugong wird den Männern des Schildkrötenclans überlassen. Andererseits können die Dugongmänner diese Seesäuger von der Harpunierplattform eines ihnen mißliebigen Fischers verschrecken, indem sie unter Hersagung entsprechender Formeln den Penis eines Dugong mit einem Pfeile durchbohren³⁾.

Die Riten des Schildkrötenclans sind ähnlicher Art. Das erste in der Paarungszeit der Schildkröte gefangene Tier wird auf den kwod des Clans geschafft. Dort umtanzen es die bemalten und geschmückten Männer und schwingen dabei Schwirrhölzer und Nußrasseln. Schließlich führt man ein Lianenende in die Kloake der Schildkröte ein und zieht es mehrmals hin und her. Auf diese Weise werden die Schildkröten zu eifriger Kopulation veranlaßt. Das benutzte Exemplar fällt dem Dugong-Clan zu⁴⁾. Es besteht somit zwischen diesen beiden Gruppen eine deutliche Wechselseitigkeit der Leistungen.

Die Riten der Schildkröten- und Dugongclans stimmen insofern mit den australischen talu-Zeremonien überein, als sie Versuche von Totemgruppen darstellen, ihre Totems magisch zu beeinflussen. Die Mittel sind jedoch völlig verschieden und geben Beispiele der weltweit verbreiteten sympathetischen Magie ab. Vor allem fehlen die Totemzentren, denn die Kultplätze (kwod) können nicht als solche bezeichnet werden, da sie zereemoniellen Zwecken aller Art dienen und keinen spezifisch totemistischen Charakter haben.

Dagegen gibt es⁵⁾ auf der Insel Yam eine Kultstätte, die man als Vereinigung zweier Totemzentren deuten könnte. Innerhalb einer niedrigen Umzäunung erheben sich zwei langgestreckte Giebeldächer. Sie enthalten die Schildpattmodelle eines Krokodils und eines Hammerhais, augud („Totem“) genannt. Unter jedem der beiden Bildwerke befindet sich ein Stein, in dem der Geist dieses augud haust. Kursi (Hammerhai) und Kodal (Krokodil) sind die Haupttotems der beiden Clangruppen, unter die die Insel Yam aufgeteilt ist. Sie werden mit den Sagenhelden Sigai und Maiau identifiziert, die sich bei ihrer ersten Ankunft in Yam in diese Tiere verwandelten. Haddon konnte nur wenig über die Zeremonien erfahren, die innerhalb der Umzäunung und angesichts der Totembildnisse stattfinden. Sie scheinen im wesentlichen mit der Knabenweihe und der Vorbereitung kriegereischer Unternehmungen im Zusammenhang zu stehen. Von Vermehrungsriten für Hai und Krokodil verlautet nichts⁶⁾.

¹⁾ Haddon-Rivers, Reports 5 (1904) S. 153—186.

²⁾ Kultplatz, entspricht den Männerhäusern Neuguineas und Ozeaniens.

³⁾ Haddon-Rivers a. a. O. S. 182—183.

⁴⁾ Haddon-Rivers a. a. O. S. 183—184.

⁵⁾ Es sei betont, daß wir bei Zustandsschilderungen durchweg das Präsens anwenden, ohne auf die Kulturwandlungen unter europäischem Einfluß Rücksicht zu nehmen. Die hier geschilderte Kultstätte war schon zur Zeit der Cambridge Expedition völlig zerstört.

⁶⁾ Haddon a. a. O. S. 373ff.

Schließlich findet sich eine Anzahl lokalisierter Vermehrungsriten, die mit den australischen talu-Zeremonien große Ähnlichkeit zeigen, aber ohne nachweisbaren Zusammenhang mit dem Totemismus sind. So gibt es auf der kleinen, Mabuiag vorgelagerten Insel Gumu einen Steinblock, mit dessen Hilfe man sich Jagdglück für den Schildkrötenfang sichern kann. Zu Beginn der Schildkrötensaison säubern die Männer, unter deren Obhut der Stein steht, den Platz, reiben den Stein mit Schildkrötenöl ein und bemalen ihn mit schwarzer Farbe. Völlig in Blätter gehüllte Männer umtanzen darauf den Stein. Angeblich befindet sich ein solcher Stein und damit verbundene Riten gleicher Art auch auf Tutu oder Yam, wo man sich seiner zur Erzielung eines reichen Fanges an Saugfischen bedient, die beim Schildkrötenfang Verwendung finden¹⁾.

Die östlichen Inseln der Torresstraße besitzen patrilineare exogame Lokalgruppen, aber keinen Totemismus. Doch ist dessen frühere Existenz nicht unwahrscheinlich. Auch hier gibt es eine große Anzahl teilweise lokalisierter Vermehrungsriten, zogo genannt. Bemerkenswerterweise betrachten die Leute von Mer das aus der Sprache der westlichen Inseln stammende Wort agud (augud) als „a big name of zogo“²⁾.

Zusammenfassend stellen wir fest, daß sich auf den Inseln der Torresstraße vielfache Anklänge an die australischen talu-Riten finden. Aber im Vergleich zu den durchaus typischen Verhältnissen bei den Stämmen der Kap-York-Halbinsel (Koko Ya'ö, Kantju, Wik-Munkan usw.) haben wir es hier mit einem trümmerhaften Zustand zu tun. Die drei von uns hervorgehobenen Ausschnitte aus dem talu-Komplex (Zauberriten der Totemclans für ihre Totemtiere, „Totemzentren“, an bestimmte Örtlichkeiten geknüpfte zauberische Bräuche) haben ihren ursprünglichen Zusammenhang völlig verloren.

Deshalb sehe ich in den Verhältnissen der Torresstraße nicht eine Früh- sondern eine Endform der australischen talu-Riten. Anscheinend gehen sie auf den kulturellen Kontakt mit den Stämmen der Kap-York-Halbinsel zurück. Spuren australischen Einflusses können wir auch sonst feststellen, z. B. im Gebrauch des „pointing bone“³⁾. Man hat außerdem auf den merkwürdigen Glauben der östlichen Inseln an die lamer ebur (Tiergeister) verwiesen, die beim Tode eines Menschen erscheinen, und in ihnen, weil beim Tode eines Mannes und beim Tode einer Frau verschiedene Tiere auftreten, einen Anklang an den australischen Geschlechtstotemismus gefunden⁴⁾. Im allgemeinen ist allerdings der Einfluß der Kultur der Torresstraße auf die Völker des australischen Festlandes⁵⁾ viel größer als der australische Einfluß auf die Inselkultur. Dies erklärt sich aus dem Kulturgefälle von der Pflanzerkultur der Inseln zur Jäger- und Ernterkultur des Festlandes.

¹⁾ Haddon a. a. O. S. 334f.

²⁾ Haddon, Reports 6 (1908) S. 245.

³⁾ Haddon, Reports 5 (1904) S. 326, 6 (1908) S. 228—229.

⁴⁾ Haddon, Reports 6 (1908) S. 257; Röheim (1925) S. 324. Dagegen ist zu sagen, daß auf der Kap-York-Halbinsel bisher kein Geschlechtstotemismus festgestellt werden konnte. Im Gegensatz zu Haddon und Röheim sehe ich in den Sagen von dem Berserker Kwoiam (Reports 5 [1904] S. 67—83) keinen Beweis für eine Einwanderung aus Australien nach den westlichen Inseln der Torresstraße. Denn wie Thomson (JRAI 64 [1934] S. 233, Anm. 1) kann ich mich nicht überzeugen, daß Kwoiam eine historische Person war.

⁵⁾ Dieser läßt sich jetzt durch die Arbeiten von Thomson über die Koko Ya'ö (JRAI 63 [1933] S. 453ff.) und Yintjingga (JRAI 64 [1934] S. 237ff.) der Ostküste und die Tjungundji (JRAI 64 [1934] S. 217ff.) der Westküste der Kap-York-Halbinsel recht gut abgrenzen. Vgl. auch die ältere Arbeit von Fr. Graebner, Melanesische Kultur in Nordaustralien. Ethnologica II, 1 (1913) S. 15—24.

Unsere Herleitung der Vermehrungsriten der Torresstraße von den Völkern der Kap-York-Halbinsel findet eine Stütze in der Tatsache, daß — entgegen der Annahme Pater Schmidts — Vermehrungsriten vom talu-Typus keineswegs zu den verbreiteten Erscheinungen des südlichen Neu-guinea gehören. Sie fehlen sowohl den Kiwaiern als den Marind-anim, obwohl sich beiderorts eine Fülle andersartigen Vermehrungszaubers findet. Der bisher einzige Fall wirklicher Totemzentren und talu-Riten wurde von Williams in seinem jüngst erschienenen Buch über die Keraki-Stämme des Morehead-Distriktes bekanntgemacht.

Die Bevölkerung dieses Gebietes ist in die drei patrilinearen Gruppen Bangu, Maiawa und Sangara gegliedert, die als Vorderteil, Mittelteil und Hinterteil unterschieden werden¹⁾. Bangu und Maiawa bilden die eine, Sangara die andere exogame Stammeshälfte. Eine räumliche Trennung der Stammeshälften besteht nicht, doch pflegt in jedem Dorfe eine der beiden ein entschiedenes Übergewicht zu haben.

Es gibt zwei Klassen von Totems, die yuvi (verbotenes Ding) oder kaki (Ahn) einerseits, die tuarar andererseits. Im allgemeinen sind yuvi und tuarar verschieden, die Grenzen der yuvi- und der tuarar-Gruppen überschneiden sich. Die yuvi spielen nur eine geringe Rolle, abgesehen davon, daß sie nicht gegessen werden und als Wappen oder Abzeichen dienen. Der Name tuarar bezeichnet sowohl die Totemspezies als die Totemgruppe. Diese Gruppen sind patrilinear und exogam. Sie sind weitgehend lokalisiert und bestehen zumeist aus den örtlichen Vertretern eines bestimmten Stammesdrittels. Doch umgreifen die Clans der Bangu und Sangara auch benachbarte Maiawa-Gruppen, die in solchem Falle als Bangu- bzw. Sangara-Maiawa unterschieden werden.

Die wichtigste Funktion der tuarar-Gruppe ist die magische Kontrolle des Totems bzw. anderer Gegenstände, die mit der Gruppe in mythologischem Zusammenhange stehen. So können die Männer des agal-Clans die Taro-Ernte günstig oder ungünstig beeinflussen, da die agal-Pflanze dem Taro hinreichend ähnlich sieht, um als sein magisches Symbol zu dienen. Zu Anbeginn der Dinge pflanzte der mythische Schöpfergott Gainjan eine agal-Pflanze an einem Platze namens Sevarak, nahe dem Dorfe Pongareke, und hinterließ gleichzeitig eine Anzahl von agal-„Eiern“, die die Gestalt von Steinen annahmen. Sie befinden sich noch heute zu Seravak in der Obhut des agal-Clans von Pongareke. Zur Zeit des Taro-pflanzens suchen die Männer des agal-Clans diesen heiligen Ort auf, säubern die Steine und reiben sie mit Nußöl ein. Der zusammengefeigte Staub und die Spinnweben werden in den Gärten vergraben, worauf sowohl agal-Pflanze als Taro üppig gedeihen.

Wenn eine schlechte Ernte droht, ersuchen die Nachbardörfer die agal-Leute um ihren magischen Beistand. Sie bringen Taroknollen herbei, von denen der Oberteil mit den Knospen abgeschnitten und mit dem Staub von den heiligen Steinen bestreut wird. Diese Setzlinge gibt man den Bittstellern zurück, die sie in ihre Gärten pflanzen, während die Knollen den agal-Leuten eine Festmahlzeit liefern. Ebenso wie zum Guten können die Männer des agal-Clans ihre magischen Kräfte auch zum Bösen gebrauchen und die Taroernte eines Feindes vernichten, indem sie eines der Stein-„Eier“ zusammen mit einem Eidechsenkopf in der Nähe seines Gartens vergraben.

¹⁾ Diese Bezeichnungen erinnern lebhaft an die Querteilung des Männerhauses, wie sie im Bereiche der Delta-Division üblich ist. Doch weisen die dürftigen Männerhäuser (mongo-setiriva) der Keraki keine Querteilung auf, die Herkunft der eigenartigen Benennungen ist daher noch ungeklärt.

Mit Hilfe ähnlicher Riten und entsprechender Stein-, „Eier“ kontrolliert der Moskito-Clan Zu- und Abnahme der Moskitos, wacht der Hunde-Clan über der Gesundheit der Hunde, kann der Krokodil-Clan eine Vermehrung der Krokodile herbeiführen. Verwandten Grundcharakter haben auch die Riten des Steinkeulen-Clans (genannt nach einer von dem mythischen Ahn Iwa hinterlassenen Steinkeule) und des Falkenclans, obwohl sie sich vor allem auf die Förderung der Ernte beziehen, also nicht auf die Totemobjekte selbst¹⁾.

Trotzdem somit die Keraki in ihren totemistischen Riten den Zentralaustralern nahestehen, können sie keineswegs als Beleg für den von Pater Schmidt angenommenen, Südneuguinea und Nordaustralien verbindenden Kulturgürtel zitiert werden. Vor allem ist ihr Verwandtschaftssystem²⁾ mit seiner Trennung der linearen und der kollateralen Verwandten (in der Elterngeneration) entschieden unaustralisch. Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß sich bisher in Südneuguinea kein einziges Verwandtschaftssystem vom Aranda-Typus (Radcliffe-Brown) hat nachweisen lassen.

Wie weit der tuarar-Totemismus und die damit verbundenen Vermehrungsriten vom talu-Typus über die Grenzen der Keraki-Stämme hinausgehen, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Vor allem muß es mangels hinreichender Berichte ungewiß bleiben, ob die totemistischen Systeme der Wam (Gab-Gab) an den Lagunen des mittleren Fly und der Anwohner des Murray-Sees verwandte Züge tragen.

Von den besser bekannten Küstenstämmen ist nur noch ein Anklang an die australischen Totemzentren, aber ohne Vermehrungsriten, zu erwähnen. Die Namau des Purari-Gebietes sind gegliedert in patrilineare, vermischt wohnende Totemclans, die zwei exogame Phratrien bilden. In den Männerhäusern besitzt jeder Clan einen eigenen Verschlag, der durchlaufende Längsgang trennt die Verschläge der einen von denen der anderen Phratric. Zu jeder Totemgruppe gehört ein mythisches Ahnenungeheuer (kaia-imunu). Die aus Rohr geflochtenen, bei der pairama-Initiation der Knaben zerstörten und erneuerten Bildnisse dieser kaia-imunu werden in dem niederen und finsternen Hinterende des Männerhauses aufbewahrt. Je ein Individuum der Totemspezies, durch besondere Größe ausgezeichnet, dient dem a' avaiä (Geist) des kaia-imunu als Fahrzeug, wenn dieser sich, z. B. anlässlich einer wichtigen Zeremonie, zu einem anderen Männerhause begeben will, und heißt daher imunu-vii (Boot des imunu). Wichtig ist nun, daß das imunu-vii stets in oder an einem bestimmten Wasserlaufe haust. Man kann diese Wohnstätten der imunu-vii in einem erweiterten Sinne als Totemzentren bezeichnen. Soweit aus dem Berichte von Williams ersichtlich, gibt es keine Vermehrungsriten für die Totemtiere³⁾.

Das totemistische System der Namau hat auch bei den östlichen Ausläufern der Kiwai-Sprachgruppe Eingang gefunden, nämlich im Wapo-, Era- und Iwainobezirk und bei den Kerewa. Auch hier glaubt man an das kaia-imunu⁴⁾ und an das imunu-vii und weiß einen bestimmten Wasserlauf als dessen Wohnsitz anzugeben⁵⁾.

Bei einigen Stämmen in Nordneuguinea gibt es Einrichtungen, die als eigentliche Totemzentren betrachtet werden müssen. Die Nor-Papua bewohnen die Inseln, die die große Lagune westlich der Sepikmündung

¹⁾ Williams (1936) S. 85ff., bes. S. 96—106.

²⁾ Williams a. a. O. S. 119—122.

³⁾ Williams (1924) S. 71, 131—153, bes. S. 140.

⁴⁾ Die geflochtenen kaia-imunu-Bildwerke fehlen allerdings im Kerewa-Bezirk.

⁵⁾ Wirz (1934) S. 82.

vom Meere trennen. Sie sind gegliedert in patrilineare (?) exogame Gruppen. Jeder Clan (poang) besitzt ein oder mehrere pot-moran, d. h. Verkörperungen des Totemgeistes (möröb), die im Männerhause aufbewahrt werden. Es handelt sich um Idole, Masken und Flöten, letztere stellen die Stimme des Geistes dar. Außerdem gehört zu jedem Clan ein Totemplatz (pot-kaban) und ein Totemtier (söman). Wenn ein Clanmitglied stirbt, geht der Totemgeist in ein Tier der Totemspezies ein und bringt in dieser Gestalt die Seele des Toten zum pot-kaban, wo die Geister der Abgeschiedenen hausen. Auch sonst hat der Totemgeist die Fähigkeit, sich in eines der Totemtiere zu begeben und in dieser Gestalt herumzuspazieren (vgl. das imunu-vii der Namau!). Leider erfahren wir nichts näheres über den pot-kaban und seine Beziehungen zu Totemgeist und Totemtier. Vermehrungsriten scheint es nicht zu geben¹⁾.

Die Arapesh wohnen im gebirgigen Hinterland des Berlinhafenbezirkes. Auch ihre soziale Organisation beruht auf patrilinearen exogamen Gruppen. Mit je einem Clan, zuweilen mit zwei bis drei Clans zugleich, ist ein dämonisches Wesen verknüpft, im Pidjin Marsalai, von den Arapesh walin genannt. Die Marsalai werden nicht eigentlich als Ahnen betrachtet, aber auch nicht scharf von diesen geschieden. Sie haben tierische Gestalt, besonders häufig die von Eidechsen oder Schlangen. Man sieht in ihnen die Urheber der Landschaftsformen, der Sitten und Gebräuche.

Jedes Marsalai bewohnt einen walinagenum (walin-Platz), der auch yaweigenum (Badeplatz) genannt wird, weil es sich gewöhnlich um Tümpel, Wasserfälle o. ä. handelt. Der walin-Platz liegt auf dem Jagdgrunde des Clans, oder wenn das Marsalai mehreren Clans gemeinsam ist, dort wo ihre Jagdgründe zusammenstoßen. Der Platz ist durch keinen Stein oder Altar markiert, seine Grenzen sind meist unbestimmt. Dort finden sich außer dem walin selbst, das sich durch besondere Größe auszeichnet, und mehreren walin-Frauen auch etliche weitere Tiere der gleichen Art, die als Schweine des walin bezeichnet werden. Man läßt sie unangetastet, um nicht aus Versehen das walin selbst zu töten. Die Tierart, in deren Gestalt das walin erscheint, von der stets einige Vertreter in der Umgegend des walin-Platzes zu finden sind, und die von den Angehörigen der betreffenden Gruppe zumindest in der Nähe dieses Platzes geschont wird, dürfen wir als Totem dieser Gruppe bezeichnen, trotzdem Dr. Mead diesen Ausdruck vermeidet.

Wie die pot-kaban der Nor dienen die walin-Plätze den Geistern der Verstorbenen als Wohnstätten²⁾, und zwar nicht nur den Seelen der Clanmitglieder, sondern auch denen der eingeheirateten Frauen. Das Betreten der Plätze ist schwangeren und menstruierenden Frauen, Männern, die solchen nahegewesen, und Personen unmittelbar nach dem Geschlechtsverkehr verboten. Die Marsalai rächen Übertretungen dieses Verbotes durch Unwetter und Erdbeben, vor allem aber durch Krankheit und Tod der Frauen und kleinen Kinder. Ihre Tätigkeit ist somit vorwiegend feindselig und schädlich, günstig nur insoweit, als sie die Jagdgründe beschirmen. Von Vermehrungsriten verlautet nichts³⁾.

¹⁾ J. Schmidt, A 21 (1926) S. 38—41, 28 (1933) S. 665, 667.

²⁾ Dieser Zug, der Arapesh und Nor verbindet, hat in Australien keine genaue Entsprechung. Denn wenn sich nach dem Glauben der Zentralaustralier die Seele eines Verstorbenen nach einiger Zeit zum Totemzentrum begibt (Spencer u. Gillen [1899] S. 514—515; dies. [1904] S. 542, 554), so handelt es sich ja eigentlich um den inkarnierten Ahnengeist, der seine Wohnung im nanja-Felsen oder-Baum wieder aufnimmt.

³⁾ Mead O 5 (1933—1934) S. 39—46; dies. (1935) S. 16ff.

Die nahe Übereinstimmung der walin-Plätze mit den australischen Totemzentren¹⁾, vor allem aber mit den pot-kaban der Nor ist offenkundig. Zwischen den Totemordnungen dieser beiden Stämme besteht jedoch der wichtige Unterschied, daß den Arapesh die Verkörperung des Totemgeistes in Idolen, Masken und Flöten fehlt, mittels deren die Nor Geisterhaus und Knabenweihe in den totemistischen Vorstellungsbereich einbezogen haben. Die Arapesh müssen daher bei ihren Reife feiern ein besonderes Initiations-ungeheuer, wareh genannt, bemühen²⁾. Zwei weitere Unterschiede sind vielleicht nur durch Lücken unserer Berichte verursacht: Pater J. Schmidt spricht nicht davon, ob sich die Totemtiere, vor allem jenes, das den Totemgeist birgt, auf dem pot-kaban aufzuhalten pflegen. Andererseits läßt uns Dr. Mead darüber im unklaren, ob die Totemtiere auch außerhalb des walin-Platzes geschont werden.

Möglicherweise finden sich totemistische Systeme ähnlich denen der Arapesh und Nor auch bei den Bevölkerungen der Berlinhafenküste und in dem östlich an das Gebiet der Nor anstoßenden Potsdamhafenbezirk. Unsere Quellen geben darüber keine hinreichende Auskunft³⁾. Dagegen zeigt der vorläufige Bericht Batesons über die Tuo (Iatmul) des mittleren Sepik, daß dieser Stamm einen sehr eigenartigen Totemismus, aber keine Totemzentren besitzt. Auch die Existenz von Vermehrungsriten wird ausdrücklich verneint⁴⁾.

Nor und Arapesh sind Stämme mit papuanischen, d. h. nicht-melanesischen Sprachen. Es ist nicht anzunehmen, daß ihre totemistische Verfassung auf den Einfluß melanesischer Nachbarn zurückgeht, weil die Bewohner der vorgelagerten Inseln (Wogeo, Manam), die den austronesischen Kulturtypus am treuesten bewahrt haben, diese Form des Totemismus nicht kennen. Dagegen werden uns ganz ähnliche Verhältnisse von melanesischen Volksteilen des Bismarckarchipels und zwar des nördlichen Neu-Irland geschildert. Es muß dahingestellt bleiben, ob diese Berichte auch für andere Teile der Insel und für das benachbarte Neu-Hannover zutreffen.

In Lesu ist die Bevölkerung in zwei matrilineare exogame Hälften gegliedert, die nach Adler und Seehabicht benannt sind. Doch glaubt man nicht an eine Abstammung von diesen Tieren. Die beiden Stammeshälften zerfallen je in eine Anzahl von Clans, deren sämtliche Mitglieder in weiblicher Linie miteinander verwandt sind. Jeder Clan ist mit einem Stück Land, einem Teil des Riffes oder einem Gewässer verbunden, manchmal mit allen drei zugleich. Diese sog. tsenalis-Plätze sind Gemeineigentum der Clanmitglieder. Man glaubt, daß auf ihnen ein Schwein, eine Schlange oder (in dem Gewässer) ein Hai wohne. Das tsenalis-Tier ist freundlich gegen die Leute seines Clans, feindlich gegen andere. Es hat immer auf seinem Platze gelebt und wird auch in alle Zukunft dort leben. Im übrigen ist die Natur der tsenalis-Tiere ziemlich unbestimmt, nur eine einzige

¹⁾ Seltsamerweise bemerkt Miß Mead diese Übereinstimmung nicht, betont vielmehr nach Kräften die m. E. nur oberflächliche Ähnlichkeit des Marsalai-Glaubens mit den australischen Sagen von der Regenbogenschlange. Vgl. über diese Radcliffe-Brown, JRAI 56 (1926) S. 19—25 und die Aufsätze von demselben, Elkin, McConnel und Piddington im I. Bande der Oceania (1930—1931).

²⁾ Vgl. über die Initiationen der Nor J. Schmidt, A 21 (1926) S. 49—54, 28 (1933) S. 345—349; über jene der Arapesh Mead (1935) S. 63—76.

³⁾ Der Aufsatz von Pater H. Meyer, A 27 (1932) S. 223—455, 819—854; 28 (1933) S. 27—53, scheint zu zeigen, daß die melanesischen Küstenbevölkerungen von Berlinhafen die Verbindung von Geisterhaus und Totemismus nicht kennen. Andererseits machen die Äußerungen von Pater F. Neuhaus, A 6 (1911) S. 1039 und Pater J. Schebesta, A 10 (1913) S. 880—881, eine solche Verbindung für den Potsdamhafenbezirk wahrscheinlich.

⁴⁾ Bateson O 2 (1931—1932) S. 401—446.

Mythe behauptet die Abstammung eines Clans von seinem tsenalis-Tier, in diesem Falle einer weiblichen Schlange¹⁾.

Im wesentlichen das gleiche System herrscht auf den der Küste von Neu-Irland vorgelagerten Tabar-Inseln. Die Tiere, zu denen der Clan in Beziehung steht, heißen dort masili (Pidgin?). Das wichtigste unter ihnen ist der Hai, der keinem Clan fehlt²⁾.

Meines Erachtens verweist uns der Totemismus in Nord-Neu-Irland auf eine Zeit vor der Einwanderung der mutterrechtlichen Austronesier, als dort Bevölkerungen lebten, deren Gesellschaftsverfassung mit jener der Arapesh und Nor nahe übereinstimmte. Die austronesische Welle hat dies soziale System umgeformt, vor allem die matrilineare Deszendenz durchgesetzt, aber seine Grundzüge nicht beseitigen können.

Somit fanden wir talu-Riten außer auf den Inseln der Torresstraße nur in einem engbegrenzten Teile Südneuguineas, in einem anderen Teilgebiet Anklänge an Totemzentren, schließlich in ebenfalls beschränkten Bezirken Nordneuguineas und Neu-Irlands eigentliche Totemzentren, aber ohne Vermehrungsriten. Falls die australischen talu-Riten wirklich aus Neu-Guinea stammen, müssen sie dort einer älteren Schicht angehören, die allenthalben zurückgedrängt erscheint. Andererseits könnten die gleichartigen Erscheinungen in Australien und Neu-Guinea auf einer gemeinsamen Wurzel im vorgeschichtlichen Indonesien beruhen, ohne in unmittelbarem Abstammungsverhältnis zueinander zu stehen. Dafür könnte sprechen, daß sich Vermehrungsriten vom talu-Typus in den totemistischen Gebieten Südostmelanesiens nachweisen lassen.

III.

Die Möglichkeit dieses Nachweises verdanken wir vor allem dem posthumen Werke A. B. Deacons³⁾ über Malekula. Leider haben der vorzeitige Tod des jungen Forschers und die starke Zersetzung der von ihm studierten Kultur manch fühlbare Lücke seines Berichtes verschuldet. Die meisten Angaben Deacons beziehen sich auf Südwestmalekula. Dort ist die Bevölkerung in patrilineare exogame Lokalgruppen gegliedert. Die meisten Clans⁴⁾ stehen zu einem Tier, einer Pflanze oder einem sonstigen Naturgegenstand in Beziehung, von dem sie abstammen glauben. Außerdem besitzt das Dorf, aus dem der Clan seinen Ursprung herleitet, einen heiligen Platz, der dialektisch verschieden nembrmbrkon, logho usw. genannt wird. Er dient als Beinhaus des Clans. Nach Verwesung der Fleischteile werden die Knochen bei dem alljährlichen Erntefeste dort beigesetzt. Auf diesem Platz findet sich fast stets ein geheiligter Stein, gelegentlich statt dessen Scherben vorgeschichtlicher Tongefäße. In dem Stein wohnt ein Geisterwesen (temes), das in einigen Fällen als Geist des Totems erkenntlich ist. So haust in dem Stein des Dorfes Ndawu der temes naambei (Geist des naambei), und die Heuschrecke (naambei) ist das Totem dieses Dorfes. Deacon vermochte über die Natur dieser Geister keine volle Klarheit zu gewinnen. Doch scheint aus der Bezeichnung temes und der Tatsache, daß der geistige Teil dieser Wesen ebenso wie die Menschenseele nimwinin genannt wird, hervorzugehen, daß man ihnen eine ehemalige menschliche

¹⁾ Powdermaker (1933) S. 33—39. Als Aufenthaltsorte der Totengeister scheinen die tenalis-Plätze nicht zu gelten. Begräbnissitten und Totenglauben haben in Neu-Irland eine so eigentümliche Entwicklung genommen, daß uns diese Abweichung von den Arapesh und Nor nicht befremden kann.

²⁾ Groves O 5 (1934—1935) S. 237—238.

³⁾ Deacon (1934).

⁴⁾ Beziehungsweise die einzelnen Dörfer eines Clans, die gelegentlich verschiedene Totems besitzen.

Existenz zuschreibt¹⁾. Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir sie zu den *kaia-imunu* der *Namau*, den *pot-moran* der *Nor* und den *walin* der *Arapesh* in Parallele setzen und als durch mannigfaltige Einflüsse stark verdunkelte Gruppenahmen betrachten.

Manche Clans glauben nicht von einer Pflanze oder einem Tier sondern von den heiligen Steinen auf ihren Kultplätzen abzustammen, und diese individuellen Steine dienen ihnen als „Totem“. An *Nor* und *Arapesh* erinnert uns die allerdings nicht folgerichtig durchgehaltene Anschauung, daß sich die Seele (*nimwinin*) eines Verstorbenen in ein Individuum der Totemspezies begibt. Zuweilen verläßt sie den Körper sogar schon vor dem Tode und schlägt ihre Wohnung in einem Tier auf, das auf dem *nembrmbrkon* des Clans lebt²⁾.

Zahlreiche Clans halten alljährlich zur Zeit der Yamsernte ein Fest ab, *neerew* oder *nogho* genannt, dessen Zweck es ist, bestimmte Pflanzen oder Tiere zu vermehren. Der Vollzug der Riten liegt einem Spezialisten ob, der *nimbatin nowor* (Oberzauberer) genannt wird. Sein Amt ist öffentlich und geht gewöhnlich auf den ältesten Sohn über, die Früchte seiner Tätigkeit kommen nicht nur seinem eigenen Clan sondern dem ganzen Bezirk zugute.

Die meisten Vermehrungsriten finden auf dem *nembrmbrkon* des Clans statt, oft stehen die heiligen Steine in ihrem Mittelpunkt. Doch scheint die Anrufung der *temes*, die in den Steinen wohnen, kein notwendiger Bestandteil zu sein. In den Einzelheiten sind die Zauberhandlungen sehr verschieden und bestehen in einfachen Fällen etwa darin, daß man den heiligen Stein auf den Boden wirft oder ihn mit einem Absud aus gewissen Kräutern begießt. Andere Riten dagegen erfordern umständliche Vorbereitungen. Im allgemeinen fällt die Naturerscheinung, die der Clan zu vermehren vermag, mit seinem Totem zusammen, doch gibt es von dieser Regel zahlreiche Ausnahmen. Einzelne Clans vermehren nicht ein Nahrungsmittel, sondern kontrollieren Hunger, Wind und Krieg. Die *neerew* dieser Clans finden nicht alljährlich, sondern in unregelmäßigen Abständen statt. In jedem Bezirk gibt es ein Dorf, dessen Vermehrungsrite dem ganzen Bezirk reichlichen Kindersegen, Stärke und Gesundheit sichert. Diese Zeremonie wird als „Menschenmachen“ bezeichnet und steht in engen Beziehungen zu den mythischen *Kabat-Brüdern*. Der gesamte Bezirk nimmt an ihr tätigen Anteil, den Hauptakt bildet der Geschlechtsverkehr der Clanzauberer mit allen Frauen des eigenen und der fremden Clans³⁾.

Ähnliche Riten wie im Südwesten gibt es in allen Gebieten *Malekulas*, von denen wir durch *Deacon* nähere Kenntnis haben. Hoffentlich werden diese Kenntnisse stark vermehrt und die noch bestehenden Unklarheiten aufgehellt, wenn endlich der seit zwanzig Jahren erwartete abschließende Bericht von *John Layard* über seine Forschungen in Nordost-Malekula vorliegt. Aber schon das heute vorliegende Material gestattet uns die Feststellung, daß sich in *Malekula* der *talu-Komplex* in seinem ursprünglichen Zusammenhang erhalten hat. Die *nembrmbrkon* entsprechen den australischen Totemzentren, die *neerew-Zeremonien* den *talu-Riten*, in dem *nimbatin nowor* erkennen wir den *alatunja* der *Aranda* wieder.

Über den Totemismus auf der *Malekula* östlich benachbarten Insel *Ambrym*, die durch ihr Sechsklassensystem⁴⁾ berühmt geworden ist, wissen wir so gut wie nichts. Dagegen hat der Missionar *P. E. Tattevin* ziemlich

¹⁾ *Deacon* (1934) S. 45, 596.

²⁾ *Deacon a. a. O.* S. 552.

³⁾ *Deacon* (1934) S. 588—616, 640—662.

⁴⁾ Vgl. *Deacon*, *JRAI* 57 (1927) S. 325—342, und die anschließende Diskussion zwischen *A. R. Radcliffe-Brown*, *B. Z. Seligmann* und *T. T. Barnard*.

ausführliche Angaben über den Südteil von Pentecote veröffentlicht, der kulturell aufs engste mit Ambrym zusammenhängt.

In Südpentecote bestehen zwei widerstreitende Formen sozialer Organisation nebeneinander, nämlich ein matrilineares Dualsystem und patrilineare lokale Totemgruppen. Es liegen keine Anzeichen dafür vor, daß man einen Ausgleich dieser Gegensätze gesucht und wie in Ambrym in einem Klassensystem gefunden hat¹⁾. Die Totems gelten in der Regel als Ahnen ihrer Clans. Zahlreiche Totemgruppen (der Bericht läßt nicht erkennen, ob alle) besitzen sog. ta burum-Steine, mit deren Hilfe gewisse Spezialisten einen magischen Zwang auf das Totem ausüben. Die Stellung des Totemexperten ist nicht erblich, kann vielmehr durch Zahlung von Geldmatten erworben werden.

Beispielsweise können die Angehörigen des Taro-Clans vermöge ihrer ta burum-Steine nie Mangel an Taro leiden. Der Totemexpert legt jeweils zu Beginn des Pflanzens, Jätens und Erntens einen ta burum-Stein auf dem Felde nieder und entfernt sie sämtlich, wenn das Feld endgültig aufgegeben wird. Die Totemexperten des Meer-Clans führen Ebbe herbei, indem sie über dem ta burum-Stein einen nur ihnen bekannten Gesang anstimmen. Der Expert des Sonnenclans vergräbt den ta burum-Stein seines Clans, stimmt einen Zaubergesang an und nötigt dadurch die Sonne, solange zu scheinen, bis der Stein ausgegraben und entfernt wird²⁾.

Man könnte die ta burum-Steine als transportable Totemzentren bezeichnen. Die eigentliche Lokalisation scheint sich nur in wenigen Fällen erhalten zu haben. Der Altar auf dem Dorfplatz des Eidechsenclans enthält einen besonderen Stein, unter dem stets eine grüne Eidechse haust. Wer versehentlich auf diesen Stein tritt, zieht sich sogleich die Rache des Totems zu. Man kann es versöhnen, indem man einem Mitglied des Clans einen Pfeil bzw. mehrere Stangen Tabak gibt. Der Schuldige stellt sich auf den Totemstein, und der andere führt den Pfeil bzw. die Tabakstangen mehrmals um ihn herum. Vermehrungsriten scheinen mit dem Eidechsentotem nicht verbunden zu sein³⁾.

Trotz des geringen räumlichen Abstandes unterscheidet sich also Südpentecôte nicht unwesentlich von Malekula. Ich erwähne den Schwund der Lokalisierung der Vermehrungsriten, ihre Abhaltung nicht an einem festen Jahrestermin sondern im Augenblick des Bedarfs, die nicht erbliche sondern käufliche Stellung der Totemexperten, schließlich das Fehlen einer Entsprechung zu den temes, die auf den membrmbrkon von Malekula hausen⁴⁾. Noch stärker werden die Abweichungen, wenn wir den Totemismus auf der größten südostmelanesischen Insel, Neukaledonien, ins Auge fassen, über den uns ein wertvolles, freilich nicht immer durch Klarheit ausgezeichnetes Buch von M. Leenhardt unterrichtet.

Der neukaledonische Totemismus weist mehrere Besonderheiten auf und ist als Ganzes gesehen ebenso eigenwüchsig wie die neukaledonische Kunst. Die patrilinearen Totemclans stellen im Huailu-Bezirk Lokalgruppen dar, im Norden der Insel wohnen mehrere Clans im gleichen Dorfe. Trotzdem die Kinder zur Totemgruppe des Vaters gehören, wird nicht das väterliche, d. h. das eigene Totem, sondern das der Mutter geschont⁵⁾.

¹⁾ Wegen der vorwaltenden Vaters-Mutterbruders-Sohnes-Tochter-Ehe wäre ein Achtklassensystem zu erwarten.

²⁾ Tattevin, *Revue* 3 (1926) S. 378ff.; A 23 (1928) S. 448ff., bes. S. 451—453.

³⁾ Tattevin, *Revue* 3 (1926) S. 386.

⁴⁾ Allerdings würden tieferdringende Forschungen vielleicht doch noch eine solche Entsprechung nachweisen können.

⁵⁾ Leenhardt (1930) S. 83, 204. Umgekehrt wird im Massimbezirk von Neuguinea bei matrilinearer Totemdescendenz dem Totem des Vaters größere Ehrfurcht gezollt als dem der Mutter.

Die Totems sind weitgehend zu Krankheitsdämonen geworden und haben sich dabei auf bestimmte Krankheiten spezialisiert. Für jedes Leiden gibt es ein Gegenmittel in Gestalt zauberkräftiger Pflanzen. Bei der Unsicherheit der Diagnosen erschließt man zumeist die Krankheit und das für sie verantwortliche Totem aus der Pflanze, die dagegen geholfen hat¹⁾.

Lokalisierung in Totemsteinen wird zwar von Leenhardt allen Totems nachgesagt²⁾, konkrete Angaben aber macht er fast ausschließlich über die Eidechsentotems. Sie hausen in isolierten Felsen, den sog. Eidechsensteinen. Man berührt diese Steine, um die Kraft des Totems zu gewinnen, so mit dem magischen koea-Bündel, das dann in den Yamsfeldern vergraben wird, um eine günstige Knollenbildung zu erzielen³⁾. Auch das Hai-Totem steht zu einem Felsen in Beziehung, auf dem Blutspuren erscheinen, so oft der Hai einen Menschen verschlingt⁴⁾.

In abgeleiteter Weise wohnt das Totem in den sog. bao- oder panyao-Steinen. Sie stellen in erster Linie versteinerte Ahnenseelen dar. Der kavu („Priester“) des Clans hält am Leichnam des Verstorbenen Wache, bis schließlich der ko (d. h. die Geistseele, im Unterschied zu dem gleichfalls fortlebenden bao, dem „lebenden Leichnam“) unter der Gestalt des Totems erscheint. Der kavu stürzt sich auf ihn, hüllt ihn in ein Stück Rindenstoff und eilt damit zu einem Bache. Nachdem er das Bündel im Wasser untergetaucht hat, weist er einen Kiesel vor: es ist der versteinerte ko. Diese Steine werden beim Eingang des Männerhauses aufbewahrt, wo man sie in allen Größen aufgehäuft findet. Der gebannte ko beschränkt sich nicht auf seinen Stein, sondern bewohnt auch den zu seiner Ehre errichteten Mast und treibt sich in der Umgegend umher. Man kann ihn sogar ein zweites Mal einfangen, um eine Wohltat von ihm zu erlangen.

Man bezeichnet die Steine wie die Ahnen selbst als bao, d. h. bemerkenswerterweise mit dem Namen des „lebenden Leichnams“. Handelt es sich um den versteinerten Geist eines berühmten Kriegers, so spricht man von einem panyao-Stein. Die panyao gelten als überaus heilig, weil sie in gewissem Sinne das Totem, z. B. den Donner oder die Eidechse enthalten. Bei Kriegszügen bedarf man ihrer Unterstützung. Da sie zum Mitnehmen zu groß und unhandlich sind, trägt der kavu in einer Binde um das linke Handgelenk einen kleinen Stein, der den panyao-Stein vertritt und als „Kind des panyao“ bezeichnet wird⁵⁾.

Zur Ausübung eines magischen Zwanges auf das Totem scheinen die panyao-Steine nicht benutzt zu werden, auch bei Vermehrungsriten keine Rolle zu spielen. Das ist auffällig, weil die neukaledonische Zauberei von Zaubersteinen reichlichen Gebrauch macht⁶⁾. Diese Sonnen-, Regen-, Yams-, Taro-, Fisch- und Krabbensteine haben aber keine totemistische Bedeutung. Statt magischer Handlungen vom talu-Typus finden wir in Neukaledonien ein System von Speiseopfern, die den Totems auf besonderen Altären von Angehörigen einer jüngeren Linie des Clans dargebracht werden⁷⁾. Das Amt dieser sog. kavu ist erblich, es gehört zu ihren wichtigsten Obliegenheiten, die Rache des Totems auf ein irgendwie mißliebig gewordenes Individuum herabzubeschwören. Diese Rache besteht zumeist in Irrsinn, der zuerst den Schuldigen, dann seine Familienangehörigen und schließlich, wenn dem Totem nicht Einhalt geboten wird, den kavu selbst ergreift⁸⁾.

¹⁾ Leenhardt a. a. O. S. 210f.

²⁾ Leenhardt a. a. O. S. 241.

³⁾ Leenhardt a. a. O. S. 182ff.

⁴⁾ Leenhardt a. a. O. S. 189.

⁵⁾ Leenhardt a. a. O. S. 214f.

⁶⁾ Leenhardt a. a. O. S. 241ff.

⁷⁾ Leenhardt a. a. O., S. 203 u. passim.

⁸⁾ Leenhardt a. a. O. S. 235ff. Ähnliche Anschauungen werden auch aus Südpentecôte berichtet. Verschiedene Hühnertotems verwüsten auf Geheiß der Clanangehörigen die Pflanzungen der Beleidiger. Vgl. Tattevin, Revue 3 (1926) S. 384—385; A 23 (1928) S. 448.

Unsere Übersicht dürfte bestätigt haben, was eingangs über die Eigenwüchsigkeit des neukaledonischen Totemismus gesagt wurde. Noch einmal seien die hervorstechendsten Züge angeführt: die Verlagerung der Meidungsgebote vom eigenen Totem auf das der Mutter, die Entwicklung der Totems zu Krankheitsdämonen, die Gewinnung der panyao-Steine durch Einfangen des Ahnengeistes¹⁾. An sich sind die panyao als transportable Totemsteine den ta burum von Südpentecôte zu vergleichen, die Eidechsensteine usw. als eigentliche Totemzentren zu werten. Dagegen fehlen typische talu-Riten. Wir sehen sie ersetzt einerseits durch die Speiseopfer, die vermutlich dem Ahnenkult nachgebildet sind, anderseits durch ein wohlentwickeltes System magischer Gegenmittel gegen die feindlichen Einwirkungen des Totems.

Vergleichen wir die drei besprochenen Ausprägungen des südostmelanesischen Totemismus²⁾, so tauchen schwer zu lösende Probleme vor uns auf. Zwar läßt sich eine ziemlich einleuchtende Vermutung über seine innere Entwicklung ohne große Mühe aufstellen. Nehmen wir einen Ausgangszustand an, der mit dem australischen positiven Totemismus nahe übereinstimmt, so ist diese Urform in Malekula ohne große Abwandlungen erhalten geblieben. Eine jüngere Entwicklung hat die Totemsteine, in denen man den Totemahn ansässig wußte, von der Bindung an eine bestimmte Örtlichkeit, das Totemzentrum, befreit. Schließlich haben sich in Neukaledonien die mannigfachen Sonderzüge ausgebildet, dabei sind die talu-Riten vor allem durch die Konkurrenz des Speiseopferkultes außer Gebrauch gekommen. Leider ist diese ansprechende Vermutung kaum als empirische Hypothese zu bezeichnen, da es uns an Möglichkeiten fehlt, sie zu überprüfen und gegebenenfalls zu falsifizieren.

Nicht viel anders steht es um die Frage nach der Herkunft des Totemismus. Ich habe früher versucht³⁾, die südostmelanesische Kulturschicht, der wir den Totemismus zuschreiben müssen und die ich daher Totemschicht nannte, auf zwei Hauptkomponenten zurückzuführen: eine austronesische Schicht, die außer der Sprache auch wichtige Elemente der materiellen (Auslegerboot) und sozialen Kultur (erbliches Häuptlingstum) mitbrachte, und eine voraustronesische, der ich Beziehungen zu papuanischen Kulturen Neuguineas zuschrieb. Dabei stellte ich mir vor, daß sich die Verschmelzung der beiden Bestandteile an der Nordküste von Neuguinea oder im Bismarckarchipel vollzogen habe.

Gegen diese Annahme spricht, daß der südostmelanesische Totemismus, zumal in seiner nach unserer Ansicht ursprünglichsten Form, dem positiven Totemismus Australiens nahesteht und daß die mit den Totemzentren verbundenen Vermehrungsriten, das wichtigste der übereinstimmenden Elemente, in Nordneuguinea und dem Bismarckarchipel fehlen. Daher ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß sich die Totemschicht bereits in Indonesien bildete aus einer Verbindung austronesischer Volksteile mit Resten jener Völker- und Kulturgruppe, die den positiven Totemismus nach Australien brachte.

¹⁾ Man kann den panyao-Komplex, wie er heute in Neukaledonien vorliegt, entstanden denken aus drei Komponenten: dem Glauben, daß die Seele des Verstorbenen in das Totemtier eingeht oder dessen Gestalt annimmt, dem Gebrauch transportabler Totemsteine und der Vorstellung vom Seelenfang, die in etwas anderer Gestalt auch aus Samoa bekannt ist.

²⁾ Es liegt kein Anhalt dafür vor, daß es in Santa Cruz, Fate und Tanna Totemzentren oder Vermehrungsriten gibt. Doch sind unsere Kenntnisse über die Totemriten dieser Inseln sehr gering.

³⁾ Milke (1935) S. 54 Anm. 88.

Zitierte Literatur.

Abkürzungen:

A = Anthropos, Mödling.

AA = American Anthropologist, Menasha.

JRAI = Journal of the Royal Anthropological Institute, London.

O = Oceania, Sidney.

ZfEthn. = Zeitschrift für Ethnologie, Berlin.

- Bateson, G.: Social structure of the Iatmul people of the Sepik River. O 2 (1931—1932) S. 245ff., 401ff.
- Deacon, A. B.: The regulation of marriage in Ambrym. JRAI 57 (1927) S. 325—342.
- Malekula. A vanishing people in the New Hebrides. London 1934.
- Elkin, A. P.: The social organisation of South Australian tribes. O 2 (1931—1932) S. 44—73.
- Totemism in North-Western Australia. O 3 (1932—1933) S. 257—296, 435—481; 4 (1933—1934) S. 54—64.
- Studies in Australian totemism. O 4 (1933—1934) S. 65—90, 113—131.
- Cult totemism and mythology in Northern South Australia. O 5 (1934—1935) S. 171—192.
- Graebner, F.: Melanesische Kultur in Nordaustralien. Ethnologica II, 1 (1913) S. 15—24.
- Groves, W. C.: Tabar to-day. O 5 (1934—1935), S. 224—240, 346—360.
- Humphreys, C. B.: The southern New Hebrides. London 1926.
- Kaberry, P. M.: The Forrest and Lyne River tribes of North-West Australia. O 5 (1934—1935) S. 408—436.
- Kelly, C. T.: Tribes on Cherburg Settlement, Queensland. O 5 (1934—1935) S. 461—473.
- Leenhardt, M.: Notes d'ethnologie néo-calédonienne. Trav. et mém. de l'Institut d'Ethnologie, Paris 8 (1930).
- McConnel, U.: The Wik-Munkan tribe of Cape York Peninsula. O 1 (1930—1931) S. 97—104, 181—205; 4 (1933—1934) S. 310—367.
- Totem stones of the Kantju tribe, Cape York Peninsula. O 2 (1931—1932) S. 292—295.
- Totemic hero-cults in Cape York Peninsula, North Queensland. O 6 (1935—36), S. 452—77.
- Mead, M.: The Marsalai cult of the Arapesh, with special reference to the rainbow serpent beliefs of the Australian aborigines. O 4 (1933—1934) S. 37—53.
- Sex and temperament in three primitive societies. New York u. London 1935.
- Meyer, H.: Wunekau, oder Sonnenverehrung in Neuguinea. A 27 (1932) S. 423—455, 819—854; 28 (1933) S. 27—53.
- Milke, W.: Südostmelanesien. Eine ethnostatistische Analyse. Würzburg 1935.
- Neuhaus, F.: Totemismus bei den Zepa, Potsdamhafen, Deutsch-Neuguinea. A 6 (1911) S. 1039.
- Piddington, R.: Totemic system of the Karadjeri tribe. O 2 (1931—1932) S. 333—340.
- Powdermaker, H.: Life in Lesu. London 1933.
- Radcliffe-Brown, A. R. (Brown, A. R.): Three tribes of Western Australia. JRAI 43 (1913) S. 143—194.
- The rainbow-serpent myth of Australia. JRAI 56 (1926) S. 19—25.
- Notes on totemism in Eastern Australia. JRAI 59 (1929) S. 399—415.
- The social organisation of Australian tribes. O 1 (1930—1931) S. 34—63, 206—246, 322—341, 426—456.
- Reports of the Cambridge Expedition to Torres Straits. Cambridge 1904—1935.
- Röheim, G.: Australian totemism. London 1925.
- Schebesta, J.: Sprachengruppierung und Totemismus in der Potsdamhafen-gruppe. A 10 (1913) S. 880—881.
- Schmidt, J.: Die Ethnographie der Nor-Papua (Murik-Kaup-Karau) bei Dallmannhafen. A 18/19 (1923—1924) S. 700—732; 21 (1926) S. 38—71.
- Neue Beiträge zur Ethnographie der Nor-Papua. A 28 (1933) S. 321—354, 633—682.
- Schmidt, W.: Die Stellung der Aranda unter den australischen Stämmen. ZfEthn. 40 (1908) S. 866—904.
- Sharp, L.: Ritual life and economics of the Yir-Yoront of the Cape York Peninsula. O 5 (1934—1935) S. 404—431.
- Spencer, B. u. Gillen, F. J.: The native tribes of Central Australia. London 1899.
- The northern tribes of Central Australia. London 1904.
- Spencer, B.: Native tribes of the Northern Territory of Australia. London 1914.

- Strehlow, C.: Die Aranda- und Loritjastämme in Zentralaustralien. (Veröff. d. Städt. Völkermuseums, Frankfurt a. M., I, 1—5.) Frankfurt 1907—1920.
- Tattevin, E.: Sur les bords de la mer sauvage. *Revue d'Histoire des Missions* 3 (1926) S. 370ff.; 4 (1927) S. 82ff., 407ff., 557ff.
- Organisation sociale du Sud de l'île Pentecôte. *A* 23 (1928) S. 448ff.
- Thomson, D. F.: The hero cult, initiation and totemism on Cape York. *JRAI* 63 (1933) S. 453—537.
- Note on a hero cult from the Gulf of Carpentaria, North Queensland. *JRAI* 64 (1934) S. 217—235.
- The dugong hunters of Cape York. *JRAI* 64 (1934) S. 237—264.
- Fatherhood in the Wik-Monkan tribe. *AA* 38 (1936) S. 374—393.
- Williams, F. E.: The natives of the Purari-Delta. (*Anthrop. Rep.* 5.) Port Moresby 1924.
- Papuans of the Trans-Fly. Oxford 1936.
- Wirz, P.: Beiträge zur Ethnographie des Papua-Golfes, Britisch-Neuguinea. (Abh. u. Ber. d. Mus. f. Tierk. u. Völkerk. z. Dresden 19) Leipzig 1934.

Das Mutterrecht bei den Indianerstämmen im südwestlichen Nordamerika und seine kulturhistorische Stellung.

Von

Dr. Josef Haeckel, Wien.

Inhaltsverzeichnis.

I. Einleitung	227
II. Überblick über die Soziologie des südwestlichen Nordamerika	228
III. Das Mutterrecht bei den Pueblo-Indianern	230
1. Die West-Pueblos	230
2. Die Ost-Pueblos	235
IV. Das Mutterrecht bei den südlichen Déné	237
V. Mutterrechtliche Spuren im westlichen und südlichen Arizona	240
VI. Kulturhistorische Betrachtung	241

I. Einleitung.

Der Südwesten der nordamerikanischen Union (die Staaten Arizona und Neumexiko) gehört mit dem Osten und dem Nordwesten des Kontinentes zu den Gebieten mit mehr oder weniger starkem Mutterrecht. Über das Mutterrecht sind wir für Nordamerika gut unterrichtet. In den zahlreichen Spezialarbeiten der nordamerikanischen Ethnologen findet sich wertvolles und umfassendes Material über diese wichtige soziale Erscheinung bei den verschiedenen Indianerstämmen, doch eine zusammenfassende Arbeit hierüber liegt noch nicht vor. Ebensowenig wurde bisher, soweit ich sehe, eine kulturhistorische Untersuchung des nordamerikanischen Mutterrechtes vorgenommen, wenn auch bei einzelnen Autoren Ansätze hierfür zu finden sind. Es soll daher die vorliegende Arbeit ein erster Versuch sein, das Mutterrecht eines wichtigen Teiles von Nordamerika, nämlich des südwestlichen, in seinem Wesen darzustellen und seine kulturhistorische Stellung, soweit es eben heute schon möglich ist, im Rahmen der Kulturen dieses Gebietes festzulegen. Die Literatur, die herangezogen wurde, macht nicht den Anspruch auf Vollständigkeit, doch läßt sich aus ihr ein annähernd deutliches Bild über das Mutterrecht bei den in Frage stehenden Indianerstämmen gewinnen. Die meisten Autoren, wie besonders Parsons, Bunzel, Stevenson, Spier, Reichard, Kroeber, Lowie u. a. sind selbst auch Feldforscher, von denen sich etliche mehrere Jahre bei den Stämmen des Südwestens aufhielten und einander vielfach ergänzen und bestätigen, so daß wir uns auf die Zuverlässigkeit ihrer Angaben verlassen können. Von manchen Autoren, wie z. B. von Reichard und

Kroeber, wurde auch noch die frühere Literatur zum Vergleich herangezogen und in ihren Publikationen mit verarbeitet. Ein wertvoller Versuch, die verschiedenen Sozialformen (Clans, Zweiklassen usw.) des Südwestens nach historischen Gesichtspunkten zu gliedern, liegt vor in Strongs, *An Analysis of Southwestern Society* (*American Anthropologist* 29, 1927), welche Arbeit in der vorliegenden Untersuchung ebenfalls vielfach herangezogen wird.

Wie in anderen mutterrechtlichen Gebieten so ist auch hier streng zwischen Mutterrecht als sozialer Erscheinung (mit ihren wirtschaftlichen und religiösen Auswirkungen) und mutterrechtlicher Kultur, d. h. der Kultur, welche als Trägerin des betreffenden Mutterrechtes anzusehen ist, zu unterscheiden. Das Mutterrecht wird im Südwesten, wie wir die Dinge heute sehen, im wesentlichen von zwei großen Stämmegruppen — den West-Pueblos und einem Teil der südlichen Déné getragen und es besteht die Frage, ob wir es hier mit zwei verschiedenen Formen des Mutterrechtes zu tun haben oder ob das eine Mutterrechtsgebiet von dem anderen abhängig ist. Das aufzuklären, wird in der Arbeit versucht werden. Was die mutterrechtliche Kultur betrifft, so kann auf diese heute nur andeutungsweise eingegangen werden, da die kulturhistorische Durcharbeitung des ungemein verwickelten Kulturlebens des Südwestens noch in den Anfängen liegt. Weitere sich von selbst ergebende Fragestellungen wären noch folgende: Die Stellung des Mutterrechtes zu den übrigen Sozialformen, vor allem zu Totemismus und Vaterrecht. Die relative Altersstellung des Mutterrechtes im Südwesten und die Frage seiner Herkunft. Endlich die Beziehung des südwestlichen Mutterrechtes zu den übrigen mutterrechtlichen Gebieten in Nordamerika. Auf all diese Punkte soll ebenfalls kurz eingegangen werden.

II. Überblick über die Soziologie des südwestlichen Nordamerika.

Um die folgenden Ausführungen über das Mutterrecht der Südwestindianer besser zu verstehen, soll nun ein kurzer Überblick über die soziale Konfiguration des Gebietes gegeben werden, wie sie sich aus den bisher bekannten Tatsachen ergibt. Mit den sozialen Differenzierungen gehen Hand in Hand auch allgemein kulturelle und sprachliche Gruppierungen, so daß man Sprach- und Völkergruppen ganz zwanglos zur Bezeichnung der verschiedenen Sozialprovinzen heranziehen kann. Wir können demnach folgende Einteilung treffen:

Pueblos.

- a) West-Pueblos (Hopi, Zuni) im nordöstlichen Arizona.
- b) Ost-Pueblos (Keres, Tehua, Tigua-Taos) im nördlichen Neumexiko, vor allem am Rio Grande.

Die maisbautreibenden, sesshaften Pueblo-Indianer weisen eine äußerst verwickelte soziale Organisation auf. Das markante Unterscheidungsmerkmal zwischen West- und Ost-Pueblos ist, daß erstere als ein Zentrum von Mutterrecht und Totemismus gelten, während bei letzteren ein vaterrechtliches Zweiklassensystem (Winter- und Sommerleute, Türkis-Kürbis-Klasse, besonders bei den Tehua und Taos) dominiert. Beide Pueblgebiete schließen einander sozusagen aus, bilden aber in der Mitte (Keres) eine charakteristische Kontaktzone. Außerdem finden sich bei den Pueblos andere Sozialgruppen von vorwiegend religiös-zeremonialem Gepräge:

Medizingesellschaften (Schamanenbünde, Männer und Frauen als Mitglieder mit Krankenheilung, Vorführen von Tricks, Verehren von Tier-

geistern; im Besitz des heiligen Maiskolbens) im ganzen Pueblgebiet, besonders aber bei den Zuni und Keres.

Regenpriestergesellschaften (im Besitz von Rohrbündeln als Regenmedizin, mit esoterischen Riten), am stärksten ausgebildet bei den Zuni, bei den Hopi mit den Medizinbünden vermischt.

Maskentänzergeheimbund (Katchina), umfaßt alle Männer des Stammes, hat zweistufige Initiation der Knaben, ist gegen die Frauen gerichtet, vollführt öffentliche Maskentänze zur Herbeiführung des Regens. Der Bund hat seine Hauptausbildung bei den Zuni.

Kriegergesellschaft (schließt diejenigen zusammen, welche im Kriege Skalpe erbeutet haben) besonders bei den Zuni.

Alle diese Bünde, die vielfach in unterirdischen Zeremonialräumen (Kiva) ihren Sitz haben, wirken bei den verschiedenen Zeremonien und Aufzügen des Festkalenders in der ihnen eigenen Weise mit und treten je nach dem Gebiete, in dem sie vorkommen, entweder mit den Totemclans oder mit den Zweiklassen in Verbindung.

Déné.

Die südlichen Déné, die Abkömmlinge der großen Sprachfamilie im Norden von Nordamerika, umfassen die Stämme der Navaho und Apat-schen, betreiben zum Teil Maisbau, sind aber nicht ausgesprochen sesshaft und haben als soziale Grundeinheit die exogame Lokalgruppe. Mehrere solcher Gruppen schließen sich in größere Einheiten („Phratrien“) zusammen. Totemismus fehlt. Neuere Forschungen bei den südlichen Déné, vor allem von Paul Kirchoff¹⁾ haben ergeben, daß die alte Einteilung dieser Déné in Navaho und Apat-schen unzulässig sei. Es werden daher heute diese Stämme nach soziologischen, wirtschaftlichen und linguistischen Rücksichten folgend gruppiert:

- a) Navaho und West-Apat-schen (White Mountain- und San Carlos-Apat-schen) als die Gruppe mit Bodenbau und Mutterrecht.
- b) Ost-Apat-schen (Mescalero, Chiricahua u. a.) ohne Bodenbau und ohne Mutterrecht.

Hoka.

a) Havasupai, Walapai, Yavapai.

b) Colorado-Yuma: Cocopa, Yuma, Mohave, Maricopa.

Die beiden Gruppen der Hoka-Sprachfamilie in Arizona weichen nicht nur in ihrer Soziologie, sondern auch in ihrer gesamten Kultur in vielen Punkten grundlegend voneinander ab. Die Gruppe der Havasupai-Walapai-Yavapai hat eine verhältnismäßig einfache Kultur. Sammelwirtschaft beherrscht das Feld, Maisbau ist nur teilweise vorhanden, die bilaterale Verwandtschaftsgruppe bildet die soziale Einheit, doch zeigen sich auch mutterrechtliche Tendenzen. Die Colorado-Yuma, die in den Überschwemmungsgebieten des Colorado Maisbau betreiben, unterscheiden sich in ihrer Kultur sehr von allen umwohnenden Stämmen. Sie zeigen ein ungemein starkes Stammesbewußtsein und weisen streng vaterrechtliche Totemclans auf, die sich durch ein merkwürdiges Frauennamensystem auszeichnen.

Sonora (Uto-Azteken): Pima, Papago.

Die maisbautreibenden Pima und Papago im Süden von Arizona haben Vaterrecht, schwach entwickelte Totemclans und Zweiklassen. Über ihre Soziologie ist aber nicht viel bekannt.

¹⁾ Verh. des 24. Intern. Amerikanisten-Kongr. 1930 S. 263.

III. Das Mutterrecht bei den Pueblo-Indianern.

1. Die West-Pueblos.

Das Mutterrecht ist bei den Hopi und Zuni vorzugsweise mit der Grundzelle ihrer Gesellschaft verbunden, nämlich mit der mutterrechtlichen Großfamilie oder Sippe¹⁾, die wieder auf das engste mit dem festen Haus verbunden bzw. in ihm lokalisiert ist²⁾. Wir sind darüber besonders von den Zuni gut unterrichtet, doch können wir die von ihnen vorliegenden Angaben größtenteils auch für die benachbarten und kulturell stark verwandten Hopi gelten lassen. Die maternale Familie umfaßt nach Bunzel Frau, Gatte, Töchter und deren Männer und Kinder³⁾. Das Haus, das diese Gruppe bewohnt, ist dauerndes Eigentum der Frau⁴⁾ und nach Kroeber, der die soziale Organisation der Zuni ebenfalls an Ort und Stelle genau untersucht hatte, beruht das Mutterrecht dieses Stammes eigentlich in erster Linie auf dieser Eigentümerschaft. Er schreibt: „Without this ownership there would be no matriarchate left; even the matrilineal reckoning of descent would reduce to a nominal matter⁵⁾.“ (Oder: „Take away from the Zuni woman her possession of the home, and her apparent preeminence in relationship vanishes⁶⁾.“ Diese enge Beziehung der Frau mit dem (viereckigen) Haus ist für die Frage nach der kulturhistorischen Stellung des Mutterrechtes von großer Bedeutung, so vor allem im Sinne eines Adhärenzkriteriums.

In Bezug auf die Erbauung des Hauses bestehen aber zwischen Hopi und Zuni Unterschiede. Bei ersteren sind es nur die Frauen, die das Haus erbauen, während bei letzteren diese Aufgabe den Männern zufällt. Die Frauen helfen höchstens mit⁷⁾. Doch ist in beiden Fällen jedenfalls die Frau die Besitzerin des Hauses.

Die Sippe ist ferner auch die wirtschaftliche Einheit. Das zeigt sich nicht nur im gemeinsamen Haushalt der Mitglieder sondern auch im Besitz von Feldern. Hierin stehen aber die Frauen merkwürdigerweise nicht an der Spitze. Nur ein Teil der Feldstücke ist in der Hand der Frauen, während der andere, anscheinend größere Teil Eigentum der im Familienverbande lebenden Männer ist. Alle Felder werden aber gemeinsam von den Männern der Großfamilie bearbeitet — also Bodenbau in der Hand des Mannes! —, die Feldprodukte gehen aber in den Familienvorratsraum und werden dort gemeinsames Eigentum aller weiblichen Mitglieder⁸⁾. Nur die Gartenflecken werden von den Frauen allein bewirtschaftet.

Bevor wir die weiteren Funktionen der maternalen Großfamilie behandeln, müssen wir kurz auf den Totemclan eingehen. Der Totemismus ist bei den Pueblo-Indianern eine farblose, formale Angelegenheit⁹⁾, der im Verhältnis zu den reich ausgebildeten Gesellschaftsformen nur als schmückendes Beiwerk anzusehen ist. Die Vererbung der Clans ist bei den Hopi und Zuni überall matrilineal¹⁰⁾. Der Clan ist ferner im Besitz verschiedener Kultobjekte, Funktionen und Ämter¹¹⁾ (Priester,

¹⁾ Parsons VII S. 23, 24. Kroeber I S. 48f., 167.

²⁾ Die terrassen- und treppenförmig angeordneten Dorfsiedlungen der Pueblo-Indianer sind aus einer großen Anzahl viereckiger Räume zusammengesetzt. Mehrere solcher Räume bilden dann gewöhnlich ein Haus, in dem die Großfamilie ihren Sitz hat. Vgl. z. B. Mindeleff, Localisation of Tusayan Clans, 19. Ann. Rep., Bur. Am. Ethn. 1900.

³⁾ Bunzel S. 477.

⁴⁾ Bunzel a. a. O.

⁵⁾ Kroeber I S. 89.

⁶⁾ Kroeber I S. 48.

⁷⁾ Kroeber I S. 89.

⁸⁾ Bunzel S. 477.

⁹⁾ Vgl. Kroeber, Hopi Kin and Clan, 1917 und Lowie, Notes on Hopi Clans, 1929.

¹⁰⁾ Mindeleff S. 647; Stevenson II S. 291; Kroeber I S. 48.

¹¹⁾ Lowie I S. 338; Kroeber I S. 167.

Katchina-Tänzer usw.) bzw. bestimmte Clans gelten als Bewahrer derselben. Das ist aber nur scheinbar so. Wenn man näher zusieht, so zeigt sich, daß es eigentlich die mutterrechtliche Familie ist, in deren Obhut die betreffenden Objekte und Ämter stehen. Das wird von den einzelnen Autoren eindeutig hervorgehoben. Parsons betont die Familienverbundenheit der Vorsteher der verschiedenen religiösen Gesellschaften und der Hüter der Kultobjekte für die Hopi und Zuni im allgemeinen; es ist eine bestimmte Familie innerhalb des betreffenden Clans, welche diese Funktionäre stellt¹⁾.

Parsons nennt diese maternale Familie das „Herz des Clans“; in ihr werden auch die Clanmaske und der Maiskolbenfetisch der Medizingesellschaften aufbewahrt. Ändert diese Familie ihren Standort, dann auch der Clan²⁾.

Von den Zuni berichtet Kroeber, daß die heiligen Rohrbündel (ettowe) der Regenpriester, das Heiligste, das die Zuni besitzen, ebenfalls nach außen hin bestimmten Clans zugehören, eigentlich aber unter Obhut einer Frau einer Familie im Clan stehen³⁾. Ebenso betont Lowie dieses merkwürdige Verhältnis zwischen Clan und mutterrechtlicher Großfamilie. („Of the existence and the importance of the maternal lineage among the Hopi there can be no doubt. Whenever the statement is made that a certain office or ceremonial privilege belongs to a clan, concrete data show that transmission is, above all, within the narrow circle of actual bloodkin and only secondarily extends to unrelated clansmen⁴⁾.“) Auch in bezug auf die Verwandtschaft tritt der Clan zurück. Blutsverwandtschaft geht überall bei den Pueblos der Clanverwandtschaft voraus⁵⁾.

Was das Familienoberhaupt betrifft, so meldet Parsons von den Hopi⁶⁾, daß jede maternale Familie ein männliches und ein weibliches Oberhaupt („our oldest mother“) besitzt. Von den Zuni bestreitet aber Bunzel einen Familienvorstand⁷⁾.

Die Vererbung von Eigentum und Ämtern geht bei den Hopi und Zuni, wenn wir von einigen Fällen, die wir noch kennen lernen werden, absehen, in weiblicher Linie, wie es ja zu erwarten ist. Das bedeutet für den Mann: Vererbung von Bruder zu Bruder oder vom mütterlichen Onkel zum Schwestersonn⁸⁾, für die Frau: von Mutter zu Tochter oder von Schwester zu Schwester⁹⁾. Stevenson betont im besonderen, daß sich die von den Frauen betreuten Gärten auf die Töchter vererben¹⁰⁾.

Die Heirat ist matriloal, der Mann zieht also in das Haus der Frau¹¹⁾. Nach Beaglehole war 1934 in Shipaulovi-Hopi die Totalzahl der matriloalen Residenz 94%, in Mishongnovi-Hopi 94,5%¹²⁾. Dazu nimmt sich die Angabe von Stevenson merkwürdig aus, wonach der Bräutigam fünf Tage im Haus der Schwiegereltern arbeiten muß¹³⁾. „Dienste“ findet sich ja sonst meistens nur bei temporärer Matriloalität. Monogamie ist vorherrschend, Levirat und Sororat fehlen¹⁴⁾.

¹⁾ Parsons VII S. 23, 24, 40.

²⁾ Parsons VII S. 36, 37; vgl. ferner Parsons II S. 212.

³⁾ Kroeber I S. 167; Stevenson II S. 164.

⁴⁾ Lowie I S. 329ff.

⁵⁾ Vgl. Kroebers Angabe über den Eintritt in eine Medizingesellschaft bei den Zuni. Kroeber I S. 154.

⁶⁾ Parsons, Amer. Anthropol. NS 24, S. 284, zitiert bei Strong S. 27.

⁷⁾ Bunzel S. 477. ⁸⁾ Lowie I S. 338. ⁹⁾ Kroeber I S. 167.

¹⁰⁾ Stevenson II S. 291.

¹¹⁾ Mindeleff S. 647; Kroeber I S. 78; Stevenson II S. 304f.

¹²⁾ Beaglehole S. 45—46.

¹³⁾ Stevenson II S. 304.

¹⁴⁾ Kroeber I S. 90; Stevenson II S. 304 („Polygamy being looked upon with abhorrence“); Lowie II S. 380.

Was die Stellung der Frau betrifft, so betont Kroeber von den Zuni (was auch ebenso für die Hopi Gültigkeit hat), daß sich dieselbe trotz der Bedeutung der matrilinealen Großfamilie kaum von der in Gebieten ohne Mutterrecht unterscheidet. Man kann die Zuni auf keinen Fall als ein von Frauen beherrschtes Volk bezeichnen. In politischen Angelegenheiten haben die Frauen keine Stimme und üben im allgemeinen auch keine wichtigen religiösen Funktionen aus¹⁾. Stevenson gibt zwar an, daß im theokratischen Stammesrat der Zuni auch eine Frau sitzen soll, doch wird das von Kroeber bestritten; eine Frau könne niemals eine führende Rolle einnehmen²⁾. Beide Autoren waren aber persönlich bei den Zuni. Auch den Feldbau teilen die Frauen sogar mit den Männern, wie wir schon oben vermerkt haben. Daß in den Schamanenbünden auch Frauen Mitglieder sein können, hat, um nur darauf hinzuweisen, nichts mit Mutterrecht zu tun.

Die Tatsache, daß also der Frau bei den Zuni und Hopi keineswegs eine dominierende Stellung zukommt, wird noch verstärkt, wenn wir uns die Rolle des Mannes in der Gesellschaft dieser Pueblos vorführen. Die Bedeutung des Mutterbruders, der ja in mutterrechtlichen Gemeinschaften vielfach eine wichtige Stellung einnimmt, ist auch hier eine große. Lowie berichtet, daß bei den Hopi zwischen Mutterbruder und den Kindern seiner Schwester eine enge Verbindung besteht. Es obliegen ihm besondere religiöse und zeremonielle Unterweisungen, aber — und das ist bezeichnend für das Gesellschaftsleben dieser Pueblos — auch der Vater hat seine Rechte; er teilt mit dem mütterlichen Onkel die Erziehung der Kinder³⁾. Dazu kommt noch, daß nicht nur dem mütterlichen Clan, dem das Individuum nach der matrilinealen Deszendenz zugehört, sondern auch dem väterlichen Clan große Bedeutung beigemessen wird. Über seine Clanzugehörigkeit gefragt, wird nach Kroeber der Zuni-Indianer sagen: Ich gehöre zu dem Clan meiner Mutter, bin aber ein Kind meines Vaterclan („A person is of the mothers' clan, but the child of the father's. I am Turkey-people (i. e. Mutterclan), I am Tobacco-people (i. e. Vaterclan) their child, a Zuni will say, and will feel a substantially equal relation to each⁴⁾“). Vater- und Mutterclan scheinen also in diesem Punkte gleichberechtigt zu sein, wenn nicht in dem Ausspruch: „Ich bin ein Kind des Vaterclans“ ein besonders enges Fühlen mit diesem zum Ausdruck kommt. Bei den Hopi werden auch die Personennamen vom väterlichen Clan verliehen⁵⁾.

Von den Zuni fand ich noch eine Reihe weiterer Angaben über das Vorhandensein vaterrechtlicher Tendenzen. So meldet wieder Kroeber, daß bei der Auswahl bestimmter zeremonieller Funktionäre nicht der Mutterclan, also der Clan, dem man durch Vererbung zugehört, maßgebend ist, sondern der Vaterclan⁶⁾. Das gilt z. B. von der Bestimmung der zeremonialen Spaßmacher (koyemshi)⁷⁾. Ferner sind die Feldstücke, welche die Männer kultivieren, wie wir schon oben erwähnt haben, in deren Besitz⁸⁾ und auch die Vererbung kann manchmal in männlicher Linie erfolgen. So erben die Söhne den Schmuck des Vaters⁹⁾. Die Betonung der

¹⁾ Kroeber I S. 90.

²⁾ Kroeber I S. 181.

³⁾ Lowie II S. 384.

⁴⁾ Kroeber I S. 48, 91; vgl. auch Stevenson II S. 291 („The child is always referred to as belonging to the mother's clan and as being the 'child' of the father's clan ...“).

⁵⁾ Strong I S. 27 nach Curtis, *The North American Indians* 1908.

⁶⁾ Kroeber I S. 177.

⁷⁾ Kroeber I S. 163.

⁸⁾ Stevenson II S. 290.

⁹⁾ Stevenson II S. 291.

paternalen Linie tritt endlich in der Weiterleitung der Priesterschaft zutage, worüber Kroeber schreibt: „The marked tendency toward descent from father to son in the priesthood as contrasted with the reckoning of female descent in house ownership and clan, will be of interest to those who still wrestling with the problem presented by the old conception of matriarchate¹⁾“. Nach Stevenson wird bei den Hopi bei Vererbung der Regen-Priesterwürde der älteste Sohn bevorzugt²⁾. Auch die matrilocale Heirat wurde nicht immer eingehalten. Es kam auch manchmal Patri-lokalität vor, wurde aber mißachtet³⁾.

Zwei weitere Erscheinungen, nämlich die zeremonielle Patenschaft und die Stellung der Vaterschwester scheinen eine Mittelstellung zwischen vaterrechtlicher und mutterrechtlicher Orientierung einzunehmen. Der Pate („Zeremonienvater“), der bei den Zuni das Kind in den Zeremonialraum (Kiva) initiiert, wird aus dem maternalen Haus des Vaters gewählt⁴⁾. Die Vaterschwester hat bei den Hopi und Zuni im Gegensatz zu anderen weiblichen Verwandten verschiedene Funktionen, vor allem in den Zeremonien. Sie vollführt auch das rituelle Kopfwaschen und hat für die Kinder ihres Bruders in besonderer Weise zu sorgen⁵⁾.

Aus all dem geht deutlich hervor, daß es bei den West-Pueblos ein ausgesprochenes Mutterrecht nicht gibt; auch dem Manne kommen vielerlei Rechte zu. „Vaterrecht“ und „Mutterrecht“ halten sich vielfach die Waagschale und beide Erscheinungen sind auf bestimmte Gebiete des sozialen und zeremonialen Lebens beschränkt. Wie es aus den hier vorliegenden Angaben zu ersehen ist, scheinen aber die Hopi stärker mutterrechtlich zu sein als die Zuni, doch kann dieser Umstand vielleicht nur auf der Unvollständigkeit des Materials beruhen.

Wir werden der soziologischen Bedeutung des Mutterrechtes nicht ganz gerecht, wenn wir nicht auch das Verwandtschaftssystem ins Auge fassen. Die Pueblo-Indianer haben, wie viele nordamerikanische Indianerstämme, das sog. klassifikatorische Verwandtschaftssystem⁶⁾, das sich u. a. durch die große Mannigfaltigkeit in den Bezeichnungen der „Cross-cousins“ auszeichnet. Mehrere amerikanische Ethnologen (bes. Spier und Lesser) haben sich mit diesen komplizierten Systemen beschäftigt und gezeigt, daß in einigen derselben vor allem in der Benennung der „Cross-cousins“ die vaterrechtliche oder mutterrechtliche Orientierung der betreffenden Gesellschaftsordnung abzulesen ist. Man bezeichnet die vaterrechtliche Form des Verwandtschaftssystems den „Omaha“-Typ und die mutterrechtlichen den „Crow“-Typ⁷⁾. Was nun die West-Pueblos betrifft, so ist für die Hopi der mutterrechtliche Verwandtschaftstyp einwandfrei festgestellt, der sich vor allem darin äußert, daß der Vaterschwestersohn — die Betonung liegt auf „Schwester“ — mit dem Terminus „Vater“, die Vaterschwester Tochter mit „väterliche Tante“ bezeichnet wird. Die Kinder des Mutterbruders — die Betonung liegt auf „Bruder“ — hin-

¹⁾ Kroeber I S. 166.

²⁾ Stevenson II S. 165.

³⁾ Kroeber I S. 105.

⁴⁾ Parsons VII S. 48.

⁵⁾ Lowie II S. 385; Bunzel S. 478, 506.

⁶⁾ Dieses besteht im wesentlichen darin, daß die Individuen auf Grund ihrer Verwandtschaftstermini nach bestimmten Gesichtspunkten klassifiziert werden. Vater und Vaterbruder (beide als „Vater“ bezeichnet) bilden eine Gruppe, Mutter und Mutterschwester („Mutter“) mit ihren Nachkommen eine andere. Die Termini „Onkel“ und „Tante“ werden erst für Mutterbruder bzw. Vaterschwester angewendet.

⁷⁾ Den Namen für diese Systeme gaben zwei Indianerstämme ab, die den entsprechenden Typ besonders ausgeprägt zeigen. Vgl. Lesser und Spier I.

gegen werden wie das eigene Kind genannt. Daraus ist klar zu ersehen, daß dem weiblichen Prinzip, das durch die ganz absonderliche Terminologie des klassifikatorischen Verwandtschaftssystems in der „Schwester“ zum Ausdruck kommt, größere Bedeutung als dem männlichen zugemessen wird: Nämlich die Kinder der „Schwester“ sind nach den ihnen beigelegten Termini an Rang höher als die des „Bruders“. Alle Autoren, die über diese Systeme gehandelt haben, erkannten in dieser merkwürdigen Bezeichnung der „Cross-cousins“ ohne Schwierigkeit auch bei den Hopi die Betonung der weiblichen Linie¹⁾. Wenn man nun berücksichtigt, daß gerade das Verwandtschaftssystem in den meisten Fällen zu den Faktoren gehört, die in der sozialen Struktur eines Volkes am tiefsten verwurzelt sind, so wird die Bedeutung des Mutterrechtes bei den Hopi in ein noch klareres Licht gestellt.

Etwas unsicherer scheinen inbezug auf die Verwandtschaftsbezeichnungen die Verhältnisse bei den Zuni zu liegen. Nach Spier²⁾ haben dieselben ein Verwandtschaftssystem („Mackenzie-Basin“-Typ), das keinen Hinweis auf eine Betonung der weiblichen Linie aufweist und sich auch bei Stämmen ohne Mutterrecht (Algonkin, Ost-Déné, Kalifornier) findet. Auch Lesser führt in seiner Aufzählung der zum mutterrechtlichen Verwandtschaftssystem („Crow“-Typ) gehörenden Stämme die Zuni nicht an. Kroeber hingegen meldet³⁾, daß die Zuni manchmal in ihren Verwandtschaftsbezeichnungen folgende an die Hopi gemahnende Gleichsetzung machen:

Vaterschwestersohn — Vater,

Vaterschwestertochter — väterliche Tante.

Und er führt dann noch folgende Bemerkung an:

„As for cousins and the like, it is clear from examples, as well as from the statements of the Zuni, that in the case of the descendents of a brother and a sister, actual age is again not regarded, but the women's offspring is reckoned as older. The priority of the female line finds expression in attributed seniority⁴⁾“. Es bestehen also hiermit für die Zuni zwei Möglichkeiten: entweder haben sie das mutterrechtliche Verwandtschaftssystem erst sekundär übernommen oder es befindet sich bei ihnen schon im Zustand der Zersetzung.

Nachdem wir die soziologische Ausprägung des Mutterrechtes bei den Hopi und Zuni kennengelernt haben, soll nun auch ein Streiflicht auf das Wirken des weiblichen Prinzipes in Religion und Mythologie geworfen werden. Hierüber sind wir, soweit es aus der von mir herangezogenen Literatur hervorgeht, wieder über die Hopi gut unterrichtet. Eine Reihe weiblicher Gottheiten bevölkern den Hopi-Himmel: die Spinnenfrau, die Maismädchen, die Mutter des Keimens und die Frau der harten Substanzen (Gesteine, Türkis)⁵⁾. Der heilige Maiskolben, das Amtszeichen der religiösen Gesellschaften, wird wie überall im Pueblo-Gebiet und darüber hinaus als „Mutter“ bezeichnet⁶⁾. Auch in den Welterschöpfungssystemen tritt sehr deutlich das Dominieren der Frau zutage. In der Mythe aus der Hopi-Siedlung Shupaulovi heißt es: Am Anfang war Wasser und im Westen wohnte die Frau der harten Substanzen mit dem Mond. Sie läßt von diesem die Sonne holen und erschafft die Tiere. Dann bildet sie aus Abschürfungen ihrer Haut die Menschen und zwar zuerst ein Mädchen, dann einen

¹⁾ Lowie II S. 381f.; vgl. ferner Lesser.

²⁾ Spier I.

³⁾ Kroeber I S. 53, 65.

⁴⁾ Kroeber I S. 59.

⁵⁾ Fewkes I S. 425.

⁶⁾ Fewkes III S. 980.

Knaben¹⁾. Eine ähnliche Mythe wird von der Hopi-Siedlung Oraibi erzählt: Im Osten und Westen wohnte am Anbeginn je eine Frau der harten Substanzen, welche beide aus dem Wasser trockenes Land herbeiführten. Die Göttin des Westens machte die Tiere, die des Ostens die Menschen und zwar zuerst eine Frau²⁾. Eine genaue Durchsicht der Hopi- und Zuni-Mythologie würde noch mehr Beispiele von mutterrechtlichen Zügen zutage fördern.

2. Die Ost-Pueblos.

Die Pueblo-Stämme der Keres, Tehua und Tigua-Taos, die östlich der Zuni vor allem im Rio Grande-Tal wohnen, zeigen, wie es eben aus ihren letzthistorischen Verhältnissen hervorgeht, abklingendes Mutterrecht. Während bei den westlichsten Keresgruppen die mutterrechtlichen Züge noch am stärksten sind, nehmen sie gegen Osten zu immer mehr ab. Dort dominiert vor allem ein patrilineales Zweiklassensystem und auch sonst zeigen sich viele vaterrechtliche Tendenzen³⁾. Die westlichen Keres-Siedlungen Acoma und Laguna, die also noch ziemlich mutterrechtlich sind, zeigen starke Anklänge an die ihnen benachbarten Zuni. Ich fand auch eine Angabe über das Vorkommen der maternalen Großfamilie bei den Laguna-Keres⁴⁾. Enger scheint das „Mutterrecht“ bei diesen Pueblos mit dem Totemismus verbunden zu sein. Wenn matrilineale Deszendenz vorkommt, so ist sie merkwürdigerweise vor allem mit den Totemclans verknüpft. Wenn auch sonst schon Vaterfolge besteht, so ist in allen Keres- und Tigua-Siedlungen die Vererbung der Totemclans immer matrilineal⁵⁾. Nur von den Tehua wird auch hierin ein Schwanken zwischen matrilinealer und patrilinealer Deszendenz gemeldet⁶⁾. Ähnlich wie bei den West-Pueblos so ist auch bei den Ost-Pueblos überall die Bedeutung des Vaterclans eine große⁷⁾; ebenso ist hier das Nebeneinandervorkommen von matrilinealer und patrilinealer Vererbung sehr charakteristisch. Das Haus kann der Mann oder die Frau besitzen. Von den 109 Häusern, die Parsons in Laguna zählte, gehörten 44 Männern, 62 Frauen und 3 beiden Geschlechtern, doch wird betont, daß beim Erben des Hauses die älteste Tochter vorgezogen wird. Wenn keine Tochter vorhanden ist, dann erben die Söhne⁸⁾. Von Cochiti (Keres) wird aber berichtet, daß das Haus früher ausschließlich in der Hand der Frau war, daß es aber dann allmählich in den Besitz des Mannes überging⁹⁾. Bei den Tehua ist aber der Mann häufiger Eigentümer des Hauses als die Frau¹⁰⁾. In Isleta (Tigua) scheint das Haus endgültig Besitz des Mannes zu sein. Er erbaut es und vererbt es an seine Kinder¹¹⁾.

¹⁾ Voth S. 5—9.

²⁾ Voth S. 1—5.

³⁾ Vgl. z. B. Parsons IV S. 253; Goldfrank S. 13; Parsons III S. 486f., 491; Parsons V S. 90; Strong I S. 14ff. Weitere Angaben über patrilineale Vererbung: von Acoma: White II S. 71 (Vererbung des Kiva); von Laguna: Parsons IV S. 195 (Personalmasken); von Cochiti: Goldfrank S. 91ff. (Bodenbau).

⁴⁾ Parsons IV S. 175.

⁵⁾ Parsons I S. 57 (Isleta; hier vererben sich auch die zeremonialen „Maisgruppen“ matrilineal); Parsons III S. 491 (Santo Domingo); Parsons IV S. 206 (Laguna); White II S. 34 (Acoma); Goldfrank S. 8 (Cochiti); White I S. 21 (San Felipe).

⁶⁾ Parsons V S. 83f.; Harrington I S. 475.

⁷⁾ Parsons IV S. 206 (Laguna); Goldfrank S. 8 (Cochiti).

⁸⁾ Parsons IV S. 176f., 249.

⁹⁾ Goldfrank S. 28f.

¹⁰⁾ Parsons V S. 37ff.

¹¹⁾ Parsons VI S. 234.

Von den Eigentumsverhältnissen und ihrer Vererbung fand ich noch folgende Angaben: Die Katchina-Masken sind in Laguna im Besitz der Männer, aber in Obhut der Frauen, d. h. der Mutter oder Schwester¹⁾. In dieser Siedlung können sich auch die Personennamen nach den zwei Richtungen vererben²⁾, ebenso die Felder, während z. B. die Maiskolbenfetische matrilineal weitergegeben werden³⁾. In der Keres-Siedlung Cochiti werden aber Felder gewöhnlich nur an die Knaben vererbt⁴⁾. Was die Vererbung in den verschiedenen Tehua-Siedlungen betrifft, so wird hier allgemein gesagt, daß sie matrilineal und patrilineal sein kann⁵⁾.

Die Ehe ist wie im Westen wohl durchgängig monogam⁶⁾. Matrilokale Heirat fand ich berichtet von Laguna⁷⁾ (daneben aber auch patrilokale Heirat), Sia⁸⁾, Cochiti⁹⁾ (heute Patrilokalität immer mehr zunehmend) und Isleta (nur teilweise)¹⁰⁾.

Von einigen Siedlungen werden auch merkwürdig anmutende Bezeichnungen für männliche Funktionäre berichtet, die ich im Westen nicht angegeben fand. Im Keres-Dorf Cochiti wird der Stadthäuptling, der priesterlichen Charakter hat, als Yaya „Mutter“ bezeichnet¹¹⁾, ebenso der Kriegspriester, der dem Häuptling zur Seite steht¹²⁾. Ähnliches liegt von der Tigua-Siedlung Isleta vor, wo die Vorsteher der beiden Medizingesellschaften „Ältere Schwester“ bzw. „Jüngere Schwester“ genannt werden¹³⁾. Es muß dabei betont werden, daß in diesen Pueblo-Siedlungen das Mutterrecht nicht mehr stark ausgebildet ist. In Acoma hingegen, das weit mehr mutterrechtliche Züge aufweist, werden die Vorsteher der Medizingesellschaften als „Vater“ bezeichnet¹⁴⁾.

Auch die mutterrechtliche Form des Verwandtschaftssystems zeigt sich bei den Ost-Pueblos nur sporadisch verbreitet. Es findet sich nur in dem an die Zuni grenzenden Laguna und seltsamerweise auch in dem viel weiter davon entfernten Isleta¹⁵⁾, während z. B. das mit Laguna nahe verwandte Acoma in dem von ihm berichteten Verwandtschaftssystem keine Betonung der weiblichen Linie aufweist¹⁶⁾.

In Religion und Mythos tritt das Weibliche wieder hervor. Der Heilige Maiskolben als „Mutter“ (Keres: Järriko) hat anscheinend im Kulte eine viel größere Bedeutung als bei den West-Pueblos¹⁷⁾. Bei den Keres gilt eine weibliche Gottheit anscheinend oft als Art Höchstes Wesen. Es ist das Iatiku oder Uretsete, die Allmutter, die im Norden am Orte des Emporkommens der Menschen aus der Unterwelt wohnt und auch die Totenseelen aufnimmt (Acoma, Cochiti)¹⁸⁾, oder die Spinnenfrau, die am Anbeginn das gegensätzliche Frauenpaar (Ost- und Westfrau) erschafft (Sia, Cochiti, Tehua)¹⁹⁾. Charakteristisch für dieses Gebiet ist ferner die Mythe von der

¹⁾ Parsons IV S. 256. ²⁾ Parsons IV S. 189. ³⁾ Parsons IV S. 195, 197.

⁴⁾ Goldfrank S. 28f.

⁵⁾ Parsons V S. 278f.

⁶⁾ Parsons IV S. 176 (Laguna); White II S. 135f. (Acoma); Stevenson I S. 21f. (Sia).

⁷⁾ Parsons IV S. 176.

⁸⁾ Stevenson I S. 21f.

⁹⁾ Dumarest S. 147f.; Goldfrank S. 28.

¹⁰⁾ Parsons VI S. 233f.

¹¹⁾ Dumarest VI 196f.

¹²⁾ Dumarest VI 198f.

¹³⁾ Parsons VI S. 355.

¹⁴⁾ White II S. 107.

¹⁵⁾ Parsons IV S. 169, 171; Spier I.

¹⁶⁾ White II S. 40.

¹⁷⁾ White II S. 65; White I S. 38, 43f.; Stevenson I S. 40; Dumarest S. 155; Parsons V S. 249.

¹⁸⁾ White II S. 65f., 138; Dumarest S. 172.

¹⁹⁾ Stevenson I S. 26ff., 32; Dumarest S. 227; Parsons V S. 142f., 147. Über weibliche Gottheiten siehe auch: Goldfrank, S. 28 (Cochiti); Harrington II S. 51, 59 (Tehua); Parsons VI S. 342, 343 (Isleta).

Schwängerung einer Göttin durch die Sonne und die Geburt eines Zwillings-Heroenpaares, für das die Spinnenfrau als Großmutter sorgt (Sia, Cochiti)¹⁾.

IV. Das Mutterrecht bei den südlichen Déné.

Die beiden Hauptgruppen der südlichen Déné, die Navaho und West-Apatschen (White Mountain- und San Carlos-Apatschen) sind sprachlich und kulturell einander so ähnlich²⁾, daß wir sie im folgenden zusammen behandeln werden. Andererseits sind wir im Gegensatz zu den Navaho, über die in Reichard's, „Social Life of the Navajo Indians“ eine ausgezeichnete Untersuchung vorliegt, über die Soziologie der Apatschen-Stämme auch nur schlecht unterrichtet.

Bei den Navaho scheint die soziale Grundeinheit des Mutterrechtes wie bei den Pueblos die maternale Großfamilie (Sippe) zu sein, welche die mütterlichen Urgroßeltern, mütterlichen Großeltern, Eltern und Kinder umfaßt³⁾. Sie ist aber nicht streng auf ein Haus⁴⁾ lokalisiert, wie ja die Seßhaftigkeit der Navaho und West-Apatschen eine verhältnismäßig geringe ist. Ein wirkliches privates Hauseigentum kommt ebenfalls nicht vor, sondern das Haus gehört allen, die es benutzen. Die Frau ist aber seine Vorsteherin und vererbt diese ihre Würde auf ihre Tochter. Wenn keine Tochter vorhanden ist, dann kann der Sohn seine Frau in das Haus bringen, damit sie dem Haushalt vorstehe (dadurch wird aber die vorherrschende Matrilocalität der Ehe durchbrochen). Das Haus erbaut aber der Mann⁵⁾.

Die Familiengruppe scheint im sozialen Leben nicht besonders hervortreten. Es ist der „Clan“ oder die exogame Lokalgruppe, welche als soziale Einheit die größte Rolle spielt⁶⁾. Die Zugehörigkeit zu dieser Gruppe vererbt sich matrilineal⁷⁾. Dasselbe gilt auch von den betreffenden Apatschenstämmen⁸⁾. Der väterlichen Lokalgruppe kommt aber wie dem Vaterclan bei den Pueblos große Bedeutung zu; man fühlt sich mit dieser Gruppe irgendwie verwandt⁹⁾. Es soll nach Matthews, der um 1890 über die Navaho schrieb, auch verboten sein, in diese Gruppe zu heiraten (wie bei den Pueblos); Reichard, welche die Navaho viel eingehender kennen lernte, allerdings in späterer Zeit bei ihnen weilte, bestreitet dieses¹⁰⁾. Nach Goodwin ist bei den West-Apatschen die Heirat in den Vaterclan ebenfalls erlaubt, doch nur dann, wenn die Blutsverwandtschaft nicht zu eng ist¹¹⁾.

Die Vererbung von Eigentum, vor allem von Personaleigentum, geht nach der weiblichen Seite. Die Erben des Mannes sind Schwester, Bruder, Mutter oder Schwesterkinder, die Erben der Frau ihre Kinder oder ihre

¹⁾ Stevenson I S. 43ff.; Dumarest S. 216ff.

²⁾ Die exogamen Lokalgruppen der West-Apatschen z. B. sind mit denen der Navaho in den meisten Fällen identisch.

³⁾ Reichard S. 51.

⁴⁾ Die Navaho bewohnen ein erdbedecktes, leicht versenktes Haus mit rundem oder ovalem Grundriß und zeltförmiger Gestalt (Hogan).

⁵⁾ Reichard S. 92.

⁶⁾ Die „Clans“ der Navaho und Apatschen sind nicht totemistisch. Im Gegensatz zu den Pueblos sind sie auch nicht im Besitz von Funktionen, Masken u. dgl. Ihre Hauptbedeutung liegt in der Heiratsregelung. Es besteht ferner das Bestreben, Individualeigentum immer im Clan zu halten. Vgl. Reichard S. 29, 30ff.

⁷⁾ Reichard S. 21, 28, 35; Ostermann S. 861, 862; Matthews S. 105.

⁸⁾ Bourke S. 118; Goodwin S. 58. Auch die Jicarilla-Apatschen im nördlichen Neumexiko, die nach Kirchhoff eine Mittelstellung zwischen Navaho-West-Apatschen einerseits, Ost-Apatschen andererseits einnehmen, haben matrilineale Lokalgruppen. Vgl. Opler S. 203.

⁹⁾ Reichard S. 34, 35.

¹⁰⁾ Reichard S. 65, 67.

¹¹⁾ Goodwin S. 58.

Brüder¹⁾. Das Ackerland scheint ebenso wie das Haus nicht vererbt zu werden, da beide nur benützt, nicht aber besessen werden²⁾. Heilige Gesänge aber vererbt der Vater auf den Sohn, d. h. er lehrt sie ihm³⁾.

Interessant sind die Eheverhältnisse der Navaho. Der Mann zieht in den allermeisten Fällen in die Gruppe der Frau — also matrilocale Heirat⁴⁾. Es wird dabei gesagt, „that to take a girl away from her mother's home would be to 'break up' the family⁵⁾“. Als Grund für die matrilocale Heirat geben die Navaho an, daß der Mann für die Eltern seiner Frau arbeiten muß⁶⁾, was also soviel wie permanente Dienstehe bedeuten würde. Vorherrschend ist ferner Polygamie (im Gegensatz zu den Pueblos) und zwar wird vor allem Schwesternheirat (Sororat) geübt. Der Mann ehelicht aber nicht nur die Schwester seines verstorbenen Bruders, sondern er kann auch mit seiner Frau zugleich deren Schwestern heiraten⁷⁾. Daneben kommt es aber vor, daß ein Mann neben einer Witwe auch deren Tochter ehelichen kann (sog. Mutter-Tochter-Heirat⁸⁾). Dieser merkwürdige Gebrauch soll nach Ostermann dazu dienen, daß Schwiegermuttertabu, das hier stark im Schwunge ist, aufzuheben. Polygamie in der Form von Schwesternheirat und Matrilocalität lassen sich ohne weiteres miteinander vereinigen, da die betreffenden Frauen alle zu ein- und derselben Gruppe gehören. Es kann aber auch vorkommen, daß ein Mann seine Frauen aus verschiedenen Lokalgruppen nimmt, also echte Polygamie übt. In diesem Falle kommt es zu einem Konflikt mit dem Prinzip der Matrilocalität, der dann seinen Ausgleich in einer Art Besuchsehe findet. Der Mann kann nur bei einer Frau ständig wohnen, während er die Frauen aus anderen Lokalgruppen nur besuchen kann oder umgekehrt die Frauen ab und zu zu ihm kommen. Reichard berichtet einen konkreten Fall einer solchen Heirat: Ein Mann hatte zwei Frauen. Bei der einen wohnte er, die zweite wohnte bei ihrer Mutter und kam zum Gatten, wenn er sie wünschte⁹⁾. Die sog. Besuchsehe, die sich bei einigen mutterrechtlichen Völkern findet, kommt in Nordamerika, soweit ich die Dinge heute sehe, anscheinend nur noch bei den mutterrechtlichen Irokesen im Osten vor und zwar dort ohne Polygamie. Das Problem der Besuchsehe gewinnt im Hinblick auf das Vorkommen dieser Eheform bei den Navaho in Zusammenhang mit Polygamie und Matrilocalität jedenfalls besondere Bedeutung.

Was die Stellung der Frau betrifft, so ist dieselbe bei den Navaho eine überraschend hohe. Die Frau genießt hier viel größere Bedeutung als bei den mutterrechtlichen West-Pueblos. Wie schon erwähnt wurde, ist sie die Vorsteherin der Familie, spielt aber auch sonst in Gesellschaft und Wirtschaft eine große Rolle. Im Familienrat hat sie in allen Angelegenheiten Stimme und erfreut sich großer Autorität. Auch in vermögensrechtlicher Hinsicht ist sie dominierend¹⁰⁾. Worin sich aber die Navahofrau in besonderer Weise von der Pueblofrau unterscheidet, ist ihre Rolle in religiöser und politischer Hinsicht. Reichard berichtet, daß in der Stammesreligion die Frau eine ähnliche Stellung einnimmt wie der Mann. Sie

¹⁾ Reichard S. 93f.

²⁾ Reichard S. 92, 93.

³⁾ Reichard S. 30.

⁴⁾ Reichard S. 20, 21, 69. Dasselbe gilt auch von den West-Apatschen, wenn auch nicht ausschließlich. Siehe Goodwin S. 58; Opler S. 203; Spier II S. 253.

⁵⁾ Reichard S. 70.

⁶⁾ Reichard S. 70.

⁷⁾ Reichard S. 59, 62; Goodwin S. 59 (Apatschen). Daneben findet sich auch das Levirat. Sororat und Levirat fehlen bei den Pueblos.

⁸⁾ Reichard S. 62; Ostermann S. 862.

⁹⁾ Reichard S. 70, 71f.

¹⁰⁾ Reichard S. 51ff., 55; Ostermann S. 862.

lernt so wie er Gesänge, Rituale und Mythen¹⁾. Ebenso ist sie ihm in der politischen Organisation ebenbürtig. Frauen können in den Krieg ziehen, worauf Frauen-Personennamen wie „Mother-was-at-War-with-the-Hopi“ hinweisen. Sie haben dann auch das Recht, in der Ratsversammlung des Stammes mitzureden und können sogar Häuptling werden. Das ist um so höher einzuschätzen, wenn man bedenkt, daß bei den Navaho der Titel „Häuptling“ die höchste Ehre bezeichnet²⁾. Auch von den West-Apatschen wird Ähnliches berichtet; neben dem Lokalgruppenhäuptling gibt es hier auch einen weiblichen Häuptling, der beratende Funktion hat und das Pflanzensammeln organisiert³⁾. Zusammenfassend sagt Reichard über die Stellung der Frau, daß diese überall im Südwesten eine bevorzugte ist, daß aber der Frau die größte Freiheit bei den Navaho zukommt⁴⁾.

Sehr instruktiv ist das gegenseitige Verhältnis von Vater und Mutterbruder. Nach Reichard, die sich 1923—25 bei den Navaho aufhielt, teilen sich beide in der Erziehung der Kinder. Das Kind hat eigentlich zwei Väter, doch besitzt der Mutterbruder noch bestimmte Privilegien⁵⁾. Ostermann, der um 1906 bei den Navaho war, meldet aber, daß der Vater wenig zu sagen hat („The father has nothing or very little to say with regard to his children, even by way of correction or discipline . . .“⁶⁾). Mutterbruder und Vater teilen nach Reichard ihre Funktionen besonders in den Beratungen über die Verheiratung der erwachsenen Kinder. Die Initiative zur Verehelichung liegt dem Vater bzw. der Familie des jungen Mannes ob. („The father of the boy takes the initiative rather than his mother's brother“⁷⁾). Bei der Wahl einer passenden Frau für den Jüngling ist im Familienrat die Entscheidung des Vaters bindend. Er kann hierin auch den Mutterbruder überbieten. In kurzen Worten: der Vater bestimmt die Frau für seinen Sohn. Umgekehrt steht es mit dem Mädchen. Über ihre Verehelichung entscheidet fast diktatorisch ihr mütterlicher Onkel⁸⁾.

Das Verhältnis der Kinder zum Vater ist ein ganz natürliches, doch fühlt man, daß er nicht zur Familie gehört⁹⁾. Die Kinder können ab und zu auch vom Vater etwas erben, gewöhnlich aber sind sie die Erben ihres mütterlichen Onkels, aber nicht gleichmäßig. Die Nichte bekommt, obwohl sie sonst von ihrem Onkel so abhängig ist, merkwürdigerweise viel weniger als der Nefte¹⁰⁾.

Sehr strikt wird bei den Navaho und Apatschen das Schwiegermuttertabu des Schwiegersohnes beobachtet, ganz im Gegensatz zu den Pueblos¹¹⁾. Ob diese Sitte hier mit dem Mutterrecht zusammenhängt, kann nicht ohne weiteres gesagt werden.

Das Verwandtschaftssystem der Navaho zeigt keine mutterrechtlichen Tendenzen. Es gehört einem Typ an, der vielen mutterrechtlosen Völkern, wie Dakota, Algonkin, Kalifornier, eigen ist¹²⁾.

In der Religion und Mythologie der Navaho hingegen zeigen sich mancherlei mutterrechtliche Züge. „Changing Woman“ ist die wichtigste Göttin. Ihre Eltern sind „Horizontal Woman“ und „Upper Darkness“. Die Mädchen-Pubertätsfeier wird in einer Mythe mit der Göttin in Verbindung gebracht¹³⁾. In der Schöpfungsmythe, die große Ähnlichkeiten mit Mythen der Pueblo aufweist, heißt es, daß von den ersten Wesen nur eine Frau übrig blieb. Diese wurde vom Sonnenstrahl schwanger und gebar

1) Reichard S. 53.

2) Reichard S. 53, 109.

3) Goodwin S. 57.

4) Reichard S. 156.

5) Reichard S. 56f.

6) Ostermann S. 862; vgl. auch Frazer Vol. III S. 244f.

7) Reichard S. 68, 139.

8) Reichard S. 56f., 68f.

9) Reichard S. 54.

10) Reichard S. 87.

11) Reichard S. 71f.; Ostermann S. 862.

12) Spier I.

13) Reichard S. 135f.

eine Tochter; diese, vom Wasserfall geschwängert, gebiert das Kulturheroen-Brüderpaar¹⁾).

V. Mutterrechtliche Spuren im westlichen und südlichen Arizona.

Die Hoka- und Sonorastämme, welche den westlichen und südlichen Teil des Staates Arizona bewohnen, zeigen Mutterrecht nur in Spuren. Aus ihrer kulturellen Gesamtlage²⁾ geht wohl unzweifelhaft hervor, daß sie nie wirklich mutterrechtlich waren, sondern daß die mutterrechtlichen Tendenzen, die sie heute aufweisen, auf Beeinflussung von außen her zurückzuführen sind.

Bei den zur Hoka-Sprachfamilie gehörenden Havasupai herrscht durchgängig Vaterrecht. Der Maisbau, der hier eine verhältnismäßig große Rolle spielt³⁾, ist in der Hand der Männer. Die Felder werden vom Vater auf die Söhne vererbt⁴⁾, Hausbau ist ebenfalls Männerarbeit und das Haus ist im Besitz des Mannes⁵⁾. Clans kommen nicht vor; die Familiengruppe ist die soziale und wirtschaftliche Einheit⁶⁾. Die Heirat ist aber matriloal, wenigstens in den meisten Fällen; ferner muß der Mann für die Eltern seiner Frau arbeiten. Monogamie ist vorherrschend; bei Polygamie nimmt der Mann aber alle seine Frauen in sein Haus⁷⁾.

Den Havasupai eng verwandt sind die Yavapai. Die Südostgruppe dieses Stammes, die an das Gebiet der San Carlos- und White Mountain-Apatschen grenzt, zeigt ebenfalls mutterrechtliche Tendenzen, betreibt aber keinen Bodenbau, sondern obliegt der für dieses Gebiet typischen Sammelwirtschaft. Die SO-Yavapai weisen matrilineale Clans oder Lokalgruppen auf, die aber nach Gifford von den benachbarten West-Apatschen übernommen wurden⁸⁾. Der Apatschen-Einfluß zeigt sich ferner darin, daß die Yavapai auch das strenge Schwiegermuttertabu üben⁹⁾, das bei den verwandten Havasupai fehlt¹⁰⁾. Heirat kann patriloal oder matriloal sein¹¹⁾. Ein weiterer mutterrechtlicher Zug ist, daß bei der Erziehung der Kinder der mütterliche Großvater (und die mütterliche Großmutter) dem väterlichen Großvater (und Großmutter) vorgezogen wird¹²⁾. In der Religion spielt die Türkisgöttin Widapokwi eine Rolle. Sie wird von der Sonne geschwängert und gebiert ein Mädchen, welches als der erste Mensch gilt¹³⁾.

Was die ebenfalls zur Hoka-Sprachfamilie gehörenden Yuma-Stämme des Coloradotales (Yuma, Cocopa, Mohave, Maricopa) betrifft, so zeichnen sich diese vor allem durch ein streng vaterrechtliches Totemclansystem aus. Nun zeigt dieses aber die Merkwürdigkeit, daß die Namen der Clans, die sich irgendwie auf das Totem beziehen und sich patrilineal vererben, gleichzeitig auch die Personennamen der Frauen der verschiedenen Clans sind. So ist z. B. „Xipa“ der Name des Coyote-Clans und der gemeinsame Name für alle Frauen dieses Clans¹⁴⁾. Es besteht natürlich die Frage, inwieweit man hier von mutterrechtlichem Einfluß sprechen kann. Eine befriedigende Antwort kann hier aber noch nicht gegeben werden. Das Totemclansystem der Yumastämme steht in seiner Art in Nordamerika einzig da.

¹⁾ Goddard I S. 255.

²⁾ Vgl. die Arbeit von L. Spier, Havasupai Ethnography (1928), worin die Elemente der Kultur dieses Stammes über das ganze westliche Nordamerika hin vergleichend betrachtet werden.

³⁾ Spier II S. 101f.

⁴⁾ Spier II S. 231.

⁵⁾ Spier II S. 234.

⁶⁾ Spier II S. 209ff.

⁷⁾ Spier II S. 221ff.

⁸⁾ Gifford II S. 189, 249.

⁹⁾ Gifford II S. 249.

¹⁰⁾ Spier II S. 227.

¹¹⁾ Gifford II S. 195.

¹²⁾ Gifford II S. 198.

¹³⁾ Gifford II S. 243.

¹⁴⁾ Gifford I S. 156ff.; Forde S. 143, 145; Spier III S. 143, 187ff., 196ff.; Kroeber II S. 744.

In der Nachbarschaft finden wir Totemismus, um es jetzt nur anzudeuten, nur noch bei den Pueblos und bei den Sonorastämmen der Pima-Papago. Beziehungen zu ersteren scheinen für das Totemclansystem der Yumastämme, soweit wir die Dinge heute sehen, kaum zu bestehen; man kann von einem Einfluß der Pueblos auf die Yuma in diesem Punkte nicht sprechen. Wohl aber zeigen sich Hinweise auf den Totemismus der vaterrechtlichen Pima-Papago, wo ebenfalls die Clannamen gleichzeitig generelle Personennamen sind. Nach Gifford haben die Pima-Papago keinen eigentlichen Namen für „Vater“, sondern der Vater wird mit dem Clannamen bezeichnet. Z. B. ein Mitglied des Apk-Clans nennt seinen Vater „Mein Apk“¹⁾.

Trotz des sonst strengen Vaterrechts weisen die Yuma auch einige mutterrechtliche Tendenzen auf: Bei den Cocopa findet sich Dienstehe und zwar in der Form, daß der Schwiegersohn ein Jahr für die Schwiegereltern arbeiten muß²⁾. Bei den Maricopa werden Halbbrüder und Halbschwestern nur dann mit der Bezeichnung „Bruder“ und „Schwester“ belegt, wenn sie Kinder derselben Mutter sind. Spier bemerkt dazu: „The reason for considering half-siblings as full siblings when derived from the same mother but not from the same father is inexplicable, especially in face of the marked patriliney prevailing otherwise in their social structure“³⁾.

Bei den vaterrechtlichen Pima zieht der Mann bei Heirat nur vier Tage in das Haus seiner Frau und nimmt sie dann in sein Haus⁴⁾.

VI. Kulturhistorische Betrachtung.

Wenn wir das vorhin dargelegte Material überschauen, so sehen wir, daß die beiden Zentren des Mutterrechts im südwestlichen Nordamerika sowohl eine Reihe Übereinstimmungen als auch eine Anzahl Unterschiede aufweisen. Von den Gemeinsamkeiten zwischen Pueblos (bzw. West-Pueblos) und Déné (Navaho und West-Apatschen) wären folgende die wichtigsten:

1. Mutterrechtliche Großfamilie (Muttersippe), die aber bei den Déné nicht diese tiefgreifende Bedeutung hat wie bei den Pueblos.
2. Matrilineale Vererbung von Eigentum und Funktionen, wenigstens in den meisten Fällen.
3. Matrilokale Heirat vorherrschend.
4. Anscheinend keine besondere Beziehung der Frau zum Bodenbau.
5. Mutterrechtliche Motive in der Religion und Mythologie.
6. Starke Tendenz zu patrilinealer Vererbung.
7. Mutterbrüder und Vater sich teilweise das Gleichgewicht haltend. Beide für das Kind von großer Bedeutung.

Die Unterschiede sind im wesentlichen die folgenden:

1. Betonung des Hauses und weiblicher Besitz desselben nur bei den Hopi und Zuni.
2. Matrilineale exogame Totemclans bei den Pueblos, matrilineale exogame Lokalgruppen bei den Déné.
3. Monogamie bei den Pueblos, Polygamie bei den Déné. Bei den Navaho ergibt sich daraus durch Zusammentreffen mit Matrilokalität funktionell eine Art Besuchsehe.
4. Besonders hohe Stellung der Frau mit politischen und religiösen Aufgaben bei den Navaho im Gegensatz zu den Pueblos.
5. Strenges Meiden der Schwiegermutter durch den Schwiegersohn bei den Déné, Fehlen desselben bei den Pueblos.

¹⁾ Gifford I S. 175.

²⁾ Gifford III S. 293.

³⁾ Spier III S. 209f.

⁴⁾ Russell S. 183f.

6. Bei den Navaho (im Gegensatz zu den Pueblos) hat bei der Wahl des Ehepartners der Mutterbruder das entscheidende Wort für seine Nichte, der Vater für seinen Sohn.

7. Die West-Pueblos haben ein Verwandtschaftssystem mit mutterrechtlicher Prägung, die Déné nicht.

Die vaterrechtlichen Züge zeigen sich bei den Pueblos vor allem in der Stellung des Vaters, in der Betonung des väterlichen Clans, in der Priesterschaft und im Feldbau, bei den Déné ebenfalls in der Stellung des Vaters und in der Hervorhebung der väterlichen Lokalgruppe.

Nun besteht die wichtige Frage: gehören beide Formen des südwestlichen Mutterrechtes — also das der Pueblos und das der Déné — historisch zusammen oder sind sie verschiedenen Ursprungs. Die Frage lautet konkreter: Sind beide Stammegruppen selbständig Träger je eines bestimmten Mutterrechtes oder übernahm die eine Gruppe das Mutterrecht von der anderen. Wir können uns an die Beantwortung nicht heranwagen, bevor wir nicht vorher auf das Déné-Problem hingewiesen haben. Es steht heute wohl fest, daß die südlichen Déné (Navaho und Apatschen) Abkömmlinge der großen Déné- oder Athapasken-Sprachfamilie des nördlichen Nordamerika sind. Sie sind verhältnismäßig späte Ankömmlinge im Südwesten, doch saßen sie nach Goddard¹⁾ lange genug dort, um sich den neuen Lebensverhältnissen anzupassen. Die aus dem Norden einbrechenden Déné-Gruppen trafen, wie es die Archäologie deutlich zeigt, maisbautreibende, sesshafte Stämme von differenzierter Kultur an, die Vorfahren der heutigen Pueblo-Indianer, die den Südwesten schon während langer Zeiträume bewohnten²⁾. Brachten nun diese Déné ihr Mutterrecht mit oder übernahmen sie es erst im Südwesten? Da müssen wir vorher Ausschau halten, ob auch die Déné im Norden Mutterrecht haben. In „Völker und Kulturen“ von Schmidt-Koppers werden die Déné (neben den Irokesen) als Träger von Mutterrecht in Nordamerika hingestellt, die nach Süden vorstoßend, auch den Pueblos das Mutterrecht gebracht hätten³⁾. Es kann hier nur flüchtig auf die Soziologie der nördlichen Déné eingegangen werden. Nur soviel sei bemerkt, daß für die Déné im Osten Kanadas der bekannte Forscher und Missionar P. Morice Vaterrecht angibt, ferner Polygamie, niedrige Stellung der Frau, „Kampf“- und Kaufehe⁴⁾. Die westkanadischen Déné haben wohl Mutterrecht, doch in Verbindung mit Zweiklassen und einem plutokratischen Adelssystem, und man kann wohl ruhig sagen, daß all dies von der Kultur der benachbarten Nordwestküste übernommen wurde⁵⁾. Auch im nördlichen Kalifornien und in Oregon sitzen Déné-Stämme, die manche Elemente der Nordwestküstekultur, wenn auch in abgeschwächter Form, nach Süden gebracht haben. Sie weisen aber, soweit Berichte vorliegen, Vaterrecht auf⁶⁾. Endlich haben auch die Déné im Südwesten, wie wir schon einleitend betont haben, nicht alle Mutterrecht. Es fehlt nach Kirchoff den Ost-Apatschen (Mescalero, Chiricahua, Lipan), denen auch (im Gegensatz zu ihren mutterrechtlichen Verwandten) ein festes Lokalgruppensystem und Bodenbau abgeht⁷⁾.

Nach all dem würde mir scheinen, daß die Déné ursprünglich doch vaterrechtlich waren und daß ihr Mutterrecht, soweit sie es überhaupt

¹⁾ Goddard II S. 19.

²⁾ Goddard II S. 23ff.

³⁾ Schmidt in Schmidt-Koppers S. 231—232.

⁴⁾ P. Morice I S. 636f. („Fatherright was primitively, and has remained to a great extent the fundamental law of the society“).

⁵⁾ Frazer S. 345ff.; Morice II S. XVIII—XIX („Hence we find among them [den Carrier-Déné] that matriarchy which is a sure sign of a secondary social condition and an evolution from patriarchy“).

⁶⁾ Kroeber II 132f.; Dorsey.

⁷⁾ Kirchoff S. 263.

besitzen, sekundär von außen übernommen wurde. Doch ist es klar, daß erst eine eingehende Untersuchung der Soziologie der verschiedenen nördlichen Déné-Gruppen, die noch ausständig ist, uns in dieser schwierigen Frage weiterbringen wird.

Die Unausgeglichenheit, die bei den Navaho und West-Apatschen in bezug auf die Stellung des Vaters und Mutterbruders (die allerdings auch bei den Pueblos vorhanden ist) besteht und das Fehlen eines mutterrechtlich orientierten Verwandtschaftssystems bei diesen Déné verstärkt jedenfalls die Hypothese von einer ursprünglich vaterrechtlich gearteten Gesellschaftsform. Von wem hätten nun die südlichen Déné das Mutterrecht übernommen? Eine Möglichkeit, die einen großen Grad von Wahrscheinlichkeit besitzt, ist die, daß sie es von den Pueblos erhielten, vielleicht zusammen mit dem Maisbau, denn nur die mutterrechtlichen Süd-Déné betreiben auch Bodenbau. Die Mythe der Navaho von der Schwängerung einer Göttin durch die Sonne und die Reihe der weiblichen Göttergestalten zeigen direkte Verbindung mit der Pueblo-Mythologie. Aber auch im Mutterrecht selbst zeigen sich, wie wir gesehen haben, viele Übereinstimmungen zwischen den beiden Stammegruppen des Südwestens. Diese Beeinflussungen von seiten der Pueblo gingen aber größtenteils von den Vorfahren derselben aus, doch bestanden auch in jüngerer Zeit enge Beziehungen zwischen Navaho einerseits, Hopi und Zuni andererseits. So berichtet Reichard, daß mehrere Lokalgruppen der Navaho auf Clans der Pueblos zurückgehen¹⁾ und bemerkt weiter: „I feel that the Navaho are proud of Hopi descent — it seems to add a touch of aristocracy — although it does not generally appear that the Hopi reciprocate this feeling²⁾.“ P. Ostermann, der sich ebenfalls bei den Navaho aufhielt, sagt, daß die Navaho sehr rezeptiv sind und viel von den Zuni übernommen haben (Ursprungsmythen usw.); sie bekamen auch öfters Bevölkerungszuschuß von den Pueblos³⁾. Es sei jetzt nur noch kurz darauf hingewiesen, daß auch in der übrigen Kultur die Navaho mancherlei Pueblozut aufweisen (Töpferei, Weberei, Feste, Masken usw.).

Andererseits bestehen aber im Mutterrecht und in der Soziologie überhaupt zwischen den Süd-Déné und den Pueblos bedeutende Unterschiede, wie es schon vorhin vermerkt wurde. Wenn man aber genauer zusieht, so zeigt sich, daß die Unterschiede weniger im Mutterrecht selbst liegen als vielmehr in der soziologischen Struktur der beiden Indianergruppen. Wenn z. B. die Pueblos Monogamie, kein Levirat, kein Sororat und kein Schwiegermuttertabu aufweisen, die Déné im Gegensatz dazu aber Polygamie, Levirat, Sororat und Schwiegermuttermeidung üben, so sind das Dinge, die eine bestimmte soziale Grundhaltung ausdrücken. Die Polygamie, die einer matriloalen Heiratsform eigentlich hinderlich ist, haben die Navaho und Apatschen schon aus dem Norden mitgebracht, denn sie kommt auch bei den kanadischen Déné vor. Auch das Besitzrecht des Hauses (das bei den Pueblos der Frau zufällt) konnte bei den Déné wegen ihrer relativ geringen Seßhaftigkeit nicht besonders ausgebildet sein. Abweichungen zwischen den Süd-Déné und Pueblos, die direkt im Mutterrecht liegen, zeigen sich eigentlich nur in der Stellung der Frau und in der Bedeutung des Mutterbruders für seine Nichte.

Die oben dargelegte Auffassung, wonach die Süd-Déné ihr Mutterrecht von den Pueblos übernommen hätten, wäre somit nicht ganz unbegründet.

Aber es besteht noch eine andere Möglichkeit für die Herkunft des Mutterrechtes bei den in Frage stehenden Déné-Stämmen. Dieselben wanderten wohl sicher größtenteils entlang des Ostrandes des Felsengebirge-

¹⁾ Reichard S. 14—15, 16, 19, 50.

²⁾ Reichard S. 61.

³⁾ Ostermann S. 859.

aus ihren nördlichen Gebieten nach dem Süden. Darauf weist u. a. die Verbreitung der verschiedenen östlichen Apatschen-Stämme hin. Am Rande des Felsengebirges in der Prärie des südlichen Kanada schweift auch der Déné-Stamm der Sarsi umher und die sog. Kiowa-Apatschen verbanden sich früh mit den aus den nördlichen Felsengebirgen in die Prärie vordringenden Kiowa. Die heute im Süden lebenden Déné müssen daher einmal im Gebiete der mittleren Prärie gesessen haben. Dort (und zwar in Nebraska, vor allem am Platte River) förderten in letzter Zeit Ausgrabungen eine Reihe prähistorischer Kulturschichten zutage, welche auf eine sesshafte, maisbautreibende, in erdbedeckten versenkten Häusern wohnende Bevölkerung hindeuten¹⁾. Als die Nachkommen dieser prähistorischen Maisbauer können, wie es eine Reihe kultureller Übereinstimmungen wahrscheinlich machen, teilweise die mutterrechtlichen Sioux-Stämme der Mandan und Hidatsa am Missouri angesehen werden. In den Prärien am Platte- und Kansas-River wohnte nun in früheren Zeiten auch der etwas rätselhafte Stamm der Padouca, der teilweise sesshaft war, anscheinend in Erdhäusern wohnte und Bodenbau trieb. Und diese Padouca werden von Grinnell aus mancherlei Gründen mit den Apatschen in Verbindung gebracht²⁾. Wenn man nun noch berücksichtigt, daß einmal die Süd-Déné auf ihrer Südwanderung dieses alte Maisbaugebiet der nord-westlichen Prärie mit großer Wahrscheinlichkeit passiert haben werden und daß auch die Wohnform der heutigen Navaho — ein erdbedecktes konisches Haus mit Eingangskorridor — auffallend mit den erwähnten Erdhäusern der nördlichen Maisbauer (die auch die Gangtür aufweisen) übereinstimmt, so ist die Vermutung, daß Maisbau und Mutterrecht der südlichen Déné von diesem Gebiete stammt und dann nach dem Südwesten mitgenommen wurden, nicht ganz von der Hand zu weisen.

Welche der beiden Auffassungen von der Herkunft des Mutterrechtes bei den Süd-Déné nun ihre Gültigkeit hat oder ob beide irgendwie zutreffen, müssen die weiteren Forschungen zeigen. Was nun den Südwesten als solchen betrifft, so kann wohl angenommen werden, daß die eigentlichen Träger des Mutterrechtes unter den Pueblo-Stämmen zu suchen sind. Hier konnten wir zeigen, daß es heute nur die westlichen Pueblos sind, bei denen das Mutterrecht noch verhältnismäßig stark auftritt und hier wieder in besonderem Maße anscheinend bei den Hopi. Nach Osten zu konnte bei den verschiedenen Pueblo-Siedlungen ein Abnehmen des Mutterrechtes zugunsten des Vaterrechtes konstatiert werden. Man muß aber berücksichtigen, daß das alles die gegenwärtigen Verhältnisse sind, Endentwicklungen aus früheren Zeiten. Die Pueblos waren, wie die Archäologie zeigt, einst über ein viel weiteres Gebiet verbreitet, vor allem auch nach Norden (Colorado und Nevada), und so muß auch das Mutterrecht, das ja auf prähistorische Pueblos zurückgeht, einmal eine viel größere Verbreitung gehabt haben. Wir können also zusammenfassend sagen: Das Mutterrecht im südwestlichen Nordamerika wurzelt wohl ausschließlich bei den Vorfahren der heutigen Pueblo-Indianer, vor allem aber in der Gruppe, die uns heute in den Hopi und Zuni entgegentritt.

Eine weitere kulturhistorisch wichtige Frage wäre die, wie sich das Mutterrecht der Pueblos zu Totemismus und Zweiklassensystem verhält. Um hier klarer sehen zu können, müßten diese beiden Erscheinungen vorerst gesondert betrachtet werden. Doch einige Andeutungen lassen sich jetzt schon geben. Der Totemismus, der bei den Pueblos eine rein formale Angelegenheit ist, deckt sich, nach den heutigen Verhältnissen ge-

¹⁾ Strong II.

²⁾ Grinnell S. 248ff.

sehen, auffallenderweise mit der Verbreitung des Mutterrechtes. Er nimmt mit diesem von den Hopi und Zuni, wo er noch am besten ausgeprägt ist, nach Osten zu immer mehr ab, um bei den Taos schließlich ganz zu verschwinden. Ist man nun aber berechtigt, Totemismus und Mutterrecht bei den Pueblos in eine Schicht zusammenzubringen, d. h. beide Erscheinungen auf die gleiche Zeitstufe zu stellen? Man wird hier vielleicht mit einem „Nein“ antworten müssen und zwar aus folgenden Gründen: Wie wir gesehen haben, bildet die Grundzelle der Gesellschaft der Hopi und Zuni die mutterrechtliche Sippe. Alle Kultgegenstände und Funktionen, die bestimmten Totemclans zugehören, sind im Grunde genommen im Besitz von Sippen. Das Viereckhaus, in welchem die Großfamilie ihren Sitz hat, ist nicht nur bei den heutigen Pueblos die Zelle der Siedlung, sondern, wie es die Archäologie zeigt, auch in den alten Ruinenstätten. Die Lagerung von Totemclan und Muttersippe im Stammesverbände und ihr Verhältnis zueinander macht es also sehr wahrscheinlich, daß beide Einheiten bei den betreffenden Pueblos nicht immer nebeneinander bestanden haben, sondern erst sekundär zusammengetroffen sind, also verschiedenen Zeitstufen angehören. Hierzu tritt noch ein anderes für die Frage der relativen Altersstellung von Totemismus und Mutterrecht wichtiges Moment. Eine tiefgreifende Bedeutung nimmt im ganzen Südwesten und darüber hinaus eine Blutsverwandtschaftsgruppe („lineage“) ein, mit der ein Zeremonialhaus, „Fetisch“-Bündel und Priester eng verknüpft ist. Strong hat diesen Sozialkomplex in seiner verdienstvollen Arbeit „Analysis of Southwestern Society“ gut herausgearbeitet und seine wichtige Rolle aufgezeigt¹⁾. Diese Gruppe, die nach ihrer heutigen Verbreitung zu schließen, eine Angelegenheit der Schoschonen zu sein scheint, findet sich stark ausgeprägt in Südkalifornien als patrilineale Einheit (vor allem bei den Schoschonenstämmen der Cahuilla, Luiseño, Cupeño u. a.) und geht über die vaterrechtlichen Pima-Papago zu den Pueblos, bei denen sie etwas verändert aufscheint und mit den Zeremonialräumen (Kiva), den Regenpriestern und deren heiligen Rohrbündeln in Verbindung zu bringen ist²⁾. Mit dieser sozialzeremonialen Einheit ist aber, um es jetzt nur anzudeuten, auch eine bestimmte Kultur zu verknüpfen, die heute anscheinend noch im südlichen Kalifornien ziemlich gut vertreten ist. Strong versucht nun zu zeigen, und, wie ich glaube, mit guten Gründen, daß dieser Komplex mit seinem Vaterrecht bei den Pueblos eine alte Grundsicht darstellt, die älter als das Mutterrecht zu sein scheint. Die mutterrechtliche Großfamilie der Pueblos mit ihrer engen Verbundenheit mit dem Haus und verschiedenen Besitztümern scheint Züge der älteren vaterrechtlichen Gruppe übernommen zu haben. So sind ja die Regenpriester mit ihrem Regenbündel in bestimmten Muttersippen erblich. Kurzum, wir hätten wenigstens für die Hopi und Zuni folgende Zeitenfolge: 1. Eine ältere (patrilineale) zeremoniale Blutsverwandtschaftsgruppe, 2. eine jüngere matrilineale Sippe.

In bezug auf die zeitliche Stellung des Totemismus bei den Pueblos ergeben sich nun zwei Möglichkeiten: Entweder erfolgte die totemistische Einwirkung zu den Hopi und Zuni gleich unmittelbar auf die vaterrechtliche Zeremonialgruppenorganisation³⁾, wobei aber das Schwergewicht in den Gruppen blieb⁴⁾ oder es kam der Totemismus erst nach Eintreffen

¹⁾ Strong I S. 31—45.

²⁾ Strong I S. 50, 52.

³⁾ Bei den Pima-Papago finden sich noch heute die Zeremonialgruppen neben den Totemclans. Strong I S. 23, 38.

⁴⁾ Diese Möglichkeit kommt auch in der Zeitstufentafel bei Strong I S. 56ff. zum Ausdruck („Fusion of lineages into clans“).

der Schicht mit der Muttersippe, wobei die matrilineale Deszendenz auch auf die Clans übertragen wurde. Im ersteren Falle wäre der Totemismus älter, im zweiten Falle jünger als die mutterrechtliche Großfamilie. Für die erste Möglichkeit würde sprechen vor allem die starke Betonung des väterlichen Clans, für die zweite Möglichkeit das doch verhältnismäßig enge Verknüpftsein von Mutterrecht und Totemismus, wie es sich in der matrilinealen Deszendenz der Clans und in der Verbreitung beider Erscheinungen nach Osten hin zeigt. Ferner könnte noch Folgendes ins Treffen geführt werden: Die Navaho und West-Apatschen haben Mutterrecht aber keinen Totemismus. Wenn die vorhin aufgestellte Vermutung, daß diese Déné ihr Mutterrecht von den Pueblos übernommen hätten, der Wirklichkeit entsprechen soll, dann hätten die Déné auch Totemismus annehmen müssen. Ich glaube, daß für die Auffassung von der Priorität des Mutterrechtes gegenüber dem Totemismus bei den Hopi und Zuni, soweit wir die Dinge heute sehen, vielleicht mehr sprechen würde¹⁾.

Was das Verhältnis der Zweiklassen zum Mutterrecht betrifft, so wurde schon an einer früheren Stelle betont, daß ihrer Verbreitung nach beide Erscheinungen bei den Pueblos einander ausschließen. Das patrilineale Zweiklassensystem — und nur ein solches kommt im Südwesten vor — ist stark bei den östlichen Pueblos und in Süd-Kalifornien ausgebildet²⁾ und Strong hält es für wahrscheinlich, daß die patrilinealen, zeremonialen Blutsverwandtschaftsgruppen und das patrilineale Zweiklassensystem in die gleiche Schicht gehören, nur hätte sich letzteres viel weiter verbreitet und sei bei den West-Pueblos, wo es vielleicht einmal auch vorhanden war, ganz verschwunden³⁾. Somit wäre vielleicht auch das Zweiklassensystem im Südwesten älter als das Mutterrecht.

Nun ist es auch am Platz, über das Verhältnis von Vaterrecht und Mutterrecht bei den Pueblos zu sprechen. Es ging aus den bisherigen Ausführungen eindeutig hervor, daß nicht nur im Osten des Pueblogebietes Vaterrecht und Mutterrecht in verschiedenen Stärkegraden einander gegenüberstehen, sondern daß auch im Kerngebiet des Mutterrechtes, bei den Hopi und Zuni, noch starke vaterrechtliche Tendenzen festzustellen waren. Man kann wohl mit ziemlicher Berechtigung annehmen, daß als eine Hauptquelle des Vaterrechtes bei den Pueblos die alte vaterrechtliche Schicht mit den Blutsverwandtschaftsgruppen verantwortlich gemacht werden kann. Man wird sich das Zusammentreffen der beiden sozialen Erscheinungen vielleicht so denken können, daß sich auf die alte vaterrechtliche Schicht mit dem Zeremonialhaus, „Fetisch“-bündel und Priester die mutterrechtliche Schicht mit Großfamilie und festem Haus lagerte, und es zu einer engen Vermischung zwischen beiden kam. Das, was wir also an vaterrechtlichen Momenten bei den Hopi und Zuni vor uns haben, geht also zum großen Teil auf diese alte Grundsicht zurück. Ob auch der Totemismus, der ja in vielen Gebieten Nordamerikas mit Vaterrecht verbunden ist, auch an den vaterrechtlichen Zügen der Hopi und Zuni ursprünglich beteiligt ist, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden, bevor wir nicht den Totemismus des südwestlichen Nordamerika näher erforscht haben. Bei den östlichen Pueblos wirkte die erwähnte vaterrechtliche Schicht noch stärker nach, vor allem in dem Zweiklassensystem. Doch muß hier noch auf eine rezente Quelle für das Vaterrecht

¹⁾ Woher die Hopi und Zuni den Totemismus übernommen haben, kann noch nicht entschieden werden. Zum Totemismus der Yumastämme am Colorado bestehen fast keine Beziehungen. Hingegen zeigt speziell der Totemismus der Hopi, vor allem hinsichtlich der Clan-Ursprungslegenden, Beziehungen zu den weit entfernten vaterrechtlich-totemistischen Siouxstämmen der östlichen Prärie.

²⁾ Strong I S. 46ff.

³⁾ Strong I S. 51f.

aufmerksam gemacht werden, die irgendwie vielleicht auch bei den westlichen Pueblos wirksam war: nämlich auf den spanischen Einfluß, der z. B. am Rio Grande schon früh zu wirken begann. Dieser Einfluß bewirkte aber höchstens eine Verstärkung der schon vorhandenen vaterrechtlichen Tendenzen.

Was nun die Frage der mutterrechtlichen Kultur betrifft, so können jetzt in diesem Punkte nur Andeutungen gemacht werden. Wir werden natürlich in erster Linie erwarten eine Korrelation Mutterrecht-Bodenbau. Diese Sache liegt aber nicht so einfach. Maisbau wird im Südwesten auch von vaterrechtlichen Stämmen betrieben und bei den mutterrechtlichen Pueblos liegt er größtenteils in der Hand des Mannes, wie auch der Besitz von Grund und Boden. Doch scheint das eine spätere Entwicklung zu sein, und wir werden wohl mit großer Wahrscheinlichkeit sagen können, daß bei den Pueblos Maisbau und Mutterrecht in die gleiche Schicht gehören. Die Gartenflecken sind ja ausschließlich in der Hand der Frau und der Mais wird in der Mythologie mit dem weiblichen Prinzip in Verbindung gebracht. Der Bodenbau verbreitete sich aber im Südwesten oft ohne Zusammenhang mit Mutterrecht. Deutlich zeigt sich bei den West-Pueblos, wie wir schon gesehen haben, der enge Zusammenhang von Muttersippe und dem festem Viereckhaus. Dieses läßt sich archäologisch tief zurückverfolgen. Schon die ältesten Funde von Pueblo-Siedlungen, die auf die kulturell ganz anders gearteten Schichten der Basket-Maker folgen¹⁾, zeigen Viereckbau, und es läßt sich die Vermutung nicht von der Hand weisen, daß in den alten Pueblo-Schichten mit dieser Hausform und dem Maisbau, von dem ebenfalls Anzeichen vorliegen, eine mutterrechtliche Verfassung Hand in Hand ging. Von anderen Elementen der heutigen Pueblo-Kulturen will ich mit Vorbehalt noch folgende Elemente der mutterrechtlichen Schicht zuweisen: Ahnen- und Totenseelenkult, Maskenwesen in irgendeiner Form und ein älteres Stadium des Männergeheimbundes.

Wenn wir noch die Frage nach der Herkunft des Mutterrechtes im Südwesten aufwerfen, so ist zu sagen, daß wohl mit größter Wahrscheinlichkeit hierfür Mexiko in Frage kommt. In diese Richtung weist auch der Maisbaukomplex. Wenn man nun die archäologischen Verhältnisse des Südwestens berücksichtigt, so muß das Einwandern mutterrechtlicher, maisbautreibender Völker in das Gebiet des heutigen südwestlichen Nordamerika zu einer Zeit erfolgt sein, als die mexikanischen Hochkulturen zum großen Teil noch nicht zu dieser Entwicklung gelangt waren, die sie zur Zeit der Ankunft der Spanier und die Jahrhunderte vorher aufwiesen.

Inwieweit das Mutterrecht des Südwestens Verbindungen mit den übrigen mutterrechtlichen Gebieten Nordamerikas aufweist und ob ein Abhängigkeitsverhältnis von diesen Gebieten mit dem südwestlichen Mutterrecht besteht, müssen spätere Untersuchungen aufklären. Nur soviel sei jetzt noch gesagt, daß rein äußerlich und von den heutigen Verhältnissen aus gesehen, Anknüpfungspunkte sowohl mit dem Mutterrecht des Ostens als auch mit dem des Nordwestens bestehen. Die Muttersippe treffen wir wieder bei den Irokesen des östlichen Waldgebietes und bei den Tlingit, Haida und Tsimshian an der Nordwestküste, das Verwandtschaftssystem („Crow-Typ“) tritt auch an der Nordwestküste auf, ferner bei den mutterrechtlichen Muskogi des südöstlichen Nordamerika und bei den mutterrechtlichen Sioux-Stämmen der Mandan, Hidatsa und Crow am oberen Missouri. Im Osten, aber vor allem bei den Irokesen, besteht enge Verbindung der Frau mit dem Maisbau, und das Viereckhaus deckt

¹⁾ Vgl. Goddard II; Fewkes II; Roberts.

sich im wesentlichen sowohl im Osten als auch im Nordwesten mit der Verbreitung des Mutterrechtes.

Hauptergebnisse.

1. Die mutmaßlichen Träger des Mutterrechtes im südwestlichen Nordamerika, das seine Hauptausdrucksform in der Muttersippe hat, sind wahrscheinlich die Vorfahren der heutigen West-Pueblos.

2. Die Navaho und West-Apatschen waren ursprünglich vielleicht ohne Mutterrecht.

3. Die vaterrechtlichen Tendenzen bei den mutterrechtlichen Pueblos stammen wahrscheinlich teilweise aus einer älteren vaterrechtlichen Schicht mit zeremonial gearteten Blutsverwandtschaftsgruppen.

4. Wahrscheinlich bestand hier ursprünglich kein Zusammenhang zwischen Mutterrecht, Totemismus und Zweiklassensystem. Der Totemismus war hier vielleicht jünger, das Zweiklassensystem älter als das Mutterrecht.

5. Beachtenswerte Andeutungen des Bestandes einer mutterrechtlichen Kultur in diesen Gebieten

Literaturverzeichnis.

- Beaglehole, P.: Census Data from two Hopi Villages. *American Anthropologist*, N. S., 37/1, 1935.
- Bourke, John: Notes upon the Gentile Organisation of the Apaches of Arizona. *J. of Amer. Folklore*, Vol III, 9, 1890.
- Bunzel, L. Ruth: Introduction to Zuni Ceremonialism. 47. Ann. Report, Bur. Amer. Ethnol. 1930.
- Dorsey, Owen: The Gentile System of the Siletz Tribes. *J. of Amer. Folklore*, Vol III, 1890.
- Dumarest, Noel: Notes on Cochiti, New Mexico. *Mem. of the Amer. Anthr. Assoc.*, Vol VI, 1919.
- Fewkes, Walter: (I) The Tusayan New Fire Ceremony. *Proceedings of the Society of Nat. Hist.*, Boston, XXVI, 1895.
- (II) The Prehistoric Culture of Tusayan. *Amer. Anthropologist*, IX/5, 1896.
- (III) Tusayan Flute and Snake Ceremonies, 19. Ann. Rep. Bur. Amer. Ethnol. 1900.
- Forde, C. Daryll: Ethnography of the Yuma Indians. *Univers. of Calif. Publ.* Vol 28/4, 1931.
- Frazer, J. B.: *Totemism and Exogamy*, Vol III, 1910.
- Gifford, E. W.: (I) Clans and Moieties in Southern California, *Univers. of Calif. Publ.* Vol 14/1918.
- (II) The Southeastern Yavapai. *Univers. of Calif. Publ.*, Vol 29/3, 1932.
- (III) The Copoca. *Univers. of Calif. Publ.* Vol. 31/5, 1933.
- Goddard, E. Pl.: (I) „Navaho“ in *Encyclopaedia of Religion and Ethics*, Vol 9, 1917.
- (II) Indians of the Southwest. *Amer. Mus. Nat. Hist.*, Handbook Ser. 2, 1931.
- Goldfrank, E. S.: The Social and Ceremonial Organisation of Cochiti. *Mem. of the Amer. Anthropol. Ass.* 33, 1927.
- Goodwin, G.: The social Divisions and Economic Life of the Western Apache. *Amer. Anthropologist*, N. S., 37/1, 1935.
- Grinnell, B. G.: Who were the Padouca? *Amer. Anthropologist*, N. S., 22, 1920.
- Harrington, P. J.: (I) Tewa Relationship Terms. *Amer. Anthropologist*, N. S., 14, 1912.
- (II) The Ethnogeography of the Tewa Indians. 29. Ann. Rep., Bur. Amer. Ethnol. 1916.
- Kirchoff, Paul: *Verhandlungen des 24. Intern. Amerikanisten-Kongresses*, Hamburg 1930 (1934), S. 263ff.
- Kroeber, A. L.: (I) Zuni Kin and Clan. *Anthropol. Papers, Amer. Mus. Nat. Hist.*, Vol 18, 1919 (1917).
- (II) *Handbook of the Indians of California*. 78. Bull. Bur. Amer. Ethnol. 1925.
- Lesser, A.: Some Aspects of Siouan Kinship. 23. Intern. Congress of Americanists, New York 1928.
- Lowie, H. Robert: (I) Notes on Hopi Clans. *Anthropol. Papers, Amer. Mus. Nat. Hist.*, Vol 30/6, 1929.

- Lowie, (II) Hopi Kinship. Antropol. Papers, Amer. Mus. Nat. Hist., Vol 30/7, 1929.
- Matthews, W.: The Gentile System of the Navajo Indians. J. of the Amer. Folklore, Vol III/9, 1890.
- Mindeleff, C.: Localisation of Tusayan Clans. 19. Ann. Rep., Bur. Amer. Ethnol. 1900.
- Morice, A. G. P.: (I) „Déné“ in: Encyclopaedia of Religion and Ethics. Vol 4, 1911.
- (II) The Carrier Language, Vol 1, Anthropos Bibliothek, 1932.
- Opler, M. E.: A Summary of Jicarilla Apache Culture. Amer. Anthropologist, N. S., 38/2, 1936.
- Ostermann, P.: The Navaho Indians of New Mexico and Arizona. Anthropos, Bd. III, 1908.
- Parsons, E. C.: (I) Notes on Isleta, Santa Ana and Acoma. Amer. Anthropologist, N. S., 22, 1920.
- (II) The Pueblo Indian Clan in Folklore. J. of Amer. Folklore, 34, 1921.
- (III) Notes on San Felipe and Santo Domingo. Amer. Anthropologist, N. S. 25, 1932.
- (IV) Laguna Genealogies. Antropol. Papers, Amer. Mus. Nat. Hist., 19/5, 1923.
- (V) The Social Organisation of the Tewa of New Mexiko. Mem. of the Amer. Anthr. Ass., 36, 1929.
- (VI) Isleta, New Mexico. 47. Ann. Rep. Bur. Amer. Ethnol. 1929—1930.
- (VII) Hopi and Zuni Ceremonialism. Mem. Amer. Anthr. Ass., 39, 1933.
- Reichard, Gladys: Social Life of the Navajo Indians. Columbia Univers. Contrib. to Anthropol. VII, 1928.
- Roberts, F.: The Village of the Great Kivas on the Zuni Reservation, New Mexico. 111. Bull. Bur. Amer. Ethnol. 1932 (1930).
- Russell, F.: The Pima Indians. 26. Ann. Rep. Bur. Amer. Ethnol. 1904—1905.
- Schmidt-Koppers: Völker und Kulturen, 1924.
- Spier, Leslie: (I) The Distribution of Kinship Systems in North America. Publ. Univers. of Washington, Seattle, Vol I/2, 1925.
- (II) Havasupai Ethnography. Anthropol. Papers Amer. Mus. Nat. Hist. 29/3, 1928.
- (III) Yuman Tribes of the Gila River. The Univers. of Chicago Press, 1933.
- Stevenson, Mathilde: (I) The Sia. 11. Ann. Rep. Bur. Amer. Ethnol. 1889—1890 (1894).
- (II) The Zuni Indians. 23. Ann. Rep. Bur. Amer. Ethnol. 1904.
- Strong, Duncan, William: (I) An Analysis of Southwestern Society. Amer. Anthropologist, N. S., 29, 1927.
- (II) The Plains Culture Area in the Light of Archaeology. Amer. Anthropologist, N. S., 35, 1933.
- Voth, H. R.: Traditions of the Hopi. Field Columbian Museum, Publ. 96, Anthropol. Ser. Vol VIII, 1905.
- Withe, L. A.: (I) The Pueblo of San Felipe. Mem. Amer. Anthr. Ass., 38, 1932.
- (II) The Acoma Indians. 47. Ann. Rep. Bur. Amer. Ethnol. 1929—1930.

II. Verhandlungen.

Ordentliche Sitzung

Sonnabend, den 25. Januar 1936.

Vorsitzender: Herr Konrad Theod. Preuß.

Als Mitglieder aufgenommen: Herr Prof. Schirokogoroff, z. Z. Berlin (Baumann); Prof. P. Woldstedt, Berlin (Unverzagt).

Tagesordnung: Herr A. Herrmann: Völker und Kulturen Chinas im Altertum (mit Lichtbildern).

Ordentliche Sitzung

Sonnabend, den 15. Februar 1936.

Vorsitzender: Herr Eugen Fischer.

In die Gesellschaft sind aufgenommen: Herr Dr. Georg Eckert, Berlin (Baumann); Anstalt für Rassenkunde, Völkerbiologie und Ländliche Soziologie, Dir. Prof. Hans Günther, Berlin (Fischer).

Das Mitglied Herr Konr. Theod. Preuß ist vom Präsidenten der Republik Columbien „wegen des hohen wissenschaftlichen Wertes seiner prähistorischen Forschungen“ zum Komtur des Ordens von Boyacá ernannt worden.

Tagesordnung: Herr Birket-Smith: Eskimo und Eyak, Ergebnisse der Dänisch-Amerikanischen Alaskaexpedition 1933.

Ordentliche Sitzung

Sonnabend, den 7. März 1936.

Vorsitzender: Herr Hans Virchow.

Tagesordnung: Herr Rodenwaldt (Heidelberg): Die nicht gemeinsamen Rassenelemente der Balischen Kasten.

Ordentliche Sitzung

Sonnabend, den 18. April 1936.

Vorsitzender: Herr Eugen Fischer.

In die Gesellschaft aufgenommen: Herr stud. phil. Joseph Röder, Frankfurt a. M. (Baumann).

Tagesordnung: Herr Franz: Die älteste Kultur der Tschechoslowakei und das Problem der altpaläolithischen Knochenkultur.

Ordentliche Sitzung

Sonnabend, den 16. Mai 1936.

Vorsitzender: Herr Eugen Fischer.

Tagesordnung: Herr Krickeberg: Die Stellung der Sioux in der nordamerikanischen Völkerkunde.

Ordentliche Sitzung

Sonnabend, den 20. Juni 1936.

Vorsitzender: Herr Eugen Fischer (für Punkt 5 und 6 Herr Hans Virchow)

In die Gesellschaft ist aufgenommen: Muzeul National de Antichitati, Bucuresti III (Nestor).

Tagesordnung:

1. Herr J. Schaeuble:

Einige anthropologische Beobachtungen an chilenischen Mischlingen.

Die Bastardbiologie, die genaue Erforschung aller der Vorgänge, die sich dann abspielen, wenn zwei voneinander entfernt stehende Rassen in Kreuzung treten, ist seit den bahnbrechenden Arbeiten Eugen Fischers die Methode und Grundlage der menschlichen Rassenforschung. Es ist begreiflich, daß eine so biologisch eingestellte Forschung die Gebiete aufsuchen muß, wo Rassenmischungen stattfinden, da es ja der menschlichen Rassenforschung nicht möglich ist, wie etwa in Zoologie und Botanik, willkürliche Kreuzungsversuche durchzuführen.

Einer Anregung meines hochverehrten Lehrers, des Herrn Professor Dr. Eugen Fischer, und seiner tatkräftigen Unterstützung verdanke ich es, daß es mir mit Hilfe des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, Berlin-Dahlem, einer Stiftung der Universität Berlin und des Deutschen Auswärtigen Amts in zehnmonatigem Aufenthalt (Nov. 1934 bis Sept. 1935) in Südchile vergönnt war, 1400 Individuen (Indianer und Indianer-Europäermischlinge) anthropologisch zu untersuchen. Der liebenswürdigen Förderung und den wertvollen Empfehlungen, die mir von seiten der chilenischen Botschaft in Berlin zukamen, verdanke ich die glückliche Durchführung meiner Reise in Südchile, ebenso wie den Empfehlungen des Auswärtigen Amts und vor allem der selbstlosen Hilfe und unbegrenzten Gastfreundschaft, die ich bei Deutschen und Deutschchilenen fand, insbesondere bei Herrn Professor Dr. K. O. Henckel, Direktor des Histologischen Instituts der Universität Concepción; ebenso dankbar gedenke ich der weitgehenden Hilfe der Indianermissionen, der bayrischen und der englischen Mission in Chile. Allen, die durch ihre Unterstützung und ihren Rat die Forschungsreise ermöglichten, sei auch hier aufrichtiger Dank gesagt.

Das in Südchile gesammelte Material umfaßt anthropologische Messungen und Beobachtungen, Hand- und Fingerabdrücke (z. T. auch Fußabdrücke und Haarproben), Lichtbilder und Filme. Die Auswertung des Materials erfolgt im Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, Berlin-Dahlem; für die Ausarbeitung erhielt ich die Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der Babette-Stiftung der Universität Berlin und der Kulturpolitischen Abteilung des Deutschen Auswärtigen Amts, wofür ich auch an dieser Stelle meinen aufrichtigen Dank aussprechen möchte.

Es ist nun bei dieser kurzen und vorläufigen Mitteilung nicht möglich, eine Bastardbiologie Südchiles vermittlels einer durch Zahlen und Kurven belegten eingehenden Schilderung der Ergebnisse zu bringen. Vielmehr soll hier versucht werden, an Hand einiger Bilder von Köpfen südchilenischer Mischlinge einige anthropologische Besonderheiten, wie sie der erste Eindruck bietet, hervorzuheben und kurz zu besprechen.

Als Ausgangsrassen für diese Mischlinge kommen einerseits südchilenische Indianer in Betracht, die ich zuerst aufsuchte, um mir ein Bild von indianischen Rasseelementen machen zu können; andererseits Europäer, hauptsächlich Mediterrane, in geringerem Maße auch solche aus Deutschland, Skandinavien, England usw. Einer genetischen Unter-

suchung an südchilenischen Mischlingsfamilien stellen sich nun von vornherein ziemliche Schwierigkeiten entgegen. Die Mehrzahl der Mischlingssippen ist nämlich als restlos durchmischt anzusehen. Es läßt sich in vielen Fällen nicht mehr feststellen, wann und wo im Ablauf der Geschlechterfolgen die Rassenmischung stattfand. Es mag auch vorkommen, daß ein in Europa geborener Mann eine „Indianerin“ zur Frau nimmt und mit dieser Kinder hat. Aber die Untersuchung der Geschwister und Vorfahrenreihe einer solchen Frau zeigt oft, daß man es in solchen Familien ebenfalls schon mit einem Mischling unbekannten Grades zu tun hat. In der Hauptsache trifft man so in Südchile F_x -Bastarde an.

Der erste Eindruck bei der Betrachtung von Mischlingsgesichtern ist der eines oft mosaikartig bunten Nebeneinanders verschiedener Rassenmerkmale bei ein und demselben Individuum, — eine Bestätigung dessen, daß sich Rassenmerkmale getrennt vererben. Köpfe von vorwiegend indianischer Prägung mit betonten Backenknochen, braungelber Gesichtshaut, mit schwerem, straffem, dunklem Haupthaar sieht man neben solchen, die mehr europäisch aussehen, deren Augenform, gelblich schimmernde Skleren, Kopfform und manches andere jedoch wieder als Indianisch anzusprechen sind. Suchen wir nun zu ergründen — um einmal von einem einzelnen körperlichen Merkmal auszugehen —, ob etwa dieses dunkle, straffe Haar vererbt, also ein Rassenmerkmal, sei und von welcher Seite der Ausgangsrassen es komme, so finden wir in solchen Mischlingsfamilien keinen Anhaltspunkt dafür. Unter Vorfahren, Geschwister und Nachfahren wechseln Farbe und Form der Haare in zunächst unübersichtlicher Folge. Genau so verhält es sich mit anderen Merkmalen auch. Eine rein äußerliche, lediglich auf das Erscheinungsbild beschränkte Beschreibung und Aufzählung dieser Dinge würde uns nicht weiterführen, da wir ja nicht wissen, was etwa erfaßte Unterschiede bedeuten. Um hier die erbbedingten Merkmale, die Rassenmerkmale, aufzudecken und um ihren Erbgang zu erfassen, muß der von Eugen Fischer (4) gezeigte Weg der Bastardbiologie eingeschlagen werden, d. h. es müssen F_1 -Bastarde, Mischlinge, die zwei verschiedenrassigen Eltern entstammen, untersucht werden.

Hinsichtlich der praktischen Durchführung einer solchen Untersuchung können in unserem Falle teils Rassenkreuzungen unmittelbar beobachtet werden, teils auch solche Kreuzungsfälle, die dokumentarisch belegt, oder durch verlässliche Gewährsmänner (etwa langansässige Deutsche) bestätigt werden können. Aus den verschiedenen Fällen seien hier einige herausgegriffen.

Eine heute 55jährige Frau, in Nordchile von aus Spanien gekommenen Eltern geboren, hatte in Südchile einmal mit einem aus Spanien stammenden Mann und dann mit einem südchilenischen Indianer eine Verbindung eingegangen. Die hieraus geborenen Töchter sind sehr verschieden (s. Abb. 1 und 2). Die Mutter dieser beiden Töchter hat jetzt fast weißes Haar, das früher rotbraun gewesen sein soll, die Haarform ist schlicht; sie ist blauäugig, hellhäutig und, im ganzen betrachtet, von europäischem Aussehen. Die aus der Verbindung dieser Frau mit dem erwähnten Spanier entstammende Tochter (Abb. 1) hat schlichtes braunes Haar (die Haarwelle über der Stirn ist künstlich), braune Augen, helle Haut, sie ist ebenfalls europäisch. Die zweite Tochter (Abb. 2), deren Vater ein Indianer war, zeigt die dominanten Erbmerkmale, die von indianischer Seite kommen und von denen hier einige hervorgehoben werden sollen.

Das Haupthaar ist straff, schwer, dunkel und sehr dicht. Die Stirnhaargrenze verläuft nicht in der gewohnten Art, wie sie etwa auf Abb. 1 zu sehen ist. Die Schläfenpartien des Haupthaars sind in die Stirne nach den Augenbrauen hin geradlinig herabgezogen, während die Mitte der

Stirn haarfrei bleibt, so daß, fährt man der Grenze zwischen Gesicht und Haar nach, eine treppenförmig gestufte Abgrenzungslinie entsteht. Da die nach den Augenbrauen hinziehenden Zacken bei diesem Mädchen weg-rasiert sind, ist auf Abb. 2 diese Form der Stirnhaargrenze nicht gut zu zeigen, es sei deshalb auf Abb. 5 verwiesen, wo diese Verhältnisse deutlich zu sehen sind. Die Gesichtshaut ist gelbweiß. Die Backenknochen sind betont, das Gesicht füllig und rund, die Augenhöhlen wie mit Fett ausgegossen. Dieser F_1 -Bastard zeigt uns also, daß das dichte, schwere, straffe und dunkle Haupthaar indianisches Rassemerkmal ist, wofür dominanter Erbgang angenommen wird. Andere Beobachtungen an Mischlings-



Abb. 1. Vater europid.



Abb. 2. Vater indianid.

Halbschwestern, von gemeinsamer europider Mutter und zwei rasseverschiedenen Vätern abstammend.

familien bestätigen dies. Ebenso verhält es sich mit dem gelblichen Hautton (worauf Gates, angef. nach Eugen Fischer [6] S. 139, hingewiesen hat) und der treppenförmigen Stirnhaargrenze. Diese Merkmale kommen ebenfalls von indianischer Seite und werden dominant vererbt.

Wenn in dem eben geschilderten Kreuzungsfalle zwei voneinander stark unterschiedene Halbschwestern von einer Mutter und zwei rasseverschiedenen Vätern abstammen, so ergibt sich hinsichtlich der Kinder dasselbe, wenn ein Indianer-Europäermischling mit einer aus spanischer Familie stammenden Frau eine Verbindung eingeht. Hier wird dann, wie in einem von solchen Eltern entstammenden zweieiigen Zwillingspaar (Abb. 3) festzustellen ist, die Heterozygotie des Mannes deutlich, indem ein Paarling indianisch und der andere europäisch aussieht. Der auf der linken Seite abgebildete Zwillingspartner ist hellhäutig, hellhaarig, mit hoher Stirn, langem Kopf usw., der andere dunkelhaarig, mit gelbem Hautton, kurzem gestauchtem Indianerkopf (ansteigende Scheitelbeine), niederer Stirn, kapuzenförmig in die Stirne gezogenem Haupthaar usw. Wenn in diesem Falle der Zwillingstvater am Auge eine Indianerfalte besitzt, die Kinder jedoch nicht, so läßt sich darüber, ob diese Bildung vererbt wird oder nicht,

keine Entscheidung treffen, da ja dieser Mann in seinen Erbanlagen, wie die Nachkommen zeigen, heterozygot ist.

Die Indianerfalte, wie sie von Aichel (1) als erstem beschrieben und gegenüber allen anderen Faltenformen am Auge morphologisch abgegrenzt wird, ist nun nicht in allen Fällen deutlich ausgeprägt. Oftmals tritt sie nur dann in Erscheinung, wenn die Augen zusammengekniffen, oder wenn beim Lachen die Muskeln der Augenumgebung zusammengezogen werden. Dann kann plötzlich das mediale Ende des wimperntragenden Oberlidrandes deutlich als strangartiges Gebilde den inneren Augenwinkel überlagern und gegen die Nase, abwärts gerichtet, ausstrahlen. Läßt man jedoch Individuen, bei denen man dies wahrgenommen hat, die Augen weit öffnen, so ist die vermeintliche Indianerfalte verschwunden. Der allgemeine Eindruck ist der, daß in der Ausbildung dieses Merkmals Manifestationsschwankungen vorliegen, vielleicht ähnliche, wie sie Tao (8) im stärkeren oder schwächeren Vorhandensein der Mongolenfalte bei Chinesen-Europäermischlingen beobachtet.

Die deutlich ausgebildete Indianerfalte besteht nämlich darin, daß auch bei geöffnetem Auge der wimperntragende Rand des Oberlides dachartig über den inneren Augenwinkel hinweggeht und nach der lateralen



Abb. 3. Zweieiige männliche Zwillinge.
(Eklärung im Text).

Nasenhaut sich fortsetzt, ohne mit dem Unterlid im inneren Augenwinkel zu verschmelzen. Während beim Europäerauge innerer und äußerer Augenwinkel geschlossen sind und auf ungefähr gleicher Höhe liegen, ist bei der Indianerfalte der innere Augenwinkel offen und nasenwärts heruntergezogen; die abwärts gerichtete Neigung des inneren Augenwinkels wird oft noch dadurch unterstrichen, daß der mediale Teil des Oberlidrandes steil abwärts fällt. Die von Aichel entdeckte Indianerfalte kann ich auch an dem vorliegenden Material bestätigen.

Während die Indianerfalte bei F_1 -Bastarden nicht gefunden wird, ist sie in solchen Mischlingsfamilien, wo beide Eltern keine Indianerfalte besitzen, unter deren Kindern festgestellt worden. Es handelt sich also hier sicher um ein echtes Rassenmerkmal. Und zwar ist dafür in der Europäer-Indianerkreuzung rezessiver Erbgang anzunehmen.

Daß diese Falte auch bei anderen Rassen angetroffen wird, wurde von Aichel (1, 2) betont. Neben den verschiedenartigen Falten, die bei den einzelnen Rassen vorkommen (z. B. Mongolenfalten bei Eskimos, Hottentotten, Mongolen, ferner Deckfalten usw.), mag dies ein Hinweis darauf sein, daß, wie Eugen Fischer [(5) S. 201] feststellt, die Augen-

gend leicht zu Mutationen neigt. In diesem Zusammenhang sei auf einen in dem gesammelten Material sehr seltenen Fall hingewiesen (Abb. 4). Es ist hier eine der Mongolenfalte entsprechende Bildung am Unterlid vorhanden. Aus der Pars palpebralis des Unterlids zieht eine Hautfalte zum inneren Augenwinkel, diesen leicht überdeckend, wobei die Wimpern des Unterlides etwas aufgerichtet werden. Es wurden durch Bälz (3) und durch Aichel (2) sog. Doppelmongolenfalten beschrieben, wobei gleichzeitig an Ober- und Unterlid Mongolenfalten ausgebildet waren. Hier liegt also der — meines Wissens — seltene Fall vor, daß das Unterlid eine Mongolenfalte besitzt. Leider ist die betr. Merkmalsträgerin ein Waisenkind, so daß über Erblichkeitsverhältnisse nichts ausgesagt werden kann.



Abb. 4.

Weibliches Mischlingskind; an den Unterlidern der Augen eine der Mongolenfalte entsprechende Bildung.

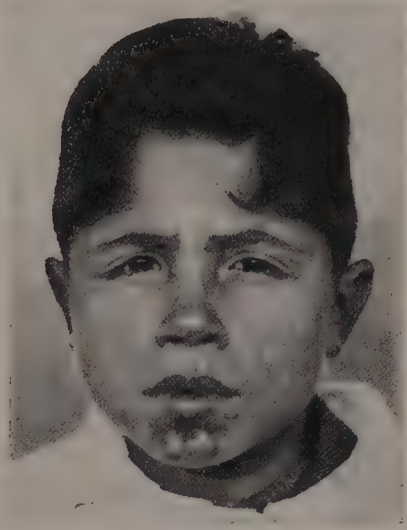


Abb. 5.

Männliches Mischlingskind; das Haupthaar läßt nur die Mitte der Stirn frei, die seitlichen Gebiete der Stirn sind behaart.

In der Umgebung der Augen dieses in Abb. 4 gezeigten Mädchens fällt weiterhin auf, daß die Augenbrauen z. T. auch schon innerhalb der Augenhöhle, an deren Dach, beginnen, nicht erst am Augenhöhlenrand. Betrachtet man daraufhin bei Mischlingskindern die ganze obere Gesichtshälfte, besonders die Stirnpartie, so findet man dort eine starke Behaarung, besonders die Stirne bedeckt mit Haarströmen — in Verlauf und Anordnung ähnlich den Haarströmen, die in der Entwicklung des (europiden) Menschen beim Foetus auf der Stirne zu finden sind. Im Laufe des weiteren Wachstums ist es dann zu verfolgen, wie die Mitte der Stirn haarfrei wird, während an den seitlichen Teilen das Kopfhaar, oft bis zu den Brauen heruntergezogen, bestehen bleibt. Keine gerade, sondern eine treppenförmig verlaufende Stirnhaargrenze wird so gebildet, wie sie bereits bei Abb. 2 erwähnt wurde und wie sie auf Abb. 5 deutlich ist. Diese Bildung ist im vorhergehenden als indianisches Rassemerkmal mit dominantem Erbgang festgestellt worden¹⁾.

¹⁾ Anmerkung bei der Durchsicht: Herr Professor Lehmann-Nitsche hat mich freundlicherweise auf seine diesbezüglich im Chaco gemachten Beobachtungen verwiesen. Er findet (Estudios antrop. sobre los Chiriguano etc., An. Mus. La Plata,

Zusammenfassung: Einige körperliche Merkmale südchilenischer Mischlinge wurden besprochen. Es wurde dabei darauf abgehoben, an Bastardgesichtern einige indianische Rassemerkmale aufzuzeigen. Es ergaben sich Hinweise dafür, daß die Indianerfalte sich rezessiv vererbt, während Straffheit, Dichte, dunkle Farbe der Haare, ferner gelblicher Hautton und eine besondere „indianische“ Stirnhaargrenze dominant vererbt werden.

Wenn nun, wie eingangs erwähnt, ein Überblick über eine Bastardbevölkerung ein mosaikartiges Nebeneinander körperlicher Erscheinungsbilder zeigt, das sich aus den Vermischungen und Neuzusammenstellungen der Rassenmerkmale ergibt, so kann man sich etwa ein Bild davon machen, von welcher schwerwiegenden Bedeutung es ist, wenn die seelischen Rasseneigenschaften vermischt und durcheinander gekreuzt werden. Hinsichtlich dieser Fragestellungen und des oben von den körperlichen Merkmalen Gesagten darf ich mir erlauben, auf spätere eingehende Veröffentlichungen hinzuweisen.

Schrifttum.

1. Aichel, O.: Ergebnisse einer Forschungsreise nach Chile — Bolivien. 4. Epicanthus, Mongolenfalte, Negerfalte, Hottentottenfalte, Indianerfalte. Z. Morph. u. Anthropol. Bd. 31 S. 123.
2. — Beiträge zur Faltenbildung am Auge. 1. Mongolendoppelfalte. 2. Indianerfalte. Anthropol. Anz. Bd. 9 S. 211.
3. Baelz, E.: Menschenrassen Ostasiens mit spezieller Rücksicht auf Japan. Z. Ethn. Bd. 33 S. 166.
4. Fischer, E.: Die Rehobother Bastards und das Bastardierungsproblem beim Menschen. Jena 1913.
5. — in Baur-Fischer-Lenz: Menschliche Erblehre Bd. 1, München 1936.
6. — Versuch einer Genanalyse des Menschen. Z. Abstammungslehre Bd. 54 S. 128.
7. Lehmann-Nitsche, R.: Estudios antropológicos sobre los Chiriguano, Chorotes, Matacos y Tobas (Chaco occidental). An. Mus. La Plata Bd. 1 (segunda serie) S. 53.
8. Tao, Y. K.: Chinesen-Europäerinnen-Kreuzung. Z. Morph. u. Anthropol. Bd. 33 S. 349.

2. Herr Preuß: Über indianische Bittfeste.

3. Herr Schaeuble: Schmalfilm eines Regenbittfestes der Araukaner (Süd-Chile).

4. Herr Wolfgang Abel:

Ein menschlicher Mildschneidezahn aus der Klausenhöhle (Niederbayern).

Mit einem Fundbericht von Prof. Hugo Obermaier.

Von Prof. Obermaier wurde in freundlicher Weise dem Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie ein Zahn eines fossilen Menschen zur genauen Bestimmung übersandt. Der Zahn stammt von den Ausgrabungen Obermaiers in den Kläusenhöhlen bei Kelheim (Niederbayern). Über die näheren Fundumstände. Datierung bzw. Alter des Fundes war der Erforscher des Platzes so entgegenkommend, folgende nähere Angaben zur Verfügung zu stellen:

„Die ‚Klausenhöhlen‘ liegen im Altmühltale, gegenüber dem Marktflecken Neu-Essing, unweit der Stadt Kelheim (Niederbayern), rund 40 km südwestlich von Regensburg. Sie gliedern sich in eine ‚obere‘, ‚mittlere‘ und ‚untere Klaus‘, wobei sich überdies zwischen den beiden letzteren noch ein Felsvorsprung einschaltet, auf welchem sich eine halb-

Bd. 1, S. 60), daß die im Chaco von ihm untersuchten Männer eine europäische Stirnhaargrenze haben. „Bei den Frauen jedoch geht an der Stirne das Kopfhaar vor allem lateral herunter und verliert sich dort . . . Ich zweifle nicht, daß es sich um ein wirklich niederes, vielleicht atavistisches Merkmal handelt.“

offene Nische, die ‚Klausennische‘, öffnet. Die wissenschaftliche Erforschung dieses an alt- und jungpaläolithischen Einschlüssen reichen Höhlenkomplexes wurde im Herbst der Jahre 1912 und 1913 von H. Obermaier und J. Fraunholz durchgeführt; ihre Veröffentlichung ist erst zum Teil erfolgt¹⁾.

Die jüngste, oberste Schicht der Klausennische war von einer neolithischen Strate gebildet, die ehemals von ansehnlicher Stärke gewesen sein dürfte, aber bereits früher bis auf geringe Reste abgetragen worden war. Das gleiche Schicksal hatte die Ablagerungen des jüngeren Paläolithikums ereilt, die allem Anschein nach ursprünglich überhaupt nur schwach entwickelt waren. Darunter folgte eine altpaläolithische Schicht, welche durchaus ungestört war und, ihrerseits, von einer fast sterilen Lehmschicht abgelöst wurde. Unter der letzteren erschien der feste Felsboden.

Was die uns an dieser Stelle allein interessierende altpaläolithische Ablagerung anbelangt, so umfaßte sie, in archäologischer Hinsicht, zwei wesentlich verschiedene Elemente. Die große Hauptmasse war von einem selten schönen Acheuléen gebildet, mit zahlreichen Faustkeilen und sorgsam bearbeiteten dünnflachen ‚Blattspitzen‘, feinen Handspitzen und Schabern. Sie gehören dem Endacheuléen an, was, abgesehen von der Morphologie der Steingeräte, auch stratigraphisch erhärtet ist, denn im Zusammenhang mit diesem Fundkomplex, aber ausschließlich an seiner Oberfläche, fanden sich in geringer Menge Kleintypen eines groben Altmoustérien, welches in der unmittelbar benachbarten mittleren und oberen Klausenhöhle reichlich in Erscheinung trat. Der enorme Unterschied zwischen der Acheuléen- und der darübergelagerten primitiven Moustérienindustrie schließt aus, daß ihre Träger in verwandtschaftlichem Zusammenhange standen, d. h. daß sich die letztere aus der ersteren entwickelt hätte. Schon damals müssen sehr verschiedenartige Völkerwellen sich über Europa ausgebreitet haben, von keineswegs einheitlicher Mentalität und wohl auch von abweichender physischer Konstitution, wie dies auch die neuesten Achéénfunde von Kafzey (Palästina) nahelegen²⁾.

Die Fauna der Klausennische umfaßte vor allem das Mammut, Wollnashorn und Wildpferd. An menschlichen Körperresten kam einzig ein Milchschnidezahn zutage, und zwar inmitten der Acheuléenschicht.

Der Zahn selbst ist zerbrochen, es fehlt der untere Teil der Wurzel; der wichtigste Teil, die Krone, ist vollkommen unverletzt. An dem Übergang der Zahnkrone in den Zahnhals, der hier mehr in einer Ebene liegt, ist er als Milchschnidezahn zu erkennen (bei Dauerzähnen sitzt die Zahnkrone mehr sattelförmig auf der Wurzel). Die Schneidekante ist stark abgekaut; der Zahn stand mit Aufbiß im Kiefer, in gleicher Weise wie bei fast allen primitiven menschlichen Gebissen.

Nach der Form der Zahnkrone und deren Stellung zur Wurzel handelt es sich um einen ersten rechten, oberen Milchschnidezahn. In Abb. 1 ist der Zahn mit 2 rechten, oberen (in der Mitte) und 1 zweiten rechten, oberen Milchschnidezahn (ganz links) von vorwiegend cro-magnon-ähnlichen

¹⁾ H. Obermaier und P. Wernert, Paläolithbeiträge aus Nordbayern. — Mitt. Anthropol. Ges., Wien XLIV (1914) S. 44—62.

H. Obermaier und P. Wernert, Altpaläolithikum mit Blatt-Typen. — Mitt. Anthropol. Ges., Wien LIX (1929) S. 293—310.

²⁾ Mit dem Material der Klausennische ist jenes von Kösten (Oberfranken) übereinstimmend; hierher gehören außerdem einige weitere süddeutsche Funde, die E. Peters in der Jüngstzeit erschloß. Daß sich das Endacheuléen und Altmoustérien unter bestimmten Umständen zeitlich überschneiden bzw. nebeneinander lagern konnte, habe ich kürzlich an anderer Stelle betont. Vgl. H. Obermaier, Löße und Lößmenschen. — Forschg. u. Fortschr. 11. Jahrg. Nr. 6, Berlin 1935 (S. 71).

Menschen aus einer Steinkiste von ca. 2600 v. Chr. verglichen. Es ist deutlich die große Formähnlichkeit zu den oberen ersten Milchschnidezähnen festzustellen, der zweite Milchschnidezahn ist mehr keilförmig und wesentlich zarter.

Die Schneidekante ist leicht bogenförmig gekrümmt, seitlich rechts und links etwas stärker zurückgezogen; dadurch entsteht gegenüber dem mittleren und hinteren Teil des Zahnes, der hier ein breites und kräftiges Tuberkulum zeigt, zur rechten und linken Seite eine kleine Furche (Abb. 1 oben).

Das Tuberkulum selbst ist breit, flach und glatt, ähnlich wie es auch an den ersten Milchschnidezähnen von Krapina durch Adloff beschrieben wurde.

In der Seitenansicht kommt die Dicke der Krone und auch der Größenunterschied zu den Homo-sapiens-Zähne gut zum Ausdruck. Bemerkenswert erscheint an dem fossilen Zahn, daß die vordere Profillinie der Zahnkrone mit jener der Wurzel mehr parallel verläuft, bei den anderen hier abgebildeten oberen Milchschnidezähnen aber mehr in stumpfem Winkel aufeinander trifft.

Die Wurzel dürfte, ähnlich wie bei den Krapina-Zähnen (Adloff) mehr von vorn nach hinten abgeplattet gewesen sein. Anhaltspunkte dafür finden wir in der Ansicht der Pulpahöhle (Abb. 2) im Vergleich mit einem Zahn von Homo-sapiens (von demselben Herkunftsort wie die anderen oben verglichenen Zähne). Die Pulpa ist beim Klausenzahn mehr breit und klein, beim Sapienszahn mehr rund. Der Umfang beider Wurzeln ist gleich, jedoch die Dicke

der Wurzelwand beim Klausenzahn größer (1,5 mm), beim Vergleichszahn mit 0,9 mm wesentlich dünner und dadurch der innere Durchmesser größer.



Abb. 1. Vergleich des Klausenzahnes rechts in der Ansicht von lingual (oben) und medial (unten) mit zwei rechten oberen Milchschnidezähnen (mitte) und einem zweiten rechten oberen Milchschnidezahn. (Alle natürliche Größe).

Tabelle 1.

Vergleich der Maße von oberen Milchschnidezähnen zwischen Krapina-, Klausen-Menschen und Homo sapiens.

	Milchschnidezähne:			
	Breite mm	Dicke mm	Höhe mm	
Krapina	8,3—8,5	6,4—11,2	6,2—6,5	Jd ¹
	6,5—6,7	6,2	6,5—6,8	Jd ²
Klausen	7,8	6,2	6,2	Jd ¹
Homo sap.	6,0—6,8	4,8—6,0	4,9—6,0	Jd ¹
	4,2—5,8	4,0—5,6	5,0—7,8	Jd ²

Für die Untersuchung stehen ferner noch die Maße der Milchschnidezähne des Krapinamenschen zur Verfügung. Betrachten wir die Dicken-

und Breitenmaße der Krapina-, Klausen- und Sapienzähne (nach de Terra), dann finden wir, daß der Klausenzahn in der Breite und Dicke etwas kleiner als die uns bekannten oberen, mittleren Schneidezähne der Krapina-Menschen ist. In der Dicke hat er eine Ähnlichkeit zu dem zweiten oberen Milchschnidezahn von Krapina, weniger in der Breite. Die Zähne rezenter Hominiden sind wesentlich kleiner. Die Ähnlichkeit der Dickenmaße zwischen Jd^2 von Krapina und Klausenzahn könnte zu der Ansicht führen, daß auch der Klausenzahn ein Jd^2 sei. Da aber am Jd^2 stets die Differenz zwischen Dicke und Breite sowohl bei den Krapina-Zähnen als auch bei jenen rezenter Hominiden nur sehr gering, am Jd^1 aber wesentlich größer und gerade diese Differenz zwischen Breite und Dicke auch am Klausenzahn deutlich zu finden ist, läßt sich diese Vermutung ablehnen und der Klausenzahn einwandfrei als rechter oberer erster Milchschnidezahn bestimmen.

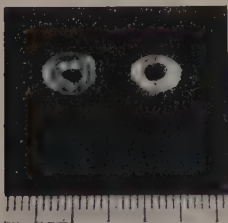


Abb. 2. Vergleich der Pulpahöhle des Klausenzahnes mit der Pulpa eines oberen Milchschnidezahnes einer Cro-Magnon ähnlichen Form.



Abb. 3. Vergleich des Klausenzahnes (hell) mit den oberen Milchschnidezähnen eines Krapina-Kindes. (Beide in gleichem Verhältnis etwas verkleinert).

Der Größe nach würde er etwas unter der Variationsbreite des Jd^1 von Neanderthaler aus Krapina liegen. Anderes, hier in Betracht kommendes Vergleichsmaterial an fossilen Milchschnidezähnen fehlt leider noch vollkommen. Da aber auch in der Form zwischen dem Klausenzahn und den Krapinazähnen eine große Übereinstimmung besteht (vgl. Abb. 3), scheint alles dafür zu sprechen, daß der Klausenzahn von einem Neanderthaler-Kind oder dem Kind einer neanderthaler-ähnlichen Form stammt.

Schrifttum.

- Adloff, P. (1908): Das Gebiß der Menschen und der Anthropomorphen. Berlin, Julius Springer, 1908.
 Terra, M. de, (1905): Beiträge zur Odontographie der Menschenrassen.
 Walkhoff-Gorjanovic-Kramberger (Tafel IV): Tafeln des diluvialen Menschen von Krapina. C. W. Kreidels Verlag, Wiesbaden.

5. Fräulein Rita Hauschild: Rassenmerkmale am embryonalen Neger-schädel (mitgeteilt von Herrn Eugen Fischer).

Herr Eugen Fischer führt aus: Die Frage nach Erbllichkeit und Umweltbeeinflussung der rassenmäßigen Unterschiede der menschlichen Schädel-form ist noch weitab von völliger Lösung. Ich selbst bin dieser Frage seit vielen Jahren nachgegangen. Während andere Forscher, als deren erfolgreichsten Vertreter ich Frets nenne, versuchen, die Frage der Erbllichkeit der Schädel-form durch Familienuntersuchungen zu lösen, habe ich zwei andere Wege beschritten, den der experimentellen Beeinflussung der wachsenden Schädel-form und den der Erbanalyse derselben. In ersterer Richtung gingen meine Versuche an Ratten¹⁾, die am tierischen Material genauere und

¹⁾ Fischer, Eugen, Betrachtungen über die Schädel-form des Menschen Z. Morph. u. Anthropol. Bd. 24, 1924. Ders. Untersuchungen über die süddeutsche Brachskephalie III, Z. Morph. u. Anthropol. Bd. 31, 1933. Roth, Wachstumsversuche an Ratten, ebenda Bd. 33, 1935.

zuverlässigere Ergebnisse brachten als etwa am Menschen, wie die Untersuchungen von Walcher, Boas u. a. Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß ein Etwas von der Schädelform durch Umweltfaktoren änderbar ist. Das widerspricht natürlich nicht der Tatsache, daß ihre Unterlage trotzdem erblich ist. Diese erhält nun eine neue Stütze durch Untersuchung der Entwicklungsgeschichte rassenverschiedener Schädel. Vor einiger Zeit hat mein damaliger Schüler B. Kim zeigen können¹⁾, daß der starke Rassenunterschied in der Schädel- vor allem Schnauzenbildung von Wildschwein, lang-schnauzigem Hausschwein und kurz-schnauzigem Hausschwein schon mit der ersten knorpeligen Anlage des Schädels entsteht und auf frühen Stadien ausgeprägt ist. Jetzt legt meine Schülerin Fräulein Rita Hauschild eine sehr sorgfältige Untersuchung des Primordial-Craniums von Neger-Embryonen vor. Ich danke auch hier Herrn Kollegen Streeter in Baltimore für die große Liebenswürdigkeit, mit der er mir mikroskopische Serien durch die Köpfe dreier Neger-Feten aus dem 3. Schwangerschaftsmonat zur Verfügung gestellt hat. Fräulein Hauschild hat nach der Bornschen Wachsplatten-Modelliermethode drei Modelle in 20facher Vergrößerung hergestellt und diese sehr eingehend mit den bisherigen Darstellungen der menschlichen Knorpelschädelstadien verglichen. Die ausführliche Arbeit wird in Band 36 der „Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie“ erscheinen. Hier seien aus ihren Ergebnissen nur angeführt, daß folgende Unterschiede des negriden Embryonalschädels gegen den europiden festgestellt worden sind.

Die hintere Schädelgrube ist tief und schmal und hat typische negride Kokonform. Der nasale Teil des Knorpelschädels ist lang und schnauzenförmig, gegenüber der Hirnkapsel größer und stärker abgebogen als beim europäischen Fetus. Auf einige Einzelheiten soll hier nicht eingegangen werden.

Jedenfalls ist damit durch Fräulein Hauschild der Beweis erbracht, daß gewisse, schon immer als Rassenunterschiede gedeutete Formunterschiede zwischen Neger- und Europäerschädel schon beim Embryo sich anlegen, also unmöglich durch Umweltwirkung entstehen, ein neuer unwiderleglicher Beweis für die Erblichkeit dieser Eigenschaften. Nur erbliche Eigenschaften sind wirkliche Rasseneigenschaften, aber auch umgekehrt die Rassenunterschiede sind erblich und in ihrem eigentlichen Wesen von der Umwelt unabhängig. Das kann nicht stark genug betont werden.

6. Frau Ploetz-Radmann: Die Hautleisten am Mittel- und Grundglied der menschlichen Finger (mitgeteilt von Herrn Eugen Fischer).

Herr Fischer führt aus: Während Untersuchungen über das Leistenbild der Fingerspitzen und der Hohlhand in ungeheurer Menge angestellt und unsere Kenntnisse darüber sehr umfangreich und in vielen Punkten sehr vollständig sind, fehlen solche an den Mittel- und Grundgliedern unserer Finger so gut wie ganz. Auf meine Veranlassung hat Frau Ploetz-Radmann solche Untersuchungen durchgeführt und legt eine eingehende, sehr gründliche, die Ergebnisse vorsichtig und kritisch abwägende Arbeit vor. (Erscheint demnächst in Heft 2 Band 36 meiner Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie.)

Frau Ploetz-Radmann stellt fest, und zwar auf Grund von Untersuchungen der Hände von 200 Personen, d. h. 2500 Fingerglieder männlicher und 1098 solcher weiblicher Personen, daß auch die Mittel- und Grundglieder bestimmte „Muster“ haben. Sie teilt die Muster ein in „Grundformen“ und „zusammengesetzte Formen“. Die von ihr gefundene Benennung, die ich hiermit für den allgemeinen Gebrauch vorschlage, unterscheidet folgende Muster (Abb. 1).

¹⁾ Kim, Rassenunterschiede am embryonalen Schweineschädel, ebenda Bd. 32, 1933.

Zu den Grundformen gehören: „Streifen — Haken — Wellen — Bogen.“ Je nach der Richtung unterscheiden sich jeweils die Streifen, Haken und Wellen in ulnare und radiale und die Bogen in distale und proximale.

Zu den zusammengesetzten Formen gehören: „Winkel — Bogenwinkel — Doppelwinkel — Doppelbogenwinkel — Doppelbogen — Einschlußmuster — Federmuster — und seltene unregelmäßige Musterungen.“

Für alle Einzelheiten muß auf die künftige Originalarbeit verwiesen werden. Es sei nur noch auf folgendes eingegangen. Auf dem 1. bis 3. Finger herrschen Muster mit radialer, auf dem 4. und 5. solche mit ulnarer Hauptrichtung vor. Für den 3. Finger sind die Bogenmuster besonders bezeichnend. Die „Grundformen der Muster“ machen rund 80% aller Muster aus. Sie kommen etwa gleich auf Grund- und Mittelglied vor. Dagegen kommt nach dem bisherigen Material von den zusammengesetzten Formen das Ein-

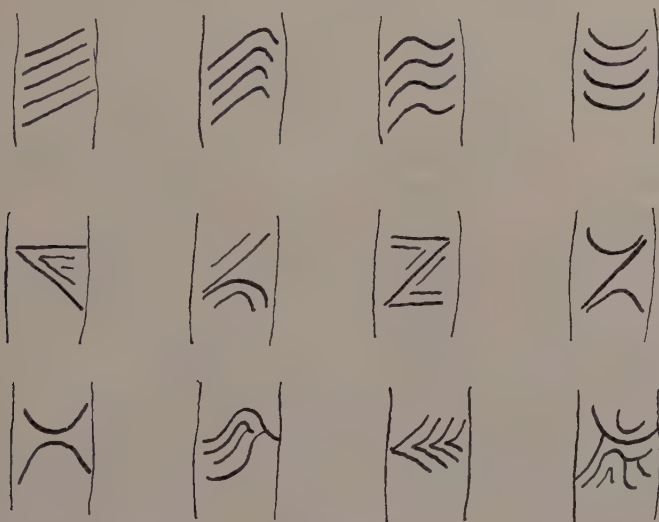


Abb. 1. Schematische Darstellung der Muster. Muster 1—4 Grundformen: 1. Streifen, 2. Haken, 3. Wellen, 4. Bogen; 6—12 zusammengesetzte Formen: 5. Winkel, 6. Bogenwinkel, 7. Doppelwinkel, 8. Doppelbogenwinkel, 9. Doppelbogen, 10. Schlußmuster, 11. Federmuster, 12. seltene unregelmäßige Muster.

schluß- und das Federmuster ausschließlich auf den Grundgliedern vor, die übrigen nur auf den Mittelgliedern.

Die Kombinationen der Muster sind sehr zahlreich, Aufstellung von Formeln für die ganze Hand war unmöglich. Die Rechts- und Linksverschiedenheit ist recht groß.

Bei der Untersuchung von 30 erbgleichen und 30 erbverschiedenen Zwillingspaaren zeigte sich eine sehr deutlich stärkere Ähnlichkeit der Musterhäufigkeit als bei den erbgleichen. Es spielt also eine Erbanlage irgendeine Rolle dabei. Die Verteilung der Muster bei allen Zwillingen ist nach Musterhäufigkeiten etwas anders wie bei Einlingen, was (wie bei den Handflächenmustern) auf entwicklungsgeschichtliche (embryonale) Umweltwirkungen schließen läßt.

Es ist selbstverständlich, daß die Untersuchung, schon des beschränkten Materiales wegen, nur einen Anfang darstellt und daß sie neben den angeführten ersten Ergebnissen vor allen Stücken neue Fragen in Menge aufwerfen.

III. Literarische Besprechungen.

Schultze-Jena, Leonhard: *Indiana II. Mythen in der Muttersprache der Pipil von Izalco in El Salvador*. XII und 364 S. 12 Bildtafeln. 4^o. Verlag von Gustav Fischer, Jena, 1935. Kart. 30 M., geb. 32 M.

Der erste Band der „Indiana“, in dem die Sprache der Quiché von Guatemala und ihr Leben in Beziehung zu den göttlichen Mächten, bei Festen und alltäglicher Arbeit, mustergültig dargestellt wurden, ließ Gegenstand und Art eines weiteren Bandes mit Spannung entgegensehen. Der kaum zwei Jahre später erschienene Band über die Pipil von Izalco in El Salvador hat die Erwartungen kaum enttäuscht.

Schlagwortartig könnten beide Werke, im Gegensatz zur Mehrheit moderner ethnographischer und ethnologischer Publikationen, als Schöpfungen eines durchaus synthetisch gerichteten Geistes gelobt werden. Dem widerspricht durchaus nicht der methodische Hauptvorzug beider Werke, daß sie den Indianer selbst in seiner eigenen Sprache zu Worte kommen lassen. Was diesen Vorzug betrifft, so hebt der Verf. für die Pipil-Berichte sogar ausdrücklich hervor, daß er niemals das Thema gestellt oder auch nur angedeutet habe. Um so mehr zu bewundern bleibt das abgerundete Bild, das sich vor den Augen des Lesers aufrollt. Denn der Verfasser hat den Stoff so zu ordnen vermocht, daß eine Gesamtschau auf die wesentlichen art-eigenen Lebensäußerungen der Pipil von Izalco ermöglicht ist. Die Interpretationen, die jeden Hauptabschnitt einleiten, sind außerordentlich klar und sachlich gehalten und dabei in einer schönen und knappen Sprache geschrieben, ohne irgendwie vergewaltigend zu deuten und umzubiegen.

Während der rein sprachliche Teil, Grammatik und analytisches Wörterverzeichnis, sich bei der Quiché-Monographie auf ein Drittel des Gesamtwerkes beschränkte, nimmt er bei der Pipil-Monographie ungefähr die Hälfte ein. Dieses unterschiedliche Verhältnis mag seinen Grund einmal darin haben, daß den Pipil zugleich mit dem Verlust altindianischen Gerätes viel mehr von ihren ursprünglichen Sitten verlorengegangen ist und deshalb die Quellen ihrer Erzählungen weniger reichlich fließen, ein andermal darin, daß ihre angeblich im Aussterben begriffene Sprache noch über einen verblüffenden Reichtum an Formen und Worten verfügt, worauf schon der bloße Umfang des Wörterverzeichnisses deuten läßt. Dabei hat der Verf. bewußt darauf verzichtet, den vorhandenen spärlichen Aufzeichnungen über das Pipil von El Salvador irgendwelches Material zu entnehmen. Doch ist die Wiedergabe seiner sprachlichen Beobachtungen eben nicht in überholter Art trocken und simpel „in das Procrustesbett des Indogermanischen eingezwängt“, sondern, zwei Hauptgruppen von Vorstellungen entsprechend, in zwei Hauptgruppen von Wortbildungen gegliedert, solchen, die Vorstellungen von den Dingen, und solchen, die alles mit dem Geschehen Verbundene ausdrücken wollen. Die reiche Untergliederung entspricht den Gegebenheiten, ohne unnötig zu komplizieren.

Schultze-Jena verwirft übrigens alle chronologischen Schlüsse, die sich auf die Unterschiede zwischen den Pipilsprachen der verschiedenen mittelamerikanischen Provinzen untereinander und dem mexikanischen Aztekisch begründen möchten. Viel behutsamer als W. Lehmann, der die Pipil-Einwanderung nach Nicaragua um 1000 n. Chr. ansetzte, bezeichnet er das als ungefähren Zeitpunkt der Einwanderung der Pipil nach El Salvador angenommene Jahr 300 n. Chr. ausdrücklich als arbeitshypothetische Zahl.

Zweifelloso liegt der Hauptwert des Werkes über die Pipil von Izalco, in gewissem Gegensatz zu der Quiché-Monographie, im sprachlichen Teile. Wie hoch sich diese sprachwissenschaftliche Ausbeute auswerten läßt, werden künftige Arbeiten erst noch im rechten Lichte zu zeigen vermögen.

Gleichwohl bringt auch der erste Hauptabschnitt, die in der erstaunlich kurzen Zeit von knapp drei Monaten gesammelten Selbstberichte aus dem Leben und der Gedankenwelt der Pipil, die nach Art des ersten Bandes der „Indiana“

jeweils im Original und daneben gestellter, möglichst wortgetreuer deutscher Übersetzung gegeben sind, wertvollstes Material für die mexikanisch-mittelamerikanische Kulturgeschichte. Die erste Reihe dieser Erzählungen läßt, mit der alltäglichen Wirklichkeit beginnend, „die vier Grundpfeiler der Weltansicht“ der Pipil von Izalco, Feldfrucht, Erde, Wasser und Gestirne vor dem Leser aufsteigen. Dann folgen von unmittelbarer Beobachtung lokaler Naturerscheinungen ausgehende Phantasien, die sich mit dem Vulkan Izalco, dem Meer und dem Strandsee befassen. Unter den Tieren der Wildnis wird — in Parallele zu nördlicheren Tiermythen — das listenreiche Kaninchen als Sieger über Puma, Jaguar und Coyote gefeiert.

Die Bilder aus dem Gemeinschaftsleben zeigen, daß unter den sozialen Bräuchen die Formen der Eheschließung noch am meisten im altindianisch Hergebrachten wurzeln.

Als Letztes kommen Berichte an die Reihe, die das Verhältnis zu den Spaniern und der Kultur der Weißen widerspiegeln; auch sie bringen interessante Aufschlüsse über die indianische Psyche, Aufschlüsse, die sich z. T. schlechthin auf das Verhalten der Eingeborenen zur Zivilisation verallgemeinern lassen mögen. Der unverhohlene Spott über die menschlichen Schwächen der christlichen Kirche und ihrer Vertreter können dagegen eher als Zeugnis eines speziellen späten Stadiums dieses Verhältnisses gewertet werden.

Die vom Verf. selbst aufgenommenen Bildtafeln möchten einen Eindruck von der Landschaft und ihren Gewächsen und dem rassischen Erscheinungsbild der Menschen, Indianer und Mestizen, vermitteln. Abbildungen der Pyramiden von Tenayuca und Teotihuacan betonen die in mythisches Dunkel gehüllten prähistorischen Zusammenhänge mit dem mexikanischen Hochland.

Nicht zuallerletzt gebührt dem Verlag Gustav Fischer in Jena Dank für die würdige äußere Erscheinung des wertvollen Werkes.

H. D. Disselhoff

Bunzendahl, Otto: Tahiti und Europa. 272 S. Leipzig (Werkgemeinschaft) 1935.

Auf die Wichtigkeit der Erforschung europäischen Einflusses auf andere Kulturen ist von verschiedenen Seiten wiederholt hingewiesen worden. Desto erfreulicher ist es, daß Bunzendahl mit seiner Untersuchung über die Europäisierung Tahitis ein Musterbeispiel für die Behandlung dieses Stoffes liefert. Sie beschränkt sich auf die Zeit von der Entdeckung bis 1809, also nur auf eine kurze Zeitspanne, die aber dadurch besonders wichtig ist, daß sie einen grundlegenden Wandel in der Kultur Tahitis verursacht hat, und daß die einzelnen Träger fremder Einflüsse klar aufzuzeigen sind, während das bei Untersuchungen späterer Zeiten wegen des häufigeren und nicht immer kontrollierbaren Schiffsverkehrs erheblich schwerer durchzuführen wäre. Hauptsächlich, aber nicht ausschließlich, untersucht der Verfasser die Wandlungen der materiellen Kultur und der Wirtschaft. Dabei kommt er zu dem Schluß, daß die tahitische Kultur schon bald nach der Entdeckung untergraben und z. T. völlig zerstört wurde. Die Schuld daran liegt meistens allerdings nur mittelbar bei den Fremden. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, die man besser dem Buche selbst entnimmt, sei hier nur festgestellt, daß Bunzendahls Buch zu den verdienstlichsten Arbeiten über das alte Polynesien gehört und zugleich einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Auseinandersetzung verschiedener Kulturen miteinander liefert.

H. Nevermann.

Milke, Wilhelm: Südostmelanesien. Eine ethnostatische Analyse. 60 S. Würzburg (Konrad Triltsch) 1935.

Der Kulturbesitz von Santa Cruz, den Banks-Inseln, Neuen Hebriden, Loyalty-Inseln und Neukaledonien wird nach der ethnostatischen Methode einer Prüfung unterzogen. Über die Methode selbst kann der Berichtersteller kein Urteil fällen, da sie mathematische Fähigkeiten voraussetzt, die ihm fehlen. Der Verfasser sieht sie für die „legitime Weiterbildung derjenigen Verfahrensweisen, denen Graebner seinerzeit zum Durchbruch verhalf“, an. Tatsächlich kommen auch Graebners Ergebnisse für Südostmelanesien denen des Verfassers näher als die von Rivers, Deacon und Speiser, mit denen sich allerdings auch Berührungen zeigen. Nach einem Vergleich von bestimmten Kulturerscheinungen und Gebieten kommt der Verfasser zur Aufstellung von Merkmalgruppen und durch deren Ausdeutung zur Aufstellung von Kulturschichten, von denen die beiden stärksten die Geheimbundschicht und die Totemschicht sind. Bei einer Analyse der Bevölkerungen ergeben sich mehrere Gruppen, von denen die der Banks- und Torres-Inseln und der nördlichen und mittleren Neuen Hebriden eine Einheit bilden,

während zwischen den südlichen Neuen Hebriden und Neukaledonien mit den Loyalty-Inseln eine gewisse Annäherung besteht. Sehr beachtenswert sind die Ausführungen im Schlußwort über den Kulturaufbau Südostmelanesiens und über die Methode der Kulturkreislehre. Zur Anwendung seiner eigenen Methode mit ihren mathematischen Vorbedingungen dürfte man in der Praxis aber wohl kaum viele Ethnologen bewegen können.

H. Nevermann.

Verhulpen, Edmond: *Baluba et Balubaïsés du Katanga*. Antwerpen und Paris 1936.

Vorliegendes Werk, das man beim ersten, flüchtigen Durchblättern rückhaltlos zu begrüßen geneigt ist, legt man nach eingehendem Studium nur mit etwas Enttäuschung beiseite. Diese Mißstimmung wird besonders durch die Weitschweifigkeit der Darstellung, die aber weniger aufklärend als verwirrend wirkt, erzeugt. Immer wieder werden dieselben Feststellungen in irgendeinem anderen Zusammenhang gemacht, ohne aber diesen dadurch zu verdeutlichen.

Abgesehen von diesem störenden Fehler in der Darbietung des Materiales ist dieses selbst von besonderem Interesse, weil es geeignet ist, in die Geschichte der Völker des südlichen Kongobeckens einiges Licht zu werfen. Im Mittelpunkt steht die Geschichte und Entstehung der Reiche der Baluba, die ja für den Kulturaufbau Westäquatorialafrikas von so großer Bedeutung waren. Der Verfasser ist ein Schüler der belgischen Kolonialuniversität und ehemaliger Administrator im Belgischen Kongo. Sein Vorgesetzter van der Kerken, dem wir einige schöne Beiträge zur Ethnographie des Kongo verdanken, hat ein Vorwort geschrieben, das den großen Vorzug hat, in komprimierter Form die Problemstellungen des Buches anzuzeigen.

Verhulpen ist sehr belesen und das ausgedehnte Literaturverzeichnis deutet das schon an. Allerdings zeigt sich nicht selten auch eine gewisse Leichtgläubigkeit in der Übernahme von Theorien und Hypothesen. Das Kulturbild, das er vom autochthonen Katanga vor den ersten Lubaeinwanderungen zeichnet, ist zwar phantasiereich, die Belege aber keineswegs zwingend. Was er z. B. (S. 37) als Kulturelemente der vermuteten Buschmänner in Katanga angibt, sind keineswegs nur-buschmännische Elemente und beweisen nichts.

Am wertvollsten sind die Kapitel über das Volkstum der Bena-Kalundwe, des dem Verfasser vertrautesten Balubastammes, über die Geschichte der zwei Königreiche der Baluba, über die Parallelisierung der Königslisten von Kongo, Lunda und Luba, vor allem aber die ganz vorzügliche Karte der Balubastämme und der „balubaïsés“, also der von den Baluba assimilierten Völker im Osten des Lualaba, die wir früher als Baluba-Hemba zusammengefaßt haben. Diese Karte ist ein Meisterstück ethnographischer Kartentechnik. Sie wird aber auch dem Kolonialpolitiker von größtem Nutzen sein, weil auch alle Häuptlingschaften bis ins einzelne angegeben sind.

Das Werk des Verfassers ist, bis auf jene genannten Fehler in der Art der Stoffdarbietung, die durch erhebliche Kürzungen viel mehr an Klarheit gewonnen hätte, eine verdienstvolle Bereicherung unserer ethnologischen Literatur.

H. Baumann.

Körner, Theo: *Totenkult und Lebensglaube bei den Völkern Ost-Indonesiens*. 207 S. Leipzig (Werkgemeinschaft) 1936.

Die Arbeit behandelt die Völker der Molukken und der östlichen kleinen Sundainseln und ihre Einstellung zum Totenkult und die Vorstellungen über das Leben nach dem Tode, gibt also einen Überblick über einen wesentlichen Teil der Weltanschauung der Ostindonesier und die sich daraus herleitende Praxis. Da dies Gebiet keine reine kulturelle Einheit darstellt, sondern zahlreiche Überschneidungen verschiedener Kulturen aufweist, ergibt sich ein recht buntes Bild. Allein das Kapitel über die Bestattungsarten zeigt, wie große örtliche Verschiedenheiten bestehen, zugleich aber, wie weit trotzdem die Erdbestattung verbreitet ist. Besonders wichtig sind die Feststellungen, daß der Tod nur als eine andere Form des Lebens aufgefaßt wird, daß sich das Verbreitungsgebiet der Altmalaien mit einer vorläufigen Bestattung deckt, und daß eine echte Seelenvorstellung fehlt, während man zu einer Vorstellung von Körper, Lebenskraft und Schattenbildwesen als den Lebenskomponenten des Menschen gelangt ist. Angesichts der Spärlichkeit der deutschen Literatur über Ostindonesien und des Umstandes, daß die Literatur auch sonst recht schwer zugänglich ist, muß auch außer den eigentlichen Er-

gebnissen der Untersuchung schon die Tatsache, daß dies Gebiet endlich einen Bearbeiter gefunden hat, als Bereicherung der Ethnographie Indonesiens und der Ethnologie überhaupt gewertet werden.

H. Nevermann.

Stephen-Chauvet: *L'Ile de Paques et ses Mystères*. 88 S., 68 Taf. Paris (Editions Tel) 1936.

Was an dieser Abhandlung über die Osterinsel zu loben ist, sind die Abbildungen, die eine Menge neues und z. T. kaum beachtetes Material bringen. Der Text befaßt sich hauptsächlich mit einer Deutung von Einzelheiten der materiellen Kultur und Plastik der alten Osterinsel. Stephen-Chauvet kommt zu der Vermutung, daß die alten Holzstatuetten keine Toten, sondern Lebende darstellen, die Zeichen einer Krankheit und von Unterernährung an sich haben. Irgendwelche Parallelen dafür dürften in Ozeanien und weit darüber hinaus wohl schwerlich aufzutreiben sein. Etwas vorsichtig bei der Lektüre wird man bereits, wenn auf S. 9 einleitend bemerkt wird, die Insel heiße deshalb Easter Island, weil sie die östlichste polynesische Insel ist. Leider ist das kein einzelnes Versehen, sondern charakterisiert die Arbeitsweise ganz gut. Besonders sei darauf hingewiesen, daß der Verfasser sich nicht scheut, von der Löwener Schrifttafel zu bemerken, sie sei 1914 „lors de l'incendie criminel allumé par les Allemands“ verbrannt (S. 74). Das beweist — von der Frage eines gewissen Anstands ganz abgesehen — wohl deutlich genug, daß die Fähigkeit zu sachlicher und unvoreingenommener Forschung beim Verfasser nur mangelhaft entwickelt ist.

H. Nevermann.

Marett, R. R.: *Glaube, Hoffnung und Liebe in der primitiven Religion*. Eine Urgeschichte der Moral. 190 S. Stuttgart (Ferdinand Enke) 1936. 7,40 bzw. 9 RM.

1932 erschienen Marets Vorträge über die Anfänge der Versittlichung der primitiven Religion und deren Abhängigkeit von Gefühlselementen als „Faith, Hope and Charity in Primitive Religion“ in Oxford, und es ist erfreulich, daß nun auch eine Übersetzung erscheinen konnte. Marett geht nicht vom Denken und Handeln, sondern vom Gefühl als Grundbedingung der Religion aus und ist bemüht, eine ununterbrochene Verbindung zwischen Magie als einer Religionsform und höher entwickelten Religionsformen aufzudecken und zu zeigen, daß die primitive Religion nie den Zusammenhang mit dem Leben verliert. Als Grundelemente der Religion stellt er über den Titel hinausgehend auch Furcht, geschlechtliche Lust, Grausamkeit, Gewissen, Neugier und Bewunderung heraus. Es kommt, wie K. Th. Preuß im Vorwort bemerkt, weniger darauf an, daß man alle Ansichten Marets teilt — etwa seine Deutung des Kochens von Fleisch als Ergebnis eines Sühneritus, sondern auf seine Betonung des Gefühls als wichtigstem Grundbestandteil primitiver Religion und nicht wenig auch auf die Art der Darstellung, die im Gegensatz zu manchem anderen lebendig und unmittelbar ist. Schon die kurzen Zusammenfassungen, die jedes Kapitel einleiten, vermitteln einen guten Eindruck von Art und Ergebnis der Vorträge. Die Übersetzung wird dem englischen Urtext gut gerecht. Statt „Anthropologie“ wäre in ihr allerdings „Völkerkunde“ besser am Platze gewesen, da Marets Arbeit mit dem, was wir Anthropologie nennen, nichts zu tun hat.

H. Nevermann.

IV. Eingänge für die Bibliothek.

- Antoniewicz, Wladimir: Zwei Bronzeverwahrkunde aus Westpolen. Breslau: Hirt 1934. 8°. Aus: Festschr. zum 70. Geburtstag von Hans Seger. Alt-schlesien, Mitteil. d. Schles. Altertumsver. Bd. 5.
- [Prof. Dr.] Wł. Antoniewicz streścił rozdział swej książki o Archeologii Litwy... 8°. Aus: Osobne odbicie ze Sprawozdan Akad. Umiej. Tom. 37, Nr. 9, str. 30.
- Zagadnienie sieci muzeów regionalnych w polsce. Warszawa 1933: „Nasza drukarnia“ 44 S. 8°. Aus: Odbitka z „Polskiej Oświaty Pozaszkolnej“ R. 10.
- Ślady kultury gockiej na ziemiach słowiańskich do najazdu hunów. Warszawa 1934. 24 S. 8°. Aus: Odbitka z zeszytu próbnego „Słownika Starożytności Słowiańskich“.
- Pol. Les fouilles exploratrices dans les districts de Lubliniec, Tarnowskie Góry Swietochowice et Katawice. Krakow 1935: Nakla. polsk. Akad. umiej. 4°.
- Menghin, Oswald. Weltgeschichte der Steinzeit ... Ohne Ort und Jahr. 8°.
- Kilka słów odpowiedzi. Ohne Ort und Jahr. 8°.
- Sprawy muzealne. Warszawa: Polskie towarzystwo Krajoznawcze 1933. 88 S. 88 S. 8°.
- [Prof. Dr.] Włodzimierz Antoniewicz. Ohne Ort und Jahr. 8°. Aus: Odbitka z Rocznika Towarzystwa Naukowego Warszawskiego za r. 25 1932.
- Les plus anciens vestiges de l'homme en Pologne du nord-est et en Lithuanie. London, Oxford 1932: Johnson 2 S. 8°. Aus: Proceed. of the 1. Internat. Congr. of prehist. and protohist. sciences. August 1-6, 1932.
- Birket-Smith, Kaj: Guld og gronne Skove ... Kobenhavn: Schultz 1935. 173 S. 8°.
- The Eskimo, translated from the Danish by W. E. Calvert, the translation revised by Prof. C. Daryll Forde London: Methuen (1935). XV, 250 S. 32 Pl. and 1 map. 8°.
- Bunzendahl, O.: Über sportliche Kämpfe und gymnastische Spiele in Alt-Tahiti. Bremen: Deutsches Kolonial- u. Übersee-Museum 1935. 8°. Aus: Veröff. des deutsch. Kol. u. Übersee-Mus. Bd. 1, H. 2.
- Ehnmark, Erland: The idea of God in Homer. Uppsala 1935: Almquist & Wiksells. XIV, 103 S. 8°. Inaug.-Diss. Mai 23.
- Gieseler, Wilhelm: Abstammungs- und Rassenkunde des Menschen (Anthropologie). Öhringen: Rau 1936. 96 Kunstdrucktaf. u. zahlr. Textbildern (Schriften des Deutsch. Naturkundever. Bd. 56 (Alte Reihe). 8°.
- Granqvist, Hilma: Marriage conditions in a palestinian village 2. communicated by R. Karsten and E. Westermarck December 18, 1933. Helsingfors: Akad. Buchhandl., Leipzig: Harrassowitz 1935. 336 S. 30 pict 8°. (Societas scient. fennica commentat. hum. littrar. 6. 8.)
- Guide, Art baltique: Guide de l'exposition d'art populaire baltique Estonie-Lettonie-Lituanie. Paris: Musée d'Ethnographie du Trocadéro ... 1935. 8°.
- Haddon A. C.: Reports of the Cambridge anthropological expedition to Torres Straits I. Cambridge: University Press 1935. XIV, 421 S. 9 pl. 4°. 1 General ethnography.
- Izikowitz, Karl Gustav: Musical and other sound instruments of the South American Indians ... Göteborg 1935: Elander XII, 433 S. 8°. Aus: Kungl. vetensk. och vitterh.-samhäll. Handl. fol. ser. A. Bd. 5, no. 1.
- Kaudern, Walter: Etnografiska avdelningen Årsberättelse. Göteborg 1936: Elander. 8°. Aus: Göteborgs Musei årsrättel. 1935.
- Koerner, Theo: Totenkult und Lebensglaube bei den Völkern Ost-Indonesiens. Leipzig: Jordan & Gramberg 1936. XV, 207 S. 8°. (Studien zur Völkerkunde Bd. 10.)
- Labouret, M. H.: Catalogue de l'exposition de la mission au Cameroun. Paris: Musée du Trocadéro 1935. 56 S. 8°.

- Lehmann-Nitsche, Robert: Folk-Lore argentino (IV—VII). New York 1935. 8°. 4. La bota de potro. 5. Santos Vega. 6. La ramada. 7. Las tres aves gritonas. Aus: Journ. of Amer. Folk-Lore, Vol. 48. April-June.
- Lovén, Sven: Origins of the Tainan Culture, West Indies. Göteborg 1935: Elander IX, 696 S. 19 Pl. 1 map. 8°.
- Macedo Chaves, Fernando de: Contribuição para o estudo do desenvolvimento psíquico na criança portuguesa. Pôrto 1935: Enciclopédia Portuguesa. 14 S. 8°. Aus: „Portugal Médico“ Nr. 4.
- Maunier, René: Coutumes algériennes. Paris 1935: Domat-Montchrestien 202 S. 8°.
- Métraux, A.: Introduction a la connaissance de l'île de Paques. Préface de Paul Morand. Paris 1935: Coquette. 8°.
- Milke, Wilhelm: Südostmelanesien, eine ethnostatistische Analyse. Würzburg: Triltsch 1935. 60 S. 8°.
- Olbrechts, Frans M.: Ethnologie, inleiding tot de studie der primitieve beschaving. Antwerpen-Brussel-Gent-Leuven: N. V. Standaard-Boekhandel 1936. XX, 342 S. 8°.
- Procházka, Roman v., Abessinien: Die schwarze Gefahr. 2. vermehrte Aufl. Wien: Saturnverlag [1936] 103 S. 8°.
- Rivet, Paul: Le laboratoire d'Anthropologie du Muséum. P. Lester et G.-H. Rivière. Paris: Masson 1935. 2°. Aus: Arch du Mus. d'hist. nat. du Sér. 6, tome 12.
- Sarasin, Fritz: Bericht über das Basler Museum für Völkerkunde für das Jahr 1935. Basel 1936: Birkhäuser. 23 S. 4 Textfig. 8°. Aus: Verhandl. d. Naturforsch. Gesellsch. Bd. 47.
- Shirokogoroff, S. M.: Ethnos, an outline of theory. Peiping, China (1934): Catholic University Press. 73 S. 4°.
- Ethnological and linguistical aspects of ural-altaic hypothesis. Peiping, China 1931: Commercial Press. 198 S. 4°. Aus: Tsing Hua Journal, vol. 6.
- Tarakchandra, Das: Kinship and social organisation of the Purum Kukis of Manipur. Calcutta 1935: University Press. 14. S. 8°. Aus: Jour. of the Depart. of Letters Vol. 28.
- Thurnwald, Hilde: Die schwarze Frau im Wandel Afrikas . . . Stuttgart: Kohlhammer 1935. IX, 167. S. 8°. (Forsch. z. Völkerpsychol. u. Soziol. Bd. 14.)

I. Abhandlungen und Vorträge.

Die Siegerländer Haubergswirtschaft und ihre Geräte.

Von

Hubert Kroll, Essen.

Über die Haubergswirtschaft des Siegerlandes ist schon häufig geschrieben worden. Forstmänner¹⁾ und Rechtsgeschichtler²⁾, Sprachforscher³⁾, Historiker⁴⁾ und andere Fachleute haben diese interessante Wirtschaftsform von ihrem Standpunkt aus einer Betrachtung unterzogen, jedoch hat keiner bisher für die eigenartigen Sachgüter der Haubergswirtschaft einen Blick gehabt, so daß eine Untersuchung darüber noch fehlt.

Wenn im folgenden diese Lücke ausgefüllt werden soll, wird sich nicht vermeiden lassen, manches bereits Bekannte zu wiederholen. Die Beobachtungen des Verfassers sind in dem Dorfe Nenkersdorf an der Sieg gemacht. In anderen Haubergsdörfern des Siegerlandes bestehen Unterschiede zu den Nenkersdorfer Verhältnissen, besonders was die Haubergsteilung und die sprachliche Seite anbetrifft. Die Arbeit erhebt also nicht den Anspruch darauf, eine Gesamtdarstellung zu sein, schildert jedoch die Dinge in einem besonders charakteristischen Haubergsdorf.

Hauberge⁵⁾ nennt der Siegerländer die aus Eichen, Birken, Erlen, Hainbuchen, Ahornen und Haseln bestehenden Bergwälder, von denen jede Gemeinde, oder besser gesagt die Haubergsgenossenschaft jeder Gemeinde größere Areale besitzt. Der wichtigste unter den genannten Bäumen ist die Eiche, die außer Brennholz Holzkohle und Lohe liefert. Die Erzeugung von Holzkohle und Gerberlohe und die Benutzung des abgeholzten Waldbodens als Ackerfläche geben der Haubergswirtschaft ihr eigenartiges Gepräge. Wie bemerkt, ist der Eigentümer der Hauberge nicht ein einzelner Bauer oder Hof, sondern die Haubergsgenossenschaft der Gemeinde, zu der diejenigen gehören, die Anteile am gesamten Haubergskomplex besitzen. Der Gesamthauberg der Nenkersdorfer Haubergsgenossenschaft umfaßt 2100 pr. Morgen. Er ist aufgeteilt in 600 Anteile, die ungleichmäßig unter die einzelnen Genossen verteilt sind. Der Genosse hat das Recht, seine Anteile ganz oder teilweise zu veräußern: Die Anteile sind erblich und haften am Hofe des Genossen, sie werden jedoch — nebenbei bemerkt — bei der neuerdings eingeführten Erbhofordnung nicht als Grund-

¹⁾ Bernhardt, A., Die Haubergswirtschaft im Kreise Siegen. Landwirtschaftliche Zeitung für das nordwestliche Deutschland. Jg. 24, 1867.

²⁾ Delius, W., Hauberge und Haubergsgenossenschaften des Siegerlandes. Breslau 1910.

³⁾ Ley, K. J., Zur Bedeutung der Wörter raitmeister, hauberg, jahn im Siegerland. Zeitschrift d. Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde, Jg. 3, 1906.

⁴⁾ Achenbach, H., Die Haubergsgenossenschaften des Siegerlandes. Bonn 1863.

⁵⁾ Die Bedeutung des Wortes „Hauberg“ siehe Ley a. a. O.

besitz angerechnet. Die einzelnen Anteile tragen den Namen „Penning¹⁾“. Der Nenkersdorfer Normalpenning beträgt — am gesamten Haubergsbesitz errechnet — zur Zeit $3\frac{1}{2}$ pr. Morgen. Im übrigen bezeichnet er einen ideellen Anteil, dessen Größe von Jahr zu Jahr, je nach Größe des in Arbeit genommenen Teilhaubergs, wechselt. Jedes Jahr wird ein Stück des Gesamthaubergs abgeerntet. Die Arbeit beginnt im Vorfrühling, wenn der Schnee geschmolzen ist. Man nimmt dann die Teilung des Haubergs vor, bei der jedem Genossen sein Anteil zugewiesen wird. Diese Arbeit wird mit der Meßgerte (Abb. 1) ausgeführt, einer geraden Fichtenstange, die mit weißer und schwarzer Farbe in zehn Abschnitten eingeteilt ist. Der Einzelabschnitt, „Fuß“, ist 45 cm lang. Der Fuß am unteren Ende der Stange ist



Abb. 1. Meßgerte.



Abb. 2. Schema der Aufteilung eines Hauberges in schwierigem Gelände (Oberteil eines Bachtals).

in zehn kleine Abschnitte, in „Zoll“ untergeteilt. Zunächst wird der Hauberg begutachtet. Der Haubergsvorsteher prüft den Holzbestand des Berges und teilt ihn in gute und schlechte Stücke ein. Auf diese Weise gewinnt man mehrere „Geteilse“, die verschiedene Namen tragen. Liegt z. B. der zu teilende Berg in einem Bachtal, so legt man auf das schlechteste, vom Bach zerrissene Stück einen „Werschhain²⁾“, um den sich „Lange“, „Aufstößer“ und „Unterstößer“ gruppieren (Abb. 2). Jedes Geteils wird

¹⁾ In anderen Gemeinden des Siegerlandes werden die Anteile nach anderen Münzeinheiten, z. B. Albus, Groschen, Heller genannt, oder nach Längemaßen, z. B. Rute oder Fuß, oder nach Hohlmaßen, z. B. Malter, Meste und Becher. Bernhard a. a. O. S. 306. Achenbach a. a. O. S. 5.

²⁾ Delius a. a. O. S. 11 deutet den Ausdruck „wersch“ als verstümmelte Form des mundartlichen „zwarsch“ = quer; es scheint jedoch, als ob das Wort in Zusammenhang gebracht werden kann mit engl. worse = schlechter, goth. wairsiza

danach für sich aufgeteilt (Abb. 3). An einer Grundlinie wird es zunächst in zehn Abschnitte zerlegt, deren Grenzen durch eingesteckte halbarmlange Hölzer markiert werden, die dann durch Einschlagen von einfachen Kerben von 1 bis 10 numeriert werden. Diese Marken heißen Anschlag. Die Messung wird zur Kontrolle weiter oben im Berg mehrfach wiederholt, sodaß man gleichbreite Abschnitte erhält. Der durch das dichte Unterholz zurückgelegte Meßweg wird durch in die Zweige gesteckte Moosbüschel kenntlich gemacht, damit bei Unstimmigkeiten eine Kontrolle möglich ist. Die so gewonnenen Abschnitte heißen „Jahn“¹⁾ oder mundartlich „Jo“. Nach dieser Großteilung beginnt die Kleinteilung, bei der man jeden Jahn in vier Kleinabschnitte zerlegt, die den Namen „Hain“ tragen. Jeder Hain hat 15 Anteile, also 15 Penninge. Auf diese Weise ist das Geteils in 600 Pen-

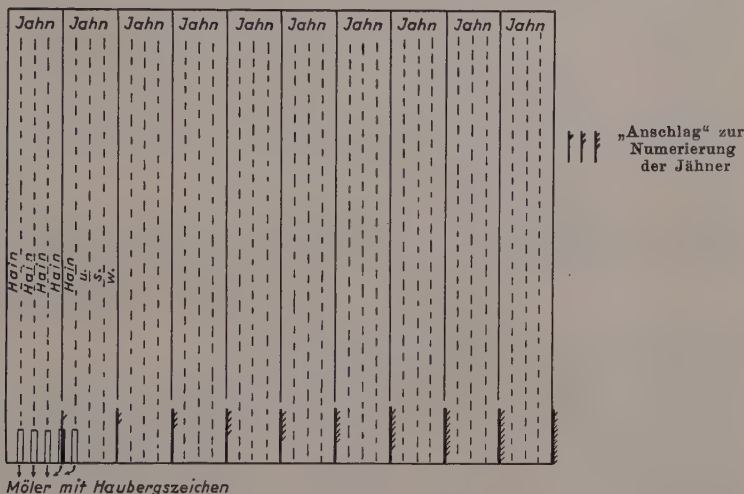


Abb. 3. Aufmessung eines Geteils.

- 1 Hauberg = mehrere Geteile; 1 Geteils = 10 Jähner;
 1 Jahn = 4 Haine; 1 Hain = 15 Penninge; 1 Penning
 = 1 Anteil.

ninge aufgeteilt. Die Grenzen der Haine steckt man durch „Möler“ (Abb. 4) ab, halbarmlange Knüppel, die nach der Verteilung der Haine an die Haubergsgenossen zur Aufnahme der Haubergszeichen, Eigentumsmarken der Höfe, bestimmt sind.

Diese Haubergszeichen (Abb. 5) verdienen eine eingehendere Betrachtung. Es sind buchstabenartige Gebilde, in der einfachsten Form ein Strich = „Kerf“, der einzeln und bis zu sechs gehäuft auftritt und oft ein- und mehrfach mit anderen Zeichen kombiniert wird. Ein V wird wegen seiner Ähnlichkeit mit der römischen Fünf „Fünfer“ genannt. Er kommt auch als „zwei Fünfter ineinander“ und kombiniert mit dem „Zehner“ vor, der römischen Zehn, die einzeln und bis zu drei Zehnern gehäuft erscheint. Ein sternartiges Zeichen heißt „doppelter Zehner“, außerdem gebraucht man ein „H“ und ein „K“ als Haubergszeichen, man kennt ein „W oben“ und ein „W unten“, ein „Kreuz“, den „Hufnagel“, den „Hohnerfuß“. Ein Zeichen in der Form des Y heißt „Schückgawel“, ein lateinisches N aber „Wollwahn“. Ein einfacher Strich, der senkrecht zum

altnord. verri, mittelhochdeutsch wirser (nach freundlicher Mitteilung von Dr. H. Hellberg, Essen). Dieser Deutung entspricht durchaus die Anwendung des Wortes Werschhain auf das schlechteste Stück des Haubergs.

¹⁾ Ley a. a. O. S. 105 bringt das Wort Jahn in Verbindung mit Gang (Weg, Pfad, schmale Gasse) als etwas langem Schmalen.

Kerf steht und nur mit ihm kombiniert vorkommt, heißt „Pleß“. Beim Anbringen der Haubergszeichen an die Möler geht man nicht immer konsequent vor. So liegen z. B. Fünfter, Zehner, das H und die beiden W gewöhnlich auf der Seite, während das K, Hufnagel und Schückgawel in der Regel aufrecht gesetzt werden. Auffällig ist ferner, daß das N-artige Zeichen nicht N genannt wird, sondern den unverständlichen Namen Wollwahn trägt, und daß ein Y nicht als Buchstabe angesprochen wird, sondern Schückgawel (Schüttgabel) heißt wegen seiner Ähnlichkeit mit diesem Gerät. Das scheint darauf hinzuweisen, daß es sich bei den heute



Abb. 4.
Haubergsmal.

- „Kerf“, einzeln und gehäuft bis zu 6 Kerfen, ein- und mehrfach kombiniert mit anderen Zeichen.
- V „Fünfter“, einzeln und kombiniert mit Kerf und Zehner.
- ∇ „Zwei Fünfter ineinander“.
- X „Zehner“, einzeln und gehäuft bis zu 3 Zehnern, kombiniert mit Kerf und Fünfter.
- * „Doppelter Zehner“, auch kombiniert mit Kerf.
- H „H“, auch kombiniert mit Kerf.
- K „K“, auch kombiniert mit Kerf.
- W „W oben“, auch kombiniert mit Kerf.
- ∞ „W unten“, auch kombiniert mit Kerf.
- † „Kreuz“.
- T „Hufnagel“.
- ◄ „Hohnerfuß“, auch kombiniert mit Kerf.
- Y „Schückgawel“.
- ∨ „Wollwahn“, auch kombiniert mit Kerf.
- T Kerf mit „Pleß“.

Abb. 5. Haubergszeichen.

als Buchstaben gedeuteten Zeichen gar nicht um Buchstaben handelt, sondern um solche, die wegen ihrer zufälligen Ähnlichkeit mit Buchstaben oder römischen Zahlen in jüngerer Zeit so genannt werden. Bei dem N- und dem Y-ähnlichen Zeichen hat sich der alte Name noch erhalten, während die Namen der anderen mit Buchstaben und Ziffern benannten Zeichen verlorengegangen sind. Über das tatsächliche Alter der Haubergszeichen läßt sich freilich nichts sagen.

Die Haubergszeichen dienen nicht nur zur Kennzeichnung der Haine. Sie finden sich auch häufig als Eigentumsmarken an den im Hauberg gebrauchten Geräten (z. B. Abb. 7 und 8) und werden auch nach der Aufmessung des Haubergs bei der Verlosung der Haine an die Haubergsgenossen benutzt. Die Verteilung der Haine durch das Los wird durch den Haubergsvorsteher vorgenommen. Die Lose bestehen in kurzen Haselstäbchen, die eingeschnittene Haubergszeichen tragen (Abb. 6). Je zehn Lose werden in einem Hut durcheinandergeschüttelt, und die Haine der Reihe nach durch Ziehen der Lose verteilt. Da jeder Hain 15 Penninge enthält, trachtet man danach, die Haubergsanteile auf Zahlen abzurunden, die sich durch 15 teilen lassen, so daß also der kleinste Haubergsanteil einen vollen Hain = 15 Penninge beträgt. An jedem Geteils wird die Verlosung erneut vorgenommen, so daß jeder Genosse in jedem Geteils ein Stück bekommt, und eine völlig gerechte Verteilung erreicht wird. Das Verlosen schaltet jede gewollte Benachteiligung des einzelnen aus.

Nach der Verlosung kann mit der eigentlichen Arbeit begonnen werden. Zuerst wird der Berg geräumt, d. h. alle Holzarten außer der Eiche heraus-

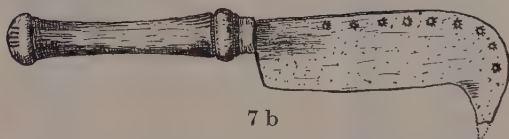
geschlagen. Gewöhnlich bleiben dabei einige Bäume jeder Art als Samenträger stehen. Bei diesen Arbeiten bedient man sich des Beiles und eines Haumessers, des „Knipp¹⁾“ (Abb. 7). Im Mai erfolgt das Loheschälen mit einem „Schöbbel“ (Abb. 8) genannten Schlitzmesser, welches man so in der Hand führt, daß der Ansatz der Klinge vom kleinen Finger umspannt wird und der Stiel zwischen Daumen und Zeigefinger lang heraussteht. Da die Schälarbeit den Handballen sehr stark beansprucht, sucht man diesen durch ein Handlerleder (Abb. 9) zu schützen, dessen einziger Fingerling auf den kleinen Finger gestreift wird. Das Abschälen der Rinde erfolgt am stehenden Baum. Zum Erreichen der höheren Teile des Stammes dient die Lohleiter (Abb. 10), eine Leiter von 1,80 bis 2 m Länge, deren oberste, besonders starke Sprosse eine Einbuchtung aufweist, in die sich der Baumstamm hineinlegt. Am liegenden Holz zu schälen, empfiehlt sich nicht, da bei einer Unterbrechung der Arbeit — auch nur von wenigen Tagen — die Rinde schwerer zu lösen ist. Äste unter Fingerstärke kann der Schöbbel nicht mehr schälen. An diesen, den sogenannten „Steckebieren“ tritt das „Kloppzeug“ in Tätigkeit, ein eiserner Hammer und eine Art hölzerner Amboß (Abb. 11) mit einem Eisenstachel zum Einstecken



Abb. 6. Lose zum Verteilen der Haine. $\frac{2}{3}$ nat. Gr.



7 a



7 b

Abb. 7a u. b. „Knipp“. Haumesser. Je 38 cm lang. a mit Haubergszeichen an der Klinge, b mit einem solchen am Stiel.

in die Erde, auf dem die Rinde von den Zweigen abgeschlagen wird. In früheren Zeiten diente als Holzunterlage die „Ästebank“, ein bankförmiges Gerät, das in den letzten Jahrzehnten wegen seiner Unhandlichkeit aufgegeben wurde. Die abgeschälten Stämme müssen bald nach dem Abschälen möglichst dicht über dem Boden abgeschlagen werden. Der Schnitt soll glatt und etwas schräg sein, damit der Regen die Schnittfläche nicht angreifen kann, denn der Wurzelstock soll neue Triebe erzeugen. Der Haubergsvorsteher hat das Recht, schlechte Arbeit sowie überhaupt jeden Verstoß gegen die Regeln durch Geldstrafen zu ahnden. Das abgeschälte Holz wird als Hausbrand verwendet oder in Meilern zu Holzkohle verbrannt. Die Meilerei ist bekannt genug, so daß im Rahmen dieses Aufsatzes auf das Köhlerhandwerk nicht näher eingegangen zu werden braucht. Die dünnen Zweigspitzen werden zu „Schanzen“ gebündelt und zum Heizen der Backöfen benutzt. Früher, als im Siegerland noch die Schafzucht blühte, dienten sie auch als zusätzliches Winterfutter für die Schafe. Zum Abfahren der gewonnenen Rinde und des Holzes vom Hauberg wird der „Schlettere“ benutzt, ein aus Eichenstämmen gezimmerter Schlitten, der von Kühen gezogen wird (Abb. 12). Da der Schlitten an steilen Bergen leicht in zu schnelles Abgleiten kommt, muß er häufig durch Umwickeln der Kufen mit Ketten oder durch Schleifenlassen der Fracht abgebremst werden.

¹⁾ Bei Delius a. a. O. S. 7 „Heppe“.

Seine Handhabung erfordert eine große Geschicklichkeit. Häufig wird die Fracht am Fuß des Berges auf einen Wagen umgeladen.

Wenn der Hauberg abgeräumt ist, wird der Boden zur Ackerfläche vorbereitet, indem man mit der „Berghacke“ (Abb. 13) die „Brasen“, d. h. die Rasennarbe, abschält und gut durchtrocknen läßt. Danach wird



Abb. 8.
„Schöbbel“,
Schlitzmesser
mit Haubergs-
zeichen, 45 cm
lang.



Abb. 9. Handleder.



Abb. 11. Holzamöß zum
Schälen der Zweige.



Abb. 10.
Lohleiter.

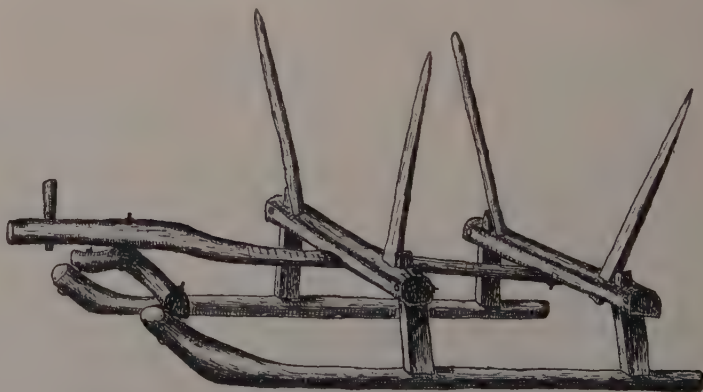


Abb. 12. „Schlette“, Haubergsschlitten. 2 m lang.

der Rasen mit der „Kratze“ (Abb. 14), einem eisernen Rechen, gut durchgearbeitet, wobei das Erdreich abfällt, und das trockene Gras mit dem liegengebliebenen Kleinholz zusammengezogen und um den Fuß des Arbeitenden aufgehäuft werden kann. So entsteht in jedem Haufen ein Loch, das später beim Verbrennen der Haufen zum Aufnehmen des Feuers dient. Das Feuer wird auf der „Brasepanne“, einer gewöhnlichen aus-

gedienten Bratpfanne entzündet und damit von Haufen zu Haufen getragen. Die breitgestreute Holz- und Rasenasche war früher, als künstlicher Dünger noch nicht angewandt wurde, das einzige Düngemittel, das man dem Boden angedeihen ließ. So hergerichtet empfängt der Hauberg die Roggensaat¹⁾, die mit der Hand aus einer Schürze gestreut wird. Untergebracht wird das Korn mit dem „Hoch“²⁾ (Abb. 15), einem leichten, räderlosen Hakenpflug mit quergestellter, grabsechtförmiger, flachgehender Schar, der von Kühen gezogen wird. Nach dem Einhoehen ist der Hauberg bestellt. Die Arbeit beginnt erst wieder im nächsten Jahre zur Einbringung der Kornernte. Das Mähen des Roggens geschieht mit der Handsichel (Abb. 16). Die Anwendung der Sense ist wegen der inzwischen aus den Eichenstümpfen getriebenen Schößlinge nicht möglich. Zum Wetzen der Sichel trägt man einen Wetzstein bei sich im „Schlocker“, einem am Gürtel getragenen Kuhhorn³⁾ (Abb. 17).

Auch das Korn wird auf dem vorhin erwähnten Haubergschlitten vom Hauberg abgefahren. Die Zugvorrichtung der Zugkuh ist das Stirnjoch, das heute aus einem gebogenen, mit Leder gepolsterten Eisen besteht. Früher trugen die Kühe ein hölzernes Joch (Abb. 18), das aus Pappelholz geschnitzt war, an der Vorderseite schöne Kerbschnittverzierungen aufwies und an der Rückseite zwei Aussparungen, in die die Hörner der Kuh hineinpaßten. Zwischen dem Joch und der Stirn der Kuh lag ein gepolstertes Lederkissen. Das Joch war mit Lederriemen an den Hörnern festgeschnallt. Die Riemenenden wurden mit einer Flügelschraube, der „Häsbe“, festgedreht, die auch die Aufgabe hatte, bei Regenwetter einen ledernen Schirm zu tragen. Der Schirm sollte die Hörner vor dem Naßwerden schützen, um einem Wundscheuern der Hornansätze durch die darumlauenden Riemen vorzubeugen. Die beiden Jochenden trugen an eisernen Tüllen große Eisenringe, durch die am Haubergschlitten und Hoch die Zugkette, das „Gezäg“, lief. Wenn die Kuh vor einem Wagen ging, stak in den Ringen die Scherdeichsel, durch deren Enden je ein eiserner Stift, der „Strubnahl“, gesteckt war. Heute sind die Holzjochs nicht mehr im Gebrauch, neuerdings sogar durch die Tierschutzgesetze verboten. Die Zugkühe, die übrigens in der Regel die einzigen Zugtiere der Siegerländer Haubergsdörfer



Abb. 13.
Berghacke.



Abb. 14.
Kratze.

¹⁾ Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts auch Buchweizen „Heidlof“. Delius S. 7; Ley S. 103.

²⁾ Bei Bernhardt, S. 307 „Heinharch“; bei Delius S. 7 „Hainhaach“.

³⁾ Der Wetzsteinköcher verschwindet bekanntlich immer mehr aus unseren ländlichen Gerätschaften, seitdem die Fabriken Streichbretter mit künstlicher Wetzfläche liefern, die bequem am Baum der langen Sense angebracht werden können. Hier in der Haubergswirtschaft hat sich dieses Gerät noch erhalten, da die lange Sense zum Kornschneiden nicht gebraucht wird. Neuerdings findet man auch in Fabriken hergestellte Schlocker aus Kuhhorn.

sind, tragen Hufeisen, von denen es zwei Arten gibt, die eine Art ähnelt dem Pferdehufeisen, ist aber wesentlich breiter. Es umschließt beide Klauen des Hufes. Die andere Art ist zweiteilig und für jede Klaue besonders gearbeitet. Der Schmied von Nenkersdorf benutzte früher das Huf-

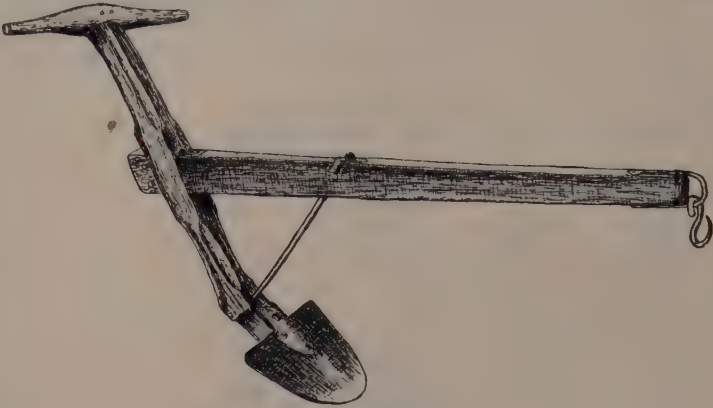


Abb. 15. Hoch. 1,05 m lang.

messer, das die Abb. 19 zeigt. Heute hat er dasselbe moderne Hufmesser, das man allerorten sieht.

Nach einmaliger Roggensaat und -ernte fallen die dem einzelnen Haubergsgenossen überwiesenen Anteile des Haubergs an die Genossenschaft zurück. Der Hauberg bleibt nun 17 Jahre liegen, um dann nach zusammen 18 Jahren wieder in Arbeit genommen zu werden. Nach drei



Abb. 16. Roggensichel.



Abb. 17. „Schlocker“, Wetzsteinköcher.

bis vier Jahren Ruhe hat sich im Hauberg Ginster angesiedelt, der nach Bedarf als Viehstreu geschnitten wird. Die dabei benutzte Sichel (Abb. 20) ist eine andere als die Kornsichel. Sie ist anders geformt und stärker und mit einem Riemen versehen, der sich um das Handgelenk legt. Der Ginster wird damit nicht geschlagen, sondern in ziehender Bewegung abgeschnitten.

Alle Arbeiten im Hauberg werden von beiden Geschlechtern geleistet. Als Gerät der Haubergswirtschaft sei noch erwähnt der „Klunk“ (Abb. 21), eine Kaffeeflasche aus Westerwälder Steinzeug, die von fahrenden Händlern im Siegerland vertrieben wird. In der Regel wird die Flasche an einem Strick mit hölzernem Knebel getragen, auch wenn ihr Henkel noch ganz ist. Das Gegenstück hierzu ist die „Manne“, ein runder, aus Haselspan geflochtener,



Abb. 18. Kuhjoch.

henkelloser Korb, in welchem den im Hauberg arbeitenden Leuten das Essen gebracht wird. Die Manne wird auf dem Kopfe getragen. Dabei steht sie auf einem ringförmigen Kopfpolster, der „Kringe“.

Der Hauberg dient auch als Viehweide. In früheren Jahren, als im Siegerlande noch in starkem Maße Schafe gezüchtet wurden, wurde der Hauberg vom dritten Jahre ab von Schafen beweidet. Vom sechsten Jahre ab wird die Rinderherde des Dorfes in den Hauberg getrieben. Der Pfleger und Hüter der gemeinschaftlichen Dorfherde ist der Gemeindehirt, ein Angestellter einer anderen Genossenschaft, der Hudegemeinde, deren Mitglieder alle Rinderbesitzer sind, die sich an der Besoldung des Hirten beteiligen. Der Vorsitzende der Hudegemeinde ist der

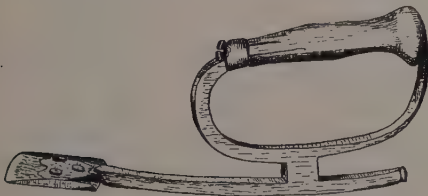


Abb. 19. Altes Hufmesser.

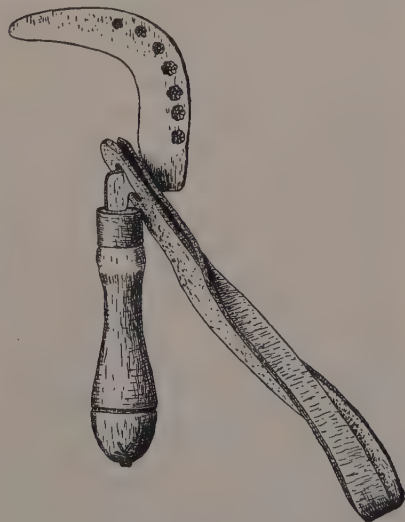


Abb. 20. Ginstersichel.

jeweilige Gemeindevorsteher, während der Haubergsvorsteher von den Haubergsgenossen besonders gewählt wird.

Im Siegerland wird der Beruf eines Gemeindehirten in eigener Lehrzeit bei einem anerkannten Hirten erlernt. Im Winter, wenn das Vieh durch Stallfutter ernährt wird, spielt er gewöhnlich die Rolle eines Haus-

schlächters. Seine Amtstracht besteht in einem blauen Kittel, sein Abzeichen ist ein schulterhoher Hirtenstab aus Hasel, der bei Erreichung des 25jährigen Dienstjubiläums mit einem silbernen Knopfe geziert wird. Der Hirt trägt einen breiten, mit Messingbeschlägen verzierten Schulterriemen, an dem er seinen Hund angekoppelt hält. Morgens nach dem Melken zieht der Hirt mit einer Trompete durch das Dorf und gibt das Signal zum Freilassen der Tiere, die dann als stattliche Herde unter melodischem Glockengeläut in die Berge ziehen. Die Nenkersdorfer Herde hat eine Normalgröße von etwa hundert Tieren. Für diese Anzahl ist das Geläut berechnet, das die Herde trägt. Das Herdengeläut besteht aus fünfundzwanzig Glocken von verschiedener Größe. Die größte Glocke mit dem tiefsten Ton ist nur in einem Stück vertreten und heißt Eischelle. Ihr folgen drei Grobe Schellen, fünf Mittelschläger,



Abb. 21. „Klunk“,
Kaffeeflasche.

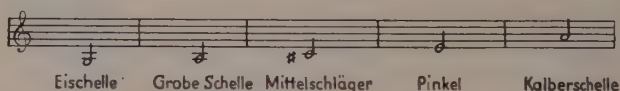


Abb. 22. Die Töne des Herdengeläutes.

sechs Pinkel und zehn Kalberschellen. Die Glocken stammen aus der Werkstatt des einzigen Siegerländer Glockenschmiedes namens Krämer in Grund bei Hilchenbach. Sie sind sorgfältig abgestimmt auf die Töne, wie sie Abb. 22 zeigt. Der Glockenbügel (Abb. 23) ist eine Arbeit des Gemeindegirten. Er sucht im Hauberg dafür passende Eichenholzstücke, die er glättet, in kochendem Wasser biegt, in Kerbschnitt mit stilisierten Blumenmustern beschnitzt und bunt bemalt. Die Fertigkeit gehört mit zu den beruflichen Kenntnissen eines Hirten. Das Herdengeläut ist Eigentum des Gemeindegirten.

Die geschilderten Arbeitsvorgänge sind noch überall in den Siegerländer Haubergsdörfern zu beobachten, die beschriebenen Geräte¹⁾, außer dem hölzernen Stirnjoch noch überall im Gebrauch. In dieser Hinsicht dürfte sich jedoch manches in der Zukunft ändern. Großzügige Kultivierungsarbeiten haben in den letzten Jahren weite Haubergstrecken in Ackerland verwandelt, das nach modernen landwirtschaftlichen Methoden bebaut wird. Die neugewonnenen Ackerflächen lassen manchen Haubergsbauern auf die mühsame Bearbeitung des Waldgrundes für eine einmalige Saat und Ernte verzichten. Das wirkt sich für die Viehwirtschaft insofern nachteilig aus, als sich der Wald als Weidgrund verschlechtert, da der Grasbewuchs auf dem unbearbeiteten Waldboden geringer bleibt als auf dem behackten und mit Asche gedüngten. Viehzucht, Holz- und Lohewirtschaft werden also zugunsten eines modernen rationellen Ackerbaues zurückgedrängt werden. Das bedeutet den Rückgang einer Wirtschaftsform von sehr urtümlichem Charakter.



Abb. 23. Kuhglocke.

¹⁾ Die hier abgebildeten Haubergsgeräte sind, wenn nicht besonders vermerkt, alle in einheimischen Handwerksbetrieben oder von den Bauern selbst hergestellt.

Die Frage nach dem Alter der Haubergswirtschaft zu beantworten bemühte sich als Erster H. Achenbach in seiner Arbeit über die Haubergsgenossenschaften des Siegerlandes (1863), in der er nachzuweisen versuchte, daß in der Haubergsordnung die von Cäsar¹⁾ und Tacitus²⁾ beschriebene Flurverfassung der Germanen noch fortlebe und die Haubergswirtschaft unmittelbar an die germanische Wirtschaftsführung anknüpfe³⁾.

Kruse⁴⁾ gibt zu, daß sich an der Haubergswirtschaft am besten das Wesen der alten deutschen Markgenossenschaften veranschaulichen lasse, ist jedoch im Gegensatz zu Achenbach nicht der Ansicht, daß sie eine Fortentwicklung der ältesten Wirtschaftsform unserer Vorfahren darstellt. Es reicht aber wohl kaum ein Vergleich der Haubergsgenossenschaften und ihrer Haubergsordnung mit den germanischen Markgenossenschaften und deren Flurverfassung allein aus, um die Frage nach dem Alter der Haubergswirtschaft beantworten zu können. Denn die römischen Berichte geben doch wohl Beobachtungen wieder, die am Ackerbau (Pflugbau) gemacht sind und nicht an der Haubergswirtschaft, deren Eigenart und Besonderheit auch in späterer Zeit die Ähnlichkeit ihrer Genossenschaften und deren Verfassung mit den römischerzeitlichen germanischen Gegenständen hervorgerufen haben könnte. Zur Klärung dieser Frage muß vor allem die Wirtschaftsform an sich betrachtet werden. Urkundlich erwähnt wird die Haubergswirtschaft als selbständige Wirtschaftsform zuerst im Jahre 1447⁵⁾. Sie weist jedoch so viel primitive Züge auf, daß sie wesentlich älter sein muß. Auffällig für den Ethnologen ist die Ähnlichkeit der Haubergswirtschaft mit dem Hackbau. Gemeinsam mit dem Hackbau hat sie den vom Holz befreiten Waldboden als Anbaufläche, die Hacke als Hauptgerät für die Bodenbearbeitung, die Aschedüngung, den extensiven Charakter der Wirtschaftsführung mit der einmaligen Benutzung der Anbaufläche, schließlich das Fehlen der Egge, der Walze, der Sense und des Pfluges. Letzteres ist freilich durch die Einbeziehung von Holz- und Lohegewinnung in den Anbau von Nahrungspflanzen bedingt. Pflug, Egge, Walze und Sense kann in den Haubergen einfach nicht angewandt werden wegen der im Boden steckenden Wurzeln und Baumstümpfe und der neuwachsenden Schößlinge, die geschont werden müssen. Das im Hauberg gebrauchte pflugähnliche Gerät, der Hoch, wird, wie bemerkt, nicht wie ein Pflug zum Aufreißen und Lockern des Bodens gebraucht, sondern dient zum Unterbringen des Saatkornes, vertritt also mehr die

¹⁾ De bello Gallico, IV, 1: privati ac separati agri apud eos nihil est; neque longius anno remanere uno in loco incolendi causa licet. VI, 22: magistratus ac principes in annos singulos gentibus cognationibusque hominum . . . quantum et quo loco visum est agri attribuant atque anno post alio transire cogunt.

²⁾ Germania, 26: arva per annos mutant et superest ager.

³⁾ Delius (a. a. O. S. 12/13) kommentiert Cäsars und Tacitus' Texte wie folgt: „Im Siegerlande bleibt der zugeteilte Anteil regelmäßig 1½ Jahr im Besitz des Genossen, von Anfang März jedes Jahres bis Ende August des folgenden. Auch bei der Haubergsgenossenschaft wird jedem Genossen alljährlich sein Anteil am Hauberge zur Nutzung angewiesen und muß nach geschehener Nutzung wieder aufgegeben werden.“ Magistratus ac principes vergleicht Delius mit den mit der obrigkeitlichen Funktion bekleideten Haubergsvorstehern, die gentes und cognationes mit der Familie des Genossen, die gemeinsam das zugewiesene Stück bearbeitet. Tacitus' „superest ager“ deutet Delius mit dem Hinweis darauf, daß auf den Haubergen die nicht zur Bewirtschaftung reifen Schläge unbearbeitet bleiben. Im übrigen läßt Delius die Frage offen, „ob diese mit der altgermanischen Wirtschaftsverfassung so sehr übereinstimmende Haubergswirtschaft eine ursprüngliche, an die germanische Wirtschaftsweise anknüpfende Einrichtung ist, oder ob wir es hier mit einer späteren Neuschöpfung zu tun haben“.

⁴⁾ Kruse, H., Das Siegerland unter preußischer Herrschaft 1815—1915. Siegen 1915, S. 128.

⁵⁾ Bernhardt a. a. O. S. 306.

Stelle der Egge. Der Hoch ist so handlich und gleitet mit seiner flachstehenden Schar so leicht durch den mit der Hacke gelockerten Boden, daß er ohne große Mühe auch von Menschenhand gezogen werden kann. Das kann man tatsächlich im Siegerland häufig beobachten, zumal bei ärmeren Leuten, die ihren wenigen Milchkühen diese Arbeit ersparen wollen, um den Milchertrag nicht zu beeinträchtigen. Demnach kann der Hoch tierische Zugkraft entbehren, wie auch der Haubergschlitten, der häufig, besonders in schwierigem Gelände, durch Menschenkraft zu Tal gebracht wird¹⁾. Das würde bedeuten, daß der Anbau von Nahrungspflanzen überhaupt ohne tierische Hilfe vorgenommen werden kann, eine weitere bemerkenswerte Übereinstimmung der Haubergswirtschaft mit dem Hackbau.

So stellt sich uns die Haubergswirtschaft als eine Sonderform des Hackbaus dar, der hier Hand in Hand mit anderen Wirtschaftszweigen arbeitet und mit Großviehzucht verbunden ist. Die Verbindung mit der letzteren ist indessen ziemlich locker. Die einzige Beziehung der Viehzucht zur Haubergswirtschaft besteht darin, daß das Vieh im Sommer in den Haubergen geweidet wird²⁾. Die Bodenwirtschaft verzichtet auf tierischen Dünger und kann das Vieh als Zugtiere entbehren. Die Verbindung des Haubergshackbaues mit Großtierzucht scheint also sekundär zu sein. Enger ist die Verknüpfung des Siegerländer Hackbaus mit der Holz- und Lohewirtschaft. Er hat sich überhaupt nur durch diese Verknüpfung als Hackbau erhalten und zwar vermutlich seit vorgeschichtlicher Zeit. Schon allein die Tatsache, daß mitten in unserem höchstentwickelten Pflugbau eine Form des Hackbaus vorkommt, spricht dafür, daß dieser Hackbau an eine vorgeschichtliche Wirtschaftsform anknüpft. Aber auch Vorzeitfunde scheinen das zu erweisen: Von jeher haben die Hauberge, worauf schon Achenbach hinweist³⁾, für die Siegerländer Eisenhütten die Holzkohle und für die Gerbereien im Siegerlande die Eichenlohe geliefert. Beide Industrien sind immer von der Haubergswirtschaft abhängig gewesen und diese von jenen.

Seitdem wir durch die Forschungen des Lehrers O. Krassa in Gosenbach, Kreis Siegen, der in den Bachtälern des Siegerlandes zahlreiche latènezeitliche Eisenöfen fand, Kenntnis haben, daß bereits in den ersten vorchristlichen Jahrhunderten im Siegerland eine Eisenindustrie betrieben wurde, können wir annehmen, daß bereits in dieser vorgeschichtlichen Zeit die nötige Holzkohle von den Haubergen bezogen wurde. Krassa hat in einer solchen latènezeitlichen Kulturschicht auch ein Eisengerät gefunden, das er — sicher mit Recht — als Schar von einem Hoch anspricht⁴⁾. Dieser

¹⁾ Im übrigen sind Haubergschlitten und Hoch zwei Geräte, die vielleicht ursprünglich gar nicht zur Haubergswirtschaft gehört haben. Vorhin wurde erwähnt, daß im Siegerland die Art des Lastentragens auf dem Kopf bekannt ist. Mit dieser Tragart kann man beträchtliche Lasten auf eine verhältnismäßig bequeme Weise befördern. Vielleicht wurde ursprünglich so die Holz- und Kornerte von den Bergen geschafft, bis man sich mit dem Haubergschlitten ein Beförderungsmittel schuf, das den Menschen entlastete. Der Hoch leistet das Bedecken der gestreuten Saat, eine Arbeit, die für einen Pflug sehr ungewöhnlich ist und sich ebensogut mit einem anderen Gerät, z. B. der rechenähnlichen eisernen Kratze tun ließe. Es ist möglich, daß der Hoch, der als Pflug sehr altertümlich aussieht, in früher Zeit durch Einflüsse des Pflugbaues in die Haubergswirtschaft übergegangen ist und hier eine andere Aufgabe bekommen hat.

²⁾ Im Winter wird das Vieh im Stalle gehalten und mit dem auf den Wiesen im Siegtale gewonnenen Heu gefüttert.

³⁾ A. a. O. S. 11.

⁴⁾ Nach mündlicher Mitteilung von O. Krassa. Das Stück befindet sich im Museum in Siegen.

Alle hier abgebildeten Geräte sind Eigentum des Ruhrland-Museums der Stadt Essen.

Fund ist geeignet, das vorgeschichtliche Alter der Haubergswirtschaft noch mehr wahrscheinlich zu machen.

Wie alt die Kunst der Lederherstellung mit Eichenrinde ist, hat unsere Vorgeschichtsforschung noch nicht geklärt. Das spricht nicht gegen die Möglichkeit, daß auch zur Latènezeit schon mit Eichenlohe gegerbt wurde, die auf den Haubergen gewonnen wurde, zusammen mit der Holzkohle für die Eisenöfen.

So glaube ich wahrscheinlich gemacht zu haben, daß die Haubergswirtschaft als Wirtschaftsform in ihrer heutigen Ausprägung bereits in den ersten vorchristlichen Jahrhunderten bestanden hat. Daß sie bereits damals oder zur Römerzeit nach einer Haubergsordnung, die der heutigen ähnlich ist, betrieben wurde, wie Achenbach nachweisen wollte, ist möglich.

Es ist anzunehmen, daß der Haubergswirtschaft ein uralter Hackbau zugrunde liegt, der sich durch eine Verknüpfung mit Holz- oder Lohegewinnung, die spätestens zur Latènezeit erfolgt ist, bis heute erhalten hat.

König Midas hat Eselsohren.

Ein kostümgeschichtlicher Erklärungsversuch.

Von

Robert Lehmann-Nitsche.

In griechischen Altertum war die Figur eines sagenhaften, mit Eselsohren behafteten Königs namens Midas sehr bekannt¹⁾. Sie erscheint in der Literatur (vgl. Kuhnert Sp. 2958) von Aristophanes Plut. 287 erwähnt und auch auf Kunstdenkmälern, aber diese sind ohne Ausnahme Vasenbilder (Sp. 2963). Die Griechen versuchten aber nur gelegentlich eine Erklärung dieser Besonderheit, auf die wir späterhin eingehen, wenigstens ist eine sich daran anknüpfende Erzählung aus dem griechischen Altertum uns nicht überkommen. Höchstens könnte man als solche die auffassen, daß sich Midas seine Ohren abschnitt um sie loszuwerden (Lykophron 1401, dazu Tzetzes, nach Kuhnert Sp. 2960). Ovid bringt später beides: er berichtet zunächst, wie Midas zu seinen Eselsohren gekommen sei und knüpft daran eine Geschichte, wie er seine Mißbildung als Geheimnis bewahren wollte und dieses durch seinen Barbier indirekt doch verraten wurde.

In seinen Metamorphosen (XI 146—193) erzählt er nämlich, wie bei einem Wettstreit zwischen dem, die (nach ihm benannte) Flöte blasenden Pan und dem Kithara spielenden Apollon der Gebirgsgott Tmolos letzterem den Preis zuerkannte. Da Midas, der sich, seines Reichtums müde²⁾, in die Wälder geflüchtet hatte und zufällig zugegen war, unbefragt gegen das Urteil Einspruch erhob, ließ ihm Apollon Eselsohren wachsen, „die fortan von seiner Stumpfheit Zeugnis ablegen sollten³⁾“

¹⁾ Die folgende Darstellung mit Benutzung von Kuhnert, Artikel „Midas“, in: Roscher, Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie, II (2), Sp. 2954—2966, dazu Drexler, Sp. 2966—2968, Leipzig 1894/97, sowie mit Benutzung von Eitrem, Artikel „Midas“ in: Paulys Real-Encyclopädie der classischen Altertumswissenschaft, Neue Bearbeitung, XXX, Sp. 1526—1536, Stuttgart 1932.

²⁾ Ovid hat eine Fabel vom Reichtum des Midas mit der von seinen Eselsohren kombiniert; erstere geht uns hier nichts an.

³⁾ So Kuhnert, Sp. 2957; vgl. dazu Eitrem, Sp. 1532: „Der Esel war dem Altertume ganz unmusikalisch.“

(nach Hyginus Fabulae 191 und anderen, „sicher ursprünglicheren Quellenangaben“ — Eitrem Sp. 1532, s. a. Kuhnert Sp. 2958 — war Midas selber der Schiedsrichter). Der Bestrafte trug seitdem eine phrygische Mütze (Tiara), aber sein Haarschneider bemerkte natürlich die sonderbaren Ohren. Trotz des Versprechens, strengstes Stillschweigen zu wahren, drückte diesen das Geheimnis, er grub in die Erde ein Loch und flüsterte hinein: „König Midas hat Eselsohren!“, schüttete die Grube wieder zu und ging erleichtert davon. Aber an der gleichen Stelle wuchs später Schilfrohr, das bei jedem Windstoß dieselben Worte wiederholte und so das Geheimnis im ganzen Lande verbreitete. Soweit die Erzählung Ovids, von der Kuhnert Sp. 2957 hervorhebt, daß für sie eine alte Quelle uns nicht bekannt sei.

Der zweite Teil der Midasgeschichte wie ihn Ovid erzählt, aber nur dieser: nämlich wie der Verunstaltete seine Ohren zu verbergen versuchte und wie das Geheimnis durch den davon bedrückten Barbier indirekt schließlich doch unter die Leute kommt, lebt nun noch heute in den verschiedensten Teilen der Alten Welt weiter, begreiflicherweise mannigfach abgeändert. In einem Zusatz zu Kuhnerts Midasartikel hat Drexler eine die Verbreitung dieser Fabel betreffende sorgfältige Zusammenstellung gegeben, vor allem aber ist es William Crooke¹⁾, dem wir eine ausgezeichnete Studie darüber verdanken, die jedoch dem Mitarbeiter des Paulysehen Nachschlagewerkes unbekannt geblieben ist. Alle die späteren und modernen Legenden (die sogleich in gekürzter Überarbeitung vorgeführt werden sollen), beginnen direkt mit den langen Ohren eines Herrschers als gegebener Tatsache ohne dafür eine Erklärung abzugeben, und schildern von vornherein das Bestreben des Betroffenen, seinen Defekt zu verbergen.

Die Vorstellung: daß es einmal einen Herrscher mit einer Hypertrophie der Ohren gegeben habe, ist also jedenfalls das Primäre und die Voraussetzung für die sich daran anknüpfende Erzählung von dem geschwätzigen Barbier usf. Diese Erzählung ist durchaus sekundärer Art, von irgendeinem geistreichen Kopf erfunden und soll uns nicht weiter beschäftigen. Uns interessiert hier nur die Frage, wie die Vorstellung von einem Menschen mit Eselsohren zustande kommen konnte. Doch zunächst erst die nach-ovidischen Texte auf Grund der Übersichten bei Drexler und Crooke und ein paar eigener Funde. Wenn irgend möglich wurden die Originalveröffentlichungen eingesehen und ausgezogen, denn nicht immer erwiesen sich die Exzerpte als zuverlässig. Beginnen wir mit einem modernen Texte aus dem Mittelmeer.

Auf Zakynthos, einer der ionischen Inseln, erzählen die Leute folgendes²⁾. Ein junger Bursche ging auf die Wanderschaft, sah am Wege Schilfrohr stehen und schnitt sich daraus eine Flöte. Wie er darauf blies, ließ diese die Worte ertönen: „Der König, der fünffach verschleierte, hat Bocksohren.“ Das stimmte nun wirklich, aber seine Moeren hatten erklärt, daß, wenn sein Volk dies erführe, er sterben werde; darum hatte er seinen Kopf stets mit fünf Schleiern verhüllt, nur sein Barbier wußte um die Sache. Als nun jener junge Mann in die Stadt kam und seine Flöte blies, erfuhr der König davon und stellte den Barbier zur Rede. Der erzählte zitternd, schon am ersten Tage als er das Geheimnis erfahren, hätte er es nicht bei sich behalten können, sondern ein Loch in den Erdboden gegraben, den Mund hineingesteckt und es der Erde anvertraut; an dieser Stelle nun sei jenes Rohr emporgewachsen und dieses, nicht der Jüngling, habe das Geheimnis an den Tag gebracht. Unerschrocken bestätigte der diese Aussage. Nun er-

¹⁾ Crooke, King Midas and his ass's ears. Folk-Lore, XXII, p. 183—202, London 1911.

²⁾ Schmidt (Bernhard), Griechische Märchen, Sagen und Volkslieder . . . p. 70—71, dazu p. 224—225, Leipzig 1877.

innerte sich der König an den Spruch seiner Moeren, gab seine Tochter dem jungen Manne zur Frau und setzte ihn zu seinem Nachfolger ein. Darauf zog er die fünf Schleier von seinem Haupte, umarmte die Neuvermählten und verschied.

Bernhardt Schmidt äußert sich dazu folgendermaßen (S. 224): „Daß unser neugriechisches Märchen unmittelbar aus dem hellenischen Alterthum her stammt und nicht etwa erst durch Vermittlung eines andren Volkes nach Griechenland wiedereingewandert ist, wird wohl niemand bestreiten wollen. Es steht der altgriechischen Erzählung viel näher als alle übrigen uns vorliegenden Versionen“, aber an ein Hineintragen ins Volk von schriftkundiger Seite könne nicht entfernt gedacht werden. Wegen der Bocksohren scheine das neugriechische Märchen altertümlicher als die literarische Überlieferung zu sein. Zu letzter Ansicht möchte ich zufügen, daß nach einer kaum bekannten Variante bei Philostratus, Vit. Apoll. VI 27, 2 Midas Satyr-, also Bocksohren hatte; A. B. Cook (Titel folgt weiterhin) S. 87 und Eitrem Sp. 1532 bringen diese Stelle, woher ich sie entnehme. Es handelt sich nach Eitrem um den (späteren) Versuch, die theriomorphe Bildung des Midas zu erklären: Unter den Seilenen und Satyrn des Dionysos sei er selbst ein Satyr geworden und hätte so deren auffallendes Merkmal, nämlich deren Ohren, bekommen.

In Bosnien erzählt man folgende Geschichte¹⁾: Im Schlosse Javnik lebte ein König, der hatte einen Schweinskopf. Seine Untertanen sprachen das einander zu²⁾, er aber glaubte, es wüßte das niemand. Seine Barbieri ließ er umbringen, bis schließlich ein junger bildschöner Mann sein Mitleid erregte. Er ließ ihn laufen gegen das Versprechen das Geheimnis zu bewahren, oder, falls es ihn bedrückte, sollte er es am Ufer des Wassers aussprechen. Das tat der Jüngling auch nach einiger Zeit als er Schafe und Ziegen hütete. Tags darauf aber war an dieser Stelle Rohr gewachsen, daraus schnitt er sich eine Flöte, und die Hirten, Hirtinnen und Kinder des Dorfes taten das gleiche. Nun tönte aus allen Flöten: „Unser König hat einen Schweinskopf.“ Dieser fühlte sich belästigt und beschloß sein Schloß zu verlassen, seine Tochter wollte aber nicht mitkommen. Nun versuchte er, das Schloß und damit die Tochter zu verbrennen, jedoch vergeblich. Da verfluchte er sie, daß sie zur Schlange würde so lange, bis sie eingetaufter Leib küßte; das erfüllte sich aber nie.

In Serbien erzählt man folgendes: Es lebte einmal ein Kaiser, der hieß Trojan und hatte Ziegenohren. Jedesmal wenn ihn ein Barbier bediente fragte er diesen, ob er etwas an ihm bemerkte, und da er zur Antwort bekam: „Ziegenohren“, hieb er ihn nieder. Schließlich kam der Lehrling eines Barbiers, der sich krank gestellt hatte, an die Reihe und entgegnete auf die fatale Frage: „Nichts“. Dafür wurde er mit zwölf Dukaten belohnt und dauernd in Dienst genommen. Er hielt den Mund, aber das Geheimnis bedrückte ihn, und er fing an zu siechen. Auf Anraten seines Meisters, dem er nichts verraten wollte, ging er vor die Stadt aufs Feld, machte dort eine Grube, in die er den Kopf steckte, und sprach dreimal: „Der Kaiser Trojan hat Ziegenohren“; warf die Grube wieder zu und kehrte vollkommen beruhigt heim. Nach einiger Zeit sproßten auf der Grube drei Hollunderstämmchen. Einen davon schnitten sich Hirten ab und machten daraus Flöten, aus denen beim Blasen die Worte hervorkamen: „Der Kaiser Trojan hat Ziegenohren.“ Das verbreitete sich bald in der ganzen Stadt, der Kaiser

¹⁾ Jagić, Eine Midas-Sage in bosnischer Fassung. Archiv für slavische Philologie, XIV, p. 148—150, Berlin 1892. — Mit Parallelen von Reinhold Köhler p. 150.

²⁾ Ein Hysteronproteron, denn das geschah doch erst, nachdem die Rohrflöten das Geheimnis aller Welt verkündet hatten und die Leute darüber sprachen.

hörte davon, rief den Lehrling herbei und der berichtete. Da fuhr der Kaiser mit ihm zu jener Stelle, wo nur noch ein einziges Hollunderstämmchen stand. Eine daraus hergestellte Flöte ließ ebenfalls die gleichen Worte „Kaiser Trojan hat Ziegenohren“ hören. Da überzeugte sich dieser, daß auf Erden sich nichts verbergen lasse, schenkte dem Barbier das Leben und gestattete fortan seinem Meister ihn zu rasieren¹⁾. — Es ist interessant, daß bereits im 12. Jahrhundert Tzetzes (Chil. 2 vs. 95) von den angeblichen Bocksohren Trojans (= Traians) berichtet²⁾.

Auffallend häufig wird unser Thema im keltischen Sprachgebiete behandelt. Hier knüpft es sich an eine Figur namens Mark u. ä., bezüglich deren wir folgendes erfahren³⁾: „One of the chief names of the Celtic Pluto was More or Marc in Irish [doch sei die Form More gebräuchlicher, Anm. 1], and March ab Meirchion in Welsh . . . His name referred to his having horse's ears, in spite of which he is represented sometimes as a king, and sometimes as the captain of a great flet.“ In der Tat bedeutet der Beiname Longseach des Helden einiger der folgenden Texte „Seefahrer⁴⁾“. Was den Namen Mark u. ä. anbelangt, so teilte mir Professor Pokorný mit, daß March „Pferd“ heiße, aus Kelto-germanisch *markos⁵⁾; am Schlusse unserer Studie werden wir darauf zurückkommen.

Genauer über die in Frage stehenden Eigennamen bringt uns Rhys in einem früheren Werke⁶⁾. Hier sagt er, daß der Name „Labradh“ wohl einer der Namen des More, sonst Margg genannten Verwalters (steward) des Königs von Fomori gewesen sei. In Gälisch laute dieser Name: March (ab Meirchion); der Betreffende hatte Pferdeohren (Cymmrodor VI 181—183); im Irischen hieße der Träger solcher Ohren gewöhnlich Labraid; dazu halte man den bretonischen Portzmarch. Weiteres über More als Steuerheber u. dgl. Seite 608.

Es folge nun eine Zusammenstellung der einschlägigen Texte.

In alten irischen Manuskripten findet sich die Fabel von dem Monarchen Labradh Loingseach⁷⁾. Der hatte unmaßig lange Ohren, die denen eines Pferdes ähnlich waren. Um sie vor seinen Untertanen zu verbergen, wurde die Person, die ihm die Haare geschnitten hatte, getötet. Es war nun bei den Haarschneidern Brauch geworden, einen von ihnen durch das Los zu diesem fatalen Geschäfte zu bestimmen. Nun traf das Los den jungen Sohn einer Witwe, ihr einziges Kind. Sie jammerte vor dem König und erreichte, daß ihr Sohn am Leben bleiben würde, wenn er ein Geheimnis wahren könnte. Der junge Mann litt aber unter dessen Bürde. Die Mutter befragte nun einen Druden und dieser entdeckte, daß keine wirkliche Krankheit vorläge, sondern ein Geheimnis Schuld habe. Falls er dieses keinem Menschen anvertrauen dürfe, dann der Luft. Er solle zu einem Kreuzwege gehen und dann rechter Hand, und dicht an den ersten Baum, den er dann träfe, solle er seine Lippen halten und das Geheimnis hinflüstern. Das tat der junge Mann genau nach Vorschrift und wurde gesund.

¹⁾ Karadschitsch, Volksmärchen der Serben, p. 225—228 (= Nr. 39), Berlin 1854.

²⁾ Drexler a. a. O. Sp. 2966, wo darüber weitere zusätzliche Literatur.

³⁾ Rhys, Studies in the Arthurian legend, p. 70, Oxford 1891.

⁴⁾ Gaidoz bei Stokes (s. w. u.) p. 507.

⁵⁾ Vgl. dazu Gertrudis Schoepperle (Titel w. u.) p. 269: „The word mark is attested from the earliest times equally among the Celts and Teutons as a common noun meaning horse.“

⁶⁾ Rhys, Lectures on the origin and growth of religion as illustrated by Celtic heathendom (= The Hibbert Lectures, 1886), p. 590, Anm., London & Edinburgh 1888.

⁷⁾ Keating, The general history of Ireland . . ., p. 165—167, London 1723. — Nachher wurde die Sage öfters in das Deutsche übernommen und überarbeitet, vgl. Drexler, Sp. 2967 sub 4a.

Nun war die Harfe des Königlichen Obermusikus, Craftine, zerbrochen. Er ging in den Wald und machte sich gerade aus jener Weide ein neues Instrument. Das ließ aber immer nur die gleiche Strophe hören: „da Chluais Chapuil ar Labhradh Loingseach“, d. h.: „Labhradh Loingseach hat zwei Pferdeohren“. Das Gerücht von dem wundersamen Instrumente gelangte bis zu dem König; auch kein anderer Harfner konnte dem Instrumente etwas anderes entlocken. Der König betrachtete das als ein Zeichen des Himmels, ging in sich und zeigte von nun an seine Ohren öffentlich.

Identisch, wenn auch wohl aus anderer Quelle stammend (man vgl. die abweichende Strophe, welche die Harfe hören läßt), ist folgender ebenfalls alter, aber lange nach Keatings Buch veröffentlichter Text. In einem alten irischen Ms., das im Trinity College zu Dublin aufbewahrt wird, steht folgende Geschichte¹⁾: Über Irland herrschte König Labraid Lorc, der hatte Pferdeohren. Jedesmal nach seiner Tätigkeit wurde der Barbier umgebracht. Als der Sohn einer Witwe gerufen wurde, bat diese den König, ihn doch nicht zu töten. „Gewiß nicht, wenn er nicht weitererzählt, was er zu sehen bekommt“, antwortete er. Den Mann machte aber das Geheimnis krank und allmählich so sehr, daß „two heads grew upon him“; er konnte sich nicht mehr erheben und kein Kraut konnte ihn heilen. Schließlich erkannte ein Zauberer, daß ein Geheimnis die Schuld habe; der Mann solle, so riet er der Mutter, zu einer Stelle gehen, wo vier Straßen zusammenkämen, und dem ersten Baume, den er auf der rechten Seite anträfe, solle er die Geschichte erzählen. Das tat der Sohn und erleichterte sein Herz. Der betreffende Baum aber war eine Weide. Als nun einmal der berühmte Harfner Craiftine sich ein neues Instrument gerade aus diesem Baume hergestellt hatte, da klang es aus der Harfe beim Spielen: „da no pill for labraid lorc“ (zwei Pferdeohren an Labraid Lorc).

In literarisch aufgeputzter, weitschweifiger und humoristischer Form wurde eine moderne Fassung, leider ohne genaue Herkunft, bekannt gegeben²⁾, die inhaltlich folgendes erzählt. Labradh Loingseach (= Lora Lonshach) war König in einer Stadt an den Ufern des Carlow und Kilkenny. Keiner seiner Barbieri kehrte nach Hause zurück. Schließlich mußte ein Ausrufer solche durch das Los bestimmen, und dieses traf zuerst den Sohn einer armen Witwe. Diese rannte erschrocken zum König, doch der Mann mußte am nächsten Tage antreten und schwören, nichts weiter zu erzählen. Der König nahm nun, um sich die Haare schneiden zu lassen, sein grünes Barett ab, und da kamen zwei große Pferdeohren, so groß wie die eines Esels, zum Vorschein. Der Haarschneider vollzog seine Aufgabe und erhielt fünf Guineen. Die Mutter fragte dann ihren Sohn, was eigentlich gewesen wäre, doch der schwieg sich aus, wurde aber durch das Geheimnis krank. Der Arzt riet ihm nun, er solle in die Rinde eines Baumes einen tiefen Spalt schneiden und das Geheimnis hineinsprechen. Der junge Mann tat wie ihm geraten, fand eine schöne Weide (sally) und wisperte in den Spalt: „Da Chluais Chapail ar Labhradh Loingseach“ (= „Lora Lonshach hat zwei Pferdeohren“). Nun lebte er sehr vergnügt ein volles Jahr, bis er wieder dem König die Haare schneiden sollte. Der veranstaltete nämlich ein großes Fest. Dazu machte sich Craftine, sein Harfner, da das alte wurmstichig war, ein neues Instrument und ausgerechnet aus jenem Weidenbaum. Am Ende des Festes mußte er auf Befehl des Königs alleine eine Zugabe machen, und da tönte aus der Harfe der Satz, den der Haarschneider in die Rinde geflüstert hatte [der aber früher im Trubel des

¹⁾ Stokes, *Mythological notes*. VII. Labrad Lorc and his ears. *Revue Celtique*, II, p. 197—199, 507, Paris-London 1873—1875.

²⁾ Kennedy, *Legendary fictions of the Irish Celts*, p. 248—254, London 1866.

Tanzes überhört worden war]. Erschrocken nahm der König sein Barett ab, so daß man seine Ohren sah, und fiel in Ohnmacht. Nachdem er wieder zu sich gekommen war, beschädigte er die Witwen und Mütter der umgebrachten Haarschneider.

Alfred Nutt meint übrigens, daß wie eine andere auch die Geschichte von den Pferdeohren auf den Labhraidh übertragen wurde, "a fact which seems to indicate that the mediaeval Irish litterateurs found him a convenient person to whom classical legends might safely be attributed¹⁾."

Im nördlichen Wales war es March Amheirchion, einer der Krieger König Arthurs und Lord von Castellmarch, der Pferdeohren hatte. Die Barbieri tötete er jedesmal, und an der Stelle, wo ihre Leichen begraben wurden, sproßte Rohr. Daraus schnitt sich einmal jemand eine Pfeife. Diese gab keinen anderen Ton von sich als: „March Amheirchion hat Pferdeohren“. March hätte den unschuldigen Mann wahrscheinlich getötet, konnte aber selber dem Instrument keinen anderen Ton entlocken. Als er erfuhr, wo das Rohr gewachsen war, gab er sich keine Mühe mehr, die Morde und seine Ohren zu verheimlichen. Diese Erzählung stammt aus jener Zeit, wo Pfeifen aller Art und nicht die Harfe das Lieblingsinstrument in Nordwales waren²⁾.

Daß die Erzählung auch in Cornwallis bekannt war, erschließt Rhys (Studies S. 70, Anm. 2) aus einer Stelle bei Malory X 27: „the laye that sire Dynadan made Kynge Marke / the whiche was the werste lay that euer harper sange with harp or with ony other Instrumentys.“

Ohne Herkunft- und Quellenangabe (es heißt nur, daß er in Wales und Irland im Umlauf sei) ist folgender kurzer Text³⁾; er hinterläßt den Eindruck, als ob er aus der Erinnerung an Gelesenes zusammengeschrieben wurde. March ab Meirchion hatte Pferdeohren, und um die Sache vor den Leuten zu verbergen, tötete er den Barbier jedesmal nach Erledigung seiner Aufgabe. Auf der Stelle nun, wo deren Leichen begraben wurden, wuchs Röhrlicht; aus einem Rohre davon machte sich einer der Barden Marchs eine Pfeife, und diese ließ nur den fatalen Satz hören, daß March ab Meirchion Pferdeohren habe. Der erzürnte König würde den Musikanten getötet haben, ließ sich aber überreden, die Pfeife selber zu blasen, und dabei entdeckte er, daß das Instrument und nicht der Musikant Schuld daran war.

Aus der Bretagne sind drei Fassungen unserer Erzählung bekannt geworden; die älteste lautet folgendermaßen⁴⁾:

¹⁾ Nutt, The Aryan expulsion-and-return-formula in the folk and hero tales of the Celts. The Folk-Lore Record, IV, p. 33, Anm., London 1881.

²⁾ Rhys, Celtic folklore, Welsh and Manx, I, p. 233—234, Oxford 1901.

³⁾ Cox (Marian Roalfe), An introduction to folk-lore, p. 78, London 1895.

⁴⁾ [Cambry,] Voyage dans le Finistère, ou état de ce département en 1794 et 1795, II, p. 287, Paris, an VII de la République Française. — Hiernach übernommen von Alfred de Nore [Pseud. des Marquis Adolphe de Chesnell], Coutumes, mythes et traditions des provinces de France, p. 219—220, Paris-Lyon 1846 (schreibt den Namen: Portzmarch), und danach von Édélestand du Ménil, Études sur quelques points d'archéologie et d'histoire littéraire, p. 432, Paris-Leipzig 1862; Auszüge bei Köhler (Anhang zu Stokes a. a. O. p. 507) und Sébillot (Titel in der nächstfolgenden Anmerkung) p. 328.

Cambrys Original vom an VII de la République Française ist deutsch überarbeitet worden: Reise durch einen Theil des westlichen Frankreichs. Nach einem französischen Originale, von Christian August Fischer, Berlin 1803; die uns interessierende Stelle steht S. 141—142. Die Übersetzung derselben ist ungenau und zum Schlusse unvollständig; der Ortsname ist Porsmarch geschrieben, was belanglos ist, aber zum Schlusse heißt es, daß der Freund das Geheimnis „in ein kleines Loch am Meere hineinrief. Was geschah? Kaum waren die Worte hineingeflüstert, so sproßten drei Schilfröhre daraus hervor, die in einem fort sagten: „Der König von Porsmarch hat Pferdeohren! Der König von Porsmarch hat Pferdeohren!“

„Le roi de Portzmarch¹⁾ faisoit mourir tous ses barbiers, de peur qu'ils racontassent au public qu'il avoit des oreilles de cheval. L'intime ami du roi venoit de le raser, il avoit juré de ne pas dire ce qu'il savoit; mais ne pouvant résister à la rage de raconter ce fait, par le conseil d'un sage, il fut le dire aux sables du rivage. Trois roseaux naissent dans le lieu, les bardes en firent des hanches de Haut-Bois qui répétoient: Portzmarch, le roi Portzmarch a des oreilles de cheval.“

Etwas später wurde folgende Erzählung aufgezeichnet²⁾. Der Feudalherr der heute öden Felseninsel Karn bei Portzall (Finistère) und des dazugehörenden Festlandes verlangte von seinen Untertanen u. a. ihm die Haare zu schneiden; doch der es getan hatte, kehrte nie wieder zurück. Schließlich wollte ein junger Mann namens Lesthouarn aus dem Orte Pen-ar-Pont der Sache ein Ende machen; als er beim Rasieren merkte, daß sein Klient Ohren wie ein Pferd hatte, wurde ihm der Grund des Verschwindens seiner Vorgänger klar, und kurz entschlossen schnitt er dem Feudalherrn mit dem Rasiermesser den Kopf ab. Die Wachen waren erstaunt, als sie ihn herauskommen sahen; heil und gesund gelangte er wieder zu seinen Freunden, die ihn in einer Barke erwarteten.

Eine dritte bretonische Variante stammt aus der Umgegend von Quimper³⁾. Ehemals gab es zu Prat-an-Rous einen König (roué) namens Gwivarc'h, der hatte Pferdeohren, die er immer unter einer Mütze (bonnet) verbarg. Der Barbier mußte bei Todesstrafe schwören, das Geheimnis nicht zu verraten, und da es ihn bedrückte, vertraute er es einem Hollunderbusche an. Im folgenden Jahre gelegentlich eines Dorffestes schnitt sich nun der Dudelsackpfeifer aus dem Hollunder ein neues Mundstück für sein Instrument, und dieses ließ angeblasen zum großen Erstaunen der Tänzer folgenden Satz mehrere Male hintereinander hören: „Ar roué Gwivarc'h — En deuz diou scouarn marc'h.“ Der König erfuhr davon, begab sich höchstselber zu dem Rummelplatz, hörte wie der Dudelsack aller Welt sein Geheimnis verriet, und fuhr den Bläser wütend an. Der erklärte jedoch, daß er trotz besten Willens nichts anderes hervorbringen könne, und reichte dem König das Instrument; auch diesmal der gleiche Erfolg! „Nun gut“, sagte Gwivarc'h, „da der verdammte Dudelsack nun einmal mein Geheimnis verraten hat, sollt ihr es auch sehen!“, und damit nahm er seine Mütze ab.

In der keltischen Tristansage, die zu den Franzosen und Deutschen gelangte, hat nach einer französischen Fassung König Marke Pferdeohren, doch ist diese Angabe sowie die damit verbundene Erzählung⁴⁾ eine nur im Texte des Bérout eingeschaltete Episode. Dessen Dichtung ist übrigens altertümlicher als die übrigen⁵⁾. Halten wir uns an das Original und an die Analyse einer deutsch-amerikanischen Forscherin⁶⁾, so lautet die Geschichte folgendermaßen:

Die drei Barone fragten eines Tages den Hofzwerg, was es eigentlich für einen Grund hätte, daß er und König Marke (Tristans Onkel) sich soviel

¹⁾ John Rhys betont (Studies . . . p. 70, Anm. 2), daß in diesem Namen das keltische *March* wiederkehrt, vgl. oben S. 284.

²⁾ Sébillot, [La légende de Midas. I.] Le seigneur Karn. Revue des traditions populaires, I, p. 327—328, Paris 1886.

³⁾ Sébillot, La légende de Midas. II. Le roi à tête de cheval. Revue des traditions populaires, VII, p. 356—359, spec. p. 357—358, Paris 1892.

⁴⁾ (von der Hagen), Gottfrieds von Straßburg Werke aus den besten Handschriften mit Einleitung und Wörterbuch herausgegeben durch — II, p. 260—261, Vers 1304—1350, Breslau 1823.

⁵⁾ Ranke, Tristan und Isolde, p. 1, München 1925.

⁶⁾ Schoepperle, Tristan and Isolt. A study of the sources of the romance (= New York University — Ottendorfer Memorial Series of Germanic Monographs Nr. 3—4), p. 269, Frankfurt a. M. — London 1913.

untereinander erzählten. Der Zwerg ist betrunken und erklärt ganz albern, er könne es ihnen schon sagen, doch wolle er dem König nicht die Treue brechen. Er erböte sich aber, sie zu den Gué Aventuros zu führen und hier wolle er seinen Kopf in eine Grube am Dornbusch (Weißdorn) stecken und es den Dornen erzählen. So geschah es, und der Zwerg verkündete (V. 1332):

Or escoutez, seignor merchis,
espine a vus, non a vasal,
Marc a orelles de cheval.

Die Barone, die nun „das seltsam peinliche Geheimnis“ (Ranke S. 68) wissen, kehren darauf zum König zurück und erklären ihm (V. 1342):

„Rois, nos sauron ton celement.“

Darauf

li rois sen rist, et dist: „ce mal,
que j'ai orelles de cheval,
mest venu par cest deuin;
certes, ja ert fait de lui fin.“

Damit zog er sein Schwert und tötete den Zwerg.

Gertr. Schoepperle legt dazu dar (S. 270), daß im Tristan die bekannte Erzählung stark entstellt sei (very corrupt). Von den neun Zügen, die man in den übrigen Texten einschließlich des ovidischen unterscheiden könne, erschienen hier nur drei; auch habe der Dichter den Charakter der Mitteilung des Zwerges entstellt, denn dieser wußte ja dieses Mal, daß er von anderen Menschen gehört wurde. Wir können, heißt es weiter, auch gar nicht wissen, welche Absicht der Dichter hatte, diese Episode einzuschalten; die Schlußworte Markes, ehe er den Zwerg tötet, lassen vermuten, daß dem Béroul eine bestimmte, uns verlorengegangene Episode vorschwebte, die sich auf des Königs Mißbildung bezog (S. 271). Es sei also unmöglich zu entscheiden, ob dieser Zwischenfall ein notwendiger Bestandteil der Erzählung sei oder nur ein Bruchstück keltischer Überlieferung, das von irgendeinem *conteur* ohne innere Zugehörigkeit mit Ausnahme des Namens hinzugefügt wurde.

In Zusammenhang mit unserem Thema steht offenbar folgende alte Erzählung aus den Niederlanden von „König Eselsohr¹⁾“: „Vor langer langer Zeit regierte in Westfriesland ein König mit Namen Richard Arundel, der von seinen ungemein langen Ohren den Namen König Eselsohr führte. Er war von sehr hoher Gestalt und hatte eine Riesin zur Frau, die Tochter eines von den Riesen, welche aus Albion herübergekommen waren.“ Dieser beider Sohn hieß nach seinen schönen Augen Valk, und die Tochter wurde später Königin von Friesland. König Eselsohr übertraf an Macht und Reichtum alle seine Genossen. Er baute das Schloß Voorburg in Holland, ein wahres Wunder der Baukunst, das mehr als zehn Hufen Landes bedeckte; das nannte er nach sich Arundelburg (im Original wohl Druckfehler: -berg). Ein zweites Schloß baute er zu Noordwyk. Die Normannen zerstörten später beide Schlösser. Herr Valk gründete das Schloß Valkenburg bei Leyden, doch starb er vor seinem Vater (daher wurde seine Schwester, vgl. oben, später Königin von Friesland). — Von der körperlichen Absonderlichkeit des alten Königs wird also nichts weiter berichtet.

In Coimbra (Portugal) wird erzählt, daß der dritte Königssohn Ohren wie ein Esel hatte und sein Vater dem Barbier bei Todesstrafe verbot, davon zu erzählen. Der litt unter dem Geheimnis, aber auf Anraten seines Beichtvaters wisperte er es öfters in eine Grube, die er dann mit Erde bedeckte. Darauf wuchs später Rohr, aus dem sich die Schafhirten Pfeifen

¹⁾ Wolf (Johann Wilhelm), Niederländische Sagen, p. 9, Nr. 5, Leipzig 1843. — Nach alten Quellen, die mitgeteilt werden.

schnitten; diese ließen aber nur die Worte: „Der Prinz hat Eselsohren“ ertönen. Der König erfuhr davon und blies selber die Pfeifen, aber mit dem gleichen Erfolg. Er sandte nun zu den drei Feen; diese verlangten, der Prinz sollte in Gegenwart des gesamten Hofes seine Kappe herunternehmen, und als er das tat, war seine Mißbildung verschwunden; die Pfeifen der Hirten wiederholten auch nicht mehr wie früher: „Der Prinz hat Eselsohren¹⁾“.

In den Abruzzen (Montenerodomo) heißt es²⁾: Re Caldore hatte Eselsohren und der ihn rasierende Barbier bemerkte sie. Der König drohte ihn zu töten, falls er etwas verriete, der Barbier konnte aber diesen Zustand nicht aushalten, ging aufs Feld und rief mitten in eine Kluft hinein: „König Caldore hat Eselsohren.“ Hier schnitt sich später ein Dudelsackpfeifer ein Mundstück für sein Instrument, und als er es blies, tönte es: „König Caldore hat Eselsohren.“ Und so wußte das nun die ganze Welt.

Eine von dem Juden Ben-Stita aus Taskokant erzählte Geschichte ist folgende³⁾: Es war einmal ein König, der hatte auf jeder Seite des Kopfes hinter den Schläfen ein Horn; davon wußte aber kein Mensch. Er nahm nun einen aus einem anderen Lande stammenden Barbier in seine Dienste, der vorher schwören mußte, das Geheimnis zu hüten. Das drückte ihn aber so sehr, daß er es außerhalb der Stadt in einen Brunnen hineinschrie; dann kehrte er voll inneren Friedens zurück. Mitten im Brunnen wuchs später ein Rohrgebüsch. Nun hatte der König zwei Söhne, den einen von einer Negerin, den anderen von einer weißen Frau, und wollte denjenigen zum Thronfolger bestimmen, der ihm eine lebende Gazelle nebst Kitz brächte. Das glückte dem dunkelhäutigen Sohne, der das Kitz fing und infolgedessen später auch die Mutter, die ihr Junges suchen kam, aber der andere Sohn tötete seinen Bruder, zog ihm die Haut ab und hing sie an einen Baum. Lange Zeit nachher kam ein fahrender Sänger des Weges daher; der schnitt sich aus dem Rohr an jenem Brunnen eine Flöte, die beim Anblasen dreimal die Worte hören ließ: „Der König hat Hörner!“ Mit der Menschenhaut bezog er seine alte Trommel, die beim Schlagen verkündete: „Mein Bruder hat mich wegen der Gazelle und ihrem Kitz umgebracht!“ Weiter wandernd rettete er aus einem anderen Brunnen einen Löwen, eine Schlange und einen Mann und gelangte zur Stadt, wo die sprechenden Instrumente Aufsehen erregten. Der König erfuhr davon und ließ den Sänger einsperren. Der verbrannte nun das Stückchen Schlangenhaut, das ihm das befreite Reptil zum Danke gegeben hatte. Es erschien, rollte sich um den Hals der Königstochter und ließ sich nicht von zwei Beschwörern, sondern erst von dem Sänger fortnehmen und wieder aufs Feld bringen. Der mußte nun erzählen, was es mit seinen Instrumenten für eine Bewandnis hätte, und durfte (ohne Instrumente!) weiterziehen. Der Barbier gestand darauf, was er getan, aber es wäre ja niemand da gewesen. „Doch“, sagte der König, „Gott war da!“, und ließ ihn töten. Der ins Verhör genommene Sohn wollte nichts von seinem Bruder wissen und mußte selber die Trommel schlagen. Überführt entschuldigte er sich damit, er hätte nicht gedacht, daß seine Tat je entdeckt werden könnte. „Gott wußte es!“ erwiderte der König, und ließ auch ihn töten.

¹⁾ Coelho, Contos populares portugueses, No. L, p. 117—118 („O principe com orelhas de burro“), Lisboa 1879.

²⁾ Finamore, Tradizioni popolari abruzzesi. Novelle. Archivio per lo studio delle tradizioni popolari, III, p. 370 (= No. VIII), Palermo 1884.

³⁾ Rochemonteix, Documents pour l'étude du berbère. Contes du Sous et de l'oasis de Tafilelt (Maroc). Journal Asiatique, (8) XIII, p. 208—219, Paris 1889. — Der Titel trägt fälschlich die Bezeichnung: „Histoire d'un roi qui avait des oreilles d'âne“, etc.

Ebenfalls aus Nordafrika stammt folgende, in einen ganzen Zyklus eingeflochtene Geschichte¹⁾: Ein König hatte Hörner, und als er sich einmal von einem Knaben die Haare schneiden ließ, verwarnete er ihn es weiterzuzählen. Der Knabe blies nun, wenn er draußen allein im Freien war, auf seiner Rohrflöte: „Der König hat Hörner.“ Wie er nun einmal seine Kamele ins Freie geführt hatte und oben an der Öffnung einer Zisterne seine Flöte blies, fiel sie ihm hinab und begann unten genau so zu tönen wie es Muhammed getan hatte, und blieb bei ihrem Liede. In die Zisterne konnte aber niemand hinuntersteigen; die Flöte blieb also dort liegen, fing an zu sprossen, wuchs höher und höher und sang immer wieder das alte Lied: „Der König hat Hörner.“

Nun wollte der König einmal nachsehen, ob der Junge seine Kamele auch dort weidete, wo es Futter für sie gab, und ging, vom Wesir begleitet, zur Zisterne. Dort fraßen die Kamele aber nichts, sondern hörten auf den Ton einer Flöte! Nun achtete auch der Sultan darauf, wurde sehr niedergeschlagen und brach in Tränen aus. Dem Jungen tat er aber nichts, denn er war der Bruder einer seiner Frauen. Der Wesir stieg nun in die Zisterne und hieb das Rohr ab, doch es sproßte wieder und nach einiger Zeit begann das alte Lied. Erst als der Wesir das Rohr von neuem abgeschlagen und den Stumpf mit Pech begossen hatte, sproßte es nicht wieder nach.

Mit dem Buddhismus kam aus Indien (s. w. u.) zu den Mongolen, die in der Verbreitung indischen Sagenstoffes eine namhafte Rolle spielen (Jülg Seite IX und XI), auch die Geschichte vom König mit den Eselsohren²⁾. Lebte da in Schwarz-China an Indiens Ostseite ein König namens Daibang (Taiping = Ruhe, Glück), der einen Sohn hatte. Dieser zeigte sich seit seiner Thronbesteigung niemandem und tötete den Jüngling, der ihn jeden Tag kämmen mußte. Nach Jahren traf diese Aufgabe den einzigen Sohn einer alten Frau. Sie zog ihrem Sohne ein neues Gewand an, knetete Mehl mit der eigenen Milch zu einem Teig, machte Brotkügelchen daraus und steckte sie ihm in den Busen mit der Weisung, er solle, während er die Haare des Königs kämme, in einem fort davon essen. So verfuhr der Jüngling, der natürlich bei seiner Beschäftigung die Eselsohren des Königs entdeckte. Dieser fragte ihn, was er denn esse. „Reisbrötchen“, entgegnete der Jüngling. „Gib mir auch davon!“ — „Geruch und Geschmack sind sehr angenehm“, bemerkte nun der König, „was ist denn das für eine Mischung?“ Der Jüngling klärte ihn auf, und der König überlegte: Ihn zu töten geht nicht an, da wir beide einer Mutter Milch getrunken haben, und schonte den Jüngling gegen das Versprechen, niemandem, auch der Mutter nicht zu sagen, daß er Eselsohren habe.

Den Jüngling drückte nun das Geheimnis, er wurde gemütsleidend, und auf Anraten der Mutter beichtete er in eine Höhle: „Unser König hat Eselsohren!“ In der Höhle wohnte aber ein Eichhörnchen, dieses verbreitete den Satz weiter, und so kam er unter die Leute. Der König erfuhr davon und vernahm den Jüngling, der ihm alles erzählte. Der König gab zu, daß jene Worte ihm vom Winde zugetragen wären, und fragte sich: „Wozu

¹⁾ Stumme, Märchen der Schluf von Tazerwalt, p. 144—145, Leipzig 1895.

²⁾ Jülg, Mongolische Märchen-Sammlung . . . p. 182—187 (= Nr. XXII), Innsbruck 1868. — Bei Crooke p. 191—192, nach zweiter Quelle (Cosquin, *Le lait de la mère et le coffre flottant* . . . p. 58f.) ist die Pointe nicht herausgehoben: Durch den Trick der Alten ist der Jüngling Milchbruder des Königs geworden und damit gerettet. Auch Angelo de Gubernatis (*Zoological mythology or the legends of animals*, I, p. 381—382, London 1872) hat die Pointe dieser Geschichte nicht erkannt und in seiner Wiedergabe des Jülgischen Textes direkte Fehler begangen, denn er spricht von den goldenen Eselsohren des Midas, wovon im Original nicht die Rede ist; auch wird nach dem Original der Jüngling erst Minister, nachdem seine neue Mützenart Anklang gefunden hatte. Spätere Literatur über das Märchen bei Drexler, Sp. 2967.

soll ich ihn töten?“ Verlangte nun ein Mittel, seine Ohren zu verbergen, und der Jüngling schlug ihm eine Klappenmütze vor, die die Ohren an beiden Seiten des Hauptes verhüllte. Diesen Vorschlag nahm der König an, und die Mütze fand bei den Würdenträgern großen Anklang, ohne daß sie von der Ohrform des Königs etwas wußten. Der Jüngling wurde nun zum Verwaltungsminister ernannt und Daibang tötete seitdem keine Leute mehr.

Nach einer Erzählung aus Turkestan¹⁾ wurde dem Khan, der lange Zeit kinderlos gewesen war, endlich ein Sohn geboren, aber dieser hatte Eselsohren. Jany Bek, so hieß er, gelang es jedoch diese Mißbildung bis zu seiner Thronbesteigung zu verbergen. Dann aber ließ er jedesmal den Barbier, der ihn bedient hatte, töten. Nur einer vermochte sein Wohlwollen zu gewinnen; gegen den Schwur das Geheimnis zu wahren blieb er am Leben, wurde Hofbarbier und damit Erster Minister. So vergingen die Jahre. Auf einer Jagd überholte nun einmal sein Falke den des Herrschers, und frohlockend rief sein Besitzer aus: „Mein Falke ist besser als der des eselsohrigen Jany Bek Khan!“ Wie er zur Einsicht kam, floh er, um sein Leben zu retten, in die Berge und kehrte nur manchmal nachts in die Stadt zurück. Bei einer solchen Gelegenheit flehte er zu Gott, den Khan, der wieder neue Greueltaten begangen hatte, und sein verdorbenes Volk, das sie sich gefallen ließ, zu bestrafen. Sein Gebet wurde erhört: die Gewässer schwellen an und so gewaltig, daß die Stadt überflutet wurde und sich der See Issyk Kul bildete.

Nach einem kirgisischen Märchen, welches den Mitgliedern der geographischen Expedition im Tian-Schan-Gebirge am Gestade des Issykkul-sees bekannt und von deren Leiter Professor L. Bergk in einer Tageszeitung mitgeteilt wurde²⁾, gebar die Gattin eines kirgisischen Chan nach langer kinderloser Ehe einen Sohn, aber mit Eselsohren. Als dieser den Thron bestieg, rief er, um sein Übel zu verbergen, jedesmal einen anderen Haarkünstler, den er dann sofort töten ließ. So kamen viele ums Leben, bis endlich ein Jüngling seine Gunst gewann. Der blieb treu und schwieg, plauderte aber schließlich das Geheimnis in die Tiefe eines Brunnens. Sogleich hob sich das Wasser, bedeckte die ganze Umgebung und so entstand der Issykkulsee. B. Warnecke hebt hier die Einheit der Fassung hervor, die außerdem nur das brächte, was in der alten Überlieferung in Verbindung mit verschiedenen Ortsnamen, am meisten von Quellen und Flüssen, angeführt werde, hauptsächlich aber ein Beleg für die Richtigkeit der Auffassung des Midas als Quellendämon sei. Vorliegende Geschichte ist nur eine gekürzte Variante der vorhergehenden.

Nach einer persischen Legende³⁾ hatte König Shapur Hörner [am Kopfe], worüber er sich schämte. Damit seine Untertanen das nicht erfahren und sein Ansehen nicht kompromittiert würde, ließ er jedesmal den Barbier nach Verrichtung seiner Aufgabe töten. Schließlich aber gelang es einem, den König zu überreden ihn zu schonen und ihn allein mit seiner Haarpflege zu beauftragen, so daß er allein um das Geheimnis wußte; und schwor einen Eid, es niemandem zu verraten. Nach drei Jahren aber konnte er das Geheimnis, das ihn bedrückte, nicht mehr tragen, und wandte sich zu einer Quelle mit den Worten: „O Quelle! Wisse daß König Shapur

¹⁾ Schuyler, Turkistan. Notes on a journey in Russian Turkistan, Khokand, Bukhara, and Kuldja, 2^d edition, II, p. 129, London 1876.

²⁾ Warnecke, Zum Nachleben der Midassage. Wiener Studien, Zeitschrift für klassische Philologie, LIII, p. 155, Wien 1935.

³⁾ Layard, Early adventures in Persia, Susiana, and Babylonia including a residence among the Bakhtiyari and other wild tribes before the discovery of Nineveh, II, p. 264—265, London 1887. — Croke a. a. O. S. 173 gibt als zweite Namensform des Königs „Sapor“ und sagt, er sei ein Zeitgenosse des Kaisers Valerian gewesen.

Hörner hat.“ Später schnitt sich ein Schafhirt aus dem am Rande der Quelle gewachsenen Rohr eine Pfeife, um seinen Tieren zu pfeifen, aber diese ließ statt Töne die Worte hören: „Shapur hat Hörner! Shapur hat Hörner!“ Als der König erfuhr, daß sein Geheimnis bekannt war, ließ er den Barbier kommen, verzieh ihm aber, nachdem dieser den Hergang erzählt und dargelegt hatte, daß er ja nicht seinen Eid gebrochen und keinem Menschen etwas erzählt, sondern sich nur an der Mündung jener Quelle erleichtert hätte.

Damit sind wir zu einer bemerkenswerten Variante gekommen: der mißgestaltete Herrscher hat nicht Eselsohren, sondern Hörner¹⁾.

Nach der islamischen Tradition (Koran, Sura XVIII 82) hatte Alexander der Große Hörner am Kopfe und hieß deshalb Zū'l-Qarnain, „der mit den zwei Hörnern“. Crooke, dem ich diese Notiz entnehme, zweifelt, ob diese Legende zu dem bisher behandelten Typus gehört (S. 191), doch verbinde sich damit eine armenische Erzählung; es ist die folgende, welche aus dem Distrikt Zanguéour, Russisch-Armenien stammt; auffälligerweise handelt es sich hier nur um ein Horn. Inhaltlich lautet der Text wie folgt²⁾:

König Alexander hatte ein Horn am Kopfe, und um diese Mißbildung zu verbergen, ließ er jedesmal den Haarschneider umbringen, sowie der ihn bedient hatte. Einer nun, der gegen den Schwur, niemandem was zu sagen, diesem Schicksal entgangen war, litt unter dem Geheimnis; sein Bauch schmerzte und begann anzuschwellen. Da ging er aufs Land, lehnte sich über einen Brunnen und murmelte die Worte: „Iskandar hat ein Horn am Kopfe.“ Sofort hörten Schmerz und Schwellung des Leibes auf. Bald jedoch wuchs ein Rohrbusch aus dem Brunnengrund und wurde ziemlich hoch; daraus schnitt sich ein Hirt eine Pfeife. Diese wiederholte beim Blasen klar und deutlich die Worte: „Iskandar hat ein Horn am Kopfe.“ Als nun der König einmal auf der Jagd da vorbeikam und die Töne der Pfeife hörte, ließ er den meineidigen Coiffeur rufen und warf ihm zornig seinen Wortbruch vor, so daß jetzt sogar die Hirten sein Geheimnis überall hin verbreiteten. Der Mann schwor, es nur dem Brunnen anvertraut zu haben, aber Alexander wollte es ihm nicht glauben und befahl, ihm den Kopf abzuschlagen.

¹⁾ Die beiden Hörner an dem Kopfe des Moses, wie wir sie auf allen Darstellungen antreffen, haben mit unserem Thema nichts zu tun, sondern beruhen nach der üblichen Ansicht auf einem Mißverständnis. Nach 2. Mos. 34, 29 strahlte die Haut seines Antlitzes, als er, mit den beiden Gesetzestafeln in der Hand, vom Berge Sinai hinabstieg. Da oben hatte er ja mit dem Herrn gesprochen, und diese Strahlen waren der Widerschein der göttlichen Kabod. Aus der falschen Lesart dieser Stelle in der Vulgata „*facies cornuta*“ statt „*coronata*“ seien diese Strahlen zu Hörnern geworden. Vgl. auch Baentsch, Exodus — Leviticus — Numeri = Handkommentar zum Alten Testament ... herausgegeben von W. Nowack, I, 2, S. 285, Göttingen 1903. Vgl. auch die Anm. auf S. 303.

Neuerdings ist jedoch Dornseiff auf diese Frage eingegangen (Antikes zum Alten Testament. 2. Exodos. Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft ... N. F. XII, S. 167—171, Berlin 1935). Antike Parallelen zeigen danach (S. 169), daß beide Deutungen der betr. Stelle durch die Übersetzer richtig seien, nämlich daß Mose 1. „Hörner trug“, 2. „Strahlen warf“: „es handelt sich um die göttliche Auszeichnung eines Menschen durch zwei hörnerähnliche Nimbusstrahlen, weil dieser Mensch in einen übermenschlichen Zustand eingetreten ist“. „Dieselbe Geschichte, mit anderen Motivierungen“, fände sich auch bei Ovid Metam. 15 in der Figur des Cipus. Herodot II 42 gebe aus Mendes im Nildelta eine weitere hierher gehörige ägyptische Geschichte und damit zugleich die zweite antik-heidnische Parallele zu dem göttlichen Antlitz, das man nicht sehen darf. Herodot und Pentateuch scheinen hier Ägyptisches zu bringen (S. 170); Jahwes Ursprung dürfte, wie schon von anderer Seite behauptet wurde, in Ägypten zu suchen sein (S. 171).

²⁾ Minas Tchérâz, La légende d'Alexandre-le-Grand chez les Arméniens. Revue de l'histoire des religions, XLIII, p. 346—347, Paris 1901.

Ostwärts ist nach Crooke S. 193 unsere Erzählung nicht über Indien hinausgekommen, und hier fänden sich vier Fassungen:

Aus Gilgit an der nördlichen Grenze stammt die Legende von Malik, dem Rá von Gilgit, der den einen Fuß wie ein Esel hatte. Nur ein alter Diener wußte davon, aber das Geheimnis blähte seinen Körper auf, bis er es hoch im Gebirge in einer kleinen Höhle, in der gerade sein Kopf Platz hatte, so laut wie möglich von sich gab. Aber hier wuchsen nach kurzer Zeit Chilibäume, und aus einem ihrer Zweige schnitt sich ein Schafhirt eine Flöte. Diese wiederholte die fatalen Worte, die Leute hörten davon und strömten herbei, um solch eine Wunderflöte zu hören, und auch der Rá erfuhr davon. Der befragte Diener konnte erst antworten, als er den Ursprung des Holzes, aus dem die Flöte hergestellt war, erfahren hatte. Der Rá amüsierte sich darüber und schenkte ihm das Leben¹).

In Mirzapur erzählt man, daß der Rája auf der Stirn zwei Hörner hatte und nur der Barbier davon wußte, das Geheimnis jedoch einem Tamarindenbaum zuflüsterte. Dieser wurde vom Sturm gefällt und aus seinem Holz auf Befehl des Rája für seine Musikanten eine Trommel hergestellt. Diese nun, wenn geschlagen, ließ das ominöse: „Am Kopfe des Rája sind Hörner“ hören, auch wenn sie der Rája selber schlug. Dieser beschloß nun, anstatt das Instrument zu zerstören und dadurch Aufsehen zu erregen, Fakir zu werden und mit ihm auf Wanderung zu gehen. Als er einmal mehreren Feen die Trommel zum Tanze geschlagen hatte und diese ihn nach dem Raja fragten, entdeckte er sich ihnen; sie befreiten ihn von seinen Hörnern und setzten je eins zwei Dieben auf den Kopf, die gerade eine Übeltat begangen hatten und gleichzeitig in Dämonen (Rákshasas) verwandelt wurden²).

In der Variante von Santal hat der Sohn des Raja Ohren wie ein Ochse. Der Vater schämt sich deswegen und läßt das Geheimnis niemanden wissen. Dem Barbier, der geloben mußte nichts zu sagen, bekommt das schlecht: sein Magen schwillt an bis er einem „Dom“ die Sache erzählt, und sofort ist der Magen wieder in Ordnung. Der Dom macht sich dann eine Trommel und geht betteln, und sein Instrument wenn geschlagen verkündet nun das Geheimnis: „Des Raja Sohn hat Ochsenohren.“ Der zornige Raja will den Barbier töten lassen, aber der Dom klärt ihn auf, daß ja die Trommel von sich aus diese Worte gesagt habe und er selber gar nichts wisse; bekommt ein Geschenk und der Barbier bleibt ungestraft³).

Nach einer Legende aus Mysore hatte Chengal Ráya, Sohn des Vikrama Ráya, der im 10. Jahrhundert seine Dynastie im Gebiet des Bettadpurberges begründete, auf der rechten Seite ein Ohr wie ein Esel; nur er selber und sein Leibbarbier wußten um das Geheimnis. Dies quälte aber den Barbier derart, daß er es im Hofgarten des Palastes einem Sandelbaum zuflüsterte, unter dem er den Fürsten zu bedienen pflegte. Dieser schenkte den Baum etwas später auf ihre Bitte einigen Gauklern, deren Vorführungen ihm gefallen hatten, damit sie sich daraus eine Trommel machen konnten. Wie diese aber geschlagen wurde, ließ sie keinen anderen Ton hören als die Worte, die der Barbier dem Baume zugeflüstert hatte, und so wurde das Geheimnis überall bekannt⁴).

Überblickt man alle diese 28 Fassungen, so ergibt sich ohne weiteres ihr innerer Zusammenhang. Achtmal erscheinen Eselsohren, darunter

¹) Ghulām Muhammad, *Festivals and folklore of Gilgit*. *Memoirs of the Asiatic Society of Bengal*, I, p. 113—114, Calcutta 1905.

²) [Crooke], *The King and his secret*. *North Indian Notes and Queries*, III, p. 104, Nr. 218. Allahabad — London 1893. — Später auch bei Crooke a. a. O. S. 194. Weitere Übernahmen dieses Artikels bei Drexler Sp. 2968.

³) Bompas, *Folklore of the Santal Parganas*, p. 171, No. 53, London 1909.

⁴) Rice, *Mysore*. *A gazetteer compiled for Government*. Revised edition, II, p. 236—237, Westminster 1897.

einmal (in Mysore) nur auf der rechten Seite. Pferdeohren treten nur (und zwar zehnmal) im keltischen Gebiete auf, Ochsenohren einmal in Indien (Santal); Bocksohren einmal in Zakynthos (ionische Inseln), Ziegenohren einmal in Serbien. Ein Hörnerpaar erscheint viermal (in Marokko, Tazerwalt, Persien und Mirzapur), ein einziges Horn in Armenien. Ganz abweichend ist der Schweinskopf (Bosnien) und der Eselsfuß (Gilgit in Indien) des Betroffenen.

Diese Übersicht beweist die weite Verbreitung der Midassage in der Alten Welt, und gewiß sind damit weder ihr Lebensraum noch ihre Ausbildungsformen endgültig festgestellt. Darauf kommt es hier aber auch gar nicht so besonders an; hier soll der Frage nach dem Ursprung der Legende, daß Midas Eselsohren hatte, nachgegangen werden, eine Frage, die ja bereits das griechische Altertum beschäftigt hatte. So erklärte man damals die Eselsohren dadurch, daß Midas den Dionysos selber oder seine Esel beschimpft habe (was ja nur eine Variante der klassischen von Ovid gegebenen Überlieferung ist, R. L. N.) oder dadurch, daß wegen der Spione, die er als erster im Dienste eines Monarchen verwendet habe, er selbst als „langohrig“ aufgefaßt worden sei, denn die Esel seien besonders scharfhörend (schol. Aristoph. *Plutos* 287); auch brachte man die Mißbildung in Zusammenhang mit zwei Hügeln in Phrygien, die „Eselsohren“ heißen sollten (Kuhnert Sp. 2961; Eitrem Sp. 1531). Die letzte antike „Erklärung“ schließlich ist die am Anfang des Ovidschen Textes (vgl. oben S. 281). „Es ist ohne weiteres klar“, schreibt diesbezüglich Kuhnert Sp. 2958, „daß in der Auffassung derselben [der Ohren] als Strafe für eine Dummheit nichts weiter als ein witziger Erklärungsversuch für eine dem Griechen unerhört und lächerlich erscheinende Bildung erkannt werden darf . . . Die mißgestalteten Gehörorgane ließen sich am treffendsten erklären, wenn man sie als Strafe für die musikalische Unfähigkeit ihres Trägers hinstellte“. Seit Ovid hat man anscheinend keine Erklärung mehr dafür versucht.

Erst in der Jetztzeit hat man wieder begonnen, dem Warum des im Altertum so weit verbreiteten Glaubens von der Existenz eines Königs mit Eselsohren nachzuspüren.

Kuhnert a. a. O. Sp. 2961 hält die Eselsohren des Midas für den „Rest einer ursprünglichen theriomorphen Bildung, wie die spitzen Ohren der *Silene*“. Gruppe schrieb folgendes¹⁾: „Irgendwie hängt damit [daß Flöten aus Eselsknochen hergestellt wurden, vgl. Plin. n. h. 11, 215; 16, 172] die Sage zusammen, daß Midas, der auch als Erfinder der Querflöte galt . . ., Eselsohren empfängt, weil er der Flöte des Pan den Vorzug gab.“

Gertrudis Schoepperle erklärt sich die Sache, soweit Marks Pferdeohren in Betracht kommen, folgendermaßen (a. a. O. I, S. 245): „It is a popular superstition that persons having some animal feature, such as Mark's horse's ears, owe it to some escapade in which they changed themselves into an animal by means of magic. The return transformation not having been entirely successful, they find themselves burdened with a lasting remnant of their temporary animal form.“ Und dazu in Anmerkung 2: „It may be that the story of the king with horses' ears rests on the belief that by the use of sorcery men could change themselves into beasts, but that animal characteristics, for example the hoof, might remain upon their return to human shape“ (folgen Belege).

Von einer ganz anderen Seite her sind zwei englische Gelehrte der Frage nähergetreten, und ihre Vermutungen ähneln derjenigen, die weiterhin vorgebracht werden soll. Im Jahre 1894 hat nämlich A. B. Cook der

¹⁾ Gruppe, *Griechische Mythologie und Religionsgeschichte*, II, S. 798, Anm. 6, München 1906.

wissenschaftlichen Welt folgende Deutung unterbreitet¹⁾. Er nimmt einen sehr alten Eselskultus an, der die bei den Zeremonien getragene Tracht beeinflusst habe, und faßt seine diesbezügliche Ansicht auf S. 102 in folgende Sätze: „This much at least we may claim to have rendered probable: that on the citadel of Mycenae and also in the island of Crete there existed in pre-Homeric times the cult of a Chthonian deity — a well-spirit — conceived as embodied in the form of an ass. The devotees of this deity were wont to dress themselves in artificial masks and skins, thereby symbolizing their relationship to him. Their ritual involved on the one hand a mystic hydrophoria — perhaps a marriage custom — and on the other a ceremonial rope-dance.“

Später ist auch William Crooke der Frage nachgegangen. Zunächst faßt er S. 196 die Art und Weise, wie das Geheimnis verraten wird, in folgende Worte: „It seems clear, also, that in the most primitive forms of the story the tree springs from the corpse or corpses of the murdered barber and his comrades; that it is the spirits of them, or the spirit of one of them, which animate the tree and speak through its wood when made into a drum or flute; or, rather, that the tree itself is the spirit of the murdered men, or a transformation of them.“ Die Hauptsache indessen sei die Frage, wie die Midaslegende entstand (S. 197), und in dieser Hinsicht sei er, Crooke, unabhängig zu der gleichen Ansicht gekommen wie vorher schon A. B. Cook. Es handele sich um den Gebrauch, ein Idol oder heiligen Stein mit dem Fell eines geopfertem Tieres zu drapieren, und „the forms of ritual, combined with the theriomorphic cult of animal deities, seem to have left numerous traces in the Aegean area where the tale of Midas appears to have originated“ (S. 199). So seien derartige figürliche Darstellungen wohl „a record of incidents in a primitive ritual“ (ebd.).

Weiterhin heißt es folgendermaßen (S. 200): „It is difficult to say whether these animal cults were indigenous or imported. We know that both the horse and ass were regarded as sacred animals by the Semites, and they may have come from that region into Asia Minor . . . Lastly, it must be remembered that there is some reason to believe that this ass cult may have survived in the Mediterranean down to early Christian times“.

Wie mögen nun Könige oder Königssöhne zu Eselsohren gekommen sein? Crooke antwortet darauf: „We may be certain that the Phrygian princes were priest-kings, like those of the Semites. They may well have been in the habit of wearing the skins of sacrificed or sacred animals to indicate communion with the deity; and such theriomorphic cults were common in that region, — Amathus represented in bestial form, with huge ears, a pair of stumpy horns on the top of the head, and a lion skin knotted round him; the deity at Ibreez, his cap adorned with several pairs of horns; the lion-god of Boghaz-keui“ (S. 201, mit Belegen).

Crookes Aufsatz schließt wie folgt: „The story of Midas and his ass's ears seems, from the geographical provenience of the variants, to have started from the region of the eastern Aegean. It was based on the well-known fact that some people are constitutionally unable to keep a secret, — that they even suffer physically from this enforced reticence, and that this peculiarity would naturally be accentuated in the case of a notoriously garrulous person like a barber. It was then connected with a half-forgotten and misunderstood form of ritual which prevailed throughout Asia Minor and the area subject to Mycenaean culture.“

¹⁾ Cook, Animal worship in the Mycenaean age. I. The cult of the ass. The Journal of Hellenic Studies, XIV, p. 81—102, London 1894. Die den Midas betreffenden Stellen S. 87 und 94.

Cook und Crooke sind damit der u. E. richtigen Lösung des Problems nahegekommen, indem sie es auf eine naturgegebene Vorlage, ein Tierfell, zurückführen, ohne allerdings dessen direkte Verwendung als gewöhnliches, nicht nur zeremonielles Kleidungsstück zu erkennen. Diese unsere Auffassung soll in den folgenden Zeilen ausgeführt und so weit zur Zeit überhaupt wohl möglich, begründet werden. Es handelt sich nämlich, um unsere Schlußfolgerung gleich vorwegzunehmen, um eine lederne Kappe aus dem Stirnstück des Esels oder Pferdes, an dem die Ohren absichtlich daran gelassen wurden. Die Griechen, von denen ja doch wohl Ovid den Stoff später übernahm, werden ursprünglich davon gehört haben, daß irgendwo im „Barbarenland“ solche Kappen getragen wurden, und aus dem Gerücht über solch absonderliche Kopfbedeckungen entstand später ein richtig ätiologisches Märchen, indem man zunächst aus den Ohren der Kappe solche des Trägers machte, dann aber auch einen Grund für dessen körperliche Mißbildung hinzuphantasierte.

Kappen besagter Art wurden nämlich tatsächlich im Altertum getragen und Herodot berichtet davon (VII 70, vgl. dazu 76). Auffallenderweise hat man aber bis jetzt diese Stellen des mindestens viel zitierten Historikers anscheinend noch niemals mit der schon durch die Schulbank so populär gewordenen Midassage in Verbindung gebracht. Herodot nun erzählt von dem Heereszug des Xerxes gegen Hellas, den verschiedenen Völkern, welche Mannschaften zu stellen hatten und von deren Rüstung, und kommt so auch zu den „Äthiopen von Sonnenaufgang“, die den Indern zugeordnet waren (ich halte mich der Einfachheit halber an die Übersetzung von Lange und Güthling, Leipzig, Reclams Universal-Bibliothek). Nun lesen wir: „Diese Äthioper aus Asien waren im übrigen meist so gerüstet wie die Inder [Kleider von Baumwolle, Bogen von Rohr und Pfeile von Rohr, oben daran aber saß Eisen, § 65], nur auf dem Kopf hatten sie die Stirnhäute von Pferden, die waren samt den Ohren und der Mähne abgezogen, und die Mähne diente statt Federbusch, die Pferdeohren aber standen gerade in die Höhe; statt des Schildes hielten sie sich eine Kranichshaut vor.“ Dazu vergleiche man noch § 76: „Die Chalyber hatten kleine Schilde von Rindsleder und jeder führte noch zwei Schutzwehren von lykischer Arbeit; auf dem Kopf trugen sie einen ehernen Helm, und auf dem Helm saßen Ohren und Hörner von Ochsen aus Erz, auch steckte ein Busch darauf; die Beine hatten sie mit roten Lappen umwickelt.“ Zugefügt sei noch, daß es sich beide Male um Soldaten des Landheeres handelt.

Was die uns hier besonders interessierenden „Äthioper von Sonnenaufgang“ anbelangt, so sind es, wenn wir die geographische Beziehung zwischen Persien und Vorderindien berücksichtigen, Bewohner des heutigen Afghanistan-Belutschistan. Näheres habe ich nicht feststellen können. Anton Graßl schreibt bezüglich der Völker, die von Xerxes damals zum Kriegsdienst aufgeboten wurden, nur folgendes¹⁾: „Die verschiedenen Stämme nun erscheinen mit ihren Landestrachten und den ihnen eigentümlichen Waffen. Wir erhalten auf diese Weise sehr eingehende Beschreibungen der Waffen und Trachten unstreitig nach guten Quellen, da die Zuverlässigkeit der Berichte Herodots nach dieser Hinsicht durch die persischen Keilschriften vielfach glänzend bestätigt worden ist . . . Deshalb kann man auch mit K. Ritter die einschlägigen Ausführungen Herodots über Vorderasien wenigstens für die Trachtenkunde ‚als erste Völkerkunde dieses Gebietes‘ bezeichnen.“ Auch nach Ernst Obst²⁾ geht Herodots Liste auf

¹⁾ Graßl, Herodot als Ethnologe. Ein Beitrag zur Geschichte der Völkerkunde. Philosophische Dissertation, München 1903, S. 47. Sulzbach i. O. 1904.

²⁾ Obst, Der Feldzug des Xerxes. Klio, Beiheft XII, S. 76, 81, 83—84, Leipzig 1913.

„einen sehr gut informierten Zeitgenossen und eine notwendig schriftliche Quelle“ zurück; sie gebe sicher eine geographische Vierteilung und für Asien allein eine Fünfteilung, und der Ostteil begreife der Nationalität nach die eingesessenen Stämme Vorderasiens in sich. Die Ausstattung der Truppenverbände wird vom Verfasser nicht behandelt, nur die für uns nicht in Betracht kommende Bewaffnung.

Eine Stelle gleichen Inhalts, aber über andere Träger dieser Kopfbedeckung im Perserheer von 480 stand in dem mit Herodot etwa gleichzeitigen Epos „Persika“ des Choirilos von Samos. Der jüdische Geschichtsschreiber Josephus, contra Apionem I § 172 zitiert aus diesem verlorenen Gedicht einige Verse mit der Bemerkung, in ihnen sei die jüdische Abtheilung in Xerxes' Heer geschildert, die als Schluß des ganzen Heeres marschiert sei. Sie lauten auf deutsch: „Hinter diesen marschierte ein Volksstamm durch, wundersam anzusehen. Phönizische Sprache kam von ihren Lippen, sie wohnten in den Solymbergen an breitem See, die Köpfe struppig, rundherum geschoren. Aber darüber trugen sie gegerbte Pferdegesichter, die in Rauch getrocknet waren¹⁾.“

¹⁾ Ich finde die Stelle bei F. Dornseiff, Ägyptische Liebeslieder, Hohes Lied, Sappho, Theokrit. Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft XC, 598, Leipzig 1936. Über das Verhältnis der beiden Stellen bei Choirilos und Herodot zueinander schreibt mir Prof. Dornseiff-Greifswald noch folgendes: «Beide Erzähler geben einen Heereskatalog nach dem Muster Homers, Ilias 2. Man kann die Choirilosstelle nur dann mit Josephus auf die Juden beziehen, wenn schon damals Jerusalem volksetymologisch zu *Ἱεροσόλυμα* gräzisiert war. Der Vers

ὄκειον ἐν Σολύμοις ὄρεσι πλατέῃ ἐπὶ λίμνῃ

fußt auf dieser Form des Stadtnamens, um die dem Homerleser bekannten Verse Z 184 und 204 und ε 283 in der Weise anklingen zu lassen, daß die Worte *Σολύμοις* und *ὄρεα* an der gleichen Versstelle wie dort erschienen. Die *λίμνη* ist das Tote Meer. Das Fragment ist noch im 17. Jahrhundert von Salmasius, Grotius und Bochart lebhaft erörtert worden (vgl. Choerili quae supersunt ed. Naeke, Leipzig 1817, 131ff.). Zu bezweifeln, daß die Griechen im 5. Jahrhundert von der uralten syrischen Königsstadt Jerusalem gewußt haben, besteht natürlich kein ernstlicher Grund. Die nächsten uns erhaltenen Erwähnungen sind Klearch, *περὶ ὕπνου* (um 300, ebd. bei Josephus) und Polyb. 16, 39, aber da schon Homer Sidon und Lukor-Theben nennt, dürfte den Griechen auch Jerusalem ein Begriff gewesen sein. Darüber, wie die Helme der Juden um 480 v. Chr. aussahen, haben wir weder Nachrichten noch Darstellungen, aber Lederhelme nimmt, wie für die Ägypter, auch für sie an W. Nowack, Hebräische Archäologie, Tübingen 1894, 365, und Herodot VII 89 berichtet sogar von den Phöniziern und den „Syrern in Palaistina“, sie hätten eine *κνρή* getragen. Aber Lev 19, 27 steht das ausdrückliche Verbot: Ihr dürft den Rand Eures Kopfes nicht kreisförmig abscheren. Dieser Widerspruch zur Thora macht es unmöglich, die ganze Stelle für einen jüdisch-hellenistischen Einschub in das Choirilos-Epos zu halten, woran man natürlich auch denkt. Aber Choirilos selbst könnte in diesem Punkte ganz gut die Juden mit arabischen und anderen Nachbarstämmen verwechselt haben, die diesen Haarschnitt nachweislich hatten, vgl. Herodot III 8, Jerem. 9, 25; 25, 23. Glaubt man ferner nicht, daß die Solymberge hier der Eingriechung *Ἱεροσόλυμα* ihre Nennung verdanken, so käme man mit ihnen nach Lykien. Aber dort gibt es keine besonders breite *λίμνη* und auch kein phönizisch sprechendes Volk.

Herodot hat also, worauf auch andere Punkte führen, die D. Müllder, Klio 7/1907, 31ff. gezeigt hat, das Epos des Choirilos gekannt. Syrien gehörte nicht zu seinem Thema, und über die Juden hat er wohl sehr wenig gehört. Für ihn ist die nicht eindeutige Umschreibung des Volkes Möglichkeit und Anlaß gewesen, hier Homers Aithiopen *ἐξ ἀνατολῆς* zu finden und völkerkundlich festzulegen. Diese östlichen Aithiopen verdanken ihr Dasein lediglich einer dichterischen Improvisation Homers und sind keine Volksrealität. Am Anfang der Ilias gibt es eine lange Verzögerung, weil die Götter bei den Aithiopen im äußersten Süden, den gerechtesten aller Menschen, zu Gast geladen sind. In Anspielung darauf ist in der Odyssee Poseidon eine Zeitlang noch dadurch von feindseligen Handlungen gegen Odysseus abgehalten, daß er ebenfalls bei den Aithiopen eingeladen ist. Aber nicht bei diesem gerechtesten Randvolk im Süden, sondern nun zur Abwechslung bei dem im äußersten Osten, denn — kleine Überraschung — dort gibt es auch Aithiopen. Und von denen kommt er ε 283 zurück. An dieser

Eine derartige Lederkappe wie die von Herodot geschilderte wurde vor einiger Zeit noch auf dem Kamp in den La Plata-Ländern getragen; sie war aus der Stirnhaut von Pferdefohlen oder von Eseln hergestellt. Wir lesen nämlich in der Einleitung zu den „Narraciones rioplatenses“, deren zweite Auflage als literarisches Corrigenes den Katalog einer homöopathischen Apotheke in Montevideo schmackhaft macht, von der Klage, wie das alte Brauchtum sich so ganz geändert habe, ja ganz geschwunden sei, und man diesen Vorgang auch an der Kleidung des Campesino beobachten könne: „En la vestimenta tambien se han hecho grandes reformas. No citaré el gorrete sacado del potrillo con orejas y todo, porque es remoto en demasia, ni el sombrero de panza de burro que le sucedió . . .¹⁾“ („Auch in der Kleidung gab es große Reformen. Gar nicht erst sprechen will ich von der Kappe, die von dem [Pferde-] Fohlen mit Ohren und allem daran abgezogen wurde, denn das liegt doch nun schon zu weit zurück; auch nicht von dem Hut aus Eselsbauch [sombrero de panza de burro]²⁾, der nach

letzten Stelle erscheinen nun Aithiopen und Solymerberge im gleichen Satz: Poseidon kommt von den (östlichen) Aithiopen und sieht mißmutig vom Gipfel der Solymerberge, also auf einer Zwischenstation an der südlichen Küste Lykiens, wie Odysseus sich der besten Heimkehrsaussichten erfreut. Auf dieser Stelle fußt Herodot, wenn er die Leute von den Solymerbergen im Choirilos Aithiopen nennt. Der Satz im Homer ermöglicht eine Verdrehung, durch die Aithiopen und Solymerberge örtlich zusammenfallen. Herodot homerisiert ja viel mehr, als bei den bisherigen Interpreten in die Erscheinung tritt. Immer wieder gelegentlich etwas zum Homerverständnis beizutragen, ist ein verbreitetes Streben bei den Griechen. Homer war die griechische Bibel. Am stärksten und bekanntesten ist das bei Strabon. Anders erklärt D. Müller a. O., er meint, Josephus irre oder lege unter, auch bei Choirilos seien nicht die Juden geschildert, sondern ebenfalls die Aithiopen. Die westlichen Aithiopen seien in den vorausgehenden verlorenen Versen behandelt und ausdrücklich mit Namen genannt gewesen, und nun kämen die östlichen. Zu diesem Behufe muß Müller das τῶν in den Worten τῶν δ' ὅπινθεν διέβαινε γένος als Genitivus partitivus nehmen und übersetzen „von diesen kam dann ein Stamm hinterher usw.“ Das ist aber sprachlich unmöglich, τῶν δ' ὅπινθεν heißt „hinter diesen“. Ob in des Choirilos Heereskatalog griphosartige Umschreibung des Völkernamens nur an dieser Stelle vorkam und warum, werden wir kaum noch erfahren.»

¹⁾ Fontela, Narraciones rioplatenses. Colección de cuentos criollos, p. 10, Montevideo 1895. — Die zweite Auflage im: Catálogo general de la botica central homeopática de José A. Fontela . . . acompañado de las Narraciones rioplatenses (Colección de cuentos criollos), 2ª edición, p. 8, Montevideo 1885. Den betr. Passus habe ich bereits in einer Monographie mitbehandelt, die den heute in Argentinien gebräuchlichen und chambergo (= Schomberg, nach dem berühmten Marshall) genannten Hut zum Gegenstande hat (Folklore argentino III. El chambergo. Boletín de la Academia Nacional de Ciencias de Córdoba, XXI, p. 45, Buenos Aires 1916; vgl. den deutschen Auszug: Zur Volkskunde Argentinens III. Der Schomberghut. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, XXXIII, p. 4, Berlin 1923).

²⁾ Diesen „Panza de burro“ genannten Hut habe ich in meiner eben genannten Studie (El chambergo, p. 29—34, 96—97, vgl. die deutsche Übersicht: Der Schomberghut, S. 4) ausführlich besprochen. Fontela läßt sich, wie man aus seinen Worten sieht, nicht genau darüber aus, wie er sich die Herstellung eines Hutes „Panza de burro“ denkt, vielleicht meint er mit seinem Text, daß er aus dem Bauchfell eines Esels gemacht wurde; ich habe damals leider versäumt, ihn auch danach zu befragen. Der bekannte argentinische Geschichtsschreiber Vicente F. Lopez glaubt, der Name käme vom Leder, aus dem der Hut im Lande hergestellt würde („por el cuero de que se hacía en el país“, Historia de la República Argentina . . . VII, p. 172, Buenos Aires 1888). Ich selber glaube ebenfalls, daß die Bezeichnung vom Materiale kommt und man das Bauchfell des Tieres dazu verwandte, da an dieser Stelle bekanntlich jedes Leder am dünnsten ist; das kreisförmig herausgeschnittene Stück Fell, also mit den Haaren daran, wurde, glaube ich, über eine massive Holzform gespannt, trocken gelassen, und die Kopfbedeckung war fertig. Später bekam auch der nur aus Tierhaaren oder Wolle hergestellte Hut die gleiche konische Form und infolgedessen ebenfalls den Namen „Eselsbauch“. Der mir persönlich bekannte und vertrauenswürdige Jorge Söhle beschrieb nach mündlicher Überlieferung alter Leute vom Kamp diese Art Panza de burro als „sombrero de lana hilada, hecho

dieser Kappe getragen wurde . . .“). Da diese Angabe mich in höchstem Grade interessierte, besuchte ich gelegentlich (im September 1902) den Verfasser der *Narraciones rioplatenses*, Herrn José A. Fontela, in seiner Apotheke, um Näheres zu erfahren. Er versicherte, als junger Mann im Süden der argentinischen Provinz Buenos Aires davon gehört zu haben, wo die sonderbare Kopfbedeckung auch einstens getragen worden sei, und es liegt auch nicht der geringste Grund vor, an seiner Wahrhaftigkeit zu zweifeln.

Glücklicherweise wurde diese kulturgeschichtlich so wichtige Angabe nämlich von anderer, ganz davon unabhängiger Seite bestätigt. Ein mir persönlich bekannter, seitdem verstorbener Jurist deutscher Abstammung, Dr. Jorge Söhle aus Rosario de Santa Fe, der einige interessante Bücher über Lokalgeschichte veröffentlicht hat, erzählt in einem derselben¹⁾ von der sog. „Montonera“ des Jahres 1819 in den Provinzen Entre Rios und Santa Fe, d. h. von den Haufen berittener Soldaten jener Zeit ohne besondere Uniformen: „Ihr einziges Abzeichen ist das oder jenes rote Stück der Kleidung: Poncho, Chiripá [der Männerrock, dessen hinterer Saum von hinten nach vorne zwischen den Beinen hochgehoben und vorne unter den Gürtel gesteckt wurde], Hemd oder Halstuch. Jetzt tragen sie als Mütze nicht mehr das Fell eines Eselskopfes, das vorsichtig — damit die Form nicht verlorengehe — ohne Nähte und mit den aufgerichteten Ohren abgezogen wurde. Einige tragen das Haar mit einer Binde umwickelt, andere tragen sog. Panza de burro-Hüte; andere wiederum, und das sind die meisten, lassen ihr straffes und langes Haar frei flattern . . .“ („ . . . Ahora han dejado en usar como morrión el cuero de la cabeza de un burro, sacado con cuidado para no hacerle perder la forma, sin costuras, con las orejas paradas . . .“). Herr Söhle erzählte mir, als ich ihn deswegen befragte, er habe alle diese Angaben von einem alten Teilnehmer der Montonera.

Es handelt sich hier natürlich um einen altspanischen Brauch des einfachsten Mannes, der mit der Conquista hinübergekommen war wie anderes ähnliche²⁾, und sich auf kolonialem Boden länger am Leben erhielt als im

en el país, que se desforma al poco tiempo de usarlo, tomando la figura de un cono, como un apagavelas“ = „Hut aus gewebter Wolle, im Lande selber hergestellt, der bald nach dem Gebrauche seine Form verliert und kegelförmige Gestalt wie ein Kerzenlöcher annimmt“ (Chavela. *Novela histórica argentina*, p. 126, Rosario 1903). Der Folklorist Carrizo meint jedoch, der Name käme „por el color pardo de asno“ („von der eselsbraunen Farbe“), den solche Hüte hätten (Cancionero de Jujuy, p. XXXIII, Tucuman 1935); gesehen hat er natürlich auch keine mehr. Der Name „Panza de burro“ ist in Argentinien in gebildeten Kreisen noch bekannt, wird aber wohl bald vergessen sein; im niederen Volke von Buenos Aires ist er im Lottospiel Spitzname für die Zahl 30.

¹⁾ Söhle, Arroyo del Medio, 1819. *Novela histórica argentina*, p. 45. Rosario 1903.

²⁾ Besonders interessant in dieser Hinsicht ist die primitive Fuß- und Unterschenkelbekleidung, zu welcher das entsprechende Stück Fell vom Fohlen oder Rinde benutzt wird; wir können sie überall in der alten Welt nachweisen, auch in der Antike; so erzählt z. B. Xenophon *Anab.* IV 5, 14 von den Leiden der Griechen, die von ihrem Zuge heimkehrten; die Leute trugen nämlich sog. Karbatinae, die sie sich selber aus frisch abgezogenem Rindsleder herstellten, wenn die alten verbraucht waren. Hesychius erwähnt extra, daß die Karbatina die Fußbekleidung der Leute war und aus einem einzigen Stück Tierhaut hergestellt wurde, usf. Aus diesem primitiven Typus I, der in Argentinien noch hier und da getragen wird und Bota-Typus heißen mag, entwickelte sich unser moderner Schuh und Stiefel, zum Teil in Kombination mit dem Urtypus II oder Mokassin-Typus, der von einer anderen Idee her seinen Ausgang hat; man vgl. meine Monographie: *Folklore argentino* IV. La bota de potro. *Boletín de la Academia Nacional de Ciencias de Córdoba*, XXI, p. 183—300, Buenos Aires 1916, oder den deutschen Auszug: *Zur Volkskunde Argentinien* IV. Der Gauchostiefel. *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde*, XXXIII, S. 6—25, Berlin 1923. Bezüglich des Urtypus II: Gudmund Hatt, *Arktiske skindragter i Eurasien og Amerika. E etnografisk studie*, Kopenhagen 1914.

Mutterlande. Leider wissen wir aus Spanien gar nichts darüber, aber wir müssen annehmen, daß ein uralter altweltlicher Gebrauch, der den Leuten vielleicht nur durch Überlieferung bekannt gewesen sein mochte, wieder aufgenommen wurde; er war im alten Europa gewiß längst verschwunden, als er im südamerikanischen Koloniallande an bestimmten Stellen noch weiter lebte. Es kann gut eintreffen, daß in der alten iberischen Literatur (also die portugiesische mitinbegriffen) eines schönen Tages ganz unverhofft die Notiz vom Gebrauche einer Pferdeohrenkappe auftaucht; das muß man aber mehr dem Zufall überlassen.

Auch in der Heraldik läßt sich der ehemalige Gebrauch von Kappen, an denen noch die Ohren sitzen, gelegentlich nachweisen; freilich werden hier als „Helmzier“ nur die langen Ohren gezeichnet und in den späteren Wappenbeschreibungen als „Eselsohren“ angegeben. Natürlich handelt es sich hier um eine aus der Kopfhaut des Esels geschnittene Kappe, an der die Ohren hervorragen; den späteren Heraldikern, welche dieses Wappen beschrieben, war aber eine solche Kappe unbekannt, und sie sprachen daher nur noch von deren auffälligstem Bestandteile, den Ohren. Die Verwendung einer derartig primitiven Kopfbedeckung als Helmzier steht ja durchaus nicht vereinzelt in der Heraldik da, denn auch Bauernhüte wurden dazu benutzt, wie es sich aus der Entwicklung dieser Einzelheit aus dem wirklichen Leben der Ritter ergab (so sind z. B. die sog. Helmdecken der Heraldik aus den Tropenschleiern hervorgegangen, welche der Gewappnete über seinen Helm oder auch zwischen Helm und Kopf legte, um die Sonnenstrahlen zu mildern, genau so wie man in Argentinien mit dem Schomburgk-hute — *chamberg* — ein Taschentuch über dem Kopfe festklemmt, welches auf den Nacken hinabfällt und durch das Flattern dem Reiter Kühlung bringt).

Beispiele für den Gebrauch der Ohrenkappe als Helmzier finden sich in dem bekannten Wappenbuch des Ritters Conrad Grünenberg vom Jahre 1483¹⁾ nicht gerade selten und zwar unter folgenden Namen: Abemspurg (Tafel 101), Aldendorff (Tafel 158), Knebel v. Katzenellenbogen (Tafel 168), Laber (Tafel 101), Liebenstein (Tafel 158), Lon (Tafel 87b), Reifenberg (Tafel 164b), Sney (Tafel 158), Sür (Tafel 158). Das Wappen des dynastischen Geschlechts Salm-Reifferscheidt (Tafel 63b, auch bei Siebmacher²⁾ Tafel 89) ist von Otto Hupp künstlerisch neu gezeichnet worden³⁾, seine Beschreibung lautet daselbst: „Vermehrtes Wappen aus dem Ende des 15. Jahrhunderts: quadriert von Silber und Silber mit silbernem Herzschilde, darin drei rote Rauten, 1. und 4. zwei abgewendete gebogene rote Salmen, 2. und 3. rotes Schildchen von blauem Turnierkragen überhöht. *Helm*: zwei Eselsohren, das rechte rot, das linke silbern. *Decken*: rot-silbern.“

Eine Erinnerung daran, daß die als Helmzier auftretenden Eselsohren ursprünglich gewiß nicht isoliert waren, sondern jedenfalls den charakteristischen Bestandteil des ganzen, dazu gehörenden Fells (Stirnpartie, Nacken und weiter hinab) bildeten, stellt das Wappen der Grafen v. Gennsperg in Grünenbergs Wappenbuch (Tafel 61) dar: hier sitzen die Ohren noch auf dem Fell, das als „Helmdecke“ zu beiden Seiten herunterfällt; darüber eine Krone, aus der die beiden Ohren hervorragen. Ein anderes Wappen ebenda (Steinach, Tafel 179) zeigt als Helmzier einen wachsenden Mann mit Eselsohren, so ist wohl die unklare Zeichnung zu deuten; es kann aber eher sein, daß dieser Mann eine Eselsohrenkappe trägt.

¹⁾ Des Conrad Grünenberg, Ritters und Burgers zu Costenz, Wappenbuch ... In Farbendruck neu herausgegeben ... Berlin 1875.

²⁾ Siebmacher, ... Wappenbuch, Hoher Adel VII, Nürnberg 1888.

³⁾ Münchener Kalender 1899, Monat Oktober.

Monographische Zusammenstellungen gerade über den Helmschmuck in der Heraldik gibt es nicht, doch genügen die vorgebrachten Beispiele für unsere Zwecke.

Erinnert mag auch sein an die bekannten Attribute der „Narren“, welche ja heute noch bei den Karnevalsfestlichkeiten namentlich im Rheinland eine große Rolle spielen: Narrenkappe und Narrenkolben. Die heutigen Formen der Kappe weichen wohl kaum von denen ab, welche wir in den rund hundert Bildern zu Sebastian Brands „Narrenschiff“ (1. Auflage 1494, 2. Auflage 1495, 3. Auflage 1499; Neuausgabe von Karl Simrock, Berlin 1872) studieren können. Die Narrenkappe (vgl. insbesondere die Bilder zu S. 254 und 284 der modernen Ausgabe) ist danach wie eine große Haube gearbeitet und umschließt also auch den ganzen Hinterkopf; vorn unter dem Kinn wird sie durch zwei Bänder, die an ihr befestigt sind, zusammengehalten. Charakteristisch für sie sind die Nachbildungen großer Ohren, offenbar eines Esels, die an ihr an entsprechender Stelle angebracht sind; immer ist an der Ohrspitze eine Schelle befestigt; solche befinden sich auch auf dem Scheitel der Kappe, in sagittaler Richtung verlaufend. Sicherlich haben wir in der Narrenkappe das Fortleben einer uralten, ländlichen Tracht vor uns, die bei bestimmten Gelegenheiten in den Städten verspottet wurde.

Irgendwie in Zusammenhang mit der uralten, ehemals wirklich getragenen Lederkappe, von der die Überlieferung berichtet haben wird, steht vielleicht die Nachricht von einer Art Gespenst namens Mahr¹⁾, „ein weibliches Wesen mit kurzem Rock und Kappe, Eselsohren, Schnabelschuhen und die Mondsichel auf der Brust. Die Stadt Lüneburg soll von ihr den Namen haben²⁾“. Letzteres ist natürlich eine Volksetymologie, vorausgesetzt daß man dem „Volke“ die Kenntnis von Mond = luna (also = Lüne!) zutrauen darf. Bisher habe ich nichts weiteres über den Aberglauben die Mahr betreffend ermitteln können.

Damit sind wir so ziemlich am Ende unserer Darbietungen. Wir sahen S. 296f., daß man im Altertum in Syrien oder vielleicht Lykien und vielleicht in der Gegend des heutigen Afghanistan-Belutschistan Kappen trug, die aus der Stirnpartie einer Pferdehaut gemacht waren, die samt Ohren und Mähne abgezogen wurde (Herodot³⁾). Es ist aber von vornherein anzunehmen, daß dieser Gebrauch nicht auf besagte Gegenden beschränkt gewesen sein wird, da er ja zur Urbekleidung gehört; mindestens muß er auch in Spanien bestanden haben, denn von da gelangte er ja zur Kolonialzeit nach Argentinien, wo er sich nachweisen läßt (Fontela, Söhle). Die Heraldik bietet auch Anhalte für das Vorkommen dieser Tracht anderswo in Europa, auch das Karnevalskostüm. Die Verbreitung jener primitiven Kappe war in der Alten Welt sicherlich ausgedehnter als diese fragmentarischen Dokumente es belegen⁴⁾. Daß der

¹⁾ Vgl. zu diesem Ausdruck Ranke, Artikel „Mahr“ in: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, V, Sp. 1508—1509, Berlin und Leipzig 1932/33: „Die Bezeichnung des Alps als Mahr ist im Deutschen heute im wesentlichen auf das niederdeutsche Sprachgebiet beschränkt, dort aber von Flandern bis nach Ostpreußen allgemein verbreitet . . . Die altererbte Form *mahr* ist, entsprechend der vorherrschenden Vorstellung von dem weiblichen Geschlecht des ‚mahrenden‘ Wesens, ursprünglich und noch heute vielfach Fem.“

²⁾ Nork, Etymologisch-symbolisch-mythologisches Real-Wörterbuch zum Handgebrauche für Bibelforscher, Archäologen und bildende Künstler . . . IV, p. 319, Stuttgart 1845. — Im Original wohl als Druckfehler: *Mahn*.

³⁾ Aus der Choirilosstelle oben S. 297 *παραθεν ἱππων δαρτά πρόσωπ' ἐφόρευν ἐσκληρότα κάρνω* geht hervor, daß diese über Feuer getrocknet wurden; daß die Ohren daran blieben, ist nicht ausdrücklich gesagt, aber anzunehmen.

⁴⁾ Eine vergleichende Untersuchung der Helme aller Zeiten nach dieser Richtung hin scheint Erfolg zu versprechen. Es sieht ganz so aus, als ob die

metallene Helm aus besagter Stirnhaut-Kappe hervorging durch Verwendung anderen Materials und daher zunächst Besonderheiten von ihr beibehält (die Ohren, s. oben S. 296 Herodot VII 76), braucht nicht besonders gesagt zu werden.

Die Griechen werden nun von jener Tracht dahinten am Ende der Welt schon früh gehört haben. Die Legende nahm sich der Sache an, und aus den Männern mit Kappen, an denen noch die Ohren des Lieferanten saßen, wurden Männer mit Eselsohren; warum gerade ein König, bleibt rätselhaft¹⁾. Nun arbeitete das Kausalbedürfnis: wie kamen diese bzw. Midas dazu? Und was machte letzterer, um seine ihm begreiflicher Weise lästige Mißbildung zu verbergen?

Aber nicht nur in der Midassage hat das Gerücht von einer sonderbaren, irgendwann und irgendwo „weit dahinten“ getragenen Kappe mit Tierohren seinen legendenhaften Niederschlag gefunden. Die Mythenbildung, meint Langkavel, der die Herodotstelle VII 70 im Auge hat, schließt sich ebenfalls an wirklich Gesehenes an, wenn „das jüngere Indien Dämonen in Menschengestalt mit Pferdeköpfen kennt²⁾“ (gemeint damit ist wohl Dadhyañc, der nach dem Rgveda einen Pferdekopf hat; eine jüngere Namensform desselben ist Dadhīca³⁾).

Es ist nun sehr interessant, daß auch in der irischen Mythologie⁴⁾ der pferdeköpfige Dämon Goborchinn erscheint (dieser Name bedeutet diese körperliche Besonderheit), der zusammen mit Luchorpáin, Fomoraig und menschlichen Wesen von ungestalter Erscheinung vom Ham der Bibel

„Roßschweife“, welche die Helme verschiedener und bezeichnender Weise Kavallerie-Regimenter schmücken oder noch bis vor kurzem schmückten, auf jenes Stück Mähne zurückgehen, das an der, aus der Stirnhaut von Pferden hergestellten Kappe (nebst den Ohren) noch daran gelassen werde, wie es Herodot so anschaulich darstellt.

¹⁾ Vielleicht gestattet das Heranziehen der keltischen Sage vom König Marke u. ä. (vgl. oben) einen Aufschluß. Es scheint nämlich, daß eine Kappe mit Pferdeohren ursprünglich ein Vorrecht des Fürsten war. Der keltische Held der Sage, der mit Pferdeohren ausgestattet wird, heißt nämlich anscheinend in Verbindung damit Mark u. ä., denn *markos bedeutet im Kelto-Germanischen „Pferd“ (Mitteilung von Professor Pokorny); dieser „Mark“ u. ä. war aber König (von der Abschwächung dieser Würde in der Arthussage kann abgesehen werden). Es liegt nahe, auch an die angelsächsischen Fürstennamen Hengist und Horsa zu denken. Auch in Vorderasien wird eine, hier jedoch Eselsohrenkappe, die für ihn reservierte Kopfbedeckung eines altertümlichen Königs gewesen sein; der Name „Midas“ steht hier aber offenbar damit in keinem Zusammenhang; seine Bedeutung ist übrigens unbekannt, vgl. Eitrem Sp. 1531; Kuhnert schreibt diesbezüglich Sp. 2963: „Der Name Midas hatte für den Griechen einen fremden Klang, sicher für den Athener, bei dem er nur als Sklavename in Gebrauch war.“ Die Kappentracht kam nun ab, und Frau Fama ließ ihrem privilegierten Träger nur die Ohren des Esels genau so wie im keltischen Gebiete nur die des Pferdes. Es scheint weiterhin, daß diese ursprünglich dem Fürsten eigene Kappe später vom einfachen Manne getragen wurde, denn von diesem melden sie ja die alten Quellen. Auch im kolonialen Argentinien und damit ursprünglich im spanischen Mutterlande war sie Tracht des allerniedrigsten Mannes, um schließlich als Narrenkostüm noch tiefer zu sinken, aber vielleicht deswegen heute weiterzuleben.

Halten wir daran fest, daß unsere altertümliche Kopfbedeckung ursprünglich ein Würdeabzeichen der führenden Persönlichkeit war, so dürfen wir sie in jene Zeiten verlegen, wo das Wildpferd und der Wildesel gejagt wurden. Als man diese Tiere züchtete, muß die von ihnen abgezogene Kappe beibehalten worden sein. Damit hätten wir einen weiteren Beitrag zum Kapitel der Beziehungen zwischen Mensch und Pferd bzw. Esel, der vorderhand nicht weiter ausgebaut werden kann.

²⁾ Langkavel, Pferde und Naturvölker. Internationales Archiv für Ethnographie, I, p. 57, Leiden 1888.

³⁾ Böhtlingk und Roth, Sanskrit-Wörterbuch ... s. v., St. Petersburg 1855—1875.

⁴⁾ Rhys, Lectures ... p. 593.

abstammt. Die Goborchinn genannten Monstra waren im übrigen menschlich gestaltet, so daß sie merkwürdigerweise zu den Zentauren der griechischen Mythologie einen Gegensatz bilden, aber der Figur des Midas mit seinen Eselsohren entsprechen, beschließt Rhys diese Angabe. Dazu gehörte auch, heißt es weiter, ein gewisser Echaid Echhenn = Echaid „Pferdekopf“, König von Fomori; sein anderer irischer Name scheine Labraid gewesen zu sein, unter dem er in der bekannten Sage auftritt; er hatte die Tochter des Königs von Fir Morca, oder der Pferdemänner, zur Frau.

Es erscheint nicht angebracht, daraufhin Parallelen zwischen Indien und Irland aufzustellen, aber wenigstens durfte diese interessante Übereinstimmung, nachdem sie einmal gefunden war, nicht wieder beiseite gelassen werden.

Die sprachliche Stellung der Choropí (Gran Chaco).

(Nachschrift.)

Von

Robert Lehmann-Nitsche.

Meine unter dem gleichen Titel oben S. 118—124 veröffentlichte Studie hatte noch nicht die Presse verlassen, als ich mit einem Aufsätze bekannt wurde, der zu demselben Thema gehört. Er stammt aus der Feder eines russischen hohen Offiziers, der jetzt in paraguayischen Militärdiensten steht¹). Da es durchaus nötig ist, gerade in der südamerikanischen Völkerkunde endlich einmal Klarheit zu schaffen und festzustellen, wie es sich mit den zahllosen Stammesnamen insbesondere in sprachlicher Hinsicht verhält, sei auf den Aufsatz noch nachträglich kurz eingegangen.

Bis vor kurzem, heißt es da, befand sich das ganze Gebiet nördlich der Fälle der Pilcomayo zwischen dem Militärposten G und den Patiñosümpfen in ausschließlichem Besitz eines mächtigen Indianerstammes, der unter den Namen Sociagay, Sotiagay, Sujín und Tapiete bekannt war. Der erste Name sei die ihm von den Toba gegebene Bezeichnung Sotyrgai, plur. Sotyrgaik (deren Bedeutung nicht angegeben wird); Sujín sei ein Lenguawort, das die englischen Missionäre des nördlichen Chaco adoptiert hätten, während der in Bolivien gebrauchte Name Tapiete für die hier in Frage stehenden Indianer ganz falsch sei, da er einem anderen Stamme zukomme, der sich von den Chiriguano abzweige. Sie selber, wenigstens die Leute des Caciquen Tufuai, bezeichneten sich als Toktakay, ein anderer Teil als Ashluslay. Nach W. Sanderson seien sie unterzuteilen in Ashluslay = Alligatorleute; Towok-Thlowos = Flußleute; Chenakhay-Thlowos = Nordleute und Ita-Thlowos = Waldleute. Bei den Maccá hießen sie Wentusi, bei den Choroti (nach Hunt) Athlé. Sie entstammten der gleichen Wurzel wie die Matakó in Argentinien. Zusammen mit ihren Nachbarn und Verwandten, den Choroti und Maccá, hätten sie damals das nördliche Ufer des Pilcomayolaufes (Confuso-Pilcomayo) besetzt gehalten, während gegenüber ihre unversöhnlichen Feinde, die Pilagá, als Grundherren hausten. Wie alle Eingeborenen respektierten auch die Sociagay streng die Grenzen ihres Lebensraumes, den sie nur während eines Krieges oder

¹) Belaieff, Los indios Sociagay. Revista de la Sociedad Científica del Paraguay, II, p. 265—274, Asunción 1930.

zwecks eines Besuches, aber in wenig zahlreichen Gruppen überschritten. Die Besetzung ihres Gebietes durch die Bolivianer hätte in ihr Leben ein großes Durcheinander gebracht, sie aber nicht davon abgehalten, die Grenzen weiterhin wie bisher zu achten.

Auf die Schilderung ihres täglichen Lebens, die nun General Belaieff in ansprechender Form folgen läßt, wollen wir nicht weiter eingehen, um im Rahmen unserer Aufgabe zu bleiben; nur sei auf ihre starke und sorgsame Betätigung im Ackerbau hingewiesen (S. 270), während die benachbarten Maccá sich an das hielten, was ihnen die Natur ohne weiteres biete. Trauerfärbung und Tätowierung sei bei ihnen gebräuchlich (S. 272).

Zum Schlusse folgt ein Vokabular von leider nur 117 Worten, welche die Zugehörigkeit der Sociagay zu den Choropí beweisen. Ich entnehme daraus diejenigen (soweit vorhanden), welche in der Liste am Ende meiner Studie vorkommen; es sind nur wenige, aber vollkommen ausreichende Proben.

Vergleichende Wörterliste.

A = Ashluslay (Nordenskiöld). Chu = Chunupí (Hunt). S = Suhin (Pride, bei Hunt). Cho = Choropí (Pape). So = Sociagay (Belaieff).

Stirn. A: —. Chu: kās-taku [unsere St.]. S: —. Cho: hua-takó-náktě. So (Gesicht): tax-ku.

Finger. A: —. Chu: paschi. S: kās-peschi [unsere F.]. Cho: pástsei. So: posche.

Sonne. A: fincóclay. Chu: hyanchăklai, shanchăklai, finchăklay. S: hankuklai, shankuklai. Cho: n'kōklái, n'kuklái. So: fynchok-laāi.

Mond. A: huéla. Chu: hyuwekla, shuwekla, fyuwekla. S: shuwekli, yuwekli. Cho: xuéklă, hué²la, wiédlă. So: jiwekla, iuwecha.

Stern. A: catīs. Chu: kătéis. S: kătéis. Cho: kătéis. So: katées.

Jaguar. A: —. Chu: iyōj. S: iyotaj. Cho: jaaž. — Im S: iyotaj, ist taj = groß, wie im Choropí. So: ia-ox.

Schwarz. A: yacút. Chu: yăkut. S: yokhut. Cho: jăkút. So: iokoute.

Über Kunststile in Melanesien.

Von

Felix Speiser.

I. Allgemeines.

a) Das Ziel der vorliegenden Untersuchung ist die Feststellung verschiedener Kunststile in Melanesien und deren geographische Verbreitung.

Eine analytische Behandlung der Kunstformen, d. h. ein Suchen nach den ursprünglichen realistischen Keimen rein ornamentaler Formen kommt hier nur insoweit in Frage, als dies für die beabsichtigten Untersuchungen notwendig ist, die ausschließlich in den Dienst kulturhistorischer Forschung gestellt werden sollen. Ebensowenig interessiert uns hier eine rein ästhetische Wertung der Stile.

Die Voraussetzung ist die, daß eine Kunst, samt ihren Vorwürfen, in allem abhängig ist von der Kultur, in welcher sie entstanden ist. Verbreitet sich ein Kunststil über das Gebiet seiner eigenen Kultur hinaus, so wird er in der anderen Kultur wenig bodenständig sein können, er wird im fremden

Boden an Lebenskraft verlieren und wird sich dort nur dann als Ganzes oder in seinen wichtigsten Elementen erhalten können, wenn die Träger des Kunststiles durch ihre Kultur diejenige des anderen Gebietes wesentlich beeinflussen können.

Es werden sich aber im eigenen Kulturgebiete Stilvarianten herausbilden, gerade so, wie eine Sprache in Dialekte zerfallen kann. Und wie bei Sprachmischung von einer eindringenden Sprache nur einzelne Elemente aufgenommen werden, während sich der Charakter der anderen Sprache durchsetzt, so scheint es auch bei Stilmischung zu sein: es können nur einzelne Formelemente eines Stiles aufgenommen werden, und auch diese nur dann, wenn sie dem Charakter des aufnehmenden Stiles, d. h. also dessen Kultur, nicht allzusehr widersprechen; und auch dann werden sie mehr oder weniger durch den Einfluß des neuen Nährbodens abgewandelt werden. Absolute Formgleichheit kann also bei Übertragung von Kunststilen nicht erwartet werden, der Charakter der stärkeren Kultur wird sich immer durchsetzen.

Wir gehen also aus von der Voraussetzung, daß ein „Stil“ in einer ganz bestimmten Kultur einmal entstanden ist, und daß er nur mit dieser Kultur, oder Teilen dieser Kultur sich ausbreiten — wandern — kann. Darum dürfen wir auch annehmen, daß die Ausbreitung eines Kunststiles oder eines seiner Elemente Schlüsse auf die Ausbreitung seiner Mutterkultur oder von Teilen derselben erlaubt. Dies ist es, was in der vorliegenden Arbeit vor allem erstrebt wird.

b) Bevor wir an unsere Untersuchungen herantreten, muß festgestellt werden, welche Art von Kunstwerken wir in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen. Kunst kann auftreten in zwei Formen:

1. Sie kann entstehen aus einem rein künstlerischen Ausdrucksbedürfnis, bei welchem keine anderen als technische Hemmungen dieses Schaffen beeinflussen. So entstehen Kunstwerke rein individuellen Charakters, welche nur abhängig sind vom rassisch und kulturell bedingten Lebensgefühl des Künstlers. Man kann solche Kunstwerke als primitiv bezeichnen, weil sie, im Künstler immer neu sich entwickelnd, in kein von der Gemeinschaft gefordertes Formenschema gepreßt sind. Sie haben noch keinen „Stil“. Kinderzeichnungen sind in diesem Sinne primitiv, weil das Kind, wie der Naturmensch in einer ihm fremden Technik, durch keine Formenschemata gehemmt wird (vgl. Koch-Grünberg: Anfänge der Kunst im Urwalde, Bernatzik: Owa Raha).

2. Aus derart völlig individueller Kunst entwickelt sich aber allmählich ein bestimmter „Stil“, eine ganz bestimmte Formsprache, welcher sich alle diejenigen zu bedienen haben, die in ihren künstlerischen Erzeugnissen von der Allgemeinheit anerkannt werden wollen. Diese Kunstwerke werden sich also in der Formgebung notwendigerweise ähnlich sein müssen, es ist „Stil“ entstanden. Stilkunst ist also nicht mehr primitiv. Freiheit der Formgebung besteht nur noch innerhalb enger Grenzen. Wie schon angedeutet, entsteht der Stil nicht willkürlich, sondern als Produkt von Charakter und Kultur eines Volkes: je nachdem wird die Gerade oder die Kurve bevorzugt, ist der Stil dynamisch oder statisch, usw.

Die Stilkunst schließt nun die primitive Kunst keineswegs aus: es wird auch in Kulturen mit entwickeltem Stile immer Individuen geben, welche sich den Stilregeln nicht unterwerfen wollen oder solche, die sich aus Ungeschicklichkeit die „offizielle“ Kunstform nicht aneignen können. Ebenso wird primitive Kunst dann zutage treten, wenn in einer ungewohnten Technik (Bleistift, vgl. oben genannte Beispiele) gearbeitet werden muß, in welcher die Eingliederung der Formen in das von der Allgemeinheit verlangte Formgefühl sich noch nicht vollzogen hat.

Wenn wir uns also mit den Kunststilen Melanesiens im folgenden abgeben, so fallen selbstverständlich alle primitiven Kunstwerke aus dem Rahmen unserer Betrachtungen, denn wir wollen ja nicht die Kunstfertigkeit des Melanesiers an sich untersuchen, vielmehr wollen wir die verschiedenen Stile der Melanesier kennenlernen und auch ihre geographische Verbreitung und daraus Einsicht gewinnen in die Kulturgeschichte Melanesiens.

Es fallen also für uns weg alle primitiven Kunstwerke: gekritzelte Zeichnungen auf Bambusen (Luquet 26, S. 14ff.) oder Bleistiftzeichnungen für Weiße gemacht, (Koch-Grünberg, Bernatzik 36, Thurnwald 12, 13), es fallen aber auch weg Skulpturen, die keinen Stil besitzen (Sarasin 29, Taf. 69 3—7, 70 1—6, verglichen mit Taf. 41 und 65), also solche, bei denen der „Künstler“ sich dem herrschenden Stile nicht hat unterordnen können oder wollen, bei denen eben die primitive Formgebung durchgebrochen ist. Es muß dabei allerdings zugegeben werden, daß die Einreihung eines Stückes in die Gruppe der Primitiv- oder der Stilkunst oft auf subjektivem Urteil beruhen muß.

c) Aus dem Gesagten ergibt sich, daß für uns als ergiebigste Kunstgattung in Melanesien die Holzplastik in Frage kommt, wie sie in so reichem Maße auf dem Boden des Animismus entspringt.

Die Herstellung von Holzplastiken stellt an die Arbeitskraft wie auch an die technische Fertigkeit des Künstlers solche Anforderungen, daß er sich an die Ansprüche des Stiles halten wird, mehr, als bei einer leicht hingeworfenen Zeichnung. Die Schnitzerei ist zudem meistens in den Händen bestimmter professioneller Schnitzer oder Schnitzerfamilien, wird also in gewissem Grade handwerksmäßig betrieben und die Arbeitsergebnisse sind nicht nur für die Genugtuung des Künstlers selbst bestimmt, sondern für die der Öffentlichkeit. Und diese verlangt stilechte Schnitzereien.

Wir werden aber auch die Kleinkunst nicht ganz außer acht lassen dürfen: auch sie ist zum größten Teil Stilkunst: Malerei an Hauswänden, Brand- und Ritzornamente auf Kalebassen und Bambusen, Ritz- und Schnitzornamente auf Lanzenschäften, Schildpattornamente auf Brustschmucken. Da handelt es sich gleichfalls nicht um leicht hingeworfene Zeichnungen, sondern um streng gebundene Kunst.

Meistens wird der Stil solcher Ornamente dem Stil der Plastik entsprechen (z. B. Malereien und Schnitzereien vom Sepik), manchmal aber zeigen die Ornamente auf gewissen Gegenständen einen ganz anderen Stil als die Plastik (vgl. Nevermann 34, Taf. 12 und Taf. 23), was zum Schlusse berechtigen kann, daß der betreffende Gegenstand samt seiner Ornamentik ein besonderes Importgut in der Gesamtheit der Kultur darstellt.

d) Merkwürdigerweise sind an dem so reichen Materiale melanesischer Kunst, das in Museen und in der Literatur vorliegt, Untersuchungen, wie wir sie vorhaben, wenige ausgeführt worden. Chauvet (30), Fuhrmann (22), Sydow (26) u. a. sind von rein ästhetischen Gesichtspunkten ausgegangen oder sie haben die Beziehungen der Religion zur Kunst studiert.

Preuß (97—99) hat mit bewundernswerter Sorgfalt und vielem Scharfsinn eine Analyse der Ornamentformen Deutsch-Neuguineas durchgeführt, aber er hat seine Analyse nicht über dieses Küstengebiet ausgedehnt. Irene Hesse (Köln 1933) hat in einer Dissertation die Darstellung der menschlichen Gestalt in Rundskulpturen Neumecklenburgs untersucht und findet Beziehungen zu den Salomonen und Neu-Britannien.

Eine Beziehung von Kunststilen zu Kulturen hat, wir mir scheint als erster, Haddon (94) gesucht, doch hat er seine Studien leider ganz auf das Gebiet des australischen (früher britischen) Neu-Guinea beschränkt. Ihm ist wohl als erstem die große Stilverschiedenheit in jenem Gebiete aufgefallen, und seine Arbeit ist von solcher Gründlichkeit, daß hierüber nicht

mehr viel Neues zu sagen ist. Immerhin hat sich das Material seit seiner Untersuchung beträchtlich vermehrt und das Bild um einiges klarer gestaltet¹⁾.

e) Das Material für die Arbeit stammt einerseits aus der Literatur, andererseits aus dem Museum für Völkerkunde in Basel, sowie aus mehreren deutschen völkerkundlichen Museen, deren Leiter ich zu Dank verpflichtet bin für die großzügige Art, mit welcher sie mir ihre Bestände zur Verfügung gestellt haben.

Die Arbeit konnte nicht mit der wünschbaren Zahl von Illustrationen ausgestattet werden. Der Leser wird sich mit dem Nachschlagen der Abbildungen in der zitierten Literatur abfinden müssen. Die notwendigsten Nachschlagewerke sind mit * bezeichnet. Dem Artikel sind aber dennoch einige, absichtlich etwas schematisch gehaltene Zeichnungen beigegeben, in der Hoffnung, daß diese, so kümmerlich sie sein mögen, doch dazu dienen könnten, das geschriebene Wort wesentlich ergänzend, den Formwillen der verschiedenen Stile in den Zeichnungen zur Darstellung zu bringen.

Indonesisches Material wurde nur insoweit berücksichtigt, als für das Verständnis der melanesischen Stile notwendig schien.

Wenn selbstverständlich das Bestreben besteht, die Untersuchung so objektiv wie möglich aufzubauen, so wird sich vielfach ein subjektives Urteil nicht vermeiden lassen, da, wenn objektive Kennzeichen fehlen, die Zuteilung eines Kunstwerkes zum einen oder anderen Stile nur auf Grund subjektiven Urteiles geschehen kann. Dies wird sich wohl bei keiner kunsthistorischen Arbeit ganz umgehen lassen. Es ist zu bedenken, daß jede Erscheinung in typischen Mittel- und atypischen Grenzformen auftreten kann und daß eben auf künstlerischem Gebiete die Zuteilung von Grenzformen schwierig ist. Das Zuziehen von atypischen Grenzformen geschieht nur da, wo es notwendig ist und wer es versucht, sich in das Wesen der einzelnen Stile wirklich hineinzufühlen, wird hoffentlich der Zuteilung von Grenzformen meistens zustimmen können.

Im übrigen handelt es sich um einen Versuch, der zu weiterer Beschäftigung mit dem anziehenden Thema anregen mag.

f) Theoretisch ist festzustellen, daß die technischen Bedingungen für die bildende Kunst in ganz Melanesien als die gleichen angesehen werden dürfen: es herrschte überall das Neolithikum mit ungefähr gleichem Handwerkszeug. Stilunterschiede in Melanesien können also nicht auf eine Verschiedenheit der technischen Ausrüstung zurückgeführt werden.

Es läßt sich von uns nicht beurteilen, ob Flächenkunst oder Plastik technisch leichter auszuführen sei, doch treten beide Kunstformen überall, wie mir scheint, gleichzeitig auf, so daß ich zur Ansicht neige, die technischen Schwierigkeiten seien bei beiden Kunstformen ungefähr gleich große. Ist dies richtig, so kann es nicht technisch bedingt sein, wenn eine Kultur deutlich die Flächenkunst bevorzugt, eine andere die Vollplastik, sondern es muß eine Folge des völkischen Formwillens, des Temperamentes sein. In den Neuen Hebriden z. B. überwiegt die Vollplastik die Flächenkunst bei weitem. Umgekehrt ist es am Papuagolfe, wo die Plastik primitiv bleibt (Wirz, 34, Taf. XII, XIII und Taf. XVII, XXI). Der dortige Kurvenstil vermeidet eben die Plastik.

¹⁾ Eine Arbeit, die gleiche Ziele verfolgt wie die vorliegende, ist von Gottfried Willitsch (diese Zeitschrift, 1935: Betrachtungen über die bildende Kunst Melanesiens und daraus sich ergebende Folgerungen für die Ethnologie) ausgeführt worden. Sie erreichte mich erst nach Abschluß meines Aufsatzes und kann nur noch ganz kurz berücksichtigt werden. Willitsch kommt zu anderen Ergebnissen als ich, und es wird Sache Dritter sein, zu beiden Arbeiten Stellung zu nehmen.

Wir werden uns im folgenden vor allem mit der Darstellung der menschlichen Gestalt oder des menschlichen Gesichtes abzugeben haben, und dies ist darum von Vorteil, weil es sich dabei immer um den gleichen künstlerischen Vorwurf handelt und wir so eine sichere Vergleichsbasis haben, sicherer, als sie die Darstellung verschiedener Tierarten bieten würde.

Wenn es auch nicht der Zweck dieser Arbeit ist, evolutionistische Stilkunde zu treiben, so werden wir doch gelegentlich vor die Frage gestellt werden, welche Stilisierung, z. B. des menschlichen Gesichtes primitiver sei als eine andere. Man wird sich dabei daran erinnern dürfen, daß das Kind das Gesicht zunächst als Kreis oder Oval darstellt, in dem Augen, Nase und Mund ganz schematisch als Striche angegeben werden. Es ist ein Fortschritt, wenn das Kind das Gesicht mit spitzem Kinn wiedergibt, und vollends kaum mehr kindlich ist es, wenn der Umriß des Gesichtes durch Gerade gegeben wird, gar, wenn Horizontale auftreten: waagerechter Gesichtsabschluß unten und oben. Dies sind beim menschlichen Gesichte, besonders beim melanesischen Gesichte, Linien, die sich weder naturalistisch noch impressionistisch aufdrängen, die also schon auf eine ganz bestimmte Stilisierung zurückzuführen sind.

Wir werden daher auch in der melanesischen Kunst diejenigen linearen wie plastischen Darstellungen des Gesichtes, welche sich der Kreis- resp. Kugelform nähern, stilistisch als primitiver ansehen dürfen als die eckigen, besonderes als die viereckigen. Zwischen beiden Formen steht wahrscheinlich das dreieckige Gesicht.

Was die ganze menschliche Gestalt anbetrifft, so wird die geschlossene Zylinderform sich als die erste ergeben, bedingt durch den zylindrischen Stamm oder Klotz, der bearbeitet wird. Die Arme werden dem walzenförmigen Leibe anliegen, die Beine sind gestreckt. Wenn sie plastisch vom Leibe gelöst sind, so haben wir rein technisch progressive Formen vor uns. Dabei kommt es wenig an auf die Haltung der Arme: es ist technisch ebenso leicht, gebogene Arme anliegend am Körper zu schnitzen, als gerade. Etwas mehr Schwierigkeiten bieten die Beine, da die Darstellung einer sitzenden Gestalt eine Beinstellung bedingt, welche den gegebenen Rahmen des Zylinders sprengt. Daher auch unsere häufige Unsicherheit: ob es sich um die Darstellung eines Hockers handelt oder nicht.

Auf alle Fälle dürfen wir sagen, daß die durchbrochene Schnitzerei technisch schwieriger ist als die geschlossene, daß sie daher ein höheres Stadium darstellt.

Was nun die Linienführung anbetrifft, so ist technisch die Gerade, besonders wenn es sich um Flächenkunst handelt, viel leichter auszuführen als die Kurve. Der geradlinige Stil ist daher primitiver als der Kurvenstil, wobei allerdings bedacht werden muß, daß die Gerade in der Natur nicht vorkommt und daß andererseits auch hochwertige Stile die Gerade bevorzugen können, weil diese dem Temperamente ihrer Träger mehr liegt als die Kurve. Wenn ein Stil nun auch progressiver sein kann als ein anderer, so ist damit keineswegs gesagt, daß er jünger sei als der andere. Der Kurvenstil z. B. (s. u.) ist sicherlich ein sehr progressiver Stil, und doch muß er älter sein als der Korwar- oder der Tamistil. Dies behaupten wir aber nicht auf Grund rein stilistischer Kriterien, sondern aus anderen Gründen.

II. Die Stile.

Bei der folgenden Behandlung der einzelnen Stile werden wir mit den Stilen beginnen, welche am besten charakterisiert sind und die daher am deutlichsten zu erkennen sind. Die Reihenfolge der behandelten Stile ist daher ohne Bedeutung für ihre zeitliche Einordnung.

A. Der Korwarstil.

Korware heißen die Schädelbehälter, die an der Nordküste von Neu-Guinea vorkommen, von der Geelvink-Bay bis in die Gegend der Humboldt-Bay. Diese Korware gehören alle einem wohlausgebildeten Stile an, so daß es erlaubt ist, diesen Stil als Korwarstil zu bezeichnen, trotzdem keineswegs alle Repräsentanten des Korwarstiles Korware sind.

Bei den eigentlichen Korwaren handelt es sich wohl fast ausschließlich um Hocker, mit einem, wegen seiner Eigenschaft als Schädelbehälter, unverhältnismäßig großen Kopfe. Charakteristisch für den Korwarstil ist die Kopfform: seine Grundform ist der Kubus (Abb. 1—3), die Seitenflächen des Gesichtes sind parallele Ebenen, und zu ihnen steht im rechten Winkel die Gesichtsebene, die unten durch eine völlig gerade, horizontale Kante abgeschnitten wird. So wird die Gesichtsfläche ein Quadrat, oder jedenfalls ein Rechteck, dessen obere Seite allerdings meistens Bogenform hat.

Das Gesicht verschmälert sich also nach unten zu sehr wenig, der Mund sitzt sehr tief, fast an der Kinnkante, er ist immer sehr breit, so daß die Munddecken bis zu den Seitenkanten des Gesichtes reichen, und oft wird er geöffnet, nicht selten mit fletschenden Zähnen, dargestellt. Weiterhin

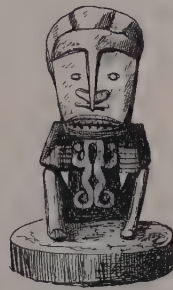


Abb. 1. Museum Basel
V b 6620 Biak.

Abb. 2. Museum Basel
V b 6622 Biak.

Abb. 3. Museum Basel Geelvink Bay.

ist kennzeichnend das starke Vorspringen der Mundpartie, so daß eine Schnauze dargestellt wird. Die Nase ist meistens der Gesichtsfläche aufgesetzt, sie zieht sich als scharfkantige Leiste nach unten, und die Nasenflügel werden deutlich wiedergegeben, so daß die ganze Nase gewöhnlich Ankerform hat. Die Augen werden durch Löcher oder flache Erhebungen dargestellt, und sie sind für die Wirkung des Gesichtes nicht von großer Bedeutung. Sie liegen unter dem stark abgesetzten, meistens auch horizontal verlaufenden Stirnwulste (Fuhrmann 80—83). Die Kopfwölbung ist nieder, sphärisch, und man kann vielfach erkennen (Abb. 1, Sydow 26, Abb. 17), daß schlicht herabhängendes Haar dargestellt werden soll, daß der Korwarstil also ursprünglich einer schlichthaarigen Bevölkerung angehört hat.

Der Hals ist wesentlich dünner als der Kopf, der Körper, wie schon gesagt, meistens in Hockerstellung, die Ellenbogen auf die Knie gestützt, und die Hände halten gewöhnlich eine oder zwei Schlangen (Abb. 1, 3, 6, Sydow 26, Abb. 17, Fuhrmann, Abb. 80—83) oder eine zweite kleinere menschliche Gestalt (Abb. 2, 5, Sydow 26, Abb. 18, Uhle II).

Die schnitztechnische Fertigkeit, welche sich in den Korwaren zeigt, ist nicht sehr groß. Der Ausdruck des Gesichtes ist drohend, eben durch das Hervortreten und die Breite der Mundpartie.

Der Korwarstil kommt auch an anderen Schnitzereien als nur den Korwaren vor, an Nackenstützen und Kalkspateln (Abb. 4—6, Uhle II, III, IV, VII, Chauvet, Taf. 108, 109, 110).

Wenn der Korwarstil auch die Kurve kennt, so hat diese bei ihm keinen Schwung, die bricht immer scharf ab, nachdem sie sich aus der Geraden heraus entwickelt hat, so daß man die Kurven des Korwarstiles eigentlich nur als Hacken bezeichnen könnte. Jedenfalls sind sie nicht leicht mit den Kurven des eigentlichen Kurvenstiles zu verwechseln.

Der Korwarstil kommt in Neu-Guinea nur an der Küste vor. Nach Westen hin läßt er sich verfolgen weit nach Indonesien hinein: wir finden den Korwarstil in den Südwest-Eilanden (Sydow 26, Taf. 78, 79) in Halmahera (Uhle, S. 13), Nias (Abb. 7, Sydow, Taf. 64, 65, 69), auch bei den Batak (Sydow 26, Taf. 70—72), und sicherlich ließen sich noch mehr Belege für den Korwarstil in Indonesien finden. Ich erkenne den Korwarstil sogar auf vielen Skulpturen in Angkor Vath (z. B. Buschan, Taf. XLVII, links) allerdings in höchst veredelter Form, aber an den Köpfen der Krieger an den Tempelreliefs sind die typischen Merkmale des Korwarstiles: breites und vorspringendes Untergesicht, gerade Nase, breiter Mund, allgemein kubische Kopfform deutlich zu sehen, so daß ich die Ansicht auszusprechen wage, der Korwarstil in Neu-Guinea, in Melanesien und Polynesien sei ein verbaueter Abkömmling der Khmer-Kunst.

Wir werden uns daher nicht daran stoßen dürfen, daß schon in Indonesien der Korwarstil nicht mehr immer rein auftritt: in den Südwest-Eilanden hat das Gesicht nicht mehr den quadratischen Umriß, sondern es



Abb. 4.
Uhle IV, 14.



Abb. 5.
Uhle IV, 4.



Abb. 6 Museum Basel
Vb 5684 Manokwari.

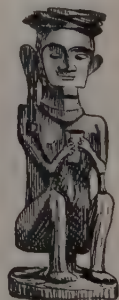


Abb. 7.
Vatter 143, Nias.

kann sich nach unten zuspitzen, aber vorhanden sind die Hockerstellung und der tief sitzende Mund samt dem horizontal abgeschnittenen Kinn, in Nias kann die Hockerstellung fehlen, doch ist der Korwarstil wiederum deutlich bei den Batak. An den dortigen Zauberstäben treten auch immer Schlange und Krokodil auf: Tiere, die mit dem Korwarstil verbunden sind und auch das Reitermotiv (Sydow 26, Taf. 71) und die über- oder voreinander gestellten Menschenfiguren (Sydow 26: 70, 72), welche ich als „Ahnenleitern“ bezeichnen möchte.

Es handelt sich also beim Korwarstil in Neu-Guinea um einen vor relativ kurzer Zeit aus Indonesien her eingedrungenen Stil, der sich erst an der Küste festgesetzt hat.

Die östliche Grenze der eigentlichen Korware in Neu-Guinea möchte ich in die Gegend der Humboldt-Bay legen. Weiter im Osten verschwindet der Korwarstil völlig, um dann neu aufzutreten in den Trobriand-Inseln (Abb. 8, Fuhrmann 76, Chauvet 198, 226—229, 245, 251—254). Wir finden

da die Hockerfigur und das typische Korwargesicht: nieder, breit, vortretende Mundpartie, breiter, tief sitzender Mund. Wenn mit dem Korwarstil die Ahnenleiter verbunden ist, so kommen in den Trobriand nicht selten zwei gleichwertige Figuren vor, welche sich den Rücken kehren, vermutlich eine Variante der Ahnenleiter und die mit dem Korwarstil verbundene Schlange können wir vielfach an den Schnitzereien der Trobriand finden (Chauvet, Abb. 245, 246). Einen unbestreitbaren Beleg für das Eindringen des Korwarstiles in den Trobriand haben wir im Vorkommen von Hüten (Abb. 8) entsprechend den Hüten in der Geelvink-Bay (Abb. 1). Hüte werden nun heute weder in den Trobriand noch sonst von den Melanesiern getragen, sie sind also einst in natura oder nur in der Korwarsskulptur von indonesischen Einwanderern gebracht worden.

In den Trobriand kann die Hockerfigur auch durch die Tanzfigur vertreten werden (Seligmann 10, Taf. LXV). Es ist zu betonen, daß wir in den Trobriand den Korwarstil zwar noch deutlich erkennbar, aber nicht mehr rein finden: das Auftreten reicher Kurven ist dem Korwarstil an sich fremd, und es ist in den Trobriand zu erklären durch die Mischung des Korwarstils mit dem dort älteren Kurvenstile (s. u.).

Wenn wir als typisch für den Korwarstil ansehen: vorspringendes, breites, horizontal abgeschnittenes Kinn mit breitem Munde, quadratische Gesichtsfläche, so ist der Korwarstil auch in die Admiralitäts-Inseln gelangt (Abb. 9, Nevermann 34, S. 219/10, 18, 19, 22, 25; Abb. 168, Taf. 7/5).



Abb. 8. Museum Basel
V b 1036 Trobriand.



Abb. 9. Museum Basel
V b 9711, Admiralität.



Abb. 10. Museum Basel,
Nord Neu Irland.

Es fehlt dem Stil hier aber der Hocker, und die Schlange ist durch das Krokodil ersetzt. Desgleichen fehlt der Hut, dafür wird die typische Haartracht der Admiralitäts-Insulaner wiedergegeben: ein langer Haarschopf, aufstehend oder herabhängend, wie man ihn auch an der Sepikmündung trifft (Nevermann 34, S. 219/22, 28, Taf. 5).

Der Korwarstil ist also nicht mehr mit allen seinen Elementen nach den Admiralitäts-Inseln gekommen, sondern schon etwas zersetzt, wohl nicht mehr von seinen ursprünglichen Trägern dorthin gebracht, sondern indirekt übernommen, was bei dem intensiven einstigen Verkehr zwischen den Admiralitäts-Inseln und der Nordküste von Neu-Guinea (Schlitztrommel, Schädelmaske, Haartracht) nicht zu überraschen braucht.

Einen recht starken Einschlag des Korwarstiles finden wir auch in den Malangganen von Nord-Neu-Irland (Abb. 10). Da finden wir oft die Hockerfigur, die Schlange, das vorspringende Untergesicht mit der starken Betonung der Horizontalen und dem fleischenden Munde, die schwach konvexe Nase mit den breiten Nasenflügeln, ebenso die Ahnenleiter (Sydow 26, 32, Meyer & Parkinson, Taf. XI—XIV).

Auch in den Uligiguren Mittel-Neu-Irlands erkenne ich die Einflüsse des Korwarstiles (Abb. 11) an dem scharf horizontalen Munde, der

so gar nicht in das spitz auslaufende Kinn hinein passen will: es handelt sich um eine Mischung des Korwarstiles mit dem Primaerstil (s. u.).

Bis nach den Salomonen ist der Korwarstil gelangt (Abb. 12—15, Vatter, S. 57, 75). In Buka und Bougainville treten Hocker auf, bei denen das Kinn stark vorspringt und oft horizontal abgeschnitten ist, wobei der Mund häufig tief unten liegt und sehr breit ist, und auch auf den Rudern von Buka (Frizzi, S. 31) erkennt man deutlich die Hockerstellung und den fletschenden sehr breiten Mund, tief am Kinn liegend. Ebenso unverkennbar ist der Korwarstil in den kleinen Menschenfiguren auf den Speerschäften (Paravicini 32, Taf. IV) und auf den Bootschnäbeln (Paravicini 31, Abb. 80, 81) sowie an den Hauspfosten (Bernatzik, Abb. 112, 115), ebenso auf Tridaknaskulpturen (Paravicini 31, Abb. 85). Auch kommt die Schlange in den ganzen Ost-Salomonen in der Skulptur vor. Der Korwarstil ist hier



Abb. 11. Sydow, 32, 163.

Abb. 12. Vatter 12, S-Bougainville

Abb. 13. Vatter 24, Ost-Salomonen.

Abb. 14. Sydow 32: 173 Buka

aber auch nicht mehr rein, sondern wie in den Trobriand, mit dem Kurvenstile gemischt. Eine Analogie zu den Korwaren besteht in den Salomonen auch darin, daß da Schädel in Behältern aufbewahrt werden, die allerdings in den Salomonen nicht anthropomorph sind, wie in N-Guinea, sondern fischförmig (Handbook, pag 133).

Die Salomonen sind der östlichste Ausläufer des Korwarstiles in Melanesien, weder in den Neuen Hebriden, noch in Neu-Kaledonien kann irgendeine Spur von ihm gefunden werden, wohl aber in Polynesien: in den Marquesas erkennt man den breiten tiefliegenden Mund, das viereckige Gesicht und das gerade Kinn auf den Holz- und Steinskulpturen (Sydow 26, Taf. 40, 41), ebenso in Hawai (Handbook, pag 41, 158) und mir scheint, daß auch in den Statuen der Osterinsel noch Elemente des Korwarstils zu erkennen sind (Chauvet 35, Abb. 56, 59, 103, 131), aber auch mit dem Kurvenstile vermischt (ebd. Abb. 57, 64, 68). In Neu-Seeland fehlt der Korwarstil.



Abb. 15. Mus. Basel V b 8234 Nord Bougain.

Ich glaube also den Korwarstil nachweisen zu können von den Khmer über Nias, Sumatra, Südwest-Eilanden, Geelvink-Bay, Humboldt-Bay Trobriand, den Admiralitäts-Inseln, West-Neuirland, Salomonen und in Ost-Polynesien.

Er tritt in Melanesien meistens mit der Schlange verbunden auf (in den Admiralitäts-Inseln mit dem Krokodil). Der Vogel aber fehlt dem Stile.

Auffallend ist, daß wir den Korwarstil in den Trobriand und in den Admiralitäts-Inseln am häufigsten an den Kalkspateln antreffen. Wir dürfen uns fragen, ob nicht vielleicht die Träger des Korwarstiles den Betel nach Melanesien gebracht haben.

Die ersten Träger des Stiles sind schlichthaarig gewesen, hatten ein breites Gesicht, und wie mir scheint, eine besonders große Breite zwischen den Unterkieferwinkeln, einen breiten Mund und eine nur schwach konvexe Nase. Sie scheinen, dem Charakter des Stiles nach zu schließen, leidenschaftliche, temperamentvolle Menschen gewesen zu sein, und sie haben sich die Toten als gefährliche Wesen vorgestellt. Sie hatten dennoch einen ausgesprochenen Ahnenkult (Ahnenleitern), und ihr Seelentier war die Schlange.

Sie sind durch Indonesien der Nordküste von Neu-Guinea entlang gewandert, haben sich im heutigen Korwargebiete zum Teil angesiedelt, ein Zug ging weiter, um sich in den Trobriand niederzulassen unter Mischung mit den dortigen Melanesiern oder Papua (tatsächlich fällt in den Trobriand und Umgebung der stark malaische Typus der Bevölkerung auf), ein anderer Zweig ging mit Überspringen von Neu-Britannien nach Nord- und Mittel-Neu-Irland und vor allem nach den Salomonen. Von dort vermutlich weiter nach Ost-Polynesien.

Nach den Admiralitäts-Inseln sind nur schwache Ausläufer dieser Einwanderer gekommen.

B. Der Schnabelstil.

Ein Stil, der sich leicht isolieren läßt, weil sehr scharf charakterisiert ist der Schnabelstil, so genannt wegen der schnabelartig verlängerten Nase. Es ist in vielem das Gegenteil des Korwarstiles, der vor allem auf die Horizontale aufgebaut ist, während im Schnabelstil die mediane Vertikale durchaus vorherrscht, so daß alle hauptsächlichen Linien auf diese Medianvertikale konvergieren. Die Gesichter sind daher langgezogen und laufen nach unten spitz zu, und ein Gegenstück hierzu bildet der ebenfalls meistens spitz auslaufende Haarschopf (Abb. 16—19), so daß die größte Breite des Kopfes etwa bei den Ohren liegt (Reche LXXI/4, 6). Dieser Haarschopf wird heute noch im Gebiete des Schnabelstiles getragen (Neuhauß II, 276,



Abb. 16. Museum
Basel V b 1344
Schnabelstil.



Abb. 17. Fuhr-
mann 90, Schna-
belstil.



Abb. 18. Fuhr-
mann 91, Schna-
belstil.



Abb 19. Fuhr-
mann 63. Sepik.

277). Oft sieht es auch so aus, wie wenn der Kopf von mehreren schalenförmig übereinander liegenden Haarschöpfen bedeckt wäre, da wir oft eine mehrfache Stirn-Haargrenze erkennen können.

Die Nase setzt meistens breit an und verzüngt sich nach unten zu einer dünnen Spitze, die oft bis zum Penis reicht und mit diesem verschmelzen kann. Durch den breiten Nasenansatz müssen die Augen schief gestellt werden, sie stehen in einem sehr engen Winkel zueinander und folgen in ihrer Umrahmung den Linien der Nase, d. h. sie streben der vertikalen

Mittellinie zu. Entsprechend dieser Augenstellung bildet der Stirnrand, auch wieder der Tendenz nach Vereinigung in der Mitte folgend, meistens eine scharfe Spitze über der Nase nach unten (Abb. 17). Die Nasenlöcher müssen sich der Nasenform anpassen, und der Nasenrücken ist immer stark konvex. Dadurch entsteht ein Gesicht, das man mit Recht als Vogelgesicht bezeichnen kann, womit aber durchaus nicht gesagt sein soll, daß der Schnabelstil sich wirklich vom Vogel ableitet.

Die schief gestellten Augen fehlen beim Schnabelstile nie, und da diese Schiefstellung keineswegs selbstverständlich ist, so darf umgekehrt die Schiefstellung der Augen als ein untrügliches Merkmal des Stiles angesehen werden, auch wenn die Schnabelnase nur noch verkümmert vorkommt. Der Mund ist oft durch den Schnabel verdeckt, oft fehlt er ganz. Liegt er frei, so ist er schmal und in Anpassung an die Tendenz zur Vereinigung mit der Medianvertikalen „lächelnd“.

Der Körper wird wohl immer stehend dargestellt, so daß die Hockstellung des Korwarstiles fehlen würde. Rechte Winkel werden vermieden, gesucht wird aber die großzügige Kurve, und insofern ist der Schnabelstil verwandt mit dem Kurvenstil (s. u.), wahrscheinlich sein Abkömmling, doch fehlen dem Schnabelstil die für den Kurvenstil so charakteristischen konzentrischen Kreise und abgeleitete Formen (Abb. 20, Chauvet 30, 270).



Abb. 20. Kreis-
motiv des Kur-
venstiles.

All diese Merkmale sind weniger scharf ausgebildet in den Masken (Fuhrmann 88—91, Chauvet 30, 386, Abb. 17, 18), die alle einen ovalen Umriß haben müssen und bei denen die Nase oft nicht über den Mund hinunter geführt ist. Ihr Rücken ist aber immer konvex und wenn auch die Augen selbst nicht schief gestellt sein sollten, so ist es sicher ihre Umrahmung (Meyer 89, VI/3, 8, VII/5), was, wie schon erwähnt, für den Schnabelstil typisch ist.

Zum Schnabelstil sind wahrscheinlich auch die Geflechtmasken mit den langen Rüsseln am Sepik zu rechnen (Reche LXXIX, LXXX), allerdings fehlen dort die schiefen Augen.

Am Sepik gehören alle wirklichen Masken, d. h. solche, die tatsächlich als Masken getragen werden können, dem Schnabelstile an. Was wir sonst an geschnitzten Köpfen am Sepik finden können, gehört nicht zu den eigentlichen Masken, und ihr Stil gehört nicht zum Schnabelstil, sondern zum Kurvenstile.

Ebensowenig gehören die Ornamente auf den Schlitztrommeln, den Felltrommeln und den Trompeten zum Schnabelstil, wohl aber zum Kurvenstil, so daß wir den Schnabelstil nur an die wirklichen Masken gebunden finden.

Den Schnabelstil treffen wir auch häufig auf kunstvoll durchbrochenen Schnitzereien (Reche XX, Chauvet 30, 310—313) am Sepik. Fast immer erkennen wir in dem Rankenwerk stilisierte Nashornvögel. Das Rankenwerk stammt aus dem Kurvenstil, von dem der Schnabelstil ja wahrscheinlich abzuleiten ist und mit dem er am Sepik in enge Verbindung getreten ist.

Zum Schnabelstil gehören immer die bekannten zusammengesetzten Kopfbänke (Chauvet 30, 331—335), doch kommen auch monoxyle Kopfbänke vor (Chauvet 30, 336, Fuhrmann 49, 48).

Was nun die Tiere betrifft, die an den Schnabelstil gebunden sind, so finden wir begreiflicherweise den Vogel (Chauvet 30, 310, 311, 385, Fuhrmann 104, Reche XIX/3, XX) und es ist sicherlich zu erwägen, ob der Schnabel selbst nicht aus der Vogeldarstellung hervorgegangen sein könnte, wenn wir auch nicht so weit gehen wollen wie Schmidt, der fast alle Kunstformen von Vogeldarstellungen ableiten will. Als Vögel können wir deutlich bestimmen den Kakadu (Chauvet 30, 310), ebenso den Nashornvogel. Der Fregattvogel scheint mir nicht mit Sicherheit nachweisbar.

An sonstigen Tieren sind höchstens das Opossum dem Schnabelstil zuzuweisen, das manchmal auf den Köpfen der Figuren steht (Abb. 16).

Dem Schnabelstil sind, der schief gestellten Augen wegen, zuzuweisen die röhrenförmigen Schilde (Fuhrmann 111, Reche LVIII, LIX). Mit dem Gesicht in Schnabelstil ist hier verbunden eine reiche Kurvenschnittzerei in Spiralen und Mäandern, zwischen denen oft die Tanzfigur erkannt werden kann. Wir haben hier wieder die schon erwähnte Verbindung des Schnabelstils mit dem Kurvenstil.

Wenn wir nun den Schnabelstil vom Kurvenstil ableiten, wenn der Schnabelstil also ein Kurvenstil ist, so hat er doch einen anderen Charakter entwickelt als dieser: die Kurven des eigentlichen Kurvenstils sind weit ausgreifend, höchst großzügig, spannungsgeladen, können sich in ihrem Impulse kaum erschöpfen, wogegen die Kurven des Schnabelstiles ruhiger, nüchterner, kraftloser sind, wobei das gleiche Motiv gern mehrmals wiederholt wird (Reche LVIII). Der Schnabelstil andererseits ist ein plastischer Stil, der sogar die durchbrochene Schnitzerei pflegt, während der Kurvenstil ein Flächenstil ist, der Plastik vermeidet und dem die Kurven vor allem zur Abgrenzung bemalter Flächen dienen. Rein schnitztechnisch steht der Schnabelstil sicherlich höher als der Kurvenstil.

Die Verbreitung des Schnabelstiles in Neu-Guinea ist nicht weit. Er gilt vielfach als der eigentliche Sepik-Stil, doch ist dies nicht richtig. Schon Reche (S. 463) hat erkannt, daß sich am Sepik verschiedene Stilprovinzen unterscheiden lassen, und es kann gesagt werden, daß der reine Schnabelstil sich nur am Unterlaufe des Sepik finden läßt, etwa bis Muangem (124 km) und daß er sich schon von Singrin an (46 km) stark verflüchtigt. Weiter oben am Sepik läßt sich der Einfluß des Schnabelstiles nur noch an den schiefstehenden Augen erkennen (Abb. 21), und der richtige Schnabel kommt kaum mehr vor (Reche LXI, Chauvet 30, 303, 309, Fuhrmann 110). Dort setzt dann der reine Kurvenstil ein, abgesehen von abgetriebenen Stücken des Schnabelstiles.



An der Küste findet man den Schnabelstil westlich der Sepikmündung bis nach Eitape (Berlinhafen) und östlich bis Awar (Potsdamhafen) vielleicht noch weiter, sicherlich aber nicht über Cap Croisilles hinaus.

Am Ramu hat der Schnabelstil wahrscheinlich den Unterlauf beherrscht, doch ist über den Raum so wenig veröffentlicht worden, daß Sicheres nicht gesagt werden kann.

Sonst kommt in Neu-Guinea der Schnabelstil nirgends vor (wenn wir in der Geelvink-Bay auf einen Bootsaufsatz mit Schnabelnase stoßen, so handelt es sich um ein verschlagenes Stück). Der Schnabelstil hat in Neu-Guinea also ein sehr enges Verbreitungsgebiet, und seine Entstehung ist ganz unklar. Allerdings scheint er aus dem Kurvenstile entstanden zu sein, von wo her aber die Anregung zur Ausbildung der Schnabelnase gekommen sein könnte, ist in keiner Weise zu sagen. Diese Anregung ist eben im Bereiche der Sepikmündung aktiv geworden.

Irgendwelche Rückschlüsse auf die physische Beschaffenheit der Träger des Schnabelstiles lassen sich nicht, wie beim Korwarstil, machen; sie sind wohl Melaneside gewesen, welche ihr Haar in einem hohen Schopfe trugen. Wegen der schiefstehenden Augen könnte man versucht sein, an eine mongolide Bevölkerung zu denken, dagegen aber spricht die Haartracht, die sich mit schlichtem Haare nicht vereinen läßt.

Dem Stil nach möchte man die Leute für künstlerisch hoch begabt, aber nervös, fast neurotisch halten.

Abb. 21.
Fuhrmann
108, Sepik.

Verbreitung des Schnabelstiles außerhalb Neu-Guinea.

Der Schnabelstil fehlt in Neu-Britannien, Neu-Irland und den Admiralitäts-Inseln (die dort deutlich dargestellten großen Haarschöpfe [Nevermann S. 183, 219/16, 17, 20, 21—25] sind stilistisch nicht beweisend).

In Buka kommen Ruder vor (Museum Basel, V b 8262, 8270, Frizzi S. 41 r. u.), auf denen die Gesichter deutlich schief umrahmte Augen tragen (ähnlich Abb. 21). Dies haben wir als Merkmal des Schnabelstils kennengelernt, und so ist es nicht ausgeschlossen, daß der Schnabelstil die westlichen Salomonen erreicht hat. Es fehlen aber alle anderen Elemente des Schnabelstils, und so ist anzunehmen, daß der Kurvenstil, der die Salomonen stark beeinflußt hat, auch einige Elemente des Schnabelstils mitgebracht hat. Außer in Buka kann ich in den Salomonen keine Spur des Schnabelstils nachweisen.

Überraschenderweise aber tritt er wieder auf in den zentralen Neuen Hebriden. Dort ist er erkennbar an den deutlich schief gestellten Augen (Abb. 22, Speiser 23: 34/1, 39/18, 20, 22; 82/2; 84/13, 15; 85/1, 5; 91/6;



Abb. 22. Sydow 32:
175, Neue Hebriden.



Abb. 23. Speiser 23:
93/5, Ambrym.



Abb. 24. Speiser, 23:
100/3, Banks-Inseln.

93/2; 95/5, 7; 98/3; 100/1; 103/2; 104/1). Die betreffenden Gegenstände stammen mehrheitlich aus Süd-Malekula, einige auch aus Ambrym, und dadurch wird meine bisher angezeifelte Annahme einer starken Beeinflussung Süd-Malekulas vom Sepik-Mündungsgebiete her, außer Frage gestellt (Speiser 33, 34). Einen Einschlag des Schnabelstils dürfen wir um so zuversichtlicher behaupten, als außer den schief gestellten Augen auch die für den Schnabelstil so charakteristischen langen Nasen vorkommen und zwar eben meistens in Verbindung mit den schiefen Augen (Speiser 23: 98/3) und als die gleichfalls nur in Süd-Malekula vorkommenden Tanzstäbe ihrem ganzen Stil nach stark an den Schnabelstil erinnern (Speiser 23: 82/4, 5, 9, 10, 12, 13). Ferner ist darauf hinzuweisen, daß nur im Nambasgebiete, das allein vom Schnabelstil berührt worden ist, auf Trommeln und Statuen eigentlich plastisch geschnittene Nasen vorkommen, während sie außerhalb des nördlichen Nambasgebietes flach sind (Speiser 23: 17/4; 89/3, 4; 94/2 [94/3 ist ein modernes, atypisches Stück] 97/2; 100/3; 104/5). Ebenso finden wir die scheibenförmigen Augen (Abb. 23), welche auf den Kurvenstil hinweisen, mit dem sich der Schnabelstil ja vielfach vermischt hat, auch nur im nördlichen Nambasgebiete (Speiser 23: 16/4; 88/6; 93/1—5; 94/8, 9; 95/1; 97/3; 100/4; 104/2, 3, 4).

Wir treffen aber überall das spitze Kinn an (Abb. 23, 24), wie wir es auch in den Banks-Inseln finden (s. u. Primärstil), und in diesen Stil ist der Kurvenschnabelstil eingedrungen, zuerst nach Süd-Malekula, dann hat er sich mit der Suque weiter ausgebreitet, und hat gebracht: die schiefen, oder die scheibenförmigen Augen, die starke Nase auf Trommeln und Statuen, und wir dürfen wohl auch die Ringnasen auf einigen Masken (Speiser

23: 90/2, 3; 82/2, 3) aus Ambrym auf den Schnabelstil zurückführen. Diese Elemente des Schnabelstils finden wir nur an Kultgeräten, wodurch bestätigt wird, was ich schon früher ausgesprochen habe, daß mit dem Schnabelstil vor allem kultische Einflüsse nach Süd-Malekula gekommen sind.

Nach Neu-Kaledonien habe ich gleichfalls die Skulptur und die Masken vom Sepik her einwandern lassen (Speiser 33: 178), und auch da glaube ich behaupten zu können, daß es gerade der Schnabelstil gewesen ist, welcher diese Elemente hat gebracht, aus gleichen Gründen wie in den Neuen Hebriden. Es ist nur an die so auffallenden und häufigen Ringnasen an den Masken zu erinnern; an den Skulpturen glaube ich eine Neigung zur Schiefstellung der Augen erkennen zu können (Sarasin: 39/1, 5; 40/1, 3, 4) und wem dies nicht beweisend ist, der sei auf die Überaugenwülste verwiesen, welche vielfach die starke Zacke über der Nase zeigen, wie sie für den Schnabelstil charakteristisch ist (Sarasin: 65/1—5; 66/1—5). Der Schnabelstil ist auch deutlich erkennbar bei Leenhardt (VIII/3). Wir fassen zusammen: Der Schnabelstil hat sich in der Gegend der Sepikmündung aus dem Kurvenstil entwickelt und ist am Sepik sekundär mit dem Kurvenstil wieder Mischungen eingegangen. In Neu-Guinea hat er sich nicht ausgebreitet, dagegen scheint er in Spuren mit dem Kurvenstil nach den West-Salomonen gelangt zu sein, dann aber ist er mit andern, vor allem kultischen Kulturgütern direkt von Neu-Guinea nach Süd-Malekula in den Neuen Hebriden und nach Neu-Kaledonien gelangt. Mit ihm ist in beiden Orten das Zeremonialwesen verknüpft. Wahrscheinlich hat er auch den Vogel als religiöses Symbol mitgebracht.

C. Der Kurvenstil.

Allgemeines.

Zu dem Stil, den wir hier als Kurvenstil bezeichnen, werden natürlich nicht alle die Stile gerechnet, in welchen irgendwie Kurven vorkommen: gebogene Linien können in vielen Stilen auftreten. Wir verstehen hier unter Kurvenstil einen solchen, bei welchem die Kurve vor der Geraden deutlich bevorzugt wird, einen Stil, dem die Gerade gleichsam unsympathisch ist, einen Stil, dem die Kurve zum Bedürfnis geworden ist und der gebogene Linien auch dann anwendet, wenn dadurch dem im Unterbewußtsein schlummernden Naturalismus Gewalt angetan werden muß. Wie stark der Zwang zur Kurve ist, wird man erkennen, wenn man Schnitzereien aus dem Angriffshafen (Chauvet 30: 409) ansieht, oder die Linienführung auf Kalkspateln vom Sepik (Reche, Abb. 280, 281) oder von Tonschalen von ebendort (Reche S. 180ff.). Entscheidend ist also nicht das gelegentliche Vorkommen einer Kurve an einem Kunstwerke, sondern die erkennbare Abneigung gegen jede Gerade. Dies ist uns für die Zureihung zum Kurvenstil entscheidend, und wir schalten unbedenklich aus dem Bereiche des Kurvenstiles aus den Tamistil (s. u.), die Kunst des südlichen Neu-Irland, der Banks-Inseln u. a. m., die alle auch Kurven besitzen. Das Auftreten von Kurven, besonders eines Kurvenstiles ist keineswegs selbstverständlich: es ist z. B. Amerika vom Kurvenstile freizusprechen, mit Ausnahme, bezeichnenderweise, von Nordwest-Amerika, Peru, Mexiko und Yukatan. Man wird aber auch bei den Kunstwerken aus diesen genannten Gebieten deutlich spüren können, daß ihr Stil sich nicht auf der Kurve aufbaut, sondern daß der Grundstil sich auf der Geraden aufbaut und daß die Kurven eine Zutat, ein Import sind.

Wie schon eingangs gesagt, schreiben wir es dem Temperamente einer Bevölkerung zu, ob sie ihren Stil aus der Geraden oder aus der Kurve heraus entwickelt, womit aber auch gesagt ist, daß es nicht nur einen Kurvenstil

zu geben braucht, sondern daß die Vorliebe für die Kurve zu vielen verschiedenen Kurvenstilen geführt haben kann.

Für Melanesien allerdings nehmen wir an, daß eine ganz bestimmte Völkerschicht der Träger dieses Stiles sei. Dies scheint durch die besondere Verbreitung des Kurvenstils in Melanesien gerechtfertigt. Daß aber der Kurvenstil in Melanesien in verschiedenen Varianten auftreten kann, ist einleuchtend: nur schon weil er sich mit anderen Stilen mischen kann, und daß z. B. der Schnabelstil eine Variante, aber eine sehr stark differenzierte, des Kurvenstiles darstellt, haben wir schon ausgesprochen.

1. Der Kurvenstil am Sepik.

Am besten ausgebildet scheint mir der Kurvenstil am Sepik, da, wo er sich nicht mit dem Schnabelstil gemischt hat, also am mittleren und oberen Laufe (eine obere Grenze ist nicht anzugeben).

Als typische Beispiele für den dortigen Kurvenstil wären zu nennen die Schilde, Aufhängenhaken und Keramik (Abb. 25, 26; Fuhrmann 95; Reche XL/8; Abb. 148ff.; LIX/3, XXXII usw.).

Reche (S. 466) sagt von diesem Stile, respektive von der Stilprovinz, daß dort die plastischen Arbeiten auffallend flach seien und daß im Gegensatz zum Mündungsgebiete, wo die eingeschnittenen Rinnen das Muster bilden, hier die Rinnen nur dazu dienen, die Flächen, welche das Muster bilden, heraus zu heben und zu isolieren. Gegenüber dem Mündungsgebiete (also im Bereiche des Schnabelstiles), wo sich winklig gebogene undeckige Linien finden, zeigt die Linienführung hier eine Vorliebe für runde Formen und benutzt häufig die Spirale. Diese sehr zutreffende Charakterisierung des Kurvenstils durch Reche mag noch etwas vertieft werden.



Abb. 25.
Fuhrmann
95, Kurven-
stil.

Es muß wiederholt werden, daß der Kurvenstil sich am liebsten auf der Fläche auslebt, er ist also in seinen besten Erzeugnissen ein Flächenstil, doch fehlt ihm deswegen die Plastik nicht. Verglichen mit dem Schnabelstil kann man sagen, daß der Kurvenstil nicht wie jener fast ausschließlich auf die Vertikale eingestellt ist, sondern daß er auch die Horizontale verwertet, daß es überhaupt ein Stil ist, welcher sich gerne nach allen Richtungen hin ausdehnt (Reche, vgl. XVII/5 mit XIX/1—3).

Der Charakter des Kurvenstils ist bestimmt durch sehr großzügige, weichfließende, immer wieder neuen Impuls gewinnende Bögen. Zwischen diesen finden wir einzelne oder konzentrische Kreise, und wo der Raum die Entfaltung der ganzen Kreise nicht mehr zuläßt, werden konzentrische Kreisbögen eingefügt (Abb. 20; Reche, Abb. 148ff.). Dieses Motiv ist für den Kurvenstil äußerst charakteristisch, ja es kann als dessen Leitmotiv angesehen werden. Kreissysteme werden überall angebracht und dann mit andern Kreissystemen verbunden, wodurch S-Liniensysteme und Spiralen, sowie Mäanderstreifen entstehen. (Fuhrmann 95, 1, Reche Abb. 152, 163 usw.) Diese Formen finden wir auch in den anderen Gebieten des Kurvenstils.

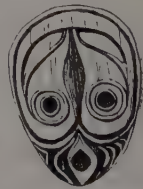


Abb. 26.
Fuhrmann 93,
Kurvenstil.

Schiefstehende Augen sind dem Kurvenstil ursprünglich sicher fremd, sie sind durch den Einfluß des Schnabelstiles in den Kurvenstil eingedrungen (Abb. 21), und wir finden sie daher nur am Unterlaufe des Sepik: in der Einflußzone des Schnabelstils. Die typische Augenform des Kurvenstils ist die runde Scheibe (Abb. 25,

26). Wir können überhaupt als beeinflußt durch den Schnabelstil alle jene Formen bezeichnen, bei denen die Vertikale betont ist, z. B. durch die von Mundwinkeln und Nasenflügeln seitwärts nach oben laufenden Linien (Reche LXI, XL/8; Chauvet 30: 308, 309, 380, 392), ebenso durch die Abtrennung des Haares im spitzen Winkel über der Nase (Fuhrmann 95). Durch diese Linien wird die Schiefstellung der Augen vorgetäuscht.

Entsprechend der geringen Neigung zum plastischen Schnitzen ist die Nase, auch wenn sie konvexen Rücken hat, wenig erhaben. Der Mund ist fast gerade und wird oft mit sichtbaren Zähnen dargestellt (Fuhrmann 95), manchmal aber ist er auch rund geformt, in Analogie zu den runden Augen (Abb. 26, Chauvet 30: 396). Der Kopf ist nie spitzig, wie beim Schnabelstil, und in der Tat kommt ja auch der hohe Haarschopf der Küstenleute am oberen Sepik nicht mehr vor. Der Umriss des Kopfes ist oval, er steht meistens auf einem dünnen, spindelförmigen Leibe (Reche LXXII/6), und die Glieder sind gestreckt, die Hände mit den Hüften verschmelzend. Die Hockerstellung fehlt, und es besteht überhaupt keine große Neigung zu einer feineren Ausarbeitung des Leibes, im Gegensatz zum Schnabelstil. Der Kurvenstil ist eben ein Flächenstil, und wenn wir beim Schnabelstil meist vollplastische Figuren treffen (Reche LXXI), so zieht es der Kurvenstil vor, den Leib durch ein Ornament auf einer Fläche anzudeuten oder es wird auf die Darstellung des Leibes überhaupt verzichtet (Chauvet 30: 391, 391 b).

Das Hauptgewicht der Darstellung wird durchaus auf den Kopf gelegt, oder auf dessen wichtigsten Teil: die Augen, die mehrmals wiederholt werden und der Körper wird vernachlässigt, die ihm zustehende Fläche sogar mit reinen Ornamenten ausgefüllt (Reche LXI), während beim Schnabelstil in solchen Ornamenten der menschliche Körper meistens noch erkannt werden kann (Reche LXIII/2, 3, Abb. 112, 114, XL/8).

Um die Figuren bei der flachen Schnitzerei hervortreten zu lassen, braucht der Kurvenstil polychrome Bemalung: weiß, rot und schwarz, und wir finden im Kurvenstil auch reine Malereien auf Palmblattscheiden, in denen er sich besonders frei entfalten kann (Reche XVIII), aber auch Gegenstände werden sehr gerne bemalt. Der Schnabelstil dagegen kommt sehr gut ohne Polychromie aus.

Mit dem Kurvenstil ist die *Gorgo* verbunden, also die gebleckte Zunge. Sie scheint den anderen Stilen durchaus zu fehlen (Sydow 26: 121, Fuhrmann 95, Reche Abb. 112, 117, LXXVII/4, 5 usw.).

Wenn also die vollplastische Menschenfigur am Sepik nicht häufig ist, und wenn sie dann oft sehr kümmerlich ausgefallen ist, so treten am Sepik dennoch vollplastische Erzeugnisse auf, die unbedingt dem Kurvenstil zuzuweisen sind: es handelt sich vor allem um die herrlichen Bootsschnäbel (Reche LV), in denen man die Kurve geradezu vibrieren spürt, und weiter liegt die reiche Fülle an Kleinplastik vor in Kalkspalteln, Kalkbehältern und Wurfholzaufsätzen, die zu den besten Erzeugnissen melanesischer Kleinkunst zu rechnen sind. Weniger befriedigend ist die Großplastik an Kopfbänken, Aufhängehacken und Sitzschemeln (Reche XL/8, Abb. 277—281, 312—332, Chauvet 30: 330 b).

Eigentliche geschnitzte Masken scheinen dem Kurvenstil zu fehlen, sie werden ersetzt durch die zusammengesetzten Masken. Was wie Masken aussieht sind kleine Köpfe, aus weichem Marke geschnitten (Reche LXXXIV/2, 3) zum Befestigen an Gegenständen und Häusern. Die geflochtene Maske haben wir dem Schnabelstil zugewiesen.

Wundervolle Entwicklung hat der Kurvenstil in der Keramik genommen, aber nur an der polychromen in Schalenform (Reche 190 ff.). Die höchst monumentalen Thonurnen (Reche XLV) und auch die selt-

samen tönernen Dachaufsätze (Reche XXXIV/3, 4, 5) möchte man eher dem Schnabelstil einreihen. Doch werden merkwürdigerweise beide Formen der Keramik ungefähr im gleichen Gebiete hergestellt, in der Gegend von Kambrinum, 252 km, also recht weit flußaufwärts außerhalb des Einflußgebietes des Schnabelstiles.

An Tieren des Kurvenstils sind zu nennen vor allem das Krokodil, das als Bootsschnabel und Sitzbank auftritt, ebenso an den Wurfholzaufsätzen. Schlange und Opossum sind selten (Reche LXXVI, Abb. 120). Häufig dagegen tritt der Vogel auf, ebenfalls als Bootsschnabel, an Kalkspateln und an Wurfholzaufsätzen. Man kann erkennen: Papagei (Reche, Abb. 283), Nashornvogel (Reche Abb. 257, 258, 295, Chauvet 30: 317b, 330b, 334); Fregattvogel (Reche, Abb. 282, Chauvet 30: 330); Hahn (Chauvet 30: 345, 346, Reche Abb. 278).

Weiterhin finden wir viel die Schildkröte als Motiv für Sitzbänke.

Die Tanzfigur ist recht selten (Reche XVII/6). Das Verschlingungsmotiv in bezug auf den Menschen scheint ganz zu fehlen, dagegen kommt es als Krokodil-Vogel an den Wurfholzaufsätzen vor. Häufig dagegen sind Kombinationen von Krokodil mit Menschenkopf oder umgekehrt, und nicht selten findet man die exhibitionierende Frau an den Männerhäusern und an den Bootsschnäbeln auf der Schnauzenspitze der Krokodile.

Im Charakter kann man den Kurvenstil bezeichnen als einen, am Schnabelstil gemessen, sehr ruhigen Stil, der in weichen Kurven schwelgt und scharfe Knickungen vermeidet. Schnitztechnisch steht er nicht sehr hoch, was aber seinem ästhetischen Werte nicht den geringsten Abbruch tut. Er wird im Gegenteil dem europäischen Auge mehr Genuß verschaffen als der Schnabelstil.

Zeitlich müssen wir den Kurvenstil vor den Schnabelstil setzen, da er sich viel weiter inland findet als dieser.

Über die Träger des Stiles können wir auf Grund der Schnitzwerke nicht viel aussagen, höchstens daß es sich um eine breitgesichtige Bevölkerung mit konvexer Nase gehandelt haben muß.

Wie weit der Kurvenstil flußaufwärts sich am Sepik finden läßt, können wir heute auch noch nicht sagen, da der Oberlauf des Sepik noch wenig erforscht worden ist.

2. Der Kurvenstil westlich der Sepikmündung.

Der Schnabelstil reicht westlich ungefähr bis Eitape, dort stößt er auf den Korwarstil. Dieser ist in seiner Verbreitung aber an die Küste gebunden, und inland treffen wir den Kurvenstil, der auch an der Küste als Grundlage immer wieder durchbricht, z. B. in Sissanu (Chauvet 30: 307) und in Eitape (Meyer-Parkinson 00: 12, 13). In den schön geschwungenen Bootsschnäbeln aus der Gegend von Angriffshafen bis Walkenaarbucht (Abb. 32, Chauvet 30: 403—409) erkenne ich den Kurvenstil deutlich, wenn schon in anderer Ausbildung als am Sepik. Das Vorherrschen der Kurve ist aber nicht zu verkennen.

Wie schon oben bemerkt, ist dieser Kurvenstil nicht zu verwechseln mit dem indonesischen Kurvenstil (Fuhrmann: O 1 ff., Chauvet 30: 268—270, 410—415, Uhle), der keinen großen Schwung hat.

Am Sentanisee tritt der Kurvenstil als herrschend auf (Wirz 29: Fig. 1, 5, 6, 10, 14, 15, 18, 19, 20, 23, Taf. 20, 21, 118, 119), auch da wieder etwas anders als am Sepik. Als Tiere finden wir die Eidechse, Fische und Vögel aller Art und die Schlange. Der Korwarstil fehlt dort durchaus.

3. Der Kurvenstil bei den Massim.

Östlich der Sepikmündung fehlt der Kurvenstil, und wir finden ihn erst wieder bei den Massim, zunächst in den Trobriand-Inseln. In diesen haben wir schon als wichtige Stilkomponente den Korwarstil gefunden, er ist dort offenbar auf den älteren Kurvenstil gestoßen und hat sich mit ihm vereinigt. Trotz dem Korwarstil ist in den Trobriand alles auf die Kurve eingestellt, und sogar auf den Gliederflächen der Figuren sind Kurven eingeritzt, welche der allgemeinen Linie der Glieder folgen (Abb. 8, Chauvet 30: 226—229, 251—253). Bis zum Eindringen des Korwarstiles muß der Kurvenstil die Trobriand völlig beherrscht haben.

Diese Behauptung wird dadurch wohl zur Sicherheit gemacht, daß wir in den benachbarten Louisiaden und Entrecastaux den Kurvenstil absolut rein finden. Kurvenstil fast ohne Korwareinfluß trifft man auf den Schilden der Trobriand (Chauvet 30: 191), auf den dortigen Bootsaufsätzen (Seligmann 10: LXV) und den Tanzbrettern (Chauvet 30: 190). Auf diesen Gegenständen werden sehr häufig dargestellt die Schlange und der Fisch, auch die Tanzfigur, sehr selten aber ist der Vogel (Seligmann 10: LXVI), der ja die ganze Kunst der Louisiaden und Entrecastaux beherrscht. Dafür fehlt die anthropomorphe Hockerfigur in diesen Inseln, so daß diese also, weil sie in den Trobriand vorkommt, dorthin durch den Korwarstil gebracht worden sein muß — wohl zusammen mit dem Betelgenuß.

Die Louisiaden und Entrecastaux werden ganz vom Kurvenstil beherrscht und zwar in auffallend gleicher Ausbildung wie am Sepik. Wenn wir auch den vollen Kreis nicht sehr oft antreffen (Chauvet 30: 243), so um so mehr die Serien konzentrischer Kreisbögen, die für die Sepikunst kennzeichnend sind (Chauvet 30: 236, 237, 242, Haddon 65, 75, 80 usw.), ebenso kommt die Spirale vor, und die S-Linie ist so häufig, daß wir uns Belege ersparen können. Auch der am Sepik so häufige Mäander tritt auf (Haddon 65, 80, Reche Abb. 336, 337, 339—341). Gewisse Ornamente am Sepik (Reche, Abb. 134, 153ff., 383) könnten direkt von den Massim stammen.

Es ist schon lange bekannt, daß die Ornamente der Süd-Massim sich ableiten von der Darstellung des Fregattvogels, und es könnte nun gegen unsere behauptete Verwandtschaft der Stile vom Sepik und den Süd-Massim eingewendet werden, daß die Darstellung des Fregattvogels am Sepik recht selten ist, daß darum die Stile sich grundsätzlich voneinander unterscheiden müssen. Dieser Einwand ist aber nicht von Gewicht, denn es sind in der Kunst Stil und Vorwurf grundsätzlich voneinander zu trennen, Sie hängen nicht voneinander ab. Es steht der Annahme nichts im Wege, daß in beiden Gebieten auf Grund gleicher psychologischer Veranlagung der gleiche Stil geherrscht habe, und daß dann ein Fregattvogelkult die Trobriand beeinflusst habe, während er den Sepik nicht berührt hat.

Anthropomorphe Darstellungen kann ich bei den Süd-Massim nicht finden, dagegen kommt neben dem Vogel auch noch die Schlange vor (Chauvet 30: 246).

Fast unkenntlich geworden tritt die Verschlingung: Krokodil-Vogel auf (Haddon XII).

4. Der Zentraldistrikt.

Gegen Westen zu verliert sich der Kurvenstil, man kann ihn noch schwach nachweisen bei den Mailu (Saville, Fig. 3).

Wenn wir in das Gebiet kommen, welches Haddon als Zentral-distrikt bezeichnet, so betreten wir ein Gebiet, das an bildender Kunst sehr arm ist. Dies ist um so auffallender, als diese Gegend auf beiden Seiten

von höchst kunstfreudigen Gebieten benachbart wird, und als der Zentral-distrikt überaus reich ist an Tanzhüten aus Federn. Haddon sagt (*Racial and Cultural Distribution in New Guinea*) „the patterns are geometrical, with a remarkable absence of curves and spirals and of human and animal forms“.

Es handelt sich hier in der Tat um durchaus infantile Kunst, so daß man von einer Stilkunst kaum sprechen kann, und demgemäß fällt sie aus, dem Rahmen unserer Betrachtungen.

Wenn Haddon diese Kunst als die eigentlich papuanische ansieht (Haddon a. a. O. 182), so können wir uns dieser Ansicht nicht durchaus anschließen: Es ist wohl papuanische Kunst, aber es ist eben keine Stilkunst, und als papuanische Stilkunst möchten wir mit Bestimmtheit den Kurvenstil bezeichnen.

5. Der Papuagolf.

Zum Papuagolf rechnen wir hier das Gebiet von Cap Possession bis zum Fly-River (wir greifen also westlich weiter aus als Haddon).

Der Golfstil tritt uns nun zunächst wie der Kurvenstil entgegen als ein Flächenstil. Wenn wir Vollplastik antreffen, so können wir diese, unseren Ausführungen in der Einleitung folgend, nicht als stilisierte Kunst ansehen, denn es handelt sich um die primitivste Plastik unter Verwendung naturgegebener Formen (Wirz 34: Taf. IX—XIV), und nur an einigen Hausbalken und Bootsschnäbeln bei den Gogodara kann man zur Not von Stilkunst sprechen (Wirz 34: Taf. XXVIII).



Abb. 27.
Fuhrmann
65, Papua-
Golf.

Auch die als Agibe, Gopi, Kwoi bezeichneten Gegenstände, die un-verkennbar anthropomorph sind (Abb. 27), kann man nicht als Vollplastik bezeichnen, denn sie sind einfache Bretter, denen nur roh die Menschenform gegeben worden ist und die dann mit Ornamenten versehen worden sind (Wirz 34: Taf. XX—XXIX). Als Flächenstil steht der Golfstil also dem Sepikstil sehr nahe.

Beim Golfstil muß festgestellt werden, daß es sich vor allem um einen anthropomorphen Stil handelt, und daß Tierdarstellungen stark zurücktreten, abgesehen von Kauschnäbeln und Hausbalken, ähnlich wie am Sepik. Wie dort interessiert vom Menschen am meisten der Kopf und künstlerisch wie den Dimensionen nach wird der Leib als Nebensache behandelt. Wir finden sowohl die Hocker- als auch die Tanzstellung und die aufrechte Stellung. Da alle drei ungefähr gleich häufig vorkommen, scheint es nicht, als ob eine derselben kultisch bedingt sei, es handelt sich wohl mehr um eine möglichst dekorative Ausfüllung der verfügbaren Fläche (Brett).

Wir haben also Gestalten mit gestreckten Gliedern (Wirz 34: VIII/13, 14; XI/7—15; XX/4, 5, Haddon: VI/100) oder mit gebogenen Armen (Chauvet 30: 144, 145, Wirz 34: VIII/12, XX/7, 10) oder um eigentliche Tanzfiguren (Haddon VI/101, 102, Wirz 34: XXI/3, Chauvet 30: 143).

Die meist männlichen Genitalien werden immer deutlich wiedergegeben (Chauvet 30: 144, 145, Haddon VI/100, 101).

Wenn wir für den Sepik als charakteristisch die konzentrischen Kreise und Kreisbögen und die daraus abgeleiteten S-Formen, Spiralen und Mäander erkannt haben, so finden sich alle diese Formen auch am Papuagolf wieder: (Wirz 34: X/5, XXI/3, IV/16, VII/5, XII/5, Chauvet 30: 138, 141, 142, 72, 73, 122, 178, 182, 187, Haddon Abb. 36, 38, 39, VI/86, 90, 94). Spirale (Haddon: VI/85, 87, 89, 91, 92, Wirz 34: XVIII/1). Mäander

und geschlängelte Randleisten lassen sich eigentlich nur auf den Rindengürteln finden (Chauvet 30: 171, 172, 176, 177, Haddon: Abb. 27, 39, 43), wogegen ein häufig auftretendes Motiv ist die Linie mit aufgesetzten Dreiecken, die ja auch am Sepik so viel vorkommt (Haddon: VI, Abb. 28ff., Wirz 34: XVI/2, 7, XVIII/4, XX/5, Chauvet 30: 121, 123, 127, 129, 143, 145, 167, 169 usw., Sepik: Reche: XVIII/4, LVIII/2, LX/3, LXXVI/3).

Was die Linienführung anbetrifft, so hat sie lange nicht den weichen Schwung, den wir am Sepik so sehr bewundern: der Impuls verliert sich hier rasch, die Kurve endet oft in einem plötzlichen Winkel, sie wagt sich nie weit weg von ihrem Ausgangspunkte und sie hat etwas Ängstliches und Unfreies. Daher wohl auch die Vorliebe für parallele Linienführung (Abb. 27). Die Augen sind hier stets rund und irgendwelche Neigung zur Schiefstellung kommt am Golfe nie vor — eben weil der Schnabelstil nie bis hierher gedungen ist: ein Beweis, daß die Schiefstellung der Augen am Sepik vom Schnabelstile herrührt. Man kann eher die Tendenz zu einer umgekehrten Augenstellung erkennen (Haddon VI/101, Wirz 34: VII/1, 2, 7, XXIII/2, Chauvet 30: 143—145).

Die Augen stehen aber sehr hoch im Gesicht (Chauvet 30: 142, Wirz 34: IV/6, 7, 16, XXI/3, 10, XXII/1), so daß sie fast in die Stirne gelegt sind. Ein Haarschopf wird nicht angedeutet.

Aber wir haben sehr seltsame Augenumrahmungen (Wirz 34: VI, S. 74, VII, XII/2, 4, XXIV/2, Chauvet 30: 143—149, Haddon VI/85—87, 91, 100—103, VII/111. Frobenius, Internationales Archiv X) leitet diese Umrahmungen von Fischen ab, mir scheint es wahrscheinlicher, daß es sich um die Darstellung von Festbemalung handle. Auch diese Umrahmungen fehlen am Sepik nicht (Chauvet 30: 311, 312, Reche LXI/1—3, LXVIII/1, LXXVII/6, 7), doch treten sie dort lange nicht in so bizarren Formen auf, dies wohl darum, weil die großzügigen Kurven bis weit zur Stirne hinaufgezogen werden (Reche LXI), während sie am Golfe wegen der Abneigung gegen weites Ausgreifen bald in Winkeln endigen müssen.

Sehr ausgebildet sind ferner am Golfe klammerartige Linien um den Mund (Haddon VI/86, 91, 100, 101, Wirz 34: XVIII/4, XXI/3, 10, 11, 15, Chauvet 30: 130—141, 170ff.). Es handelt sich meistens um lineare Gesichtsumrahmungen, welche dann in die Gesichtsfläche einspringend, den Mund beidseitig umfassen. Sie sind oft so stark hervorgehoben, daß der Mund selbst wegfallen kann. Dieses Motiv fehlt wiederum am Sepik nicht (Chauvet 30: 355, 391b, 397, 398).

Zu den Masken übergehend, ist zunächst zu sagen, daß wie am Sepik die Holzmasken fehlen, und nur die Tapamasken vorkommen und diese gehören alle in die Kategorie der Spitzmasken, also der wahrscheinlich primitivsten Maskenform.

Die Bemalung der Masken entspricht durchaus der eben besprochenen Ornamentik, dagegen sind die Masken bemerkenswert durch das Vorkommen von Schnauzen und Ohren. Die Schnauzen springen wie Krokodilschnauzen scharf aus der Gesichtsfläche vor (Chauvet 30: 122, Wirz 34: XVIII/1, 2, Haddon 112, Meyer 89: X). Wenn wir die Schnauzenmasken am Sepik vom Schnabelstil abgeleitet haben, so können wir dies für die Golfmasken nicht tun, sie sind auch stilistisch verschieden. Es bestehen aber doch Verwandtschaften zwischen Sepik- und Golfmasken, indem an beiden Orten Stücke vorkommen, bei denen der Kopf in einen ovalen Schild eingesetzt ist (Reche: LXXIV, Haddon VII/112, Chauvet 30: 121, 123, 125). Es liegt diesen Masken die Vorstellung von einem Gesichte zugrunde, mit einem hohen, ovalen Kopfputz.

Andere Ähnlichkeiten zeigen sich in Masken mit Ringnasen (Wirz 34: XIX/2, 4, 5, 7, XXIII/2, Reche LXXIX/5), wobei es sich wohl um die Dar-

stellung von Nasenschlaufen handelt, an denen die geschnellten Köpfe getragen worden sind.

Für die Ohren an den Masken (Chauvet 30: 122, Wirz XVIII/2, XXVI/2, Haddon VII/109, 110) läßt sich am Sepik keine Analogie finden, doch kommen Ohren an Masken weit entfernt in Nissan, Buka und S-Malekula vor, es ist aber fraglich, ob wir diese Masken mit den Golfmasken irgendwie in Beziehung setzen können

Große Ähnlichkeit zeigen auch die Kokoslöffel vom Sepik und Golfe (Haddon: VIII/120—123, Reche: Abb. 186ff.).

Auch die Serien von Spiralen, wie sie am Sepik vorkommen (Reche LVIII/4) finden sich am Golf (Haddon VI/92).

Der Golfstil muß ein ziemlich alter Stil sein, denn er hat sich von der realistischen Darstellung schon weit entfernt. In den Gesichtern spürt man deutlich, wie das rein Ornamentale die Idee des Gesichtes zu überwuchern droht, so daß wir an der Grenze des reinen Ornamentes stehen. Damit steht der Stil aber auch an der Grenze der Entartung, er liebt Formen, bei denen die immer sehr gefährliche Wiederholung des gleichen Motives auftritt (Haddon: VI/88, 89, 91, 92) oder er ist schon völlig zum wirren Ornamente geworden, in dem der stets gleiche Hacken geistlos wiederholt wird (Haddon VII/116), wie wir es dann auch weiter westlich noch finden werden.

Am Sepik ist es noch nicht so weit gekommen; warum ist nicht zu sagen.

Wenn wir nun wiederholen, daß der Golfstil wenig Vollplastik besitzt, daß er vielmehr ein Flächenstil ist, der fast ausschließlich anthropomorphe Motive benützt, und daß er in Kurven arbeitet, so kann über die Verwandtschaft des Golfstiles mit dem Sepikstil kaum ein Zweifel bestehen, zumal die beiden Stile auch in Einzelheiten vieles gemeinsam haben: konzentrische Kreislelemente, Augen- und Mundumrandungen, Dreieckslinien, Maskentypus, Schnabelschnauze. Nur die „Ohren“ besitzt der Sepikstil nicht.

Haddon hat schon früher auf die große kulturelle Verwandtschaft zwischen dem oberen Sepik und dem Golf hingewiesen und wir sehen nun, daß sich diese Verwandtschaft auch in den beiden Stilen aufs deutlichste zeigt. Beide Gebiete sind typisch papuanische Gebiete und so dürfen wir die Behauptung wagen, der Kurvenstil sei der papuanische Stil. Und dann dürfen wir weiter schließen, daß die Kulturelemente, welche beiden Gebieten gemeinsam sind, ebenfalls papuanische seien, z. B. Kopfgagd, Schädelmaske, Verschlingungsritus bei der Initiation usw. Am Sepik sind dann allerdings noch Elemente hingekommen, welche den Golf nicht erreicht haben.

Wir fassen also den Kurvenstil am Sepik wie am Golf zu einer Einheit, zu dem typischen papuanischen Stile zusammen. Beide sind nur Varianten einer Urform.

6. Die Inseln der Torresstraße.

Die Kunst der Inseln der Torresstraße ist sehr primitiv, so daß wir dort von einer Stilkunst kaum sprechen können. Immerhin lassen sich einige Elemente des Kurvenstils dort finden: Konzentrische Kreissysteme (Haddon II), so daß also der Kurvenstil ein wenig auf die Inseln ausgestrahlt ist.

7. Die Kiwai.

Bei den Kiwai sind die Verhältnisse ähnlich wie in den Inseln der Torresstraße, immerhin hat sich der Kurvenstil dort etwas stärker durchgesetzt (Landtmann II/599, XIV/260, XXVII/675, XXVIII/618, 621). Spirale und konzentrische Kreissysteme kommen vor, und gewisse Masken

könnten vom Sepik stammen (Landtmann II/601, 602) so daß also auch dieses papuanische Kiwaigebiet den Kurvenstil besitzt.

8. Die Marind.

Auch bei den Marind kann man von einem eigentlichen Stile kaum sprechen, da es sich um primitive naturalistische Darstellungen handelt, denen ein gemeinsames Stilgefühl fehlt. Aber auch bei ihnen läßt sich der Kurvenstil erkennen: Ihre Pfeile zeigen Ähnlichkeit mit denen der Kiwai und Torresinsulaner, man erkennt letzte Reste von Gesichtsdarstellungen (Wirz 22: I 35/43, 44) und auch Reste der Verschlingung sind zu erkennen (Wirz 22: 35/41, 42) und deutlich tritt der Kurvenstil zutage auf Tanzstäben (Wirz 22: III 2/1—7, 10/3—8) und auch die Spirale kommt vor (Abb. 29, Wirz 22: I, 41/6—8).

Am Digul kommen Schilde vor mit wirren Kurven (Abb. 28, 31, Chauvet 30: 422) und wenn man zunächst Mühe haben wird, in diesen Ornamenten einen Kurvenstil zu erkennen, so wird ein Vergleich mit Schilden vom Sepik (Schultze XXXV, Reche XX) und vom Golf (Haddon VII/116, Chauvet 30: 25, 125, 126, 307) überzeugen, daß auch diesen Formen der



Abb. 28. Fuhrmann 107, Eilanden Fluß.



Abb. 29. Fuhrmann 106, Marind.



Abb. 30. Museum Basel V b 1292, Tobadi.



Abb. 31. Museum Basel V b 6045, Digul.

Kurvenstil zu Gevatter gestanden hat. Der Kurvenstil ist also auch in diesem papuanischen Gebiete zu Hause und dies erkennt man noch deutlicher an den Speerscheiben (Chauvet 30: 422b). Der Kurvenstil ist also, wenn auch stark degeneriert, westlich bis zum Digul nachzuweisen.

Und wir können zusammenfassen:

Der Kurvenstil ist nachzuweisen am Sepik, er herrscht am Sentanisee und liegt unter dem Korwarstil an der Nordküste von Neu-Guinea. Unterbrochen wird er an der Nordküste vom Schnabel- und Tamistil, um deutlich wieder aufzutreten bei den Massim. Im Zentraldistrikt fehlt er, dort fehlt überhaupt jede Stilkunst, dagegen tritt er wiederum stark auf am Papuagolf, und verflacht in den Inseln der Torresstraße und weiter nach Westen: Kiwai, Marind. Außer den Massim sind alle Träger des Kurvenstiles typische Papua, er ist also der papuanische Stil.

9. Der Kurvenstil außerhalb Neu-Guinea.

Neu-Britannien.

Das westliche Neu-Britannien ist ein Gebiet, in dem heute autochthone Kunst fast ganz fehlt. Nur auf den Schilden kommt deutlich die Spirale vor (Buschen VI/2), ebenso sind auf den Tapabinden der Männer, welche im Inneren hergestellt werden, Kurvenmuster zu erkennen. Schilde wie Binden sind altes Kulturgut, demnach auch die Ornamente auf ihnen.

Bei den Mengen tritt die Kurve auf auf den großen Tanzstreifen und auch an der Küste der Gazelle-Halbinsel lassen sich Kurven finden (Meyer-Parkinson 95: XVIII, Luschan XXXII).

Die Barriai haben fast reinen Kurvenstil (Stephan IV/1, 2, 3, VIII/3, IX/2), ebenso tritt dieser in den French-Inseln auf (Stephan VIII/2, XII/4). Auch gewisse Masken Neu-Britanniens könnten vom Kurvenstil beeinflußt sein (Meyer-Parkinson 95: III/7—9).

Fast reinen Kurvenstil besitzen die Baining: die Bainingkunst steht recht hoch und dies ist um so auffallender, als ihre Nachbarn an der Küste keine bedeutenden Künstler sind. Die Bainingkunst muß alt sein, was ich aus der Tatsache schließe, daß sie sich schon sehr weit vom Naturalismus entfernt hat. Ihre Kunst ist ganz auf die Kurve eingestellt, die mit beträchtlicher Großzügigkeit geführt wird (Foy: IV, V, VI). Der Bainingstil steht dem Golfstile am nächsten, sogar in Einzelheiten: wir finden bei ihm die konzentrischen Kreise (Foy: V/2a) die hochgestellten Augen (Foy VI), wie wir sie im Golfstile getroffen haben und ebensowenig fehlen die Augenumrandungen und das Mundzangenmotiv (Foy VI/1—5) die ja auch für den Golfstil typisch sind.

Weiterhin ist bemerkenswert: am Papuagolfe treten Masken auf, die bestehen aus einem horizontalen Schnauzenteile, der im rechten Winkel aus einem vertikalen Kopfteile herauspringt (Haddon VII/117). Dieser horizontale Teil wird getragen durch eine Schnur, die vom vertikalen Teile ausgeht. Ganz gleiche Maskenkonstruktionen kommen nun auch bei den Baining vor (Foy V/3a, 4a, 5a — die Abbildungen sollten umgekehrt werden).

Ebenso stoßen wir auf die scharf aus dem Gesichte herausspringenden Schnauzen an Baining-Masken (Foy VI) gerade so, wie sie auch am Golfe vorkommen (Meyer-Parkinson 95: Xa) beide Male verbunden mit einem hoch aufragenden Stirnteil.

Ich möchte also den Bainingstil als den nächsten Verwandten des Golfstiles bezeichnen. Er ist ein Kurvenstil, mit etwas altertümlicher Facies und da die Baining zu den Papua gerechnet werden müssen, wird unsere Ansicht: der Kurvenstil sei der papuanische Stil, auf das erfreulichste bestätigt.

In Neu-Irland läßt sich der Kurvenstil nur noch in Rudimenten nachweisen, z. B. auf Ruderblättern (Stephan X/5). Zu betonen ist allerdings, daß der ganze Malangganstil auf die Kurve aufgebaut ist. Ich wage es aber nicht, eine direkte Beziehung der Kurven des Malangganstiles zum papuanischen Kurvenstil zu behaupten, wichtige Elemente des papuanischen Kurvenstiles fehlen eben doch dem Malangganstile. Möglich wäre es immerhin, daß der Malangganstil sich entwickelt hat auf der Grundlage des papuanischen Kurvenstils.

Auch in Neu-Hannover wage ich es nicht, die dortige Kurvenkunst mit dem papuanischen Kurvenstil in Verbindung zu bringen.

In den Admiralitätsinseln finden wir nur ganz vereinzelte Kurven (eine Kokosschale, Mu Ba V b 10261, eine Kalebasse Nevermann 34: S. 136), doch könnte es sich um Stücke handeln, die aus Neu-Guinea verschlagen worden sind. Viele Kurven trifft man auf den Kalkkalebassen (Nevermann 34: S. 212), doch kann ich diese Kurven nicht mit dem papuanischen Kurvenstil zur Deckung bringen und einstweilen möchte ich mich über die Natur dieser Kurvenkunst nicht aussprechen. Auf alle Fälle ist die Kurvenkunst in den Admiralitätsinseln auf die Kalkkalebassen beschränkt und wir müssen schließen, daß heute die Admiralitätsinseln vom papuanischen Kurvenstil keine Elemente mehr enthalten.

In den westlichen Salomonen treten Kurven auf an den Rudern, den Tanzbrettern und in Ornamenten auf Tanzschilden (Frizzi, S. 31, 32,

36/47, Foy, *Ethnologika* II/114, Parkinson, Taf. 36). Daß die Kunst hier durchaus von der Kurve beherrscht wird, ist klar, auch treten die großen Scheibenaugen auf, wie sie für den Kurvenstil typisch sind und ebenso die Tanzfigur, die am Golf sehr viel zu finden ist. Daß Spuren des Schnabelstiles sich in Buka finden lassen, haben wir schon erwähnt (s. o. S. 316), viel stärker aber war die Beeinflussung durch den Korwarstil (s. o.). Der Kurvenstil aber bildet die Grundlage der Kunst in den westlichen Salomonen und dort sind ja auch papuanische Sprachen gefunden worden.

Auch die Kunst der Ost-Salomonen ist auf die Kurve eingestellt (Ivens, Titelbild, S. 201, 202, 385, Paravicini 31: Abb. 36, 38, 39). Die Ähnlichkeit dieses Stiles mit dem der westlichen Nordküste von Neu-Guinea ist auffallend (Sentanisee, Geelvink Bay, Humboldtthay) besonders auch darum, weil mit Vorliebe Serien von Fischen dargestellt werden.

Auf die „Ohren“ der Masken von Buka-Nissan ist schon hingewiesen worden (Foy 00: XVI) bei der Behandlung des Golfstiles. Die Ohren der Salomonenmasken könnten sich allerdings auch von den „Ohren“ der Malangganmasken ableiten, doch verbindet sie wiederum recht eng mit dem Golfstile die Augenumrahmung (Foy 00: XVI, XVII), so daß an einer direkten Beziehung der Salomonenmasken zum Kurvenstil kaum mehr gezweifelt werden kann.

Wenn wir am Sepik den langen Haarschopf in der Kunst dargestellt finden, so tritt dieser auch in den Salomonen auf, im Westen in Form einer großen Kalotte, im Osten häufiger als ein weit den Rücken hinab hängendes Bündel (Paravicini 32: 29, Ivens, S. 19, Fox, S. 290). Diese Haartracht trifft man allerdings auch noch in den Admiralitätsinseln und in den südlichen Neuen Hebriden.

Eine Beziehung der Salomonen zu den Trobriand, die ja auch vom Kurvenstil beherrscht werden, sehe ich in den Tanzbrettern von Bougainville (Frizzi, Abb. 47 m. o.), die denen der Trobriand sehr ähnlich sind (Chauvet 30: 190) und nur nebenbei sei bemerkt, daß auch in den Kampfschilden der beiden Gebiete große Ähnlichkeiten festzustellen sind. In den Sta Cruz- und in den Banks-Inseln kommt der Kurvenstil nicht vor.

Deutlich können wir ihn aber wiederum erkennen im Nambasgebiete der Neuen Hebriden: Typisch für die dortigen Statuen und Trommeln sind die großen Scheibenaugen (Speiser 23: 16/4; 93/5; 100/4; 105/2, 6; 109/19), die ja den Kurvenstil charakterisieren, doch mag man einwenden, daß diese Augenform in den Neuen Hebriden auch selbständig hätte entstehen können. Deutlichen Kurvenstil kann man aber erkennen auf einigen Gegenständen aus dem Nambasgebiete: Amulette (Speiser 23: 84/12, 13, 14, 17) Zeremonialbeile (Speiser 23: 85/1, 4, 5, 7). Vergleicht man ferner gewisse Statuen vom Sepik (Reche XXXVI/3, XXXVII/1) mit solchen aus dem Nambasgebiete, so springt die Stilverwandtschaft deutlich in die Augen. Der Schnabelstil ist ja eben auch nach dem Nambasgebiet gekommen und hat Elemente des Kurvenstils mitgebracht, wenn wir nicht mit einer stark überdeckten Unterschicht von Kurvenstil in den Neuen Hebriden rechnen wollen. Dazu könnten wir veranlaßt werden durch das Vorkommen reinen Kurvenstiles auf den großen gefärbten Matten in N-Pentecote (Speiser 23: 75/1, 5: 77/3), wo wir die konzentrischen Kreise und die großzügige Linienführung des Kurvenstiles wiederfinden, ebenso tritt die Spirale auf. Seltsamerweise finden wir diese Belege nur auf den gefärbten Matten N-Pentecotes und sonst in der ganzen Gruppe nicht mehr und andererseits ist mir nicht bekannt, daß die gleiche Technik der Mattenfärberei (mit Schablonen) sonstwo im Kurvenstilgebiete vorkäme.

Wenn wir die Gorgo dem Kurvenstil zugeschrieben haben, so muß der Kurvenstil auch nach Neu-Kaledonien gelangt sein. Dort ist die Gorgo häufig (Sarasin 29: 38/3, 5, 6).

Daß der Schnabelstil Neu-Kaledonien stark beeinflußt hat, ist oben schon dargelegt worden und er ist es gewesen, welcher der neukaledonischen Kunst ihren Charakter gegeben hat. Dabei wird er auch Elemente des Kurvenstils, eben die Gorgo, mitgebracht haben. Weiter aber hat sich der Kurvenstil in Neu-Kaledonien, dessen primäre Kunst ganz auf die Gerade eingestellt war, nicht durchsetzen können, höchstens daß er die weichen Formen der Masken angeregt hat. Überhaupt ist der Stil der Masken in Neu-Kaledonien, wie die Maske überhaupt, in Neu-Kaledonien importiert worden durch die Schnabelstil-Leute und darum hat er sich relativ rein in den Masken erhalten.

Auf der Kurve sind zum großen Teile die Petroglyphen Neu-Kaledoniens aufgebaut (Luquet), wobei allerdings die Kurven einen kleinlichen und wenig schwungvollen Zug aufweisen. Man könnte daher diese Petroglyphenkunst mit australischer Kunst in Beziehung setzen und dann würden die Petroglyphen als Reste einer sehr alten (australoiden?) Kultur in Neu-Kaledonien anzusehen sein, über deren Träger wir einstweilen nichts wissen.

Andererseits aber finden wir im Petroglyphenstile Elemente, die auch dem papuanischen Kurvenstil eigen sind: die Spirale (Luquet 89, 91, 92, 93, 101, 103, 105, 106, 107, 112, 129, 162, 163, 184, 192, 200, 213, 216, 223 usw.) die konzentrischen Kreise (Luquet 223 usw.). Die parallelen Linien, welche ein Kreuz einfassen, gehören allerdings nicht zu unserem Kurvenstile, ebensowenig die anthropomorphen Formen und wenn wir ein Gesicht finden (Luquet 112), das vom Papuagolf stammen könnte, so ist dies eine Seltenheit und kann Zufall sein.

Aber eine Beziehung des Petroglyphenstiles zum Kurvenstil des Papuagolfes ist dennoch möglich (s. u. S. 366). In nahe Beziehung zum Kurvenstil möchte ich die Kunst Neu-Seelands setzen. Dort kommt ja auch die Gorgo vor, ebenso die Schädelsmaske. Auf Ähnlichkeiten in der Kultur Neu-Seelands und Neu-Guineas hat schon Graebner hingewiesen und ich möchte die Ansicht aussprechen, daß der Stil Neu-Seelands sich eben vom Kurvenstile einer papuanischen Unterschicht ableitet, den die Polynesier übernommen haben, merkwürdigerweise ohne ihn dann stark ihrem Temperamente entsprechend umzuformen. Die polynesische Welle, welche den Korwarstil nach Ost-Polynesien gebracht hat, hat offenbar Neu-Seeland nicht berührt oder wenigstens nicht beeinflußt.

Ziemlich reinen Kurvenstil kann ich neben dem Korwarstil der Statuen in der Osterinsel erkennen (Chauvet 35: Abb. 57, 64, 68 und D/1, 2, 5). Es ist bemerkenswert, daß sich der Kurvenstil nur auf den Fregattvogel-Darstellungen findet, nicht auf den anthropomorphen Statuen, und es ist darauf hinzuweisen, daß in den Entrecasteaux und den Louisiaden ebenso in den östlichen Salomonen der Kurvenstil eng an den Fregattvogel gebunden ist. Demnach würde sich die Kunst der Osterinsel zusammensetzen aus einem papuanisch-melanesischen Kurvenstil in Verbindung mit einem Fregattvogelkulte und dem anthropomorphen indonesischen Korwarstil.

9. Tiere des Kurvenstils.

Wenn wir annehmen, daß der Kurvenstil uns am reinsten am Papuagolfe entgegentritt, so können wir kein Tier dem Kurvenstil zuschreiben. Denn am Golf tritt das Tier in der Kunst stark zurück: höchstens wäre

das Krokodil zu nennen und ein Vogel. Gleich ist es am oberen Sepik, wo immerhin noch die Schildkröte ein beliebtes Motiv für Sitzbänke abgibt.

Jedenfalls können wir nicht sagen, daß in den beiden Gebieten der Kurvenstil mit dem Fregattvogel besonders verbunden sei und wenn wir diesen in den Entrecasteaux und Louisiaden so fest mit dem Kurvenstil verbunden finden, so müssen sich diese beiden später miteinander verbunden haben (und wären vereinigt nach den Ost-Salomonen und der Osterinsel gewandert). Wir haben ja auch gesehen, wie sich der anthropomorphe Korwarstil in den Trobriand mit dem Kurvenstil vermischt hat.

Mit Fisch und Vogel, aber ohne daß sich besondere Arten dieser Tiere nennen ließen, finden wir den Kurvenstil verbunden an der westlichen Nordküste von Neu-Guinea, mit dem Vogel im besonderen dem Fregattvogel, wie eben gesagt in den Süd-Massim und den Ost-Salomonen.

Im Kurvengebiet der Neuen Hebriden treten Vogel und Fisch auf, aber in nicht bestimmbarer Art und in den Banks-Inseln, wo der Vogel häufig dargestellt wird, fehlt wiederum der Kurvenstil.

Wir können also dem ursprünglichen Kurvenstil kein Tier als besonderes Attribut zuweisen.

Als Maske aber wäre dem Kurvenstil die Spitzmaske zuzuweisen, bestehend aus einem spitzkonischen Gestell, das mit Tapa oder Blättern überzogen wird. Diese Maskenform finden wir am Sepik, am Golf, bei den Baining, in Nissan-Buka, und im Nambasgebiete der Neuen Hebriden. Die dortigen Holzmasken haben wir dem Schnabelstil angegliedert, wie auch die Neu-Kaledoniens.

Wahrscheinlich gehört in den Bereich des Kurvenstils auch die Schädelmaske: sie fehlt allerdings bei den Baining, wogegen der Sepik und der Golf Zentren der Schädelmaske sind. Sie kommt auch in kümmerlicher Form in den Admiralitätsinseln vor, dann an den, den Baining vorgelagerten Küsten Neu-Britanniens, in Nord-Neuirland und wenig in den Salomonen, dagegen wieder häufig in Süd-Malekula. Der Kurvenstil wäre demnach der Stil einer papuanischen Bevölkerung mit ausgebildetem Maskenwesen (Spitzmaske nur!) und Schädel- und Ahnenkult.



Abb. 32.
Fuhrmann.
26 Monumbo.

Zusammenfassung.

Der Kurvenstil tritt uns, weil von keinem anderen Stile überlagert, am reinsten entgegen am Papuagolf, dann noch bei den Baining, ebenso am Oberlauf des Sepik. Dies sind rein papuanische Gebiete. Als Unterschicht unter dem Korwarstil erkennen wir ihn deutlich an der westlichen Nordküste von Neu-Guinea, rein wiederum am Sentanisee. Mit dem Korwarstil gemischt treffen wir ihn in den Trobriand, und durch Verschmelzung mit ausschließlicher Vogeldarstellung etwas entartet bei den Süd-Massim. Ausstrahlend läßt er sich noch erkennen in den Inseln der Torresstraße, bei den Kiwai, den Marind und am Digul: gleichfalls alles papuanische Gebiete. In wenig Äußerungen tritt er auf im westlichen Neu-Britannien, fast rein bei den Baining, wenig in Nord-Neuirland und noch weniger in den Admiralitätsinseln auf, wogegen er die westlichen Salomonen, weniger die östlichen, beherrscht. Ebenda auch papuanische Enklaven. In den Sta Cruz- wie in den Banks-Inseln fehlt er vollständig, tritt dagegen im Nambasgebiete, vor allem in Süd-Malekula zutage, ebenso in Spuren in Neu-Kaledonien (Petroglyphen fraglich).

Wenn wir den Kurvenstil so als den papuanischen Stil ansehen, so ist damit nicht gesagt, daß er auch in allen papuanischen Gebieten gefunden

werden müsse, er fehlt ja ganz in dem rein papuanischen Inneren von Neu-Guinea. Nicht alle Papua haben eben den Kurvenstil besessen, aber er ist aus papuanischer Psyche hervorgegangen.

Ein Tier im besonderen können wir dem Kurvenstil nicht zuweisen, wahrscheinlich aber die Tanzfigur.

D. Der Tamistil.

Die Bezeichnung Tamistil ist in Fachkreisen schon in Gebrauch und dieser Name läßt sich insofern rechtfertigen, als die Tamiinseln, in der Nähe von Finnhafen, zwar nicht das Zentrum des Stiles darstellen, daß aber von dort aus die bekannten Tamischalen weithin verhandelt werden und daß durch sie die Tamikunst weit über ihr eigentliches Heimatgebiet bekannt geworden ist.

Dieses Heimatgebiet reicht an der Nordküste von Neu-Guinea von der Astrolabe Bay bis zum Huongolf.

Den Tamistil hat schon Preuß analytisch behandelt (Preuß 1897) und auch Neuhaus hat über ihn geschrieben (Neuhaus I/359). Uns kommt es hier nur darauf an, den Stil zu definieren und seine Verbreitung zu untersuchen.

Der Tamistil ist nicht leicht in kurzen Worten zu kennzeichnen, so deutlich der Stil auch charakterisiert ist (Abb. 33—37). Der Tamistil



Abb. 33. Museum
Basel, Tamistil.



Abb. 34. Museum Basel
V b 477, Tamistil.



Abb. 35. Fuhr-
mann, 61, Tamistil.

hat sehr massige Formen, und wenn im Ornamente Kurven auch nicht selten sind, so werden diese in der Plastik vermieden, man liebt den rechten Winkel und die Gerade.

Demgemäß ist der Gesichtsumriß im Prinzip viereckig, er unterscheidet sich aber von dem des Korwarstils dadurch, daß das Gesicht sich nach unten zu immer verschmälert, ja, daß es sogar zugespitzt sein kann (Abb. 33 bis 37) und daß das Kinn nie vorspringt. Die Grundform des Kopfes schwankt also von einem Zylinder oder vierseitigen Prisma (Sydow 26: 39, Fuhrmann 94) bis zu einem auf die Spitze gestellten Konus (Fuhrmann 42, 66, 68, 201). Der Kopf trägt meistens eine mächtige Kalotte (Sydow 26: 39, Fuhrmann 20, 33, 42, 66, 67, 68, Neuhaus I Abb. 310 usw.) und man erkennt, daß die Leute des Tamistiles nicht den spitzen Haarschopf getragen haben, wie die Leute des Schnabelstiles, sondern einen kugelförmigen, offenbar mit einer bemalten Tapaumwicklung überzogen. Diese Haartracht kommt heute noch vor z. B. bei den Lae Womba (Neuhaus I/39).

Das Gesicht ist flach, denn die Wangen liegen beide in der gleichen Ebene, meistens auch in der gleichen Ebene wie die Stirn, und die Augen sind nicht versenkt, sondern nur ihre Umrisse sind in die Gesichtsfäche

eingeschnitten, höchstens treten sie ein wenig hinter die Stirnfläche zurück (Chauvet 30: 377, Sydow 26: 39).

Die Nase setzt meistens als gerade oder schwach konvexe Leiste zwischen den Augen an (Fuhrmann 42). Die Nasenflügel können fehlen (Abb. 36) oder sie liegen als selbständige Gebilde unter der Nase (Abb. 33, Fuhrmann 42) oder sie sind so an die Nase angehängt, daß sie nach unten konkav sind (Fuhrmann 33, 66, Neuhauf I Abb. 157d), also umgekehrt als bei den Korwarnasen.

Der Mund sitzt tief unten im Gesicht, wie bei dem Korwarstil, aber er ist nie so breit wie bei den Korwaren (Fuhrmann 20, 33, 42 usw.). Er kann auch fehlen (Fuhrmann 68). Ebenso oft als nicht steht der Mund offen und man sieht die Zähne (Abb. 33, Chauvet 30: 377, Sydow 26: 39) oder die Zunge. Doch kann die eigentliche Gorgo nicht nachgewiesen werden.

Unten endet das Gesicht entweder horizontal (Abb. 33, Chauvet 30: 377) oder es spitzt sich zu (Abb. 35, 36, Chauvet 30: 379).

Meistens ist das Ohrgehänge deutlich dargestellt mit dem stark erweiterten Ohrläppchen (Preuß 97: 36, 49, Sydow 30: 39, Fuhrmann 66—69). oft hängt dieses aus dem Haar-schopfe heraus (Fuhrmann 68).

Typisch für den Tamistil ist, daß der Hals meistens ganz fehlt, so daß die Schultern schon auf Ohrenhöhe ansetzen (Abb. 33—36, Fuhrmann 20, 42, 66, 68, Neuhauf I/157d, 237). Der Kopf steckt also tief zwischen den stark ausladenden Schultern, und ebenso breit wie diese laden die Hüften aus. Kommt ein Hals vor, so ist er sehr kurz.

Die Genitalien sind meistens deutlich dargestellt.

Die merkwürdige Tieflegung des Kopfes ist besonders typisch für den Tamistil, und man kann sagen, daß der Impuls zur Vertikalen beim Tamistil schwach ist, und er die Tendenz zur Breitenentwicklung hat. Er ist ein schwerer Stil, dem wenig Dynamik innewohnt, geschaffen von einer phlegmatischen, schwerfälligen Bevölkerung, deren anthropologischen Typus man in den Skulpturen noch deutlich erkennen kann (vgl. das Gesicht bei Neuhauf II/90, 2 und 148 mit z. B. Abb. 35, man sieht dort auch die starke Deformierung der Ohrläppchen).

Der Tamistil kommt, seiner geringen Plastik wegen, nicht wohl ohne Bemalung aus, weder der Korwarstil noch der Schnabelstil haben eine solche unbedingt nötig: die Grundfläche ist fast immer weiß, darauf werden schwarze und rote Dreiecke oder Kurven aufgesetzt und rinnenförmige Linien auf schwarzem Grunde werden mit Weiß ausgefüllt (Fuhrmann 38, 42, 66 usw.). Oft wird allein durch die Malerei die Form des Gesichtes angegeben (Chauvet 30: 378).

Weiter sind für den Tamistil charakteristisch die großen Kopfaufsätze, auf welche schon Preuß aufmerksam gemacht hat (Fuhrmann 20, 33, Preuß 97: Abb. 1, 11, 13, 15). Sie können paarweise, aber auch dreifach auftreten und auch in der Augengegend werden Dreiecke angesetzt (Abb. 37, Chauvet 30: 342, Fuhrmann 20, 33, 42, 66, 68, Sydow 26: 39, Preuß 97: 13, 66, 126, 137, 138). Was diese Dreiecke bedeuten sollen, ist nicht klar. Der dreiteilige Kopfputz kann erinnern an die dreiteiligen „Kampfschilde“ auf den Kriegsbooten am Sepik (Chauvet 26: 342, Reche: LVII).

Die Dreiecke kommen auch auf den Schlangendarstellungen vor (Iiro III, XVII/2, Preuß 97: 126—138).



Abb. 36.
Fuhrmann 68,
Tamistil.



Abb. 37.
Fuhrmann 33,
Tamistil.

Häufig kommt vor ein Band aus Dreiecken zusammengesetzt (Sydow 26: 39, Fuhrmann 20, 68, 94) und sehr charakteristisch sind Ringformen (Abb. 36, Fuhrmann 68 (auf dem Kopfe und bei den Händen) Preuß. 97: 49, 66, 67, 68, 142). Preuß leitet sie von der Darstellung des Vogels ab, doch scheint mir wahrscheinlicher, daß sie sich von der Schlange ableiten, wenigstens ist im Museum in Berlin auf einer solchen Ringform (V 41 435) der Schlangenkopf noch deutlich zu sehen und auch Preuß bildet zwei Formen ab (Preuß 97: 168, 169), in denen die Schlange noch klar zu erkennen ist. Die Schlange ist ja im Bereiche des Tamistiles ein sehr wichtiges und viel dargestelltes Tier.

Ein weiteres häufiges Element ist der einfache Ring, der ganz gleich in den Admiralitätsinseln vorkommt (Nevermann 34: S. 165, Abb. 77/1, 132, 7, 161/r, 205/3).

An Tieren des Tamistils nennt Preuß (97/93, 133) Schwein, Opossum, Eidechse, Krokodil, Schlange, Vögel, Fische, Raupe, Bremse, Schildkröte.

Das Krokodil scheint als vollplastische Figur an den Bootsschnäbeln vorzukommen (Neuhauß I/265), auch an Rudergriffen (Preuß 97: 74, 75, 123), wo es fast immer den Vogel oder den Menschen verschlingt. Der Vogel hält dabei meistens noch einen Fisch in den Krallen (Neuhauß I/265). An diesen Bootsschnäbeln ist das Krokodil schon sehr stark stilisiert und es wäre als solches nicht mehr mit Sicherheit von der Schlange zu unterscheiden, wenn nicht manchmal verkümmerte Beine angedeutet wären (Neuhauß, a. a. O.) und wenn wir nicht aus Analogie mit dem Sepik auf das Krokodil schließen dürften. Dabei tritt die Verschiedenheit der Stile deutlich zutage: am Sepik: heftige Dynamik, im Tamistil ruhige Statik.

Sonst tritt das Krokodil sehr häufig als Relief auf: an Hauspfosten und Bootsplanken (Preuß 97: 180) und man darf wohl sagen, daß das Krokodil die Ornamentik an den Häusern fast ganz beherrscht.

Auf den bekannten Tamischalen aber scheint es zu fehlen und durch die Schlange ersetzt zu sein (Neuhauß I/217, Fuhrmann 77, Preuß 97: 126—137). Aber auch die Schlange ist stark stilisiert. Die Schlange kommt manchmal auch an Hausplanken vor (Neuhauß I/115), am regelmäßigsten finden wir sie aber auf den Lattenkeulen (Speiser 32: Abb. 21, 25, Biro III/Taf. XVII/1—5), wo dafür das Krokodil nie vorkommt.

Wir können also sagen, daß das Krokodil vor allem an das Boot, die Schlange an die Schalen und Keulen gebunden ist.

An den Schalen kann die Schlange manchmal in den Fisch übergehen (Preuß 97: 142—143). Der Fisch ist aber seltener als die oben genannten Tiere: er kann sich eben aus der Schlange heraus entwickeln, ferner kommt er vor, umfaßt vom Vogel (Neuhauß I/265) und Neuhauß kann ihn auch auf Hausplanken belegen (Neuhauß I/235).

Der Vogel ist, außer an den Bootsschnäbeln in Verbindung mit dem Krokodil, gleichfalls nicht sehr häufig, Luschan (S. 68) belegt ihn von Kopfbänken. Seiner Art nach ist er nicht zu bestimmen, es kann nur gesagt werden, daß er weder der Fregatt- noch der Nashornvogel ist, vielmehr ein Tier mit gedrungenem Körper (Preuß 97: 80). In Verbindung mit dem Krokodil ist er auch schon sehr stark stilisiert (Preuß 97: 74, 75).

Reiterfiguren kommen vor (Preuß 97: 62), sie sind aber selten und sie deuten auf indonesischen Einfluß hin (Auswirkungen des Korwarstiles?).

Die Kopfbänke sind immer monoxyl, im Gegensatz zum Schnabelstil (Abb. 33, Luschan, S. 68, Fuhrmann 41, 142).

Sehr häufig ist aber die Verschlingung und zwar an den Booten durch das Krokodil, sonst aber immer durch die Schlange. Besonders häufig wird sie an den Lattenkeulen dargestellt, und zwar meistens so, daß die Schlange in einen menschlichen Kopf beißt, doch kann auch der Fisch

verschlungen werden (Preuß 97: 133, Neuhaus I/Abb. 287) und weiterhin kommt vor, daß die Schlange einen Menschen in die Genitalien beißt oder aus ihnen herauskommt (Preuß 97: 137, 138). Es wäre sehr interessant, zu untersuchen, welche mythologische Grundlage zu diesem Motive geführt hat.

Schlangen und Fische mit Menschenköpfen kommen ebenfalls vor.

Die Masken des Tamistiles entsprechen ganz dem Stile im allgemeinen (Neuhaus 1 Abb. 310, Foy 1/3, Chauvet 30: 377, 378, Fuhrmann 94). Es sind entweder Masken, welche wir in die Klasse der Spitzmasken einreihen möchten: Gestelle, mit Tapa überzogen mit deutlich dargestelltem hohem Haarschopfe oder Holzmasken.

Verbreitung des Tamistiles.

Wie schon gesagt, herrscht der Tamistil an der Küste Neu-Guineas von der Astrolabe Bay bis zur Humboldt Bay. Im Westen stößt er an den Schnabelstil, in dessen Gebiet sich vom Tamistil keine Spur finden läßt.

Man kann sich allerdings fragen, ob er weiter westlich, beim Angriffs-hafen und Umgebung, nicht noch in Spuren vorkommt und zwar neben dem dortigen Kurvenstil (Chauvet 30: 403—409, Fuhrmann 30—32) oder mit ihm verschmolzen, dies wegen der gedrungenen Gestalt der Vögel und Fische, die sich nicht allein aus dem Kurvenstil heraus entwickelt haben kann, auch wegen der weiß ausgestrichenen Rillen.

Aber wenn wir dies auch auf den Tamistil zurückführen wollen, so sind die Andeutungen doch so schwach, daß wir jenes Gebiet nicht mehr in das des eigentlichen Tamistiles einbeziehen dürfen. Immerhin erinnern gewisse Ornamente von der Humboldt Bay stark an solche auf Tamischalen (Preuß 99: Taf. V/22, 24, 26).

Im Massingebiete fehlt der Tamistil durchaus, doch könnte er ein wenig in den Zentraldistrikt eingedrungen sein. Wir finden an den dortigen Dubu Schnitzereien (Seligman 27: Taf. 67, 70, 71), welche in ihrer schweren Geschlossenheit an den Tamistil erinnern. Es handelt sich aber sicherlich nur um schwache Auswirkungen des Tamistils.

In den Inseln der Torresstraße könnte Tami-Einfluß an den Pfeilen vermutet werden (Haddon, Abb. 18ff.), zumal dort ja auch die Verschlingung durch das Krokodil vorkommt. Auch in gewissen Masken könnte Tamistil stecken (Reports 04: XVII, XVIII/1, 08: XVII), während andere Masken an Golfmasken erinnern (Reports 04: XVIII, XIX, 08: XXIX, XXX, vergleiche mit Haddon VII/117).

Dann wäre es auch nicht unerlaubt, wenn wir an den Pfeilen der Kiwai Tamistil finden, wo ebenfalls die Verschlingung vorkommt (Landtmann XVII/928—937, 962). Umboi und Siassi gehören durchaus in das Gebiet des Tamistils im Hinblick auf die dortigen Bootsschädel und Hauspfosten.

Auch Neu-Britannien hat an seiner Südküste Einflüsse aus dem Tamigebiete bekommen. Einerseits herrscht dort die Lattenkeule durchaus vor, doch ist zu bemerken, daß diese Keulen anscheinend nicht in Neu-Britannien verfertigt, sondern von Siassi-Umboi aus eingehandelt werden, so daß der Tamistil dort also nicht lebendig ist.

Und das gleiche wäre zu sagen von den wenigen dortigen Masken, die anscheinend mit dem ganzen Maskenwesen erst in jüngerer Zeit in Neu-Britannien Eingang gefunden haben und dort heute kümmerlich genug nachgeahmt werden. Man kann also West-Neu-Britannien als eine junge aber sehr schwache Kolonie des Tamistils ansehen.

Im östlichen Neu-Britannien kommen bei den Sulka und Mengen Masken vor, die Verwandtschaft mit den Tamimasken zeigen, ebenso wie die Masken der French-Inseln (Sydow 26: 28, 29, Meyer 89: VIII, Foy I), doch

könnte es sich auch um Verwandte der Bainingmasken handeln, da gewisse Malereien auf den Masken stark an solche der Baining erinnern (Meyer VIII/2, 3, 5), während eine Holzmaske aus den French-Inseln (Foy I/1) der Form nach zu Tami, der Malerei nach zu den Baining gehört.

Aus Neuirland liegt eine Tamimaske vor (Kraemer 25: Taf. 98). Sie ist aber ein Unikum und ich zögere nicht, sie als ein nach Neuirland verschlagenes Tamistück anzusehen.

Einen sehr starken Einschlag von Tamistil finden wir in den Admiralitätsinseln. Es gibt dort Köpfe von Statuen, welche direkt aus den Tamiinseln stammen könnten (Nevermann 34: Taf. 23/2): mit dem Haarschopf, den ausgeweiteten Ohrläppchen, dem flachen Gesicht und dem tief liegenden Munde. Nicht Tamistil ist die Darstellung des Halses, wogegen der schwere Leib aus dem Tamistil stammt, während der Hut an den Korwarstil erinnert. Auch die Nackengehänge (Nevermann, 34: Abb. 54/2, 5) gehören eher zum Tamistil, als zum Korwarstil und deutlich ist der Tamistil an einem Bootsschnabel, (Nevermann 34: Abb. 175a), an dem der Hals fehlt, ebenso an Statuen (Nevermann 34: Abb. 191), wo wenigstens bei der einen der Hals fehlt. Die von Vatter (S. 149) abgebildeten Statuen könnten gleichfalls von Tami stammen. An den Kalkspatelgriffen lassen sich neben Korwartypen ebenso oft Tamitypen finden (Nevermann 34: Abb. 123/10, 11, 16, 23, 28), charakterisiert durch das unten sich verschmälernde Gesicht, den tief liegenden, aber schmalen Mund und den großen Haarschopf. Doch ist meistens der Hals dargestellt. Auch an den Skulpturen der Speerköpfe sind Tami-elemente nachweisbar (Nevermann 34: Abb. 192/1, 5, 14, 15). Deutliche Tamigesichter sind auch abgebildet bei Eichhorn (Abb. 58, 61, 63, 71, 73 und 75 haben mehr den Korwarstil). Wenn wir so aus rein stilistischen Gründen einen starken Tami-einfluß in den Admiralitätsinseln feststellen können, so können wir dies auch, wenn wir die Motive des Stiles ansehen: wir haben ein starkes Auftreten des Krokodiles (Nevermann 34: Abb. 132/12, 13, 14, 16, 20, 26, 28, Taf. 23/18) und besonders auf den Kalkspateln wird die Verschlingung des Menschen durch das Krokodil häufig dargestellt (Nevermann 34: Abb. 132/16, 26, 28, Abb. 161). Ganz gleich wie in Tami wird der Vogel stilisiert (Nevermann 34: Abb. 91, 161, 162, 176, Taf. 23/3, 10), auf den Bootsschnabeln und an den Netzschwimmern und daß in den Admiralitätsinseln ähnliche Schalen in Vogelform vorkommen, wie in Tami, ist bekannt (Nevermann 34: 123). Ebenso kommt vor die Verschlingung: Vogel-Fisch (Nevermann 34: Abb. 161). Fast identisch sind Netzschwimmer aus Tami und den Admiralitätsinseln mit den durchbohrten Ringscheiben (Nevermann 34: Abb. 77, Taf. 23/16) und dies Motiv kommt auch an Kellen vor (Nevermann 34: Abb. 91).

Der Korwarstil wie der Tamistil haben die Schlange. Merkwürdigerweise fehlt dieses Tier aber auf den Skulpturen der Admiralitätsinseln völlig, und darum auch der von der Schlange abgeleitete geschlossene Spiralring.

Die rein geometrischen Ornamente sind denen von Tami gleichfalls sehr ähnlich: in beiden Gebieten arbeitet man vor allem mit Geraden und flachen Kreisbögen.

Wir dürfen also mit Sicherheit behaupten, daß in den Admiralitätsinseln ein sehr starker Tami-einschlag besteht, neben einem etwas weniger starken Korwareinschlag. Den Tamistil haben wir zugeschrieben einer phlegmatischen Bevölkerung mit breitem flachen Gesicht. Vielleicht dürfen wir in Boe einen solchen Mann vermuten (Nevermann 34: Taf. 5), während ein Träger des Korwarstils eher ausgesehen haben mag wie ein Mann aus Pak (Nevermann 34: Taf. 2, dritter Mann von links).

Die Schnitzereien von St. Matthias gehören nicht dem Tamistile an, und auch sonst kann ich in keiner anderen Insel den Tamistil nachweisen.

Seine Verbreitung ist also die Nordküste von Neu-Guinea zwischen Astrolabe-Bay und Huon-Golf, samt Siassi, Umboi und Tami, wo er überall fast ganz rein vorkommt. Vielleicht ist er in Spuren bis zu den Kiwai gelangt, sehr stark aber nach den Admiralitätsinseln über West-Neu-Britannien und die French-Inseln und in den Admiralitätsinseln hat er sich mit dem Korwarstil gemischt. Die Schlange aber hat er nicht dorthin importieren können, sie ist durch das Krokodil ersetzt.

Den Tamistil möchte man, seiner großen Stilreinheit wegen, als einen jüngeren Stil ansehen. Mit dem Kurvenstil hat er nichts zu tun. Eher könnte man Beziehungen zum Korwarstil suchen, auch wegen der vielfältigen Darstellung der Schlange. Er müßte jünger sein als der Korwarstil, denn dieser ist durch das Tamigebiet vom Westen her nach den Trobriand gewandert, ohne im Tamistil irgendeine Spur zu hinterlassen, was, wenn der Tamistil damals schon bestanden hatte, doch unvermeidlich gewesen wäre.

In Indonesien läßt sich keine Spur des Tamistiles auffinden, er kann also nicht von dort her eingewandert sein.

E. Der Primärstil.

Der Korwar- wie der Tamistil haben einen viereckigen Gesichtsumriß, vor allem bedingt durch den horizontalen Kinnabschluß. Dies ist eine der möglichen Gesichtsstilisierungen. Eine andere Stilisierung ist die mit rundem oder ovalem Gesichtsumriß und eine weitere die mit dreieckigem oder fünfeckigem Gesichtsumriß (Abb. 38). Man wird wohl sagen dürfen,

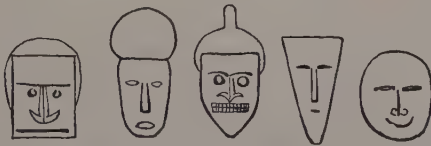


Abb. 38. Gesichtstypen: Korwar-, Tami-, Uli-, Primärstil.

daß die viereckige Stilisierung des Gesichts, die den natürlichen Gesichtsförmern einige Gewalt antut, progressiver ist als die ovale oder die dreieckige Form, welche sich gleichsam von selbst ergeben, weshalb ja auch die Kinderzeichnungen diese Gesichtsförmern zeigen.

Man wird zunächst einwenden, daß überall spitze Gesichter auftreten können und tatsächlich auch auftreten, und daß auf dieser Gesichtsförm basierend, nicht ein neuer Stil aufgestellt werden kann. Hier ist zu erwidern, daß wir auch hier nicht irgendwelche nicht stilisierte Kunstwerke in unsere Betrachtung einbeziehen, sondern wiederum nur Stilkunst und da ist es denn doch sehr bemerkenswert, daß wir stilisierte Spitzgesichter nur in ganz bestimmten Gebieten antreffen können, nämlich vorherrschend im zentralen und östlichen Melanesien. Dabei sehen wir ab vom Schnabelstil, der einen hoch spezialisierten Stil darstellt und dessen Spitzgesicht sich nicht aus der Grundform heraus entwickelt hat, sondern aus dem Schnabel entstanden ist. Die bestimmte Abgrenzung des Spitzgesichtstiles beweist, daß es sich dabei um ein ganz bestimmt gerichtetes und gleichartig sich auswirkendes Formgefühl handelt, das in einigen Gebieten vorherrscht, in anderen sich nur noch als Unterschicht erkennen läßt. Da wir das Spitzgesicht als die primitivere Stilisierung des Gesichtes ansehen, so

wollen wir den Spitzgesichtsstil als den Primärstil bezeichnen. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß die progressiveren Stile sich alle erst aus diesem Primärstil heraus entwickelt haben, wenschon zu erwägen wäre, ob dem Kurvenstil nicht das Spitzgesicht zugrunde liegt. Jedenfalls ist es so, daß die progressiven Stile gewisse Gebiete mit Spitzgesicht nicht berührt haben und wir dürfen zunächst diese, von anderen Stilen nicht wesentlich beeinflußten Gebiete zu einer stilistischen Einheit zusammenfassen.

Es handelt sich, bezeichnenderweise um Neuirland, die Banks-Inseln, die zentralen Neuen Hebriden und Neu-Kaledonien.

In Neuirland treten uns die beiden großen Stilgruppen: das Spitzgesicht und das Vierecksgesicht eng benachbart entgegen: bei den Malangganen, die wir zum Korwarstil in Beziehung setzen werden, haben wir das Vierecksgesicht, bei den Uli das Spitzgesicht. Uli und Malangganen sind stilistisch also direkte Gegenstücke, da sie das menschliche Gesicht verschieden sehen.

Die Uli haben einen kalottenförmigen Kopf, auf welchem meistens die kammartige Haartracht deutlich dargestellt wird (Kraemer 25: Taf. 24 bis 33, Sydow 26: 34—37), eine Haartracht, die wir ja auch an den Malangganen finden. Die Stirne ist ziemlich hoch und sie kann sich in gleicher Ebene in die Wangen fortsetzen (Kraemer 25: 33), sie kann aber auch die Gesichtsfäche überragen (Sydow 26: 34). Die Nase ist groß, immer mit konvexem Rücken und mit breiten Nüstern (Kraemer 25: 31), die an den Korwarstil erinnern, manchmal aber kommen auch schmale Nüstern vor (Kraemer 25: 30). Die Augen liegen je nachdem tief, oder in der Gesichtsebene, manchmal sind sie schief gestellt, aber anders als beim Schnabelstil, mit tieferen äußeren Winkeln (Kraemer 25: 26, 29, 30), oft sind sie durch Bemalung umrahmt (Kraemer 25: 29, 30), oft mit „Katzenaugen“ eingelegt. Unverkennbar ist das Bestreben, den Blick möglichst starr, drohend und bannend zu machen.

Das Untergesicht ist im Vergleich zum Obergesicht sehr groß. Der Mund liegt nahe bei der Nase und so bleibt eine bedeutende dreieckige Kinnfläche frei (Sydow 26: 33—37, Kraemer 25: 25—30). Der Mund ist gerade, sehr breit von einer Gesichtseite zur anderen reichend, durchaus horizontal und immer offen mit sichtbaren Zähnen. Das Kinn ist gewöhnlich stark nach vorn gebogen und die Kinnfläche spielt im Gesamteindruck des Gesichtes eine große Rolle.

Im Gegensatz zu den Vierecksgesichtern, welche offenbar von einer Gesichtsform beeinflußt sind, bei welcher das Kinn physiognomisch keine Bedeutung hat, sollen die Uli eine Bevölkerung darstellen, mit energischem, hohem und vortretendem Kinn und konvexer Nase, einen Typus, den wir tatsächlich in Neuirland antreffen (Meyer-Parkinson 00: II/32) und der auch die Barttracht getragen hat, welche wir auf Malangganen und Uli dargestellt finden.

Die durchbohrten und ausgeweiteten Ohrläppchen sind klar zu erkennen. Der Körper ist ein Zylinder, der nach einer Verbreiterung in den Hüften in kurze, dicke, schwach gebogene Beine übergeht. Die Arme hängen entweder am Körper herunter, oder sie sind vor dem Leibe in den Ellenbogen gehoben. Die meisten Statuen haben Weiberbrüste, und trotzdem das männliche Genitale.

Fast immer schlingt sich um den Uli ein frei geschnitztes Rankenwerk, dessen Bedeutung einstweilen nicht klar ist. Vielleicht ist es ein letzter Rest von Schlangendarstellung (Kraemer 25: S. 60, Taf. 13, 29 r), wie wir ja an den Malangganen auch Schlangen in freier Schnitzerei antreffen.

Weiterhin sind an vielen Uli Nebenfiguren, teils auf den Achseln stehend, teils vor den Leib gehalten, teils als Sockel für den Uli selbst und

wir hätten hierin die typischen „Ahnenleitern“ zu sehen, welche wir dem Korwarstile zugeschrieben haben (Kraemer 25: 26—29).

Wir haben also hierin schon einen Hinweis auf den Einfluß, welchen der Korwarstil auf den Ulistil ausgeübt hat. Einen weiteren Einfluß sehe ich vor allem auch in dem geraden, zahnbewehrten Munde, der in keiner Weise stilistisch zum spitzen Kinne passen will; diese beiden Linien widersprechen sich durchaus und zum spitzen Kinn gehört ursprünglich sicherlich ein „lächelnder“ Mund, also ein Mund, der sich in seinen Linien der Linienführung des Kinns anpaßt und tatsächlich finden wir, außerhalb des Korwargebietes den lächelnden Mund, fast immer mit dem Spitzkinn verbunden oder dann einen ganz kleinen, kurzen Mund (Abb. 38). Es sei zugegeben, daß außer den Uli auch andere Spitzgesichter nicht den lächelnden Mund tragen (Nissan: Foy XVI, Süd-Neuirland: Stephan: XIII/1, 3, 5, Neu-Britannien: Meyer-Parkinson 95: VI/2, XV/3, XVI/3). Einerseits kann es sich aber bei einigen dieser Stücke um Beeinflussung durch den Korwarstil handeln, andererseits sind es keine Stilgegenstände und weiter sind diese Stücke gegenüber denen mit lächelndem Munde doch durchaus in der Minderheit.

Man mag nun einwenden, daß der lächelnde Mund keineswegs stilistisch begründet sei, sondern einfach entstehen müsse durch die naturalistische Darstellung des Mundes an sich. Dies ist kaum richtig, jedenfalls nicht für das melanesische Gesicht, dessen Ausdruck nicht lächelnd und freundlich ist, sondern eher mürrisch, so daß eine realistische Munddarstellung demnach eine nach oben konvexe Linie zeigen müßte. Diese aber kommt wohl nirgends vor. Wir können also schließen, daß der lächelnde Mund durch das Spitzkinn stilistisch bedingt ist und umgekehrt werden wir schließen dürfen, daß da, wo der lächelnde Mund vorkommt, einst auch das Spitzkinn geherrscht habe, auch wenn dieses heute nicht mehr vorhanden ist.

Den betont horizontalen Mund der Uli leiten wir also vom Einfluß des Korwarstiles auf den Spitzgesichtsstil ab. Dem Korwarstil haben wir auch die Schlangen zuzuschreiben, die sich, wie bei den Korwaren, rankenartig um den Leib der Uli winden und ebenso die Ahnenleitern oder die anderen beigefügten kleinen Figuren. An den Kurvenstil mahnt bei den Uli nur die gelegentliche Umrahmung der Augen (Kraemer 25: 26, 27, 29, 30, 32, Sydow 26: 35, 37), aber sonst ist der Charakter des Kurvenstiles dem des Ulistiles durchaus fremd.

Die Heimat der Uli ist das mittlere Neuirland, im nördlichen Neuirland sind die Malanggane zu Hause und diese verschiedenen Verbreitungsgebiete erklären die stilistische Verschiedenheit der beiden Stile. Der Ulistil hat die Elemente des Korwarstils: horizontaler Mund, konvexe Nase, Rankenwerk, Ahnenleiter durch die Vermittlung des Malangganstiles angenommen, und der ursprüngliche Uli wäre eine grobe, schwerfällige Figur gewesen, ohne Rankenwerk mit Spitzgesicht und lächelndem Munde: ein technisch ziemlich unzulängliches Machwerk.

Der Primärstil außerhalb Neuirland: Spitzgesichter mit lächelndem Munde finden wir in Süd-Neuirland (Stephan I/II/6, 7, 9, Meyer 89: XI/5), dann in der Gazelle-Halbinsel (Meyer-Parkinson 95: III), wo auch die Schädelmasken Spitzgesichter besitzen (ebd. VI) (wenn dies nicht durch die Modeliertechnik bedingt ist!). Auch auf den kleinen Gesichtern finden wir das Spitzgesicht meistens mit lächelndem Munde (Meyer-Parkinson 95: XV, XVI, Foy VII/1, 4). Andere Gesichter sind in diesem Gebiete überhaupt nicht zu finden, so daß also nicht daran gezweifelt werden kann, daß wir uns in einem Gebiete mit einem wohl definierten und festen Stile befinden: eben dem Primärstile. Im westlichen Neu-Britannien kommen stilisierte Spitzgesichter nicht vor.

Nissan kennt das Spitzgesicht (Foy XVI), aber nicht den lächelnden Mund. Da aber die Nissanmasken Ohren besitzen, wie die Malangganmasken, ist anzunehmen, daß diese Masken sich in toto von den Malangganmasken ableiten. Die Buka-Masken dagegen haben Ähnlichkeit mit den Bainingmasken (Foy XVII). In den übrigen Salomonen fehlt der Primärstil, und in den Sta Cruz-Inseln sind anthropomorphe Figuren sehr selten, und sie haben sich nie zu Stilkunst entwickelt. Die Stilkunst von Sta Cruz ist rein ornamental geblieben. In den Banks-Inseln beherrscht das Spitzgesicht der Primärkunst die ganze Plastik, allerdings in besonderer Facies: vom Spitzgesicht ist nur noch der schmal-dreieckige Gesichtsumriß geblieben. Augen und Mund haben sich auf drei Vertiefungen oder Würfel reduziert, die Nase zu einer steifen Leiste; oder sie fehlt überhaupt (Speiser 23: 17/4; 89/3, 4; 94/2; 97/2; 100/3; 104/5). Wenn man einwenden möchte, es bestehe stilistisch nicht die geringste Ähnlichkeit zwischen dem Ulistil und dem Banksstile, so ist die Verwandtschaft der beiden, eben weil sie sich auf das Spitzgesicht aufbauen, was eben nicht selbstverständlich ist, außer Zweifel gestellt.

Die Neuen Hebriden werden, wo überhaupt Plastik vorkommt, ebenfalls durchaus vom Primärstil beherrscht: (Speiser 23: 16/4; 22/15, 36; 49/15, 18, 20, 22; 85/4, 5, 7, 8; 88/6; 92/5, 6; 93/1—5; 95/1, 2; 98/2, 3; 100/4). Bei vielen Gesichtern fehlt der Mund überhaupt. Andererseits haben wir hier die großen Scheibenaugen, welche wir auf Einfluß des Kurvenstiles zurückgeführt haben, der mit dem Schnabelstile eingedrungen ist, der seinerseits wieder die schiefen Augen gebracht hat (Reche: XVIII/1, XXXII/1, 2, XL/8, LX/2, 5, LXI/2, 3, LXXII/6 usw.). Der Primärstil hat in den Neuen Hebriden also Beeinflussung durch den Kurven- wie durch den Schnabelstil erlitten.

Direkte Einflüsse des Ulistils erkenne ich in den Neuen Hebriden dann darin, daß wie die Uli die Schädelstatuen kleine Figuren auf den Schultern tragen (Speiser 23: 84/3, Kraemer 25: Taf. 26, 27), und auch in den Masken zeigt sich eine überraschende Ähnlichkeit (Kraemer 25: Taf. 80, Speiser 32: 99/4). Kulturelle Beziehungen vom Uligebiete nach den Neuen Hebriden sind also vorhanden.

In Neu-Kaledonien kann ich ebenfalls den Primärstil finden, denn der lächelnde Mund kommt dort vor, wie auch das Spitzgesicht (Sarasin 39/5; 40/3, 4; 66/1, 3, 4, 5). Sonst aber liegen die Verhältnisse dort gleich wie in den Neuen Hebriden, indem Schnabel- und Kurvenstil dort eingedrungen sind.

Der Primärstil in Neu-Guinea. Wenn wir den Primärstil in den östlichen melanesischen Inseln angetroffen haben, so dürfen wir nach ihm nun auch in Neu-Guinea suchen. In der Tat findet er sich in Spuren z. B. am Sepik (Reche XXXVIII/1, 3, XL/8, XLI/1, Abb. 347, LXXVII/2), was wir aus dem lächelnden Munde schließen, der nicht durch den Kurvenstil an sich bedingt ist, der den geraden Mund hat, ebensowenig durch den Schnabelstil, der den Mund oft überhaupt nicht darstellt, jedenfalls nicht lächelnd. Der Primärstil schimmert also als Unterschicht durch den Kurvenstil durch. Bei den Bukaua scheint mir die festliche Gesichtsbemalung auf Primärstil zu deuten (Neuhauß I/Abb. 105, Meyer-Parkinson 95: III) und auch am Papuagolfe muß der Primärstil einst zu Hause gewesen sein (Chauvet 30: 132, 133, 138, 139, 140, Haddon VI/85, 87, 100), denn der lächelnde Mund ist auch da nicht durch den Kurvenstil bedingt, wie man leicht feststellen kann an den vielen Kurvenstilgesichtern mit geradem Munde.

Am Golfe scheint sich der Kurvenstil über den Primärstil gelegt zu haben, und an den Masken der Torresstraße erkenne ich ihn ebenfalls (Meyer

89: I, II, IV/1, 3, V), aber weiter westlich kann ich ihn an der Südküste nicht mehr finden.

An der Nordküste kommt der Primärstil aber vor, z. B. in Eitape (Chauvet 30: 313, 314, Meyer-Parkinson 00: 13): es sind Schnitzereien mit deutlichem Spitzgesicht, obschon mitten im Bereiche des Kurvenstiles.

Am Sentanisee (Wirz 28: XXX, XXXI) könnte der Primärstil vorhanden sein, doch handelt es sich da dann kaum um wirkliche Stilkunst.

Tiere des Primärstiles. Es ist kein Tier zu nennen, das fest mit dem Primärstil verbunden wäre, denn die Schlange, die allein wegen ihres Auftretens an den Uli zu nennen wäre, stammt aus der Korwarkunst. Dagegen scheint es, als ob die Brettvögel und der Wurzelstocktisch mit dem Primärstil zusammenhängen (s. u.).

Wir können zusammenfassend sagen, daß der Primärstil sich von allen bisher behandelten Stilen unterscheidet durch das spitze Kinn und den lächelnden Mund.

Er scheint der primitivste Stil gewesen zu sein, der sich einst über fast ganz Melanesien und Papuasien ausgebreitet hat, an den meisten Orten aber durch die späteren progressiveren Stile überdeckt worden ist. Einigermassen rein hat er sich nur noch erhalten in Mittel- und Ost-Neuirland, der Gazelle-Halbinsel, den Banks-Inseln, den zentralen Neuen Hebriden und in Neu-Kaledonien. In Mittel-Neuirland ist er beeinflusst worden durch den Korwarstil, in den zentralen Neuen Hebriden und Neu-Kaledonien durch den Kurven- und Schnabelstil. Einigermassen rein trifft man ihn also in den östlichen Randgebieten Melanesiens: den Banks-Inseln und in den sonst primitiven Gebieten: Süd-Neuirland und Gazelle-Halbinsel.

Der Primärstil ist auch technisch primitiv: er vermeidet durchbrochene Schnitzerei (Speiser 23: Taf. 93) und an den Statuen kommen nur recht selten frei heraus gearbeitete Glieder vor (Speiser 23: Taf. 94/2; 95/2). Wenn dies an den Uligiguren anders ist, so wird dies auf Beeinflussung durch den Korwarstil beruhen.

Es ist ein nüchterner Stil, der keine Freude am Ornament an sich hat und der sich durchaus damit zufrieden gibt, seinen Vorwurf so naturalistisch als ihm möglich, wiederzugeben und dem jeder Genuß an der schönen Linie an sich durchaus fehlt. Der Stil scheut sich daher auch nicht, größere Flächen ganz unverziert zu lassen (Speiser 23: Taf. 24).

Wenn, wie in Neu-Irland, den Banks-Inseln, den Zentralen Neuen Hebriden und Neu-Kaledonien ein Ornament vorkommt, so besteht es aus Geraden (Speiser 23: Taf. 34, Stephan, Sarasin 38, 39). In Neu-Kaledonien sind die Kurvensysteme auf den Schilden des Schnabelstiles usw., in denen man die Tanzfigur noch erkennen kann (Reche LVIII), durch den Einfluß des mit Geraden arbeitenden Primärstils an den Hausbrettern gleichfalls in Systeme von Geraden aufgelöst worden.

Den Primärstil halte ich also für älter als den Kurvenstil.

F. Der Malangganstil.

Der Stil der Malanggane in Nord-Neu-Irland steht in bezug auf die Höhe seiner technischen Fertigkeit, auf die Fülle seiner Motive und die Unzahl seiner Varianten in der ganzen Südsee einzig da, auch wenn man ihn rein künstlerisch dem Kurvenstil nicht gleichstellen kann. Es brodelte in ihm eine ungeheure Wucht künstlerischen Tatendranges, der sich vor keinem Probleme scheut und es ist auch heute wohl noch der einzige Stil der Südsee, der lebt und imstande ist, neues zu schaffen. Der Malangganstil verdient in bezug auf seine Natur und Entstehung eine besondere Behandlung, und er soll hier nur insoweit besprochen werden, als er in Beziehung zu den schon behandelten Stilen steht.

Bei der Behandlung des Korwarstiles haben wir schon festgestellt, daß dieser sehr stark auf den Malangganstil eingewirkt hat: durch das viereckige Gesicht, den breiten, tief sitzenden Mund, die breite konvexe Nase und das vielfache Auftreten der Schlange und der Hockerstellung. Ferner haben wir im Malangganstil auch den Kurvenstil gefunden, aber weder der Tami- noch der Schnabel- noch der Primärstil haben auf den Malangganstil eingewirkt. Dieser ist also ein Abkömmling des Kurven- und Korwarstiles. Immerhin müssen ihn noch andere Einflüsse berührt haben: das reiche Rankenwerk finden wir in der ganzen Südsee sonst nirgends mehr, denn im Ulistil ist es viel einfacher, auch lebt im Malangganstil ein wirklich plastisches Streben, indem nicht, wie bei den andern melanesischen Figuren auf eine Hauptansicht hin gearbeitet wird, sondern viele Malangganfiguren deutlich nach allen Seiten hin wirken sollen, indem auch Versuche gemacht werden, die durch den Baumstamm gegebene Zylinderform zu durchbrechen durch eingesetzte waagrecht vorgestreckte Arme usw. (Kraemer 25: 47).

Der Malangganstil droht unter der Fülle seiner mythologischen Vorwürfe zu ersticken: so viele wie möglich sucht er um die zentrale Figur herum zu häufen und dies erst noch in oft vielfältiger Wiederholung.

Ähnliches Wuchern der Formen und Häufen der Motive kann man eigentlich erst wieder in der Kunst des Hinduismus finden und man wird sich ernsthaft zu fragen haben, ob wir in der Malanggankunst nicht einen Ableger indischer Skulptur vor uns haben, und zwar keinen sehr alten. Die vielfältige Darstellung des Vogels mit der Schlange, lassen an Garuda denken. Daß es sich bei der Malanggankunst um Import handelt, wird auch dadurch wahrscheinlich gemacht, daß das eigentliche Ausbreitungszentrum der Malanggankunst die Tabar-Inseln sind: typische Einbruchsstellen fremder Kultur, fremder Kolonisten. Westliche Einflüsse auf den Malangganstil sind ja durch den Nachweis des indonesischen Korwarstiles in der Malanggankunst außer Frage gestellt, so daß ein Suchen nach hinduistischen mythologischen Motiven wohl einigen Erfolg versprechen könnte.

Außer dem Korwarstil finden wir im Malangganstil auch noch den Kurvenstil (Kraemer 25: 42, 45, 46, 86). Vielleicht stammen auch die für den Malangganstil so typischen „Ohren“, in denen ebenfalls eine Menge mythologischer Motive angehäuft sind, aus dem Kurvenstil, denn wir haben diese Ohren ja auch am Papuagolfe getroffen und dann weiterhin in Nissan-Buka.

Tiere können wir dem Malangganstil nicht im besonderen zuweisen: die Schlange und der Vogel stammen vom Kurvenstil und an andern Tieren scheint ungefähr jedes lebende Wesen irgendwie einmal auf den Malangganen vorzukommen.

G. Das Ornament.

Wir verstehen darunter vor allem die Ritz- und Brandornamente auf Bambus, Kalebassen, Lanzenschäften usw. Es ist zu untersuchen, ob der Stil des Ornamentes dem der Plastik entspricht oder ob es sich um selbständige Kunstformen handelt.

Dabei ist natürlich maßgebend das Material auf welchem, und die Technik, in welcher gearbeitet wird: auf Kalebassen wie auf Bambus ist der Raum gegeben, auch liegen gewölbte Flächen vor, welche die Linienführung notwendigerweise beeinflussen müssen.

Wenn die Ornamente eingeritzt werden, so wird die Gerade bevorzugt werden, während beim Brennen Kurven entstehen werden. Es ist also die Technik von großem Einflusse auf die Ornamentformen und durch Kon-

vergenz können in zwei verschiedenen Stilgebieten unter Umständen gleiche Formen entstehen.

Im Norden von Holländisch Neu-Guinea sind die Ornamentformen durchaus indonesisch (Fuhrmann: O II—O IX): Das Ornament besteht aus Serien von steifen Kurven, die mit einem scharf abgebogenen Hacken enden, wie wir schon bei der Behandlung des Korwarstiles gezeigt haben.

Am Sentanisee herrscht die klassische Kurve des Kurvenstiles durchaus vor (Abb. 30, Wirz 28: Fig. 3, 4, 6, 19, 20, Wirz 29: 91, 92, 118, 129), desgleichen im Gebiete des Schnabelstiles. Am Sepik aber treten neben den Kurvenornamenten auch geradlinige Ornamente auf (Fuhrmann 113, Reche, S. 316) anscheinend nur an den Speerschäften. Sehen wir den geradlinigen Stil als älter an als den Kurvenstil, so hätten wir es bei diesen Ornamenten vielleicht mit solchen zu tun, welche dem Primärstil zuzuweisen sind, den wir ja schwach unter dem Kurvenstil am Sepik schon angetroffen haben.

Im Gebiete des Tamistiles entspricht das Ornament dem plastischen Stil (Biro II/63, Preuß 97). Es besteht neben sehr flachen Kreissegmenten vor allen aus Geraden (Preuß 97: 117) und besonders typisch für diesen Stil scheint das Zackenband zu sein (Preuß 97: S. 111, 113, 135), das allerdings auch im Kurvenstil vorkommt (Abb. 25). Im Massingebiete herrscht die S-Linie vor, die ja für den Kurvenstil charakteristisch ist, während der Zentraldistrikt ganz von der Geraden beherrscht wird (Haddon IX, X, XI), was in dem so kunstartmen Gebiete nicht überrascht.

Am Papuagolf finden wir den Kurvenstil auch im Ornament, doch könnte das ziemlich häufige Vorkommen des Zackenbandes (Haddon, S. 115ff.) auf letzte Auswirkungen des Tamistiles hinweisen.

An der Torresstraße haben wir an den Pfeilen schon den Tamistil erkannt, ebenso bei den Kiwai, doch ist auch der Primärstil erkennbar (Haddon, Taf. II). Ähnlich ist es bei den Marind (Wirz 22: III/2, 6, 10).

Im westlichen Neu-Britannien gibt es beinahe kein Ornament und auch die Gazelle-Halbinsel ist daran recht arm. Was vorkommt, wäre dem Primärstil zuzuweisen (Meyer-Parkinson 95: XVI/8, 9).

Ebenso ist es in Neu-Irland.

In Neu-Hannover gehören die Ornamente, besonders an den Speerschäften zu einem Kurvenstile. Ob es aber der gleiche Kurvenstil ist, wie am Sepik, möchte ich im Hinblick auf die besonderen Formen in Neu-Hannover nicht entscheiden. In St. Matthias haben wir eine sehr reiche Entwicklung des Ornamentes, während die Plastik nie Stilkunst geworden ist. Das Ornament tritt aber in ganz verschiedenen Stilformen auf: auf den Kalkalebassen (Nevermann 33: 114, 115) finden wir die Gerade und „Blattformen“, aber kein Zackenband, auf den Speerschäften aber (Nevermann 33: 236) einen Kurvenstil mit Blattornament, auf den Tanzstäben (Nevermann 33: 223) tritt ein gradliniges Ornament auf, während auf den Tanzrasseln (Nevermann 33: 219) der Kurvenstil allein sich findet und zwar in einer Ausbildung, die der des Sepik sehr nahe steht. Die verschiedenen Gegenstände sind also mit verschiedenen Stilen verbunden, eine interessante Tatsache, welche vielleicht Rückschlüsse auf die Herkunft der betreffenden Gegenstände erlaubt, worauf wir aber hier nicht eingehen können.

In den Admiralitäts-Inseln haben wir ein starkes Überwiegen des Tamistiles festgestellt und dementsprechend ist auch das Ornament im Tamistil gehalten: Zackenleisten und Kreissegmente in Verbindung mit Geraden. Diesen Stil finden wir auf den Wasserflaschen (Nevermann 34:

S. 185, 186), während auf den Kalkalebassen das „Blattornament“ in ganz besonderer Ausbildung auftritt (Nevermann 34: Taf. 12) wogegen die Penismuscheln wieder ganz einfach geradlinige Ornamente tragen, da die Penismuschel wahrscheinlich zum Kulturgut des Primärstiles gerechnet werden muß (Nevermann 34: S. 110).

Wir haben also auch hier, wie in St. Matthias keine einheitliche Ornamentik.

In den Salomonen ist schon der Kurvenstil nachgewiesen worden, besonders im Westen der Gruppe, doch fällt in den Salomonen überhaupt ein sehr geringes Auftreten des Ornamentes im allgemeinen auf, eine Ähnlichkeit zu Polynesien. Im Westen zeigt sich, besonders an den Kalkbambusen ein geradliniges Ornament (Abb. 39) mit anthropomorphem Motive und Spitzgesicht: Auswirkung des Primärstils.

Sta Cruz wird ganz von der Geraden beherrscht. Es lassen sich auffallende Ähnlichkeiten finden mit den Admiralitäts-Inseln (Speiser 16: Abb. 54/1; 25/1, Graebner 09: Abb. 63, 42/2; 82/4, 17) in den gespaltenen Fischschwänzen (Nevermann 34: Taf. 12/13, S. 216, r. u.), dann mit der Gazelle-Halbinsel (Meyer-Parkinson 95: XVIII/8a, 9b) vor allem aber auch mit St. Matthias (Nevermann 33: S. 110/7, 9, 10, 12) wobei erwähnt sei, daß nur in Sta Cruz und St. Matthias der Webstuhl vorkommt.



Abb. 39. Basel,
V b 9179, Buin.

Wie schon bemerkt fehlt Sta Cruz eine Stilplastik, so daß diese Insel in künstlerischer, wie ja auch in kultureller Hinsicht ganz isoliert dasteht, abgesehen von den eben erwähnten Elementen des Ornamentes.

In den Banks-Inseln könnte man vielleicht den Kurvenstil erkennen auf den Mustern der Weibergürtel (Speiser 23: Taf. 47), doch ist die Kurve da schon sehr stark durch die Gerade beeinflusst und ich möchte diese Kurven nicht unbedingt dem papuanischen Kurvenstile zuweisen. Immerhin ist zu bemerken, daß die Färbetechnik dieser Gürtel die gleiche ist, wie die der großen Matten aus Pentecote, deren Muster wir dem Kurvenstil zugeschrieben haben, so daß also der Kurvenstil nach den Banks-Inseln mit dieser sicherlich importierten (Batik-)Technik gebracht worden sein könnte. Sonst aber beruht das Ornament der Banks-Inseln durchaus auf der Geraden: auf Pfeilschäften, Kämmen, Ohrstäben (Speiser 23: Taf. 34, 36, 89/4; 92/1, 2), also auf dem Primärstil wie ja auch die Plastik.

Das gleiche ist zu sagen von den Neuen Hebriden. Auch da ist das ursprüngliche Ornament das geradlinige des Primärstiles (Speiser 23: 20/10, 20; 25/7, 8; 42/23; 65/10—14; 106/5, 6; 108/18—20) den wir auch als Grundstil der Plastik schon erkannt haben. Der Kurvenstil ist erst mit dem Schnabelstil eingedrungen (vgl. Speiser 34: 184ff.). In Neu-Kaledonien fehlt das Ornament fast ganz. Die Zeichnungen auf den Bambusen sind stilistisch noch nicht fixiert, wie wir eingangs bemerkt haben, eine Auswirkung des geradlinigen Primärstiles haben wir aber in den Hausbrettern schon gefunden (Sarasin 39).

Zusammenfassung.

Wir sehen also, daß sich im großen und ganzen der Stil des Ornamentes dem der Plastik anpaßt, allerdings mit wichtigen Ausnahmen, wie wir sie z. B. von den Admiralitätsinseln angeführt haben. Diese abweichenden Stile sind entweder Relikte von fast überdeckten früheren Stilen oder sie sind mit dem betreffenden Kulturgut eingeführt worden und es wäre Sache einer besonderen Untersuchung Stilgemeinschaften auf Gegenständen wie Kalkalebassen usw. nachzuweisen.

Etwas dürfen wir als sicher feststellen, daß das geradlinige Ornament in den kunstärmsten Gebieten auftritt, wodurch die schon ausgesprochene Vermutung weiterhin gestützt wird, daß die geradlinige Kunst gegenüber der Kurvenkunst die primitivere ist, daß also die Bezeichnung Primärstil einigermaßen gerechtfertigt ist.

III. Die Vorwürfe der Stile.

Wenn wir bis jetzt vor allem die Stile behandelt und deren Vorwürfe nur kurz gestreift haben, so wollen wir nun untersuchen, wie weit sich die Verbreitung gewisser Kunstmotive mit der Verbreitung der Stile zur Deckung bringen läßt.

A. Der Mensch.

Die Hocker- und Tanzfigur.

Vielfach werden Figuren, wie Abb. 40 als Hockerfiguren bezeichnet. Ich halte dies nicht unbedingt für richtig, denn solche Figuren können auch Tänzer mit erhobenen Händen darstellen. Als Hockerfiguren sollen daher im folgenden nur die sicher als Hocker erkennbaren Figuren behandelt werden, d. h. die vollplastischen Gestalten in erkennbarer sitzender Stellung.



Abb. 40.
Speiser, 23: 92/2
Banks-Inseln.

1. Die Hockerfigur.

Die Hockerfigur ist in Indonesien weit verbreitet:

Batak mit Korwarstil. Nias (Vatter 143, Schroeder LVII) mit Korwarstil. Borneo (Vatter 176) mit verschwommenem Korwarstil. Süd-Ost-Eilanden (Riedel XXXIV, XXXVII) desgleichen Philippinen (Vatter 64) desgleichen.

In Melanesien finden wir sie:

Geelvink-Bay (Fuhrmann 80—83, Uhle III) mit typischem Korwarstile. Eitape-Awar (Fuhrmann 74).

Sepik (Reche Abb. 407) mit dem Schnabelstile verbunden. Doch sind Belege selten zu finden und es scheint mir, Graebner (Anthropos 1909/768) gehe entschieden zu weit, wenn er den Schnabelstil unbedingt mit der Hockerfigur in Verbindung setzt.

Östlich von Awar scheinen die Hocker durchaus zu fehlen, um dann herrschend wieder aufzutreten in den stark vom Korwarstil beeinflussten Trobriand-Inseln (Chauvet 30, 62—68), im übrigen Massingebiete, wo der Korwarstil bekanntlich fehlt, fehlen auch die Hocker.

Ebenso an der ganzen Südküste Neu-Guineas (mit Ausnahme eines Kalkspatels, von dem aber Wirz (24: III/1) selbst sagt, er erinnere an einen Hocker von der Humboldt-Bay und dem Sentanisee [Wirz 34: S. 38] und da es sich offenbar um ein einzelnes Stück handelt, glaube ich die Ansicht berechtigt, der Spatel sei irgendwie von der Nordküste her verschlagen worden).

Eigentliche Hocker treten allerdings am Lorentzfluß auf (Vatter 145), aber sie sind nicht stilisiert und müssen deshalb als spontane Entstehungen in jener Gegend angesehen werden. Die Idee des Hockers ist dort also lebendig, sie kann aber nicht mit einem bestimmten Stile in Beziehung gesetzt werden.

In den Admiralitäts-Inseln ist der Hocker sehr selten, was um so mehr überrascht, als wir dort ja den Korwarstil angetroffen haben.

Dagegen kommen viele Hocker vor in Nord-Neu-Irland an den Malangganen, dann in Buka-Bougainville (Abb. 12, 13, Vatter 57), an den Speerschäften von San Cristoval (Paravicini 1932) und in Ulawa (Fox 11).

Dort finden wir bezeichnenderweise auch die Schlange. Die Salomonen sind ja auch vom Korwarstil nicht unerheblich beeinflusst worden.

In den Banks-Inseln, den Neuen Hebriden und Neu-Kaledonien fehlen die Hocker, wie eben auch der Korwarstil.

Wir sehen also eine enge Verbindung vom Hocker mit dem Korwarstil, die nur in den Admiralitäts-Inseln zerrissen ist. In Indonesien und Melanesien gehören diese beiden Elemente also zueinander, doch hat sich anscheinend nach Polynesien nur der Korwarstil ausgebreitet.

2. Die Tanzfigur.

Darunter verstehen wir entweder die auf eine Fläche projizierte menschliche Gestalt, mit angezogenen Beinen und erhobenen Armen (Abb. 40), die aber vielfach als Hockerfigur bezeichnet wird, oder plastische Figuren mit deutlich erhobenen Armen und deutlich gekrümmten Beinen. In Indonesien kommt die Tanzfigur vor, z. B. in:

Borneo (Riedel 11/70).

In Melanesien:

Geelvink-Bay (Fuhrmann: 81/1); Sentanisee (Wirz, 29: Abb. 119); Sissanu (Neuhaus, Abb. I 206a); Angriffshafen (Schmidt XIV/1); Arup (Schmidt XIII/1); Eitape (Chauvet, 30: 303); Hatzfeldhafen (Preuß, 98: Abb. 13); Sepik (Chauvet, 30: 397, Reche XVII/6, LXXVII/1, S. 316ff.), auf den Speerschäften schon sehr verschwommen.

Der vom Kurvenstil nicht direkt beeinflusste Schnabelstil scheint die Tanzfigur nicht zu kennen.

Geelvink-Bay (Fuhrmann 08) Astrolabe Bay (Biro II/38/10); Tamistil (Preuß 97, Abb. 1—10); Trobriand (Seligmann 10: LXV/1); Osthorn (Seligmann, 27: 183); Papuagolf: sehr häufig (Wirz, 34: XII/5, 7, XVIII/5, XX/7, 10, XXI/1, 4, 6); Torresstraße (Haddon, S. 51); Admiralitäts-Inseln; Tench-Insel (Nevermann 33: 227); Nord-Neu-Irland (Kraemer, 25: Taf. 55, Meyer-Parkinson, 95: XII/1, XIV/4); Mittel-Neu-Irland, Uli (Sydow, 26: 36) nicht eindeutig; Gazelle-Halbinsel (Meyer-Parkinson, 95: X, XV/1, 3, XVI/1, 3, 4, 6); West-Salomonen, auf Rudern (Frizzi: 31); Ost-Salomonen (Paravicini 31: 85, 86); Banks-Inseln (Speiser, 23: 36/15, 21, 42; 54/1; 92/2); Nambasgebiet der Neuen Hebriden (Speiser, 23: 82/122; 83/6; 90/10; 92/4; 94/5; 95/3; 98/1); Neu-Kaledonien (Sarasin: 42/4).

Die Tanzfigur kann also überall nachgewiesen werden, außer im Schnabelstil und im westlichen Neu-Britannien, sowie natürlich in Sta Cruz. Da sie aber auftritt in den stilistisch nur vom Primärstil berührten Banks-Inseln, möchte ich sie als Attribut des Primärstiles ansehen.

3. Exhibitionierende Frauen.

An den Männerhäusern des Sepik sieht man an den Giebeln oft überlebensgroße Frauenstatuen mit gespreizten Beinen und deutlich betonten Genitalien (Reche LXXVI/3, Abb. 413) neben kleineren männlichen Figuren (Reche, Abb. 407). Auch auf den Krokodilsschnauzen der Kanuschnäbel am Sepik finden sich solche weibliche Figuren, und solche kommen auch in den Trobriand vor (Seligmann 10: LXV). Vielleicht dürfen hierzu gerechnet werden Frauenstatuen mit stark betontem Genitale aus dem Tamistil (Preuß 97: Abb. 36) und in Süd-Malekula kommen Schädelstatuen vor, allerdings, so viel mir bekannt, nur männlichen Geschlechtes, die in Tanzstellung sind mit groß dargestellter Rute.

Vermutlich handelt es sich um apotropäische Statuen, wie solche vielfach in Indonesien und Palau vorkommen. Man kann sie aber, ihres Vorkommens wegen am oberen Sepik und in Süd-Malekula nicht dem Korwarstil einreihen, so daß die Angliederung einstweilen unbestimmt bleiben muß.

B. Die Tiere.

1. Das Schwein.

Bei der Bedeutung, welche dieses Tier für den Melanesier hat, sollte man annehmen, daß es oft dargestellt würde. Dies ist aber keineswegs der Fall, im Gegenteil sind Schweinefiguren, abgesehen von der Darstellung der Schweinekiefer mit den deformierten Hauern in den Neuen Hebriden und den Banks-Inseln, recht selten.

Dies mag auch der Grund sein, warum diese Darstellungen nie stilisiert worden sind, weshalb sie aus dem Rahmen unserer Betrachtungen ausschneiden.

Man findet gelegentlich Schweinefiguren in Nord-Neu-Guinea (Fuhrmann 54) an der Humboldt-Bay, am Sentanisee, am Sepik, am Papuagolf (Wirz 34: XI/1, 1), in Neu-Irland (Kraemer 42, 93) in den Admiralitäts-Inseln (Nevermann 34: 161), in San Cristoval (Paravicini 31: 37), in den Neuen Hebriden (Speiser 23: 22/20; 83/11).

2. Hund und Opossum.

Vom Hunde ist das gleiche zu sagen, wie vom Schwein, seine Darstellung ist selten und bietet stilistisch nichts.

Das Opossum, das allerdings nicht immer durch seinen geringelten Schwanz eindeutig charakterisiert ist und das man daher nicht immer sicher vom Hunde unterscheiden kann, kommt häufiger vor als der Hund. Seine Darstellung ist aber naturgemäß gebunden an seine geographische Verbreitung, so daß man nicht erwarten kann, es in den östlichen Inseln, wo keine Opossums mehr vorkommen, zu finden.

Wir finden es dargestellt an der Geelvink-Bay, am Sentanisee, in Seleu (Chauvet 30: 314, 315) häufig im Gebiete des Schnabelstiles, am Sepik (Fuhrmann 52, 55, Reche: Abb. 120) in den Louisiaden (Chauvet 30: 224), in Neu-Irland (Kraemer 25: 68), in den Admiralitäts-Inseln (Nevermann 34: Abb. 118, 119) und Bühler meint, daß sich die Spiralen an den Griffen der großen Holzschalen vom Opossumschwanz ableiten (Nevermann 34: 118). Am häufigsten trifft man das Opossum zwar im Bereiche des Schnabelstils, doch kommt es auch außerhalb seiner Grenzen vor, so daß es diesem Stile nicht mit Sicherheit zugewiesen werden kann. Seine mythologische Bedeutung ist unbekannt.

3. Das Krokodil.

Das Krokodil kann nicht immer mit Sicherheit von der Eidechse unterschieden werden. Meistens ist es aber nicht zu verkennen an der breiten Schnauze und den Schuppen.

Es kommt vor: sehr häufig in Indonesien, dann an der Geelvink-Bay (Fuhrmann 0, 2, 3ff.), an der Humboldt-Bay, am Sentanisee (Wirz 28: Abb. 20, XXX), dann ist es sehr häufig am Sepik als Bootsschnabel und Sitzbank und Maske (Reche, Fuhrmann 34) und auf den Wurfholzaufsätzen, dann beherrscht es fast ganz die Kunst von Siassi-Umboi (Preuß 97: 117—125, 180), wie es auch das häufigste Tier im Tamistil überhaupt ist. Auch bei den Süd-Massim kommt es vor (Chauvet 30: 223) aber selten, während es in den Trobriand fehlt, doch finden wir es wieder am Osthorn (Seligmann 27: 70, 71), an den Dubupfosten und am Papuagolf ist es beinahe so häufig wie am Sepik (Wirz 34: III, V/21, 23, XI/4, 5, XXVIII/6,) und an den Pfeilen der Torresinseln und der Kiwai haben wir es auch schon angetroffen (Haddon, Abb. 19). Reichlich tritt es auf in den Admiralitäts-Inseln (Nevermann 34: Abb. 77, 94, 132/13, 23/2, 5; 161) und auch auf den Tench-Inseln kann es nachgewiesen werden (Nevermann 33: 228). In Neu-

Irland fehlt es in der Skulptur, außer als Modell in Kulthäusern (Kraemer 25: Abb. 13), und dann kann es noch in Neu-Georgia als Verschlingungstier gefunden werden (Museum Basel). Weiter östlich fehlt es durchaus, weil es eben dort auch als Tier nicht mehr vorkommt.

Wir können sagen: wo das Krokodil dargestellt wird, kommt es auch in der Natur vor, keineswegs aber wird es überall dargestellt, wo es vorkommt. Irgendwelche stilistische Bindung sollte also bestehen und am ehesten läßt es sich dem Kurvenstil angliedern, wogegen nur spricht, daß es auch sehr eng an den Tamistil gebunden ist, der es wohl nach den Admiralitäts-Inseln gebracht hat. Es gehört sicher nicht zum Primärstil, auch nicht zum Malangganstil und nicht zum Korwarstil. Am leichtesten werden wir den Tatsachen gerecht, wenn wir es als wichtiges Kulttier (man denke an die Initiationsverschlingung) der papuanischen Schicht zuweisen und annehmen, daß es sich als solches auch im Tamistil erhalten hat. Seine besonders häufige Darstellung auf den Booten läßt uns annehmen, daß es als gewaltiges und gefährliches Wassertier von den Fluß- und Küstenbewohnern besonders verehrt wurde, und daß diese Verehrung unabhängig ist von einem bestimmten Stile, abgesehen eben von den oben genannten.

4. Die Schlange

haben wir schon als fast nie fehlendes Attribut der Korware kennen gelernt (Fuhrmann 81, 82, 83, 86) und welche kultische Wichtigkeit sie in Indonesien hat, ist bekannt. Auch am Sentanisee kommt sie oft vor (Museum, Basel), wogegen sie sich am Sepik nur selten finden läßt (Reche LXXVII). Im Schnabelstil scheint sie zu fehlen. Dagegen tritt sie wieder sehr häufig auf in Siassi, im Tamistil (Preuß 97: 126—137, 144, 145, 168, 169) und auch in den Trobriand (Chauvet 30: 189, 191, Museum Basel) auf Kalkspateln und auf Schilden. Am Papuagolfe fehlt sie und was Haddon (Abb. 20) aus den Inseln der Torresstraße als Schlange bezeichnet, scheint mir eher ein Krokodil zu sein (Schwanzschuppen).

In Neu-Irland ist sie sehr häufig an den Malangganen, sie kommt an einer Schädelstatue vor (Kraemer 25: 13) und es ist oben schon gesagt worden, daß die Bänder um die Uli sich vielleicht von Schlangen ableiten (Kraemer 25: 26, 28, 29, 31). Dann findet sie sich häufig auf den Holzschalen der Ost-Salomonen (Paravicini 31: 11, Ivens IX, Fox 8). Dort ist sie ja als mythologisches Tier von der größten Wichtigkeit. In den Banks-Inseln kommt sie nur einmal vor (Speiser 23: 17/4) und in den Neuen Hebriden wie in Neu-Kaledonien fehlt sie. Ebenso in den Admiralitätsinseln (das Paddelruder mit den Schlangen, das Nevermann abbildet [34: Abb. 184] scheint mir nicht aus den Admiralitäts-Inseln zu stammen).

Wir können also feststellen: die Schlange fehlt im Kurvenstil, sie scheint auch im Schnabelstil zu fehlen, ebenso im Primärstil.

Sie kommt vor im Korwarstil, im Tamistil, im Malangganstil und in den Gebieten, welche vom Tami- und Korwarstil berührt worden sind. Dabei haben wir schon darauf aufmerksam gemacht, daß es dem Tamistil nicht gelungen ist, die Schlangendarstellung nach den Admiralitäts-Inseln zu bringen, sondern daß da allein das Krokodil auftritt.

Welchen Grund dies hat, wissen wir nicht, sicherlich nicht den, daß Schlangen in den Admiralitätsinseln nicht vorkommen würden. Aber das Vorkommen allein von Schlangen bedingt keineswegs deren figürliche Darstellung.

Wir müssen also annehmen, daß der Korwarstil die Schlange aus Indonesien mitgebracht habe, und daß der Tamistil, wie er das Krokodil vom Kurvenstil übernommen hat, auch die Schlange vom Korwarstil aufgenommen hat. Dies war insofern sehr leicht möglich, als der Korwarstil

stilistisch dem Tamistil nahesteht, ja daß dieser vielleicht sogar nur eine Variante von jenem ist. Der Korwarstil hat die Schlange auch nach den Trobriand, zu den Malangganen und nach den Ost-Salomonen gebracht.

Gegen die Zuweisung der Schlange zum Korwarstil spricht aber ihre enge Gebundenheit an die Lattenkeule (Speiser 32: S. 95), die wir als papuanische Keulenform ansehen dürfen. Die Schlangendarstellungen auf den Lattenkeulen sind nun aber typische Vertreter des Tamistiles, und so steht eigentlich der Annahme nichts im Wege, daß nach dem Eindringen eines indonesischen Schlangenkultes dieses Tier im Tamistil auf den alten papuanischen Keulen: den Lattenkeulen angebracht wurde.

Ebenso können wir uns das Vorkommen der Schlange am Sentanisee, der ja zum Kurvenstile gehört, so erklären, daß die Bewohner des Sentanisees von den Küstenbewohnern, die mit dem Korwarstil auch einen Schlangenkult aufgenommen hatten, wohl den Schlangenkult übernommen haben können, ohne aber deswegen ihren eigenen Stil aufzugeben: ihr Stil war lebenskräftig genug, um selbständig das neue Kulttier darzustellen.

Wir wollen also annehmen, daß die Schlange mit dem Korwarstil nach Melanesien gekommen, von diesem auf den Tamistil übergegangen ist und daß die Schlange überall im Bereiche des Korwarstils durch diesen verbreitet worden ist (ausgenommen die Admiralitäts-Inseln).

5. Die Schildkröte.

Sie ist von wenig Bedeutung. Nur am Sepik wird sie häufig dargestellt, wo sie als naturgegebenes Motiv für Sitzbänke dient, gelegentlich tritt sie auf im Tamistil und in den Admiralitäts-Inseln. Ganz selten im Malanggan-gebiet. Sonst können wir sie nirgends nachweisen.

6. Der Vogel.

Der Vogel in irgendeiner Art tritt auf an der Geelvink-Bay (Fuhrmann 28), an der Humboldt-Bay (Fuhrmann 24—27), am Sentanisee (Wirz 28), im Schnabelstil, am Sepik, im Tamistil, in den Trobriand und in Süd-Massim, am Papuagolf, bei den Marind, im Malangangebiete, in den Admiralitäts-Inseln, in den Salomonen (Frizzi, Abb. 38), besonders in den Ost-Salomonen, in Sta Cruz, in den Banks-Inseln, im Nambasgebiet und sporadisch in Neu-Kaledonien.

Man kann also sagen, daß der Vogel überall zu finden ist, wo wir eine stilisierte Kunst haben. Es handelt sich nun darum, zu untersuchen, ob bestimmte Vogelarten an bestimmte Stile gebunden sind. Dies ist nicht leicht, da die Vögel nicht immer sehr naturalistisch dargestellt sind.

Den Nashornvogel kann ich feststellen am Sepik (Reche 257, 258, Fuhrmann 35, Chauvet 30: 317b, 330b, 344), selten bei den Massim (Haddon S. 200), am Papuagolf (Wirz 34: IV/11), im Malangangebiet.

Die zoologische Verbreitung des Nashornvogels deckt sich ungefähr mit derjenigen des Krokodils. In den östlichen Inseln kommen beide Tiere nicht mehr vor, das Krokodil allerdings noch in den Sta Cruz-Inseln, wo der Nashornvogel aber schon fehlt.

Man möchte den Nashornvogel dem Kurvenstile zuweisen, wogegen nur spricht, daß er auch in Indonesien als Kultvogel in der Kunst sehr viel abgebildet wird.

Der Fregattvogel kommt vor am Sepik (Reche 282, Chauvet 30: 330), in den Trobriand (Haddon 238, 240, 241, Chauvet 30: 243, 244, 248, 249) und bei den übrigen Massim, vielleicht im Malangangebiete und in den östlichen Salomonen (auf Schalen und Brustplatten aus Malaita). Ich vermute auch, daß er die Grundlage der Ornamentik in den Sta Cruz-Inseln

bildet und vielleicht sind auch die Vögel der Banks-Inseln Fregattvögel, doch versagt die schematische Wiedergabe dort, um dies mit Sicherheit sagen zu können.

Da er am Sepik recht selten ist und am Golfe zu fehlen scheint, kann er dem Kurvenstil nicht zugeschrieben werden, ebenso wenig dem Korwar-, Tami-Malanggan- oder Primärstil. Er hängt also mit keinem Stile zusammen und scheint sich daher unabhängig von einem Stile ausgebreitet zu haben. Am meisten wird er dargestellt bei den Massim, in den Ost-Salomonen (und Sta Cruz?).

Den Hahn findet man am Sepik (Chauvet 30: 345, 346, Fuhrmann 43, 47, Reche 278) und es ist zu vermuten, daß er am Sepik vor allem mit der Keramik zusammen vorkommt, oft in Kombination mit der menschlichen Figur (Museum Basel). Weiterhin ist er sehr häufig im Malanggan-gebiete (Kraemer 46, 66, 67, 88) und da fast immer im „Kampfe“ mit der Schlange, seltener ist er in den Admiralitäts-Inseln (Nevermann 34: 162, 23/3), und in Sta Cruz (Speiser 16: Abb. 51).

Der Hahn tritt wie der Nashornvogel in der indonesischen Plastik sehr häufig auf, in Melanesien kann seine Verbreitung, wenn wir von dem seltenen Vorkommen bei den Massim absehen, zur Deckung gebracht werden mit der Verbreitung des Nashornvogels, so daß diese beiden Vögel, wahrscheinlich zusammen, aus Indonesien eingewandert sein dürften, aber, wie gesagt, nicht mit dem Korwarstil.

An anderen Vögeln sind zu nennen: der Kasuar, der manchmal am Papuagolf auftritt (Wirz 34: XVII/22), der Reiher, den man in St. Matthias als Mundstab finden kann (Nevermann 33: 224, 243), die Eule, die im Malanggan-gebiet recht häufig auftritt (Kraemer 25: 45, 47, 57) und ebendort auch den Papagei (Kraemer 25: 42, 61), der sich auch am Sentanisee finden läßt (Museum Basel) und auch am Sepik (Reche, Abb. 253, 254), dann der Adler in den Admiralitäts-Inseln (Luschan XXXVII) und wahrscheinlich sind die Vögel an den Totenhäuschen im nördlichen Nambasgebiete Adler.

Andere Vögel werden gelegentlich dargestellt, und es wird in Melanesien nicht viele Vögel geben, die nicht irgendwie künstlerisch verwertet worden sind.

7. Der Fisch.

Bei der Wichtigkeit des Fisches für die Melanesier ist zu erwarten, daß er viel dargestellt wird: er kommt vor: An der Geelvink-Bay und an der Humboldt-Bay (Chauvet 30: 408, 409, Fuhrmann 25), am Sentanisee (Wirz 1928), im Tamistil (Fuhrmann 78, Chauvet 30: 325, Preuß, 97: 103 bis 112, 143), in den Tobriand (Seligmann 10: LXV) und sehr häufig im Malanggan-gebiet (Kraemer 25: 40ff.), seltener in den Admiralitäts-Inseln (Nevermann 34: 90, 161, 23/4, 15), in St. Matthias und Tench (Nevermann 33: 110, 111, Taf. 16) und recht häufig in den Ost-Salomonen (Ivens 136, 204, Fox 125—128), in Sta Cruz und auch in den Banks-Inseln, seltener im nördlichen Nambasgebiete.

Der Fisch fehlt am Sepik, bei den Süd-Massim, am Papuagolf in Neu-Britannien, Ost-Neu-Irland, den West-Salomonen und Neu-Kaledonien. Er kann also nicht mit dem Kurvenstil und auch nicht mit dem Schnabel- oder Primärstil in Verbindung gebracht werden, sondern hat Beziehungen zum Korwar- oder Tamistil. Wo der Fisch vorkommt, kommt immer auch der Vogel vor, doch ist dessen Verbreitung weiter als die des Fisches.

Eine Untersuchung der Verbreitung bestimmter Fischarten läßt sich auf Grund des vorliegenden Materiales nicht durchführen.

8. Fehlen zoomorpher Kunst.

In Neu-Kaledonien sind Tierdarstellungen sehr selten (Sarasin, S. 146) und wenn solche vorkommen, so wird die Eidechse abgebildet (Sarasin 40/5) und die Vogeldarstellung ist außerordentlich selten. Man kann also Neu-Kaledonien aus der Liste der zoomorphen Kunstgebiete streichen.

In den Neuen Hebriden, aber nur im Bereiche des nördlichen Nambasgebietes treten drei Tiere auf: Der Vogel auf Maske und Kanuschnabel (Speiser 23: 31/4; 64/1, 3; 99/4) und als Feldzauber (Speiser 23: 29/1, 2), dann sehr häufig als Ende der Giebelbalken als Wurzelstockvogel an Männer- und Ahnenhäuschen (Speiser 23: 15/1; 88/6; 89/3).

Der Fisch kommt gelegentlich als Tanzemblem vor (Speiser 23: 83/1; 90/8; 103/7, 9) und an einer Statue finden wir einmal die Eidechse (Speiser 23: 92/1).

Auf alle Fälle treten diese Tierdarstellungen nun nur im Gebiete des Nambas auf und sie treten, außer auf den Ahnenhäuschen und Booten nicht stark in den Vordergrund. So handelt es sich wahrscheinlich um Importe aus Neu-Guinea, welche mit dem Schnabelstil gekommen sein dürften.

In den Banks-Inseln kann man einmal die Schlange an einem Hauspfosten nachweisen (Speiser 23: 17/4) und dann ist sehr häufig der Vogel als Wurzelstockvogel an Ahnenhäuschen, auf Baumfarnstatuen und in der Malerei (Speiser 23: 89/3; 92/1; 94/4).

Die Wurzelstockvögel finden wir in ganz gleicher Ausführung in Umboi und am Sepik s. u.) und sie sind, als Import nach dem Nambasgebiete und von dort nach den Banks-Inseln gelangt (Speiser 34: 175ff.).

Anders mit den übrigen Vogeldarstellungen in den Banks-Inseln, auf den Statuen und Malereien: bei dem starken Vorherrschen des Vogels in Sta Cruz und den nachweisbaren engen Beziehungen, welche einst zwischen Sta Cruz und den Banks-Inseln bestanden haben müssen, könnte der Vogelkult nach den Banks-Inseln auch von Norden, von Sta Cruz her gekommen sein.

Auf alle Fälle, wenn wir den sicherlich importierten Vogel aus der Kunst der Banks-Inseln und des Nambasgebietes ausschalten, so bleibt kein Tier mehr übrig, das in der Kunst irgendwie von Bedeutung wäre und wir müssen demnach den Neuen Hebriden, wie den Banks-Inseln und auch Neu-Kaledonien eine zoomorphe Kunst absprechen. Es bleibt dann der Primärstil, der ursprünglich diese Inseln beherrscht hätte, und dem, wie wir oben gesehen haben, jegliche Tierdarstellung fehlt.

Abgesehen von wenigen Vogeldarstellungen kommt in den westlichen Salomonen kein Tier vor, ebenso fehlt es in Süd-Neu-Irland, im Zentraldistrikt von Neu-Guinea und natürlich in den kunstarmen Gebieten an sich.

Wir können demnach schließen, daß der Primärstil kein Tier besessen habe, während bei allen anderen Stilen Tiere vorkommen.

Zusammenfassung. Tierdarstellungen.

Das Opossum scheint zum Schnabelstil zu gehören, das Krokodil haben wir nicht eindeutig einem Stile zuweisen können, doch scheint es als Kulttier papuanisch zu sein, die Schlange haben wir mit dem Korwarstil eindringen lassen, nehmen aber an, daß sie sich dann auch stark hat vom Tamistile absorbieren lassen.

Den Nashornvogel können wir an den Kurvenstil binden, und dann wäre er in Melanesien papuanisch. Bedenklich macht nur, daß der Nashornvogel auch sehr viel in Indonesien vorkommt. Den Fregattvogel haben wir keinem Stile zuweisen können, er scheint sich ohne Stil ausgebreitet zu haben, desgleichen der Hahn, der sich vielleicht mit dem Nashornvogel zusammen selbständig ausgebreitet hat, von Indonesien her kommend.

Den Fisch können wir am besten an den Korwar- und Tamistil binden. seine Verbreitung deckt sich im Westen mit derjenigen der Schlange. Im Osten könnte eine andere Welle den Fisch gebracht haben.

C. Verschlingung und dergleichen.

1. Verschlingung.

Unter Verschlingung fassen wir hier alle die Kombinationen von Tier und Mensch oder von Tieren zusammen, bei welchen die eine Figur die andere zu verschlingen oder zu bekämpfen scheint. Wir rechnen hierzu, vielleicht mit Unrecht, alle Darstellungen, in welchen eine Gestalt aus der anderen herauszukommen scheint.

Wir haben zu trennen zwischen den Gruppen mit verschiedenem Subjekt und Objekt der Verschlingung.

a) Krokodil-Mensch. Dies kommt vor in Nias (Schroeder XXXIV), bei den Batak (Museum Basel II d/1671 auf einem Schwerte), Timor (Museum Basel), Doreh-Bay (Uhle II/7) am Sepik, zwar nicht in der bildenden Kunst, wohl aber dramatisch bei der Initiation, in Siassi (Neuhauß I. Abb. 265), in Umboi (Museum Basel) am Papuagolf (auch bei Initiation), an der Torresstraße (Haddon, Pfeile S. 51, 55). in den Admiralitäts-Inseln (Museum Basel, V b/1042, 9703, 9737, 9742), in Neu-Georgia (Museum Basel), in Ysabel (British Museum, Abb. 122 c), in Rubiana (Museum Leipzig).

Wir werden diese Verschlingung dem Kurvenstile zusprechen müssen, trotz ihrem Vorkommen in Indonesien, ähnlich wie wir es vom Nashornvogel annehmen müssen, einer sehr alten Kulturschicht entstammend.

Fraglich ist, ob wir hierher rechnen dürfen die Mischformen zwischen Mensch und Krokodil, die am Sepik sehr häufig uns begegnen, wie sie auch am Papuagolf auftreten (Wirz 34: V/21, 23). Jedenfalls gehören solche Figuren auch zum Kurvenstile.

b) Schlange-Mensch. Diese Verschlingung kommt vor bei den Batak (z. B. an den Batakstäben), an den Korwaren (Fuhrmann 80—83), am Sentanisee (Wirz 29: Abb. 1), an der Hansabucht (Museum Basel, Keule V b 8935), in Siassi-Umboi (Museum Basel, Keulen), im Tamistil sehr häufig (Preuß 97: 131, 133, 135, 137, 138, 145), an der Astrolabe-Bay (Biro III/XVII), auf Keulen, in Bogadjim (Chauvet 30: 342), in den Trobriand, im Malangangebiet (Kraemer 25: 48) und vielleicht an den Schädelmasken von Mittel-Neu-Irland (Kraemer 25: 54, 55).

Wir dürfen diese Verschlingung wohl dem Korwarstil zusprechen, da sie sich von Indonesien bis Melanesien verfolgen läßt, wennschon es etwas störend ist, daß sie sich so stark im Tamistile auch finden läßt. Aber sie kann ja leicht vom Tamistil übernommen worden sein. Im Tamistil tritt sie vor allem an den Keulen und den Schalen auf.

c) Schlange-Fisch kann ich nur an den Tamischalen nachweisen.

d) Vogel-Mensch kommt vor am Sentanisee (Wirz 29: 16, 17, 18, 19), am Sepik (Reche: XIX, XXXIV, LXXVII/1) und im Malangangebiet. Dann kommt die Kombination noch an einem Kanuschnabel aus den Ost-Salomonen vor (Paravicini 31: Abb. 81). Es ist nicht möglich, dieses Motiv einem Stile im besonderen zuzuweisen, es scheint sich um einen jüngeren indonesischen Einfluß zu handeln, der sich selbständig in Melanesien ausgebreitet hat.

e) Vogel-Schlange kommt vor in Indonesien, z. B. in Timor und ist bekanntlich sehr häufig an den Malangganen und kann auch an einer Schale aus den Ost-Salomonen gefunden werden (Museum Basel). Die Verbreitung ist also eine ähnliche wie die des obigen Motives und das Motiv ist wahrscheinlich einem jüngeren indonesischen Einflusse zuzuschreiben.

f) Krokodil-Vogel. Wir finden dieses Motiv an den Bootsschnäbeln von Siassi-Umboi (Neuhauß, 1. Abb. 265), im Tamistil an den Booten und Rudern bei den Massim (Haddon: XII/186, 191—193, 195, 199), an Booten vom Papuagolf (Wirz 34: XXVIII/2), in den Admiralitäts-Inseln auf einem Tanzstabe (Nevermann 34: 387), während es dort an den Booten nie vorkommt, dagegen vermute ich, daß es einst in St. Matthias an den Booten vorgekommen sei (Nevermann 33: S. 169).

Abgesehen von dem isolierten Tanzstabe sehen wir, daß dieses Motiv nur an den Bootsschnäbeln vorkommt, so daß es sich um eine Vorstellung handeln muß, die irgendwie einem seefahrenden Volke angehört. Es ist aber nicht zu entscheiden, ob wir das Motiv dem Tami- oder dem Kurvenstil zuweisen müssen.

g) Schale-Vogel-Fisch. Diese Kombination kommt nur vor im Tamistile (Museum Basel) und in den Ost-Salomonen (Paravicini 31: 38, 39). Die Verbreitung ist also eine sehr beschränkte und wir können das Motiv keinem Stil in besonderen zuweisen, da wir aber das Motiv i: Vogel-Fisch dem Korwarstil zuweisen dürfen, dürfen wir es auch mit dem vorliegenden Motive tun.

h) Schale-Vogel. Wir treffen diese Kombination in den Tami-Inseln, in Finchhafen, in den Admiralitätsinseln (Nevermann 34: 23), in den Ost-Salomonen und in Palau (Kraemer Palau 113).

Nach den Admiralitäts-Inseln ist die Schale wohl durch den Tamistil gebracht worden und auch dieses Motiv, wie das vorhergehende, kann keinem Stile sicher zugewiesen werden.

i) Vogel-Fisch. Dieses Motiv kommt vor an der Geelvink-Bay, Humboldt-Bay. Angriffshafen (Chauvet 30: 403—409), am Sentanisee (Wirz 29: 15), an der Hansabucht, in Tami, in den Trobriand (Seligmann 10: LXV), in Siassi (Neuhauß I, 265), in den Admiralitäts-Inseln (Nevermann 34: 23/3, 61, 224), in St. Matthias (Nevermann 33: S. 169), Tench (ebd. 161) und in den Ostsalomonen (Paravicini 31: 38, 39).

Man möchte dieses Motiv dem Korwarstile zuschreiben.

k) Fisch-Mensch. Diese Kombination kann ich nur finden am Sentani (Wirz 29: 16), Sta Anna (Hauspfosten Museum Basel), Wakde (Mus. Basel, Abb. 41).

l) Vogel als Bootsschnabel. Er kommt vor in Geelvink-Bay, Humboldt-Bay, Eitape (Meyer-Parkinson 00: Pl. 10), Hansa-Bay, Sepik, Siassi-Umboi, Tami, Astrolabe-Bay, Finchhafen, Papuagolf, Trobriand (Seligmann 10: LXV, LXVI), St. Matthias, Salomonen, Malekula.

Wahrscheinlich gehört er dem Kurvenstile an.

Vergleichen wir die Verbreitung von Schlange und Krokodil, und Verschlingung, so stellt sie sich uns folgendermaßen dar:

Krokodil	Schlange	Verschlingung	
		Krokodil-Mensch	Schlange-Mensch
Indonesien	Indonesien	Indonesien	Indonesien
Geelvink-Bay	Geelvink-Bay	Geelvink-Bay	Geelvink-Bay
Humboldt-Bay	Humboldt-Bay		
Sentanisee	Sentanisee		Sentanisee
Sepik		Sepik	
Siassi	Siassi	Siassi	Siassi
Tamistil	Tamistil	Tamistil	Tamistil
	Nord-Massim		Nord-Massim
Süd-Massim		Süd-Massim	
Osthorn			
Papuagolf		Papuagolf	
Torresstraße		Torresstraße	
Admiralität		Admiralität	
(Malangane)	Malangane	(Malangane)	Manlangane
Ost-Salomonen	Ost-Salomonen	Ost-Salomonen	

Wir sehen: fast überall, wo Schlange oder Krokodil vorkommen, kommt auch die Verschlingung vor (und wo sie fehlt, fehlen wahrscheinlich nur die Belege). Wir sehen ferner, daß im Westen Krokodil und Schlange nebst Verschlingung nebeneinander vorkommen, daß aber gegen Osten zu die beiden Motive sich teilen: das Krokodil geht den Sepik hinauf ins Kurvenstilgebiet, die Trobriand überspringend (wegen Korwarstileinfluß) mit dem Kurvenstil, nach dem Papuagolf, und auch nach den Admiralitäts-Inseln. Die Schlange, enger an den Korwarstil gebunden, findet sich in den Trobriand und im Malangganstil. Schlange und Krokodil vereinigt wieder in den Salomonen, wo wir Kurven- wie Korwarstil finden und beide verschwinden im Osten, wo weder Kurven- noch Korwarstil mehr vorkommen.

Wir dürfen also daraus schließen, daß es sich bei beiden Tieren um alt-indonesische Vorstellungen handelt, von denen das Krokodil an den älteren Kurvenstil angegliedert ist, die Schlange an den jüngeren Korwarstil. An der westlichen Nordküste von Neu-Guinea haben sich die beiden Elemente gemischt, ebenso im Tamistil: während in den Admiralitätsinseln trotz starker Beeinflussung durch den Tami- und Korwarstil die Schlange sich nicht festsetzen konnte, doch hat der Korwarstil die Schlange nach den Trobriand, dem Malangangebiet und den Ost-Salomonen gebracht.

Die Verbreitung der übrigen Tiere und Tierkombinationen gibt kein eindeutiges Bild.

D. Die Masken.

Man kann unterscheiden zwischen drei Maskentypen:

1. Die Spitzmaske, welche im Prinzip aus einem gespreizten Bambus besteht, welcher mit einem Netze oder mit Rindenstoff überzogen wird (z. B. Dudduk-Masken) und die man durch Aufsätze vergrößern kann (Sulka, Parkinson, 07: Abb. 112, 116). Von dieser primitiven Maskenform möchte ich alle aus Stäben und irgendwelchem Stoff zusammengesetzten Masken rechnen, bei denen nur ganz selten das Gesicht aus Holz geschnitzt ist, meistens ist es modelliert,

2. Die Holzmaske, welche aus einem Holzblock geschnitzt wird, und die durch eine taschenartige Vorrichtung vor das Gesicht gehängt wird.

3. Als dritte Maskenform wäre die Schädelmaske zu nennen, bei welcher ein Portrait des Toten auf den Schädel modelliert wird. Diese wird dann aufgestellt, oder halbiert, wie eine Maske an einem Querstabe mit den Zähnen vor dem Gesichte getragen.

Die drei Maskenformen können ineinander übergehen.

Wir stellen zunächst fest, wo die Masken fehlen: sie fehlen natürlich da, wo keine Kunst vorkommt, also in den Inlandgebieten von Neu-Guinea, dann aber auch noch am Sentanisee, bei den Massim und im Zentralgebiete (wo immerhin prächtige Federkopfschmucke vorkommen), ferner in den Admiralitäts-Inseln, in Süd-Bougainville, Choiseul, Ysabel, Guadalcanar, Neu-Georgia, Sta Cruz, den Neuen Hebriden mit Ausnahme des nördlichen Nambasgebietes.

Sehen wir von den genannten Gebieten ab, in denen eine Kunst überhaupt fehlt, so müssen wir feststellen, daß trotz Kunstäußerung die Masken fehlen an der westlichen Nordküste von Neu-Guinea, in den Admiralitäts-Inseln und am Sentanisee, bei den Massim in den meisten Salomonen-Inseln.

Das Auftreten von Masken ist sicherlich gebunden an einen lebhaften Animismus, denn durch die Masken will man die Ahnen und Dämonen lebendig wieder unter den Lebenden erscheinen lassen. Einen wenig ausgebildeten Ahnenkult kann man vielleicht bei den Sentaniern und den

Massim vermuten, warum aber im eigentlichen Korwargebiet, wo ja die Korware eben zur Aufbewahrung der Schädel dienen, warum in den eminent animistischen Admiralitäts-Inseln mit ausgesprochenem Schädelkult, die Masken fehlen, ist einstweilen durchaus unklar.

1. Die Spitzmaske tritt auf:

Vorkommen	Stilgebiet
Sepik	Kurvenstil
Astrolabe-Bay	Tamistil
Tamigebiet	Tamistil
Siassi-Umboi	Tamistil
Papuagolf	Kurvenstil
Kiwai	Kurvenstil
Marind	Kurvenstil
Sulka-Mengen	Kurvenstil
Baining	Kurvenstil
Süd-Neu-Irland	Primärstil
Nissan-Buka	Kurven-Primärstil
San Cristoval	Korwar-Kurvenstil
Banks-Inseln	Primärstil
nörtl. Nambasgebiet	Primär-Kurven-Schnabelstil

Es scheint wahrscheinlich, daß die Spitzmaske an den Kurvenstil gebunden ist, doch mag immerhin die Möglichkeit ins Auge gefaßt werden, daß sie auch an den fast überall durchschimmernden Primärstil anzuschließen wäre.

2. Die Holzmaske kommt vor:

Vorkommen	Stilgebiet
Sepik	Schnabelstil
Schnabelstilgebiet	Schnabelstil
Tamigebiet	Tamistil
Umboi	Tamistil.

Süd-Neu-Britannien Tami-Kurvenstil; jüngerer Import von Umboi aus Malanggan-Gebiet Kurven-Korwarstil; Süd-Neu-Irland Primärstil; Nord-Bougainville Kurven-Korwarstil; nördliches Nambasgebiet Kurven-Schnabel-Primärstil; Neu-Kaledonien Kurven-Schnabel-Primärstil.

Es läßt sich die Holzmaske nicht mit Sicherheit einem Stile zuweisen, immerhin kann gesagt werden, daß sie nicht zu einem der älteren Stile gehört, sondern zum Tami-Schnabel- oder Korwarstil.

3. Die Schädelmaske.

Die Schädelmaske stellt ein Porträt des Toten, auf seinen eigenen Schädel modelliert dar. Sie ist also ein Ausläufer der Mumifizierung und wir werden daher zur Schädelmaske rechnen dürfen alle irgendwie konservierten Köpfe der Verwandten und die Versuche zur Herstellung einer Schädelmaske durch Einsetzen von Pflöcken in Augen- und Nasenlöcher (Sta Cruz).

Nicht zur Schädelmaske rechnen wir die Äußerungen des einfachen Schädelkultes, wie Kopfjagd, Aufstellen, Bemalen und Schmücken des Schädels, denn da wird eben der Versuch, das Gesicht zu reproduzieren, nicht gemacht. Darum rechnen wir hierzu auch nicht die Korware, denn wenn der Korwar an sich dazu dienen soll, dem in ihm enthaltenen Schädel seinen Körper wieder zu ersetzen, so wird der Schädel selbst dabei doch nicht behandelt und die Technik ist eine ganz andere.

Die Schädelmaske kommt vor

Vorkommen	Stilgebiet
1. Sepik wirkliche Schädelmaske	Kurvenstil
2. Papuagolf wirkliche Schädelmaske	Kurvenstil
3. Purari wirkliche Schädelmaske	Kurvenstil

Vorkommen	Stilgebiet
4. Oberer Fly: ausgestopfter Kopf	Kurven-Primärstil
5. Torresstraße wirkliche Schädelfmaske	Kurvenstil
6. Marind Kopfmumie	Kurvenstil
7. Gazelle-Halbinsel wirkliche Schädelfmaske	Kurven-Primärstil
8. Mittel-Neu-Irland wirkliche Schädelfmaske	Primärstil
9. Admiralitäts-Inseln wirkliche Schädelfmaske	Kurven-Tami-Korwarstil
10. Anachoreten-Insel Nasenpflock	
11. Neu-Georgia wirkliche Schädelfmaske	Kurven-Korwarstil
12. Sta Cruz: Augen- u. Nasenpflocke	Primärstil
13. Süd-Malekula wirkliche Schädelfmaske	Primär-Kurven-Schnabelstil.

(Belege: 1. Sydow, 26: 32, 33, Reche: 422; 2. Wirz, 34: S. 66, Taf. XXIII; 3. Williams, 24: 218—222; 4. Williams, 36: X; 5. Reports V, XVI/1, VI, XXVII/2; 6. Wirz, 22: III, Taf. 8; 7. Parkinson, 27: 595; 8. Kraemer 25: 12, 13; 9. Nevermann, 34: 365; 10. Museum Basel; 11. Brown, S. 152; 12. Speiser, 16: Abb. 49; 13. Speiser, 23: 81/7, 11.)

Wir sehen, daß wir die Schädelfmaske durchaus dem Kurvenstil zuschreiben können und es widerspricht dem nur das Vorkommen der Schädelfmaske in Sta Cruz. Immerhin ist zu bedenken, daß die Sta Cruz-Inseln im Verkehr mit den Ost-Salomonen gestanden haben, wie sich z. B. aus der Ornamentik ergibt, und daß also die Idee einer Schädelfmaske wohl dorthin gelangt sein kann, allerdings in höchst kümmerlicher Form: nur Holzpflocke, welche in die Öffnungen eingesetzt werden.

Wenn wir also die Schädelfmaske dem Kurvenstil zuweisen, so bestätigt dies wiederum unsere früher ausgesprochene Ansicht, daß der Kurvenstil eminent religiös war.

4. Die Ohrenmasken.

Als Ohrenmaske bezeichnen wir solche, die seitliche Ansätze an der Stelle der Ohren tragen.

Sie kommen vor:

am Papuagolf (Wirz, 24: XVIII/2, Chauvet, 30: 122); an den Malangganen; in der Gazelle-Halbinsel (Frobenius, 97: Taf. VI); in Nissan-Buka (Foy: XVI, XVII); in Süd-Malekula (Speiser, 23: 92/5; 98/2, 3; 99/3; 122/2).

Wir können zwei Varianten unterscheiden: rutenförmige, schmale und oft in Stacheln auslaufende, welche am Golf und in Süd-Malekula vorkommen und breitere, brettchenförmige, welche wir an den Malangganen, in der Gazelle-Halbinsel und in Nissan-Buka antreffen und wir werden durch die letztere Art an indonesische Vorbilder erinnert, indem wir an Masken aus Borneo, Nias usw. ebensolche Ohren finden können.

Überraschend aber ist der Zusammenhang zwischen dem Papuagolf und Süd-Malekula, indem das Verbindungsglied zwischen dem dortigen Kurvenstil und Süd-Malekula: der Sepik, die Ohren nicht kennt.

5. Hauermasken.

Masken mit Hauern: meistens Schweinehauern, kommen vor:

Sepik (Haddon, Man, 1923/50); Nord-Neu-Irland (Kraemer, 26: 86, 91, 92, 95, 96); (Banks-Inseln: nur auf Baumfarnstatuen, Speiser 23: 94/2); Süd-Malekula (Speiser, 23: 81/11; 82/9, 10; 92/5, 6; 94/6; 95/3).

Am Sepik sind die Hauermasken sehr selten und sie stammen fast alle von kleinen modellierten Gesichtern, welche an den heiligen Flöten angebracht werden. Eigentliche Hauer sollen wohl nicht dargestellt werden, sondern nur große Zähne. Anders sind die eigentlichen Hauermasken, bei denen Eberhauer aus den Mundwinkeln herausragen. Solche kommen wiederum nur in Süd-Malekula vor und wir haben sie von Nias abgeleitet (Speiser 34, S. 158). Die Hauerdarstellungen auf den Statuen in den Banks-Inseln leite ich wiederum von den Masken Süd-Malekulas ab, wohin sie mit der Suque gekommen sind.

Die Hauer an den Masken der Malanggane kann ich mit denen Süd-Malekulas nicht direkt in Beziehung setzen, da die Hauer dort nur geschnitzt sind und nicht aus wirklichen Hauern bestehen, und man im Malanggan-gebiet die Zucht der Hauerschweine nicht kennt, auch treten die Hauer der Malanggane meistens aus den Nasenlöchern heraus. Es muß sich also bei den Malangganhauermasken um unsichere Nachahmungen nicht mehr vorhandener Vorbilder handeln, wie sie in Indonesien vorkommen und wir hätten in diesen Masken wiederum einen Hinweis auf die starke Beeinflussung der Malanggankunst direkt weit von Westen her (vgl. Wirz: Nias 29, Zürich: Taf. 6, 7). Man kann also annehmen, daß die Hauermasken von Süd-Malekula direkt von Nias aus angeregt worden sind, während die der Malanggane nicht als Darstellung von Schweinehauern, sondern als Darstellung von Dämonenreißzähnen aufzufassen sind, wie wir solche an indonesischen Masken auch finden (British Museum 1910: Fig. 81).

6. Die Gorgo.

Wir verstehen darunter das Gesicht mit herausgestreckter Zunge. Sie kommt häufig vor in Indonesien dann am:

Sepik (Reche LXXVIII/4, 5, Abb. 112, 117); Papuagolf (Museum Basel); Nord-Neu-Irland (Kraemer, 26: 88, Museum Basel Vb 10574, Abb. 10); Neu-Kaledonien (Sarasin, 38/3, 5, 6); Neu-Seeland.

Sepik und Papuagolf sind Gebiete des Kurvenstils und wir müssen die Gorgo daher wohl dem Kurvenstil zuweisen, denn anders können wir sie nicht nach dem Papuagolfe bringen. Das Malanggangebiet ist ja auch vom Kurvenstil beeinflusst worden, ebenso Neu-Kaledonien wie Neu-Seeland, doch bleibt immerhin bedenklich, daß wir die Gorgo in den übrigen Gebieten des Kurvenstiles gar nicht nachweisen können.

Bei den Malangganen könnte man allerdings auch an direkten indonesischen Einfluß denken, nicht durch Vermittlung des Korwarstiles, wie bei den dortigen Hauermasken.

E. Diversa.

Es sollen im folgenden noch einige Kulturerscheinungen behandelt werden, die in Beziehung zu bestimmten Stilen gesetzt werden können.

1. Die Ahnenleiter.

Wir verstehen unter Ahnenleiter Menschen- oder Tierfiguren, die übereinander gestellt sind, im weiteren Sinne auch Reiterfiguren und dann dürfen wir dazu wohl auch rechnen, Figuren, welche sich den Rücken kehren.

Die Ahnenleiter kommt vor:

Vorkommen	Stilgebiet
Indonesien	Korwarstil
Lorware	„
Eitape (Meyer-Parkinson, 00: 11, 13)	„
Sepik (Fuhrmann, 72, Schmidt: II/3, IV/2)	Kurven-Schnabelstil
Bilibili (Finch, S. 74)	Tamistil
Trobriand (Rückenstellung, Chauvet, 30: 251)	Korwar-Kurvenstil
Umboi (Museum Basel)	Tamistil
Malanggane	Korwar-Kurvenstil
Admiralität (Rückenstellung, Museum Basel)	Korwar-Tamistil
Eilandenfluß (Museum Basel)	Kurven-Primärstil
Banks-Inseln (Speiser, 23: 17/4; 42/10; 89/3)	Primärstil
Nördliches Nambasgebiet (Speiser, 23: 18/13; 93/2; 100/2; 101/3; 104/1; 109/19).	Primär-Schnabelstil

Wir können die Ahnenleiter dem Korwarstil zuweisen, und für die engere Verwandtschaft zwischen diesem und dem Tamistil spricht, daß sie

auch im Tamistil sehr häufig ist. Störend ist allerdings ihr Vorkommen in den Banks-Inseln und im nördlichen Nambasgebiete, wo weder der Tamistil noch der Korwarstil hingekommen sind. Allein, wir haben ja gerade in das nördliche Nambasgebiet direkte Einflüsse aus Indonesien her kommen lassen (Deformierung der Schweinehauer usw.), so daß also leicht möglich ist, daß, ohne Stilübertragung (Korwarstil), die Ahnenleiter dorthin importiert worden wäre. Von Malekula wäre die Ahnenleiter dann mit den übrigen Elementen der Suque nach den Banks-Inseln gekommen.

Wir dürfen also die Ahnenleiter dem Einflusse des Korwarstiles zuschreiben.

2. Wurzelstockvogel.

Wir verstehen darunter Dachpfetten und Firstbalken, welche am vorderen Ende ihre natürlichen Brettwurzeln noch besitzen, die durch wenig Behandlung so geformt sind, daß sie Vögel mit gespreizten Flügeln darstellen. Diese Darstellung kann dann so degenerieren, daß nur noch der Wurzelstock beibehalten wird, ohne daß ein Vogel mehr zu erkennen wäre.

Der Wurzelstockvogel kommt vor:

Sentanisee (Wirz 29, Abb. 87); Sepik (Reche S. 140, XXXIV/1, 2, Neuhaus, I, Abb. 22); Umboi (Museum Basel) wirklicher Wurzelstockvogel; Tami (Neuhauß, III) wirklicher Wurzelstockvogel; Mailu (Saville, S. 256) wirklicher Wurzelstockvogel; Zentraldistrikt (Seligmann, 27: Taf. 66, 67) wirklicher Wurzelstockvogel; Papua-Golf (Seligmann, 10: XLV); Admiraltäts-Inseln: wird eine Scheibe mit Vogeldarstellungen am Hause angebracht (Mitt. Dr. A. Bühler); Banks-Inseln (Speiser, 23: 89/3) wirklicher Wurzelstockvogel; Malekula (Speiser, 23: 86/3; 88/6) wirklicher Wurzelstockvogel; Neu-Kaledonien (Leenhardt, S. 13).

Man wird diese Wurzelstockvögel wohl dem Kurvenstil zuweisen können.

3. Wurzeltische.

Es handelt sich um Baumstämme, die umgekehrt so in die Erde gegraben werden, daß ihr Wurzelstock eine Tanzplattform oder einen Tisch bildet (Foy, *Ethnologika* II/131, bezeichnet sie als Baumstumpfsymbole).

Sie kommen vor:

Neu-Süd-Wales (Foy a. a. O.); Sentanisee (Wirz, 28: XXX) als Hauspfosten; Gazelle Halbinsel (Parkinson, S. 603); Mittel-Neu-Irland (Kraemer, 16: 163; 175, ebenda 1925: 24); Buin ?? (Thurnwald, III/10) Reiten auf einem Baumstamme mit Wurzelstock; Shortlands-Inseln (Wheeler: *Arch. f. Relig.-Wiss.* XV/55); Santo (Speiser, 23: 107/04. Deacon: *J. Anthr. Inst.* 29: 467, 469); Neu-Kaledonien (Leenhardt, 13).

Leenhardt weist diese Tische der ältesten Kulturschicht Neu-Kaledoniens zu. Es scheint mir, daß man sie dem Primärstil zureihen kann, da der Wurzeltisch an sich offenbar etwas sehr Primitives ist und da seine Verbreitung auch vor allem in den Bereich des Primärstiles fällt.

Beziehungen zu den ja technisch nahestehenden Wurzelstockvögeln scheinen nicht vorhanden zu sein.

4. Nahrungsröhren.

Wir verstehen darunter oft mehrere Meter hohe Röhren, die aus langen Stangen bestehen, welche im Kreise in die Erde gesteckt werden in einem Durchmesser von ca. $\frac{3}{4}$ m und die dann spiralig mit Lianen durchflochten werden, so daß also eine geschlossene Röhre entsteht. In diese Röhren werden bei Festen große Mengen von Taro und Yams eingefüllt, die nachher von den Gästen verzehrt werden.

Sie kommen vor:

Trobriand (Malinowsky, Abb. 24); Neu-Irland (Kraemer, 16: 201); Santo (Speiser, 23: 96/2, 4, Deacon, J. Anthr. Inst. 1929/466).

Diese Angaben sind sicherlich nicht erschöpfend, doch ergibt sich aus ihnen, daß wir diese Röhren dem Primärstile zuweisen können, so daß sie also mit den Wurzeltischen zusammengehen würden.

Vielleicht bestehen Beziehungen dieser Röhren zu den Dubuplattformen.

5. Einsteiggabeln.

Darunter sind zu verstehen in die Erde gegrabene Gabelpfosten, die sich schon wenig über der Erde teilen und deren Gabelenden weit in die Höhe stehen. Manchmal tragen diese ein geschnittes Gesicht. In Neu-Irland stehen sie an den Eingängen nieder ummauerter Festplätze, die nur über diese Gabeln hinweg betreten werden dürfen. Daher meine Bezeichnung.

Sie kommen vor:

Nias (Schroeder, 216, 217, 238); Naga (Heine-Geldern, 28; 282); Kuki (Buschan-Heine, Geldern, 911); Flores & Sumba; vielleicht bei den Motu (Seligmann, 27: Fig. 4, Taf. 69); Neu-Irland (Kraemer, 16: 4, 5, 67, 74, 163, 164, 265).

Für Melanesien sind die Belege durchaus ungenügend, und es ist zu hoffen, daß sie sich vermehren werden. Soweit unsere heutige Kenntnis reicht, müssen wir diese Einsteiggabeln einem jung-malaischen Einfluß zuschreiben, wobei bezeichnend ist, daß sie sich gerade im Bereiche des Malangangebietes finden lassen.

In Indonesien handelt es sich zweifellos ursprünglich um architektonische bedingte Bauteile, die unten am Hauseingang zusammenstoßen und gleichsam die Türschwelle bilden (Buchan, 23, S. 824). Als tatsächliche Tore sind sie also noch in Neu-Irland zu finden.

6. Holzketten.

Wir verstehen darunter einerseits eigentliche Holzketten (Abb. 6), andererseits einzelne Figuren, welche durch ein aus dem vollen geschnittes Kettenglied mit dem Tragpfosten verbunden sind (Abb. 34), so daß sie beweglich daran hängen.

Solche Holzketten kommen vor:

Doreh-Bay (Museum Basel)	Korwarstil
Sentanisee (Wirz, 29: Abb. 10)	Kurvenstil
Eitape (Meyer-Parkinson, 00: Abb. 13)	„
Umboi (Museum Basel)	Tamistil
Bilibili (Finch, 88: S. 74)	„
Tami (Museum Basel, Vb 477).	„

Es muß sich um rezente indonesische Einflüsse handeln aus einer Zeit, in welcher die Indonesier schon die Metallketten kannten. Mit dem Korwarstil lassen sich die Holzketten nicht in Verbindung bringen, denn der Korwarstil ist nicht nach dem Sentanisee gekommen.

7. Haartrachten.

Wir haben gesehen, daß gewisse Haartrachten für bestimmte Stile charakteristisch sind, und es soll untersucht werden, ob sich die Verbreitung der Haartrachten im allgemeinen mit den Stilgebieten zur Deckung bringen läßt. Dabei ist es aber oft sehr schwierig, in der Praxis eine Haartracht der einen oder anderen Klasse zuzuteilen, und die nachfolgende Zusammenstellung kann nur einen Versuch darstellen. Dabei werden auch nur die Haartrachten der Männer in Betracht gezogen.

Wir können folgende Frisuren unterscheiden:

kurzes Haar;

langes, kugelförmig aufgestochertes Haar;

langes Haar, in Röhre gesteckt oder als Schopf auf den Rücken fallend;

Haar in einzelne Zöpfe oder Stränge geteilt, die unwickelt werden.

a) Kalottenförmig aufgestochertes Haar:

Tami; Finchhafen; Sattelberg (Keyßer, Z. Ethn. 1912); Markham, in Tapa gewickelt ebd.); Waria (Neuhauß II/6); Lae Womba (Neuhauß, II/90); Bukaua (Neuhauß, II, 124); Kai (mit Netz, Neuhauß, II/198); Cromwell-Gebirge (mit Netz, Neuhauß, II/205); Kap König Wilhelm (mit Netz, Neuhauß, II/244).

Es handelt sich hier durchwegs um das Gebiet des Tamistiles.

b) Haar als Schopf in Röhre oder über den Rücken herabhängend:

Sissanu (Neuhauß, II/315, 316); Warapu (Neuhauß, II/308); Hansa-Bay (Neuhauß); Unterer Sepik (Neuhauß, II/277); Astrolabe Bay (Hagen, Taf. 40); Sattelberg (Keyßer, Z. Ethn. 1912/575); Oberer Purari (Bernatzik, 34: 50); Gogodara (Wirz 34: 409); Admiralitäts-Inseln (Nevermann, 34: Taf. 5); Buka (Frizzi, S. 18); Buin (Thurnwald, III/22); Ost-Salomonen (Fox, 290, Ivens, 19); Sta Cruz (Speiser, 16: 161); Neu-Kaledonien (Sarasin).

Es handelt sich fast überall um den Kurvenstil, und so dürfen wir wohl diese Haartracht diesem Stile zuweisen.

c) Einzelne Haarzotteln im Genick oder Aufteilung des Haares in viele einzelne unwickelte Locken oder Zöpfe.

Waria (Neuhauß, II; 3, 12); Kai (ebenda 24); Nassau-Bucht (ebenda 27); Huongolf (ebenda 53, 66); Samoahafen (ebenda 79); Bukaua (ebenda 131); Sattelberg (ebenda 197); Collingwood Bay (Newton 188); Osthorn, inland (Bernatzik, 34: Abb. 83); Mafulu (Williamson, 42); Tranfly (Williams, 36); Marind (Wirz, 22); Arue (Mat. Speiser); Tanna (Speiser, 23).

Einem Stile ist diese Haartracht nicht sicher anzugliedern, auf alle Fälle handelt es sich um einen der älteren Stile, vielleicht den Primärstil.

8. Brust- und Stirnplatten.

a) Runde und ovale Scheiben:

Bukaua (Neuhauß, I/205, 207) geometrische Auflage, Stirne; Süd-Massim (Seligmann, 10: 585) ohne Auflage, Stirn; Zentraldistrikt (Haddon IX) geometrische Auflage, Stirn; Papuagolf (Haddon VIII) geometrische Auflage, Stirn; Torresstraße (Reports VI, XXIV) ohne Unterlage, geometrisch.

Hierbei handelt es sich ausschließlich um Muschelscheiben.

Admiralität, Tridakna, geometrisch und anthropomorph, Brust			
Neu-Hannover	„	„	„
Neu-Irland	„	„	„
Nissan-Buka	„	„	„
Ost-Salomonen	„	„	„
Malaita	„	ohne Auflage:	Fisch
Sta Cruz	„	Fisch-Vogel	Vogel

b) Halbmonde: sie bestehen alle aus Perlmuschel:

Papuagolf (Wirz, 34: 24); Motu (Chauvet, 30: 45, 56, Bernatzik, 34: 92—94); Torresstraße (Reports, V/XIV, 1, VI/XXII/3).

Diese sind an beiden Enden perforiert.

(Admiralität ??? Nevermann, 34: S. 268: auf einem Bettpfosten); Arue (Museum Basel) ohne Auflage; Mengen (Museum Basel) ohne Auflage; Ost-Salomonen (Museum Basel) mit Vogelaufgabe.

Diese sind in der Mitte perforiert.

c) Tridakna-Ringe:

Nord-Neu-Irland; Süd-Neu-Irland; Alle Salomonen; Mengen.

Wir stellen fest, daß die Tridakna-Scheiben immer auf der Brust getragen werden und, mit Ausnahme der rohen Produkte aus Malaita, immer eine Schildpattauflage haben, darstellend den Menschen, im Westen, den Fisch im Osten (Joyce: Man 1935/5) und Fisch-Vogel in Sta Cruz, daneben rein geometrische Ornamente. Diese Brustscheiben kommen nun nur in einem geschlossenen Gebiete vor: von den Admiralitäts-Inseln bis Sta Cruz. Sie lassen sich ihrer Verbreitung nach mit keinem Stile zur Deckung bringen, und ich vermute, daß es sich um Kulturgut handelt, welches von Nordwesten her, aus Mikronesien gekommen sein könnte, jedenfalls nicht vom Südwesten her.

Diese Brustplatten sind nicht verwandt mit den Platten aus Muschelschale, die meistens auf der Stirn getragen werden, und deren Verbreitung reicht von den Bukaua bis zur Torresstraße mit Ausnahme der Massim (die von Thilenius II/329 abgebildete Platte vom Ramu stammt sicher von den Admiralitäts-Inseln). Auch diese Platten sind keinem Stile zuzuweisen, denn sie decken sich weder mit der Verbreitung des Kurven- noch des Primärstiles. Dennoch handelt es sich um ein sehr wohl charakterisiertes Verbreitungsgebiet.

Die Halbmonde bestehen immer aus Perlmuschel, und wir können auch hier zwei Gruppen bilden: die eine Gruppe, welche den Halbmond in der Mitte perforiert zum Durchziehen der Tragschnur und welche eine Schildpattauflage besitzt mit Vogeldarstellung, kommt in den Ost-Salomonen vor, merkwürdigerweise auch bei den Mengen und in Arue, aber ohne Auflage (wahrscheinlich früher auch in den Admiralitäts-Inseln einem Bettpfosten von dort nach zu schließen).

Wenn das frühere Vorkommen in den Admiralitäts-Inseln sich bestätigt, so hätten die Halbmonde ungefähr die gleiche Verbreitung wie die Brustplatten aus Tridakna.

Die andere Gruppe liegt im Verbreitungsgebiete der Stirnplatten, und sie ist prinzipiell von der vorigen Gruppe verschieden, weil die Halbmonde an beiden Enden zum Anhängen perforiert sind und weil bei ihnen die Auflage immer fehlt, auch haben sie meistens eine schmalere Form als die aus den Salomonen und oft abgerundete Enden, so daß man sich fragen kann, ob es sich wirklich um Halbmonde handelt.

Mit den Tridaknascheiben verbunden sind die Tridaknaarmringe, abgesehen von den Mengen, an der Jacquinot-Bay, welche ich aber für eine Kolonie aus Nord-Neu-Irland halte.

Wir haben also ein Gebiet der Tridaknascheibe, reichend von den Admiralitäts-Inseln bis Sta Cruz, und allein in diesem Gebiete (mit Ausnahme der Admiralitäts-Inseln) kommen auch die Tridaknaarmringe vor, und es scheint mir, als ob in ganz Melanesien die Verarbeitung von Tridakna nur auf dieses Gebiet beschränkt sei. (Abgesehen von ihrer Verarbeitung zu Beilklingen in den Neuen Hebriden.) Dies ist recht seltsam, da die Tridakna ja wohl überall im Meere vorkommt und ein ausgezeichnetes Material liefert. Allerdings soll in den Salomonen, nach Paravicini, nur „fossile“, Tridakna, die sich hoch auf den Korallenplateaux findet, ausgebeutet werden, und die Verwertung von Tridakna ist vielleicht vom Vorkommen „fossiler“ Fundstellen abhängig.

Im Osten des Tridaknagebietes treten dann die Perlmuschelhalbmonde mit Vogelaufgabe auf, und ohne Auflage außerhalb des Tridaknagebietes in Arue und bei den Mengen.

Diese Halbmonde aber sind nicht verwandt mit denen aus Süd-Neu-Guinea, die sich gleichfalls im Gebiete der runden oder ovalen Muschelstirnplatten finden.

Wir haben also: Admiralität bis Sta Cruz: Brustplatte aus Tridakna mit Mensch, Fisch, Vogel und mit Halbmond mit Vogel, dazu Halbmond ohne Vogel in Arue und bei den Mengen; Süd- und Ost-Neu-Guinea: Stirnplatte aus Muschel mit geometrischer Auflage und dort auch Halbmond aus Perlmuschel, aber ohne Auflage. Mit einem Stilgebiet läßt sich keines dieser Elemente zur Deckung bringen.

Zusammenfassung.

Zusammenfassend können wir sagen, daß es nicht bei vielen der behandelten Elemente gelungen ist, sie eindeutig einem Stile zuzuweisen.

Es handelt sich bei einigen Elementen um solche, die wohl in Indonesien und Melanesien den untersten Kulturschichten angehören, Elemente, welche in Indonesien in der Kunst Ausdruck gefunden und sich dann mit einem Stile neu erstarkt über Melanesien ausgebreitet haben, wobei auch in anderen Stilen das Motiv neu belebt worden ist. Solche Elemente scheinen mir vor allem die Schlange, das Krokodil und die Verschlingung zu sein.

Andere indonesische Elemente, wie Hauerdeformierung, Hahn-Schlange, Hauermaske, Holzketten, Einsteiggabeln scheinen direkt von Indonesien nach ihren Fundorten in Melanesien gebracht worden zu sein, wobei vor allem das Malangangebiet zu nennen wäre.

Dann sind mikronesische Elemente: Brustplatte (?), Fregattvogel und Muschelarmringe in den nördlichen melanesischen Inseln eingewandert, ohne daß sie sich auf ein Stilgebiet beschränkt hätten. Man sieht, daß es wohl nur in seltenen Fällen gelingen wird, reinlich abgegrenzte Kulturgebiete auffinden zu können, sondern daß einzelne Kulturelemente oft recht willkürlich sich von ihrer Mutterkultur loslösen und allein weiter wandern, d. h. durch irgendeinen Zufall verschleppt werden (Mengen), oder daß sogar neue Elemente spontan entstehen können (Halbmonde Papua-golf). Zahllose Wanderungen kleinsten Ausmaßes haben sich sicherlich immer in Melanesien ereignet und haben zur oft willkürlichen Diffusion aller möglichen Kulturelemente beigetragen.

IV. Relatives Alter der Stile und ihre Beziehungen zueinander.

Nachdem wir die Stile, ihre Verbreitung und ihre Attribute kennengelernt haben, soll der Versuch gemacht werden, ihre Beziehungen zueinander zu untersuchen. Einiges darüber ist schon im Verlaufe unserer bisherigen Ausführungen gesagt worden.

Man wird annehmen dürfen, daß die primitivsten Kulturen überhaupt keine Kunst besessen haben: ohne Kunst war z. B. die primitive Nambaskultur (Speiser 34: 130), dann waren ohne bildende Kunst die nördlichen und östlichen Inseln der Neuen Hebriden, die Inlandgegenden der meisten Salomonen, Neu-Irlands, Neu-Britanniens, die Berggegenden von Neu-Guinea. Es sind jene Gegenden, in denen ich meine Urkultur noch vorfinden meine (Speiser 34: 148), eine Kultur, in welcher, wohl als Folge geringer religiöser Impulse, kein Kunstbedürfnis besteht.

Als nächste Stufe werden wir die kindlichen Versuche zu künstlerischer Darstellung ansehen dürfen, welche zunächst allerdings nicht zu einem Stile geführt haben; Wirz hat uns solche vom Papuagolf kennen gelehrt. Diese Kulturstufe besitzt also ein künstlerisches Bedürfnis, die technische Fertigkeit ist aber noch sehr gering, und ein Stil konnte nicht entstehen. Diese Kunstäußerung bricht auch unter den entwickelteren Stilen immer wieder durch, wenn Dilettanten sich ans Werk machen. Fast unüberdeckt zeigt sich uns diese Kunstphase, wie mir scheint, an den Bambusen von Neu-Kaledonien, im Zentraldistrikt Neu-Guineas, in der Torresstraße, in St. Matthias usw.

Diese noch sehr individuelle Kunst ist dann stilisiert worden im Primärstil. Als herrschender Stil tritt er deutlich hervor in Süd-Neu-Irland, an den Küsten der Gazelle-Halbinsel, in den Banks-Inseln und im nördlichen Nambasgebiete sowie in Neu-Kaledonien. Ich vermute, daß er sich einst über weite Kunst besitzende Gebiete Melanesiens ausgebreitet habe, wobei er aber im Westen Melanesiens, von einem anderen, autochthonen Stil: dem Kurvenstil und von anderen eindringenden Stilen überdeckt worden ist, während er im Osten, wo die Wanderwellen dieser Stile verebbt sind, sich relativ rein erhalten konnte: eben im Süden von Neu-Irland, in den Banks-Inseln und zum Teil im Nambasgebiete.

Welche Welle ihn nach Neu-Kaledonien gebracht hat, ist nicht zu sagen: die primitive Nambaskultur kann es nicht gewesen sein, denn sie besaß keine Kunst.

Wir fassen unter dem Primärstil alle Stile zusammen, welche das Gesicht spitzkinnig darstellen, und man mag sich fragen, ob dies erlaubt sei, da dieser „Stil“ doch in einer Menge von Varianten auftrete. Wenn wir aber bedenken, daß der Primärstil außer dem Schnabelstil der einzige ist, welcher eben das Gesicht spitzkinnig sieht, so dürfen wohl alle seine Varianten zu einem einzigen Stile zusammengefaßt und den anderen Stilen gegenübergestellt werden. Es spricht sich eben im Primärstil ein ganz anderes Formgefühl aus, als in den anderen Stilen, zumal er auch überall durch seine geradlinige Ornamentik gekennzeichnet ist.

Rein tritt also der Primärstil nur noch auf in Süd-Neu-Irland und in der Gazelle-Halbinsel und einigermaßen noch in den Banks-Inseln. Im nördlichen Nambasgebiete und in Neu-Kaledonien ist er stark vom Schnabelstil überlagert worden, der seinerseits Elemente des Kurvenstils mitgebracht hat (Scheibenaugen).

Daß er in den Salomonen geherrscht hat, zeigt sich nur noch an der geradlinigen Ornamentik (Abb. 39) im Westen, im Osten ist er durch Kurven- und Korwarstil anscheinend ganz verdrängt worden.

Ein Tier ist mit dem Primärstil nicht verbunden, dagegen ist er Träger eines entwickelten Animismus, denn er stellt fast ausschließlich die menschliche Figur dar, und zwar in Tanzstellung (Abb. 40). Ihm haben wir auch zugewiesen den Wurzelstocktisch und die Nahrungsröhren, ebenso die Spitzmaske, die dann allerdings auch in Neu-Kaledonien vorkommen sollte, wo sie jedoch fehlt.

Nach dem Primärstil hat sich der Kurvenstil entwickelt. Er muß sich in Neu-Guinea herausgebildet haben, denn wir finden ihn in Indonesien gar nicht, und er muß jünger als der Primärstil sein, weil er künstlerisch und technisch höher steht als dieser. Der Kurvenstil beherrscht die papuanischen Gebiete und solche Gebiete, die einer papuanischen Unterschicht verdächtig sind, und am reinsten tritt er darum auf in den rein papuanischen Gebieten, als welche zu nennen wären der Sepik, der Papuagolf, die Baining. Das häufige Auftreten des Fregattvogels bei den Süd-Massim zeigt, in Übereinstimmung damit, daß die Süd-Massim eben keine Papua sind. Den Zentraldistrikt überspringend beherrscht er den Papuagolf und verebbt von dort allmählich gegen Süden und Westen hin.

An der westlichen Nordküste Neu-Guineas ist er überlagert worden durch die von Westen kommenden Stile, den Korwarstil, an der Sepikmündung durch den Schnabelstil, mit dem er sich stark verbunden hat, in den Trobriand hat sich ebenfalls der Korwarstil mit ihm verbunden und wenig ist er nach den Admiralitäts-Inseln, stark ins Malangangebiet und die Salomonen gedrungen, während er durch den Schnabelstil in Elementen nach dem nördlichen Nambasgebiet und Neu-Kaledonien gebracht worden ist.

In das Gebiet des Kurvenstiles ist die Verschlingung durch das Krokodil gedrungen, damit vielleicht auch der Nashornvogel, der Wurzelstockvogel und die exhibitionierende Frau. An der westlichen Nordküste Neu-Guineas wie auch im Nambasgebiet tritt dazu der Fisch, der aber dem Kurvenstil ursprünglich nicht eigen ist und in den Ostsalomonen, wie bei den Südmassim scheint der Nashornvogel durch den Fregattvogel ersetzt worden zu sein — wohl von Mikronesien her.

Wenn wir unsicher waren, ob wir die Spitzmaske dem Primärstil zuweisen dürfen, so bildet sie sicherlich einen wichtigen Bestandteil des Kurvenstiles, der ja auch stark animistisch eingestellt ist. Weiterhin gehört zu ihm der Haarschopf mit der Haarröhre, die Schädelmaske und wohl auch die Gorgo.

Vielleicht sind gewisse Megalithe dem Kurvenstil anzuschließen und vielleicht die Petroglyphen Neu-Kaledoniens, obschon diese den eigentlichen Kurvenstil wenig zeigen.

Gegen die Zuweisung des Krokodils zum Kurvenstil kann eingewendet werden, daß die Vertreter eines reinen Kurvenstiles, wie die Baining, das Krokodil nicht darstellen. Allein, es ist zu bedenken, daß das Krokodil in den Bainingbergen als Tier nicht lebt, ebenso wenig mehr in den östlichen Inseln Melanesiens: den Neuen Hebriden und Neu-Kaledonien.

Auf die Frage, wieso wir die großen Kurvenstilgebiete: den Sepik und den Papuagolf geographisch miteinander in Verbindung bringen wollen, ist zu antworten, daß wir den Kurvenstil eben als einen allgemein papuanischen Küstenstil ansehen, der einst die beiden Ostküsten und die Nordküste Neu-Guineas beherrscht hat, eben als die Kunstsprache der Papua, und daß seine ausschließliche Herrschaft an der Küste durch andere Stile, oder durch Eindringen kunstloser Völker (Zentraldistrikt) zerrissen worden ist.

Den Primärstil wie den Kurvenstil kann man als die archaischen Stile bezeichnen. Beide stehen ja auch technisch nicht sehr hoch und beide sind Flächenstile. Sie wagen sich nicht gerne an Vollplastik, und wo wir solche doch finden, wird sie auf Anregung von anderen Stilen zurückzuführen sein.

Auch die durchbrochene Schnitzerei scheint der Kurvenstil nur auf Anregung vom Schnabelstile hin zu betreiben, jedenfalls stammen fast alle durchbrochenen Schnitzereien am Sepik aus dem Küstengebiete.

Für ein hohes Alter beider Stile spricht einerseits die Weite ihres Verbreitungsgebietes, wie auch die ansehnliche Zahl von Varianten, die sie herausgebildet haben.

Zu den jüngeren Stilen rechnen wir den Tami-, Schnabel-, Korwar- und Malangganstil.

Von diesen dreien ist der Korwarstil der jüngste, weil er sich lückenlos von Neu-Guinea bis nach Sumatra verfolgen läßt und zwar in einer so merkwürdigen Unberührtheit, daß an seinem geringen Alter kaum gezweifelt werden kann. Es ist, als ob man heute noch das Verebben der Korwarwelle in Melanesien verfolgen könnte.

Über das relative Alter der beiden anderen Stile: Tami- und Schnabelstil kann etwas Sicheres nicht ausgesagt werden: der Schnabelstil ist sicherlich ein Abkömmling des Kurvenstiles, der Tamistil dagegen ist mit dem Korwarstil verwandt, und so möchte man den Tamistil als den jüngeren ansehen, wenn eine Verbreitung östlich vom Schnabelstil, durch den er also hindurchgegangen sein müßte, nicht dagegen spräche. Denn vom Tamistil finden wir im Schnabelstil, wie weiter westlich kaum eine Spur.

Man könnte sagen, daß der Tamistil in seinem Gebiete entstanden ist durch eine Beeinflussung des Kurvenstiles durch den Korwarstil. Belegen können wir dies aber nicht.

Immerhin behandeln wir zunächst den Tamistil. Er muß von einer kraushaarigen Bevölkerung ausgeübt worden sein. Technisch steht er nicht sehr hoch, doch wagt er sich immerhin gerne an vollplastische Figuren. In Indonesien kann keine Spur von ihm gefunden werden, er muß sich also in seinem eigenen Gebiete ausgebildet haben, und dieses Gebiet, ist merkwürdig eng: von der Astrolabe-Bay bis zum Huongolf, dann ist er ausgestrahlt schwach bis zur Südküste des östlichen Neu-Guinea, er beherrscht Siassi-Umboi und zeigt sich als stärkste Komponente der Kunst in den Admiralitäts-Inseln.

Dort hat Bühler vier Bevölkerungselemente erkannt (Z. Ethn. 1935): die Ussiai, Mantankol, Manus und Paluan. Den Matankol spricht Bühler zu: relativ helle Haut, Giebeldachhaus mit halbrunden Giebelanbauten und Firststützen auf einem Querbalken ruhend, reiche Schnitzereien am ganzen Gerüstwerke, schnittförmige Ziernarben, Holzschale, Töpferei, figürliche und ornamentale Verzierung von Holzgegenständen, Muschelgeld. Diese Eigenschaften der Matankol könnten sich wohl mit denen der Tamileute, vor allem der eigentlichen Tamiinsulaner decken. Das muß noch näher untersucht werden.

Sie wären offenbar direkt von Tami-Umboi nach den Admiralitäts-Inseln gewandert, ohne sich im südlichen Neu-Britannien niederzulassen, höchstens daß sie in den French-Inseln Station gemacht haben, worauf die dortigen Masken deuten könnten.

Als Tiere besitzt der Tamistil sowohl Krokodil wie Schlange, als auch den Fisch und Vogel, ebenso sehr stark die Verschlingung. Die Schlange aber hat er nicht nach den Admiralitäts-Inseln importieren können. Er hatte die Holzmaske.

Der Tamistil ist also, vom Malangganstil abgesehen, der reichste an Attributen, besonders mythologischer Art, und dies ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß alle von Westen herkommenden Einflüsse sich im Tami-gebiet stauen mußten auf ihrem Wege: einerseits nach dem Osthorn Neu-Guineas, andererseits nach den nördlichen und östlichen Inseln. Durchs Tami-gebiet müssen alle diese Wanderzüge gegangen sein.

Der Schnabelstil ist ein Abkömmling des Kurvenstils und muß daher jünger sein als dieser. Er ist offenbar in seinem heutigen Verbreitungsgebiete entstanden und langsam sepikaufwärts gewandert, denn nirgends in Indonesien oder Melanesien finden wir Formen, die als Entstehungsformen des Schnabelstils aufgefaßt werden könnten. Er tritt uns gleichsam fix und fertig in seinem heutigen Gebiete entgegen. Welche religiösen Vorstellungen zum Schnabelstile geführt haben könnten, ist uns unbekannt, denn die Bedeutung des Schnabels kennen wir nicht. Mit einem Vogelkult wird er wohl zusammenhängen.

Der reine Schnabelstil findet sich also nur an der Nordküste Neu-Guineas, von Eitape an östlich und an den Unterläufen von Sepik und Ramu.

Gemengt mit dem Kurvenstil ist er in Spuren nach den Salomonen gelangt, ziemlich stark, Elemente des Kurvenstiles mit sich reißend, nach Süd-Malekula und Neu-Kaledonien (Speiser, 33: 192; 34: 180).

Der Schnabelstil stellt neben dem Vogel auch das Opossum dar, und er hat den Vogel sowohl nach Malekula wie nach Neu-Kaledonien gebracht mit dem entwickelten Zeremonial, das er mit dem Kurvenstil gemeinsam hat.

Der Korwarstil tritt fast nirgends rein auf, überall, sogar an der westlichen Nordküste Neu-Guineas schimmert der Kurvenstil durch ihn durch. Seine Ornamentik ist wenig entwickelt, sie kann sich niemals mit derjenigen des Kurvenstils messen. Typisch ist für ihn die Kopf- und Gesichts-

form, die Hockerstellung und die Schlange. Er ist, von Indonesien kommend, der Nordküste Neu-Guineas entlang gewandert, hat, das Schnabel- und Tamistilgebiet überspringend, stark die Trobriand beeinflußt, dann die Admiralitäts-Inseln, das Malangangebiet und die Salomonen. Nach dem östlichen Melanesien ist er nicht mehr gekommen, dagegen bis nach Ost-Polynesien.

Seine Träger müssen schlichthaarige Malaian gewesen sein, jedenfalls ist überall, wo der Korwarstil nachzuweisen ist, der dunkle Melanesiertyp stark aufgehellte, und gerade z. B. bei den Massim ist stark schlichthaariger hellfarbiger Einschlag zu vermuten.

In den Admiralitäts-Inseln dürften die Träger des Korwarstiles die Paluanleute Bühlers gewesen sein, welche er beschreibt (Bühler, S. 5) als „an Südhinesen erinnernd“ und denen er als besonderen Kulturbesitz zuweist (S. 28): Giebedachhäuser, Malereien auf Blattscheiden, keine Männerhäuser, Öldrüsen aus Kokosnüssen, Tragstock für Doppellasten, Kawa, Mami, Trauerhüte und -gürtel der Frauen.

Wenn vorhin die Polynesier genannt worden sind, so würden diese also noch heute stilistisch mit den Indonesiern in Verbindung stehen, eine immerhin überraschende Tatsache, wenn wir in Betracht ziehen, daß die Polynesier ja seit vielen Jahrhunderten in ihren jetzigen Wohnsitzen sich niedergelassen haben. Auf die Tatsache, daß die Statuen der Osterinsel zum Korwarstile gehören, die Vogeldarstellungen aber zum Kurvenstil (Chauvet, 35: Taf. XXV, XXIX), ist schon hingewiesen worden. Der Vogelkult der Osterinsel wird also mit dem der Ost-Salomonen in Beziehung zu setzen sein. Will man als Träger des Korwarstiles die Polynesier nicht gelten lassen, so müssen es jüngere malaische Auswanderer gewesen sein, welche den Korwarstil über Melanesien nach Ost-Polynesien gebracht haben.

Der Malangganstil scheint der jüngste der Stile zu sein. Er setzt sich zusammen aus dem Kurven- und dem Korwarstil, wozu noch, wie ich glaube, direkte Einflüsse aus Indonesien oder aus dem Hindugebiet gekommen sind, welche dann diesen in technischer wie künstlerischer Hinsicht so hochentwickelten Stil geschaffen haben, so daß er in ganz Melanesien als etwas ganz Einzigartiges dasteht.

Wie oben bemerkt, muß dies noch genauer untersucht werden.

Zusammenfassung.

Wir kommen zu folgender Reihenfolge: Die ältesten Kulturen hatten keine Kunst, dann trat der Primärstil auf, der überall, außer im östlichen Melanesien überlagert worden ist, so daß er sich meistens kaum mehr erkennen läßt.

Dann entwickelte sich der papuanische Kurvenstil, welcher sich rein noch erhalten hat an den großen Flußsystemen Neu-Guineas und bei den Baining. Aus ihm hat sich dann der Schnabelstil herausgebildet, auf welche Anregung hin ist uns unbekannt. Seine Verbreitung ist eine kleine an der Nordküste von Neu-Guinea, doch hat er ausgestrahlt bis nach Neu-Kaledonien und Süd-Malekula.

Vielleicht ein Vorläufer des Korwarstiles ist der Tamistil, der sich gleichfalls nur in beschränktem Gebiete ausgebreitet hat und nur in den Admiralitäts-Inseln Eingang gefunden hat. Als letzter Stil ist der Korwarstil gekommen, den man von Indonesien aus weit über Melanesien bis in die Osterinsel verfolgen kann. Auf jüngste westliche Einflüsse hin ist aus Kurven- und Korwarstil der Malangganstil entstanden.

Mikronesische Einflüsse haben wohl die Brustplatten und das Fregattvogelornament gebracht.

V. Die einzelnen Inseln.

Nachdem Neu-Guinea im Verlaufe unserer Betrachtungen in bezug auf seine Kunstgeschichte behandelt worden ist, bleibt noch übrig, die Kunstgeschichte der Inseln kurz zu streifen:

Neu-Britannien hat in seinen westlichen Gegenden wenig Kunst: zu nennen sind an der Südküste nur die Tamimasken und die Tamilattenkeulen. An der Nordküste finden wir den Kurvenstil. Gegen Osten zu an der Südküste tritt der Primärstil ziemlich rein zutage, er beherrscht die Küsten der Gazelle-Halbinsel, während im Inneren der Halbinsel bei den Baining der reine Kurvenstil zu finden ist.

Neu-Irland wird im östlichen Teil vom Primärstil mit geringem Einschlag vom Kurvenstil beherrscht, der westliche Teil besitzt den Malangganstil. In den Uli des Zentralgebietes ist der Korwarstil auf den Primärstil übergegangen.

St. Matthias besitzt den Primärstil, im Ornament aber den Kurvenstil.

Die Grundlage der Stile in den Admiralitäts-Inseln scheint der Tamistil zu sein, denn die älteren papuanischen Stile sind nur durch den wenig ausgesprochenen Kurvenstil vertreten. Der Tamistil ist gebracht worden durch die Matankol, und später haben die Paluanleute den Korwarstil gebracht.

Nissan und Buka sind Sitze des Primärstiles, ebenso die Salomonen, doch herrschen von Bougainville an östlich in diesen Inseln der Kurven- wie der Korwarstil, der letztere wohl gebracht durch die Bevölkerung, welche für den feineren, hellhäutigen Typ in den Ost-Salomonen verantwortlich gemacht werden muß.

In den Sta Cruz-Inseln kommt nur die geradlinige Ornamentik vor, welche wir dem Primärstil zugewiesen haben, doch ist in den Einzelheiten dieser Stil verwandt mit dem Ornamente aus den Admiralitäts-Inseln und St. Matthias (Nevermann, 34: 216). Keiner der anderen Stile scheint nach Sta Cruz gelangt zu sein. Die Brustplatten, welche mit einem Vogel- und Fischkult zusammenhängen, sind von den Admiralitäts-Inseln gekommen, mit der Tridaknawelle, die vielleicht aus Mikronesien stammt. Der Fisch und Mensch sind mit der runden Platte verbunden, während der Vogel an die Halbmondplatte aus Perlmutter gebunden ist, welche wahrscheinlich aus Indonesien (Nias) stammt. In Sta Cruz ist die Halbmondplatte verlorengegangen, wogegen der Vogel dorthin gelangt ist, so daß heute Vogel und Fisch auf den runden Tridaknaplatten vereinigt sind.

In den Banks-Inseln treten wir in ein Gebiet fast reinen Primärstiles ein, der kaum beeinflusst worden ist durch die Schnabel- und Kurvenstile, welche die von Süden her eindringende Suque, in Süd-Malekula aufgenommen hat.

Santo und die östlichen Neuen Hebriden haben keine Kunst, ausgenommen Pentecote und Maevo, welche auf den Mustern der gefärbten Matten den Kurvenstil zeigen, so daß wohl angenommen werden darf, der Kurvenstil sei mit dieser kunstvollen Färbemethode als ein sporadischer Import aus dem Kurvenstilgebiete nach diesen Inseln gedrungen. Dabei muß allerdings gesagt sein, daß mir heute im Kurvenstilgebiete eine ähnliche Färbemethode nicht bekannt ist und daß letzten Endes die Färbemethode sich zweifellos ableitet von der indonesischen Batik- und Ikat-technik (Musterung durch Reservieren und Binden).

Im Nambasgebiete der zentralen Neuen Hebriden wurde der dortige Primärstil stark beeinflusst durch die Kurven- und Schnabelstile,

die zusammen mit anderen Kulturgütern (Speiser 35, 180/d) von Emigranten aus dem Gebiete dieser beiden Stile gebracht worden sind. Aus dem Kurvenstil stammen etwa vorkommende Kurven und die großen Scheibenaugen, aus dem Schnabelstil die schiefgestellten Augen, die Ringnasen und die sehr langen Nasen.

In den südlichen Neuen Hebriden fehlt jede Kunst, dagegen kann man in Neu-Kaledonien den Primärstil als unterste Schicht deutlich erkennen. Er besaß die Keramik (Sarasin, 29: 20/7). Vielleicht hat der Kurvenstil auch die Petroglyphen gebracht, und es wird eine spätere Welle von Kurvenschnabelstil gewesen sein, welche die Masken, Hausbretter usw. mit ihren krummen Nasen neben anderen Kulturelementen importiert hat. Was die neu-kaledonischen Hüttenaufsätze anbetrifft, so muß ich gestehen, daß ich sie keinem der hier behandelten Stile mit Sicherheit zuzuweisen wage. Am nächsten stehen sie dem Kurvenstil, und würden dann zeitlich an die Petroglyphen anzugliedern sein. Sie enthalten ja deutlich die Kurven, aber in besonderer Ausbildung, und es ist ja wohl möglich, daß sich in Neu-Kaledonien der Kurvenstil in besonderer Variante ausgebildet hat. Daß die Kunst in Neu-Kaledonien nicht erstarrt war, wird bewiesen dadurch, daß die Dachaufsätze im Norden naturalistisch, im Süden aber geometrisch sind (Sarasin, 29: 473). Sarasin (29, S. 148) deutet die Halbmondformen auf den Dachaufsätzen (Sarasin, 29: 41/11, 12; 42/8, 9 usw.) als „Bärte“, die Eingeborenen selbst als Kiefer. Ich frage mich, ob wir in diesen Halbmonden nicht eher die Darstellung von Muschelhalbmonden zu sehen haben. Solche kommen nun, wie wir oben gesehen haben, vor im Gebiete des Kurvenstiles am Papuagolf, in Arue und den Salomonen. Auswirkungen der Salomonen auf Neu-Kaledonien können wir kaum annehmen (abgesehen von dem beiden Gebieten eigenen Primärstil), und so würden wir, wenn die Halbmonde wirklich Muschelhalbmonde darstellen sollten, nach dem Papuagolf hingewiesen. Sarasin (29: 134) macht auf die große Ähnlichkeit der neu-kaledonischen Hütte mit der Rundhütte der Torresstraße aufmerksam, eine Ähnlichkeit, welche ich (33: 184) angezweifelt habe, indem ich mich auf die prinzipielle Verschiedenheit der Hauskonstruktion bezog. Sollte meine Deutung der Halbmonde als Darstellungen von Muschelhalbmonden richtig sein, so müßte nun doch eine Verwandtschaft der Hüttenformen Neu-Kaledoniens und der Torresstraße in Betracht gezogen werden, und es wäre zu erwägen, ob wir neben einer Immigration nach Neu-Kaledonien aus dem Gebiete des Schnabelstiles nicht noch mit einer früheren Immigration aus der Torresstraße zu rechnen hätten, welche das Rundhaus, die Muschel auf den Dachaufsätzen und den Muschelhalbmond gebracht hätte, eine Immigration, die ich in meiner früheren Arbeit (Speiser, 33, 192) im Gegensatz zu Sarasin (29: S. 3 und 134) bestritten habe. Immerhin habe ich zugegeben, daß die „Primitive Nambaskultur“ keine einheitliche Kultur sein könnte (Speiser, 33: 192). Vielleicht hätte diese Kulturwelle dann die Petroglyphen gebracht, doch sind Petroglyphen m. W. bis jetzt aus dem Bereiche des Papuagolfes nicht nachgewiesen worden.

Was nun die verschiedenen Kulturelemente anbetrifft, welche mit einigen Stilen zweifellos verbunden sind, so ist zu sagen, daß ihre Verbreitung sich dennoch selten ganz mit der Verbreitung des Stiles zur Deckung bringen läßt, daß also Kunstgebiete keineswegs absolut Kulturgebieten entsprechen. Einzelne Kulturelemente scheinen ziemlich selbständig zu wandern und leichter als die Stile, die eben doch in großem Grade im Formgefühl einer Bevölkerung verankert sind und daher sehr schwer aufgegeben werden. Durch Beeinflussung von außen bilden sich, wie wir gesehen haben, Mischformen.



Literatur.

- Bernatzik, H.: Owa Raha, Wien 1936.
 Biro, L.: Beschreibender Katalog der Ethnographischen Sammlungen, Budapest 1899, 1908.
 Blackwood, B.: Both Sides of Buka-Passagen, Oxford 1935.
 Brown, G.: Melanesians & Polynesians, London 1910.
 Bühler, A.: Versuch einer Bevölkerungs- und Kulturanalyse auf den Admiralitäts-Inseln, Z. Ethn. 1935.
 Buschan: Illustrierte Völkerkunde, Stuttgart 1923.
 *Chauvet, St.: Les Arts indigènes en Nouvelle Guinée, Paris 1930. L'île des Paques, Paris 1935.
 Chinnery: Anthropological Report I., Melbourne ca. 1927.
 Eichhorn: Die Herstellung von Muschelperlen, Baeßler-Archiv 1916.
 Finch: Samoa-Fahrten, Leipzig 1880.
 Fox, C. E.: The Threshold of the Pacific, London 1924.
 Foy: Tanzgeräte vom Bismarck-Archipel, Dresden 1900.
 Frizzi: Ein Beitrag zur Ethnologie von Bougainville und Buka., Baeßler-Archiv 1914.
 Frobenius: Ozeanische Masken. Internationales Archiv für Ethnographie 1897.
 *Fuhrmann, E.: Neu-Guinea, Hagen i. W. 1922.
 Graebner, F.: Völkerkunde der Sta Cruz-Inseln, Ethnologika 1909.
 *Haddon: The Decorative Art of British New Guinea, Dublin 1894.
 Handbook, British Museum, London 1910.
 Heine-Geldern: Die Megalithen Süd-Ost-Asiens, Anthropos 1928.
 — Urheimat und früheste Wanderungen der Austronesier, Anthropos 1932.
 Ivens: Melanesians of the South-East-Solomon-Islands, London 1927.
 Jeness: The Northern d'Entrecasteaux, Oxford 1920.
 Koch-Grünberg: Anfänge der Kunst im Urwalde, Wasmuth?
 Kraemer, Augustin: Bei kunstsinnigen Kannibalen, Berlin 1916.
 *— Die Malanggane von Tombara, München 1925.
 Landtmann: Ethnographical collection from the Kiwai-District, Helsingfors 1933.
 Leenhardt: Notes d'Ethnologie Néo-Calédonienne, Paris 1930.
 Luquet: L'Art Néo-Calédonienne, Paris 1926.
 Luschin: Beiträge zur Völkerkunde, Berlin 1897.
 Malinowsky: Das Geschlechtsleben der Wilden, Leipzig 1929.
 Meyer: Masken von Neu-Guinea, Dresden 1899.
 *Meyer-Parkinson: Schnitzereien und Masken vom Bismarck-Archipel, Dresden 1895.
 Meyer-Parkinson: Album, Dresden 1900.
 *Neuhauß: Deutsch-Neu-Guinea, Berlin 1911.
 *Nevermann: St. Matthias-Gruppe, Hamburg 1933.
 — Die Admiralitäts-Inseln, Hamburg 1934.
 Paravicini: Reisen in den Salomonen, Frauenfeld 1931.
 — Speere der Salomonen, Tucuman 1932.
 Pöch: Geschnittene Figuren vom Kaiserin-Augusta-Fluß, Globus 79.
 *Preuß: Künstlerische Darstellungen aus Kaiser-Wilhelms-Land, Z. Ethn. 1897, 1898.
 — Internationales Archiv für Ethnologie 1898, 1899.
 Riedel: De Sluk-en Kroesharige Rassen . . ., s'Gravenhage 1886.
 *Reche: Der Kaiserin-Augusta-Fluß, Hamburg 1913.
 Reports of the Torres-Straits-Expedition, Cambridge 1904.
 Robertson: Erromanga, London 1902.
 Sarasin, Fritz: Atlas zur Ethnologie der Neu-Kaledonier und Loyalty-Insulaner, München 1929.
 Saville: In unknown New Guinea, London 1926.
 Schmidt: Die Schildtypen vom Kaiserin-Augusta-Fluß, Baeßler Archiv 1929.
 Schroeder: Nias, Leiden 1917.
 Schultze: Forschungen im Inneren von Neu-Guinea, Berlin 1914.
 Seligmann: The Melanesians of British New Guinea, Cambridge 1910.
 — The Dubu and Steeple-Houses of British New Guinea, Ipek 1927.
 Speiser: Völkerkundliches aus den Sta Cruz-Inseln, Ethnologika 1916.
 *— Ethnographische Materialien aus den Neuen Hebriden und den Banks-Inseln, Berlin 1923.
 — Über Keulenformen in Melanesien, Z. Ethnologie 1932.
 — Versuch einer Kulturanalyse von Neu-Kaledonien, Z. Ethn. 1933.
 — Versuch einer Kulturanalyse der Zentralen Neuen Hebriden, Z. Ethn. 1934.
 Stephan: Südseekunst, Berlin 1907.
 *Sydow: Kunst und Religion der Naturvölker, Oldenburg 1926.

- *Sydow: Kunst der Naturvölker, Sammlung Baron von der Heydt, Berlin 1932
 Thurnwald: Forschungen auf den Salomonen, Berlin 1912.
 — Ethno-Psychologische Studien, Leipzig 1913.
 Thilenius: Ethnographische Ergebnisse aus Melanesien, Halle 1902.
 Uhle: Holz-Bambusgeräte aus NW-Neu-Guinea, Dresden 1886.
 Vatter: Religiöse Plastik der Naturvölker, Frankfurt 1926.
 Williams: Natives of the Purari-Delta, Port Moresby 1924.
 — Papuans of the Transfly, Oxford 1936.
 Wirz: Die Marind-Anim, Hamburg 1922.
 — Beitrag zur Ethnologie der Sentanier, Leiden 1928.
 — Bei lebenswürdigen Wilden, Stuttgart 1929.
 — Beiträge zur Ethnographie des Papua-Golfes, Leipzig 1934.
 Die wichtigsten Nachschlagewerke sind mit einem * bezeichnet.

Über den Ahnenkult und die Haustierhaltung bei den Bakosi nebst Bemerkungen über die Ursachen des Haustiererwerbes.

Von

Adolf Staffe, Wien.

Die Grundlage der alten Religion der Bakosi, eines Bantustammes im Muanengubehochland im westlichen Kamerun, ist die Ahnenverehrung. Wohl hat sich, vielleicht als Erbstück der afrikanischen Urschicht auch der Glaube an ein höchstes Wesen Diob erhalten, der im Himmel wohnt und zu dessen Sippe Sonne (das Auge Diobs am Tag) und Mond (das Auge Diobs bei Nacht) gehören; und wohl ist ihre Gedankenwelt erfüllt von den animistischen Vorstellungen von Dämonen und Geistern, die zahllosen Gebräuchen und den Geheimbünden ihr Gepräge geben. Aber dominierend ist der Glaube an Mua Nyame, den ältesten der Ahnen, der wie diese im Dorf der Toten unter der Erde wohnt. Er ist der Schöpfer, der Spender von Gut und Böse, er kann gute Ernten, Jagdglück, Kindersegen, aber auch Mißwachs, Krankheit bei Mensch und Tier senden, und so ist es bei der innigen Verbundenheit der Leute mit der Natur und der Abhängigkeit von ihr, nur selbstverständlich, daß ihm zur Verhütung des Übels und zur Erringung seiner Gunstbeweise Opfer dargebracht werden. Neben den Opfern an Mua Nyame nehmen aber in den Religionsäußerungen des Einzelnen die den unmittelbaren Vorfahren dargebrachten einen sehr großen Umfang an.

Mit dieser ganz eindeutigen Religionsform der Ahnenverehrung reihen sich die Bakosi in die große Gemeinschaft der dem gleichen Kult huldigenden Völker ein, die weite Gebiete Inner-, Ost- und Südasiens und in Afrika vor allem jene Räume bewohnen, die von Bantusprachen sprechenden Stämmen bevölkert sind. Zweifellos ist der Ahnenkult eine der ältesten Ausdrucksformen menschlicher religiöser Betätigung überhaupt, denn was ist dem naturverbundenen Menschen mehr einer Erklärung bedürftig als die Ereignisfolge, die sein nur der Nahrungssuche und dem Kampf ums Dasein gewidmetes Leben über Krankheit zum Tode führt? Den Motiven und verschiedenen Wandlungen dieser Religionsform nachzugehen ist hier nicht der Ort. Aber beim Studium der Haustierr der Pflanzenbauer-Bantu, dem eine im Vorjahre unternommene Reise galt, mußte der Verfasser immer wieder den Eindruck gewinnen, daß den wichtigsten Anreiz zur Haustierhaltung die Ahnenverehrung, die Notwendigkeit, den verstorbenen Vorfahren Fleischspeisen als Opfer darzubringen, darstellt.

Wohl thesauriert der Nkosi in Haustieren seine Ersparnisse und benutzt sie zur Bezahlung beim Frauenkauf, aber zu einer Schlachtung und zum Verzehr, dem Endzweck der Viehhaltung beim Pflanzenbauer, kam und kommt es z. T. heute noch nur bei einem Opferanlaß. Diese zwischen Ahnenkult und Haustierhaltung aufscheinenden Zusammenhänge bei den Bakosi aufzuzeigen, ist der Zweck dieser kurzen Darstellung¹⁾.

Der Nkosi glaubt an ein Leben nach dem Tode, das er sich in irdischen Formen verlaufend vorstellt und dessen Ort er unter die Erde, unter einen Fluß oder Berg in das „Dorf der Toten“ verlegt. Dort lebt der Geist des Verstorbenen in Gesellschaft aller anderen, die ihm im Tode vorangegangen sind, die Selbstmörder und Kinder ausgenommen, die zu Diob emporsteigen. Hat er in ihrem Sinne Gutes getan und alle Vorsorgen für das Leben nach dem Tode getroffen, so vollzieht sich der Aufenthalt im Totendorf in voller Freiheit. War dies aber nicht der Fall, so muß er mit Holzkammern an die Erde geheftet daliegen, kann sich nicht rühren und leidet, da er an der Nahrungsaufnahme behindert ist, Hunger.

Gleichwie während des Lebens die Nahrungsbeschaffung etwas außerordentlich Wichtiges ist und der Besitz von Nahrungsmittelvorräten und trockenem Holz, insbesondere aber an Haustieren, die bei ihnen nur Fleischquelle sind, das Ansehen des einzelnen unter den Dorfgenossen erhöht, so vermögen auch die dem Verstorbenen in reicher Menge dargebotenen schon bereiteten Speisen und zwar insbesondere Fleischspeisen, die begehrteste Nahrung der Pflanzenbauer, die Geltung im Kreise der anderen Bewohner des Totendorfes zu steigern. Ist der Verstorbene in der ersten Zeit nach dem Tode noch an den Boden gefesselt, so vermögen ihn nur besonders reiche Fleischopfer aus dieser Lage zu befreien und diese Art Fegefeuer zu beendigen.

Zur Darbringung von Opfern an den Verstorbenen ist nur der Sohn desselben berechtigt. Hier liegt wohl der tiefste Grund der Polygynie: das Streben durch die Zeugung von Söhnen, die nach dem Tode die Opfergaben darbringen, die Sorglosigkeit des eigenen Lebens nach dem Tode sicherzustellen. Und so tief verankert ist die Überzeugung an die Richtigkeit dieses Glaubens, daß der Nkosi, wenn sein einziger Sohn stirbt und er die Hoffnung auf ein Leben im Totendorf ohne Nahrungsorgen versinken sieht, auch Selbstmord begeht, denn dann kann ihm nur Diob, zu dem der Selbstmörder kommt, noch ein Leben nach dem Tode ohne Hungerqualen schenken.

Wird des Verstorbenen mit reichbemessenen und häufigen Opfergaben gedacht, so vergilt er diese Fürsorge dadurch, daß er Gutes schickt, Erntesegen, Glück bei Geschäften, usw. Wird ihm dagegen nichts geopfert, so kann er Unglück senden, er erscheint in der Nacht als Schreckgespenst, schickt Krankheit über Mensch und Vieh, Mißwachs usw. Die Einhaltung regelmäßiger Opfergaben an den Verstorbenen liegt also sowohl im Interesse des Hinterbliebenen, des Hoferben als auch des Toten, und diese doppelte Verankerung des Glaubens an die segensreiche Wirkung des Opfers ist Grund genug, daß dem am alten Glauben hängenden Nkosi die Fürsorge für die Sicherung dieser Totenopfer mit das Wichtigste im Leben überhaupt ist. Er arbeitet, spart, um Vieh für den Frauenkauf zu erwerben, die begehrteste Frucht der Ehe sind Söhne, denn sie bieten ihm die Sicherheit, daß auch für sein Leben nach dem Tode gesorgt wird.

Das wichtigste Opfer, das dem Verstorbenen und Mua Nyame gebracht wird, ist das Fleischopfer von Haustieren. Bei einem Fruchtbarkeitszauber werden von alten Frauen im Beisein von Mädchen und Ehefrauen, die

¹⁾ Eine ausführliche Abhandlung erscheint an anderer Stelle.

Kinder herbeiwünschen, wohl auch Pflanzenfinger geopfert, und bei der Zubereitung der Fleischspeise werden auch Feldfrüchte mitverwendet, aber die Grundlage aller Opfergaben ist Fleisch von Haustieren und von Jagdtieren. Da die letzteren aber, wie es in der Natur der Sache liegt, nur gelegentlich des Erlegens eines Jagdtieres dargebracht werden können, müssen für die normalen Opferzwecke Haustiere zur Verfügung stehen.

Die Schlachtung des Tieres geht bei den einzelnen Haustieren nach verschiedenen aber festgelegten Normen vonstatten, die einzelnen Fleischstücke sind für den Opferzweck im allgemeinen gleichwertig, das Blut wird teils zur Erde fließen gelassen, teils aufgefangen und bei der Zubereitung mitverwendet. Ist das Fleisch gekocht und zubereitet, so wird dem Verstorbenen, sei es nächst dem Grabe, sei es auf einem Holzgestell vor dem Orte, *Mua Nyame* im heiligen *Drazänenhain* *Ndie* das Opfer so dargebracht, daß die Speise im Topfe hingestellt oder für *Mua Nyame* in den Busch geschüttet wird. Dann ziehen die Geister der Toten bzw. *Mua Nyame* aus den Speisen die Stoffe, welche für die Lebenden nicht in Betracht kommen. Am folgenden Tag können sich die armen Frauen des Ortes die für die Verstorbenen hingestellten Speisen nehmen und essen; ebenso tut es dem Opferzweck keinen Abbruch, wenn die für *Mua Nyame* in den Wald geschütteten Speisen von Hunden oder Schweinen verzehrt werden. Zur Opferung gehört aber auch die zugunsten der zum Totenmahl oder sonst einem Opfer oder einer Kulthandlung Erschienenen erfolgte Eigentumsentäußerung des Opfergutes, die Bewirtung aller Sippen-, Dorf- oder Stammesangehörigen. Auch diese Darbietung ist *Mua Nyame* bzw. dem Geiste des Verstorbenen gefällig und bringt Gutes. Wer immer des Weges kommt von richtigen *Nkosileuten*, darf am Mahle teilnehmen.

Die Haustiere der Bakosi sind das Rind, die Ziege, das Huhn, das Schaf, der Hund, die in der Reihenfolge ihrer Bedeutung für Opferzwecke angeführt sind. Außerdem wird das Schwein gehalten, aber nicht zu Opfern verwendet. Die einzige Nutzung, die diese Tiere erfahren, ist die Fleischnutzung und die Schlachtung erfolgt beim Rinde, von bestimmten Ausnahmen abgesehen, überhaupt nur zu Opferzwecken, bei Ziege und Schaf meistens, bei Huhn und Hund häufig aus diesem Anlasse, während der Fleischbedarf zu profanen Zwecken größtenteils durch das Schlachten von Schweinen und Hühnern befriedigt wird, soweit nicht kleine Jagdtiere, Antilope, Wildschwein, Stachelschwein, zur Verfügung stehen.

Da es wohl keinem Zweifel unterliegen kann, daß die Fleischnutzung der Haustiere den ersten wirtschaftlichen Zweck ältester Haustierdomestikation überhaupt darstellt, daß also Zug-, Trag-, Reit-, Milchnutzung usw. erst spätere Kulturrungenschaften der vorzeitlichen Viehzüchter sind, so ist in der bei den Bakosi anzutreffenden Haustierhaltung wohl der primitivste Entwicklungszustand der Domestikation festgehalten. Daß die Fleischgewinnung im Vordergrund der Haustierhaltung steht, ist wohl noch bei zahlreichen Bantustämmen der Fall, aber durch hamitische und andere Einflüsse ist bei ihnen vielfach auch schon die Milchnutzung, die Verwendung der Tiere zum Lasttragen, zum Reiten, die Ausnutzung der Felle, der Haare usw. aufgekommen. Aber verhältnismäßig klein ist die Zahl der Stämme, bei denen wie bei den Bakosi jede andere Nutzung der Haustiere als die Fleischnutzung überhaupt fehlt. So kann die Haustierhaltung dieses Kameruner Bantustammes geradezu als ein Schulbeispiel der auf den Urfängen stehengebliebenen Haltungstendenz der Haustiere gelten.

Wie an anderer Stelle ausgeführt wird, weist die Rassebeschaffenheit der hauptsächlichsten Tiere der Ahnenopfer der Bakosi, des Rindes und der Ziege, auf Vorder- und Innerasien und auch beim Schwein, Hund und Huhn

ist der rassische Zusammenhang mit asiatischen Formen unzweifelhaft. Da diese asiatischen Räume aber gerade auch zum Geltungsbereich des Ahnenkultes gehören, ist der Schluß wohl gerechtfertigt, daß hier tiefwurzelnde, auf vorzeitliche Völkerverschiebungen zurückgehende Zusammenhänge beider Kulturkomplexe, des Ahnenkultes und der in den Uranfängen stehengebliebenen Haustierhaltung bestehen. Aber noch ein weitergehender Schluß drängt sich, wenn diese Folgerungen richtig sind, auf.

Die Haustierdomestikation, jener Kulminationspunkt menschlicher Naturbeherrschung, erfolgte erstmalig, wie man heute mit gutem Grund annehmen kann, im vorder- oder zentralasiatischen Ländergebiet und stellt als solche wohl eine einmalige, an einem Ort, zu einer Zeit, an einem Haustier hervorgebrachte Kulturtat dar, die als solche wohl nach und nach in alle benachbarten Länder drang, aber als eine richtige Entdeckung kaum ein zweites Mal initiativ, ganz ohne Zusammenhang mit jener erstmaligen vollbracht wurde. Dabei ist es für die gegenständliche Frage völlig gleichgültig, welches Haustier zuerst in den Zustand der Domestikation übergeführt wurde, aber eines erscheint sicher, daß die Fleischnutzung des an den Menschen zu gewöhnenden Tieres wohl das erste Motiv darstellt, das am Anfang der Domestikation steht. Wenn nun die erste Domestikation räumlich mit dem Geltungsbereich der einen der Uranfänge der Religion darstellenden Ahnenverehrung zusammenfällt, so ist der Schluß wohl naheliegend, daß religiöse Motive, die erste Haustierwerbung zumindestens mitveranlaßten, nur nicht in jener von E. Hahn¹⁾ u. a. vertretenen Art (Ähnlichkeit der Mondsichel, des Sinnbildes der großen Göttin, mit dem Horn des Rindes u. a.) auch kaum in der von B. Gutmann vertretenen Weise²⁾, daß es sich um Totemtiere handelte „die mit dem Urmenschen ursprünglich eine volle Lebenseinheit bildeten, wie sie ihm in grauer Vorzeit die gemeinsame Abstammung bot“; Totemtiere, die er verehrte und die sich „als durch Wanderungen, Vermischungen und Wandlungen Dasein und Erwerbsformen die Tierverehrung schwand“ „entgottet, willig das Dienstjoch über den Nacken legen ließen“. Viel wahrscheinlicher ist als religiöses Motiv erster Domestikation der Zusammenhang zwischen dem Ahnenkult einerseits und den für denselben schon auf der primitivsten Stufe der Haustierhaltung jederzeit bereitstehenden Fleischopfern andererseits.

Zu ähnlichen Schlüssen hinsichtlich der Beweggründe der Domestikation des Rindes kommt C. Meinhof³⁾.

„Das Motiv, das zur Zähmung des Rindes führte, muß ein sehr starkes gewesen sein, und ein solches bietet eben die Religion.“ „Ich erinnere daran, daß die Pubertätsfeiern der Bergdama verschoben werden, bis ein geeignetes Opfertier gefangen ist. Das kann man bei Pubertätsfeiern tun, die nicht genau zu einer bestimmten Zeit gehalten werden müssen. Anders

¹⁾ Hahn, E., Die Haustiere und ihre Beziehungen zur Wirtschaft des Menschen, Leipzig 1896.

²⁾ Gutmann, B., Die Ehrerbietung der Dschagganeger gegen ihre Nutzpflanzen und Haustiere. Archiv für die gesamte Psychologie 48, 144, 1924. „Die religiöse Verehrung ist bei den meisten Haustieren sicher der Weg gewesen, der sie mit den Menschen zusammenführte und in seinen Bereich gewöhnte, so daß sie sich schließlich der Selbstvorsorge entschlugen, was im gemäßigten und nördlichen Klima öfter noch als im Süden einwirken mußte und im Menschen, der für sie sorgte, auch den Führer sahen.“ Und S. 142: „Es ist ganz natürlich, daß bei diesen vielleicht größten Umwandlungen, die im menschlichen Denken und Leben sich damals langsam vollzogen, nur jene Tiere vom Menschen mit Willen festgehalten wurden und aus vernünftigen Erwägungen auch weiterhin gepflegt wurden, die ihm irgendwie wirklich nützten.“

³⁾ Meinhof, C., Die Religion der Afrikaner und ihr Zusammenhang mit dem Wirtschaftsleben, Oslo 1926, Instituttet for sammenl. Kulturf. S. 72.

liegt es aber bei Krankheitsfällen, in denen das Opfer schnell dargebracht werden muß. Aber auch Vegetationsfeiern kann man nicht verschieben, denn wenn die Zeit zur Aussaat da ist, muß eben ein Opfer gebracht werden, damit man säen kann. So war für eine größere Volksgemeinde, die von den Früchten des Feldes lebte, das Bedürfnis zwingend, die Opfertiere zur rechten Zeit zur Hand zu haben.“

Und eben so gerechtfertigt ist der Schluß, daß das große Mysterium Tod, der Glaube an ein Weiterleben nach dem Tode und die Überzeugung, für einen entbehrungslosen Verlauf des Lebens im Totendorfe durch die Sicherung von Opfertieren Vorsorge treffen zu müssen, der stärkste Antrieb zur Domestikation war.

Juden in Tripolis.

Von

Günter Müller.

(Mit 23 eigenen Aufnahmen.)

Im afrikanischen Tripolis leben heute etwa 16 000 Juden, deren äußere Anpassung an das neue italienische Wirtsvolk zusehends Fortschritte macht. Die Muttersprache der meisten ist zwar immer noch die dort herrschende arabische Mundart, die aus den Arbeiten von Hans Stumme und Eugen Griffini bekannt ist, doch mit gewissen bezeichnenden Unterschieden in der Aussprache und im Wortschatz. So verändert die jüdische Zunge das arabische *t* (ت) vielfach zu *tsch* (Beispiel: „komm“ heißt auf ar. „*ta'ála*“, auf jüd. „*tscha'ála*“), und diese Palatalisierung des *t* erstreckte sich hier sogar auf hebräische Wörter wie Talmud und Thora; sie soll auf jüdische Einwanderung des 16. Jahrhunderts (Rabbi Simon Labi) zurückgehen, wo sie heute noch in Gebrauch sei. Türkische und italienische Lehnwörter werden von Juden und Arabern gleichermaßen angewendet, jene ein Überbleibsel der osmanischen Herrschaft, diese eine Erinnerung an alte Handelsbeziehungen zu Italien. So bildete ein Jude den Satz: *mâ protêstsch al cambialât?* („hast du nicht die Wechsel protestiert?“), wobei die Verneinung *mâ* mit dem ans Zeitwort angehängten Suffix *-sch*, der Artikel *al* und die weibliche Mehrzahlendung *-ât* arabischen Ursprungs, die Wortstämme *protest-* und *cambial-* italienischen Ursprungs sind. Von den Juden werden auch Lehnwörter aus dem Hebräischen gebraucht (Beispiel לֵיַח, *liach* „geh!“); doch obwohl das Hebräische im Gottesdienst und neben italienisch und arabisch sogar bei amtlichen Bekanntmachungen Verwendung findet (siehe Abb. 24), sind, wie eine Stichprobe mit jüdischen Passanten ergab, nur die wenigsten Erwachsenen imstande, die „Sprache von Tel Aviv“ zu lesen und zu verstehen. Die heranwachsende Jugend dagegen kennt sie aus der Schule, wo heute zionistische Bildungsbestrebungen wirken. Das Kastilianische hat sich als „Heimsprache“ in einigen Familien im Suk el Turk erhalten, die noch zur Zeit der Türkenherrschaft aus Stambul einwanderten. Ferner wird im Geschäftsleben die Kenntnis des Italienischen immer mehr zur Selbstverständlichkeit. Erwähnt sei noch, daß die in Unteritalien, Sizilien, der südlichen Hälfte der Balkanhalbinsel und im nahen Orient verbreitete Ausdrucksgebärde für „Nein“ das Zurückwerfen des Kopfes (das homerische ἀνὰ πρὸς ὀπίσθην) bei den Juden

in Tripolis in Gebrauch ist, während sie den Arabern dort fremd zu sein scheint.

Vielgestaltig wie die Sprache ist auch die Physiognomie der tripoliner Judenschaft, von der wir, ohne systematisieren zu wollen, hier



einige Haupttypen herausstellen. Wir beginnen mit dem häufig vertretenen überwiegend mediterranen Typ und geben als Beispiel dafür Abb. 1, 17-jähriger Bursche vom Bab el Gedid, Iris und Behaarung dunkel (bei der Unterhaltung mit dem Fremden bei aller Freundlichkeit von zurückhaltendem Wesen; die Grundstimmung schien depressiv). Es ist anzunehmen, daß

ein großer Teil der jüdischen Gemeinde auf dem Weg über Marokko und Algier einst aus der Pyrenäenhalbinsel hier einwanderte; gewisse in Tripolis verbreitete Familiennamen offenbar altspanischer Herkunft bestätigen dies. Dabei handelte es sich wohl hauptsächlich um den sog. Sephardimtyp,



der auch heute noch unter den „Spaniolen“ der ganzen Welt stark verbreitet ist¹⁾. Zum Vergleich bieten wir in Abb. 2 solch einen Sephardim aus Saloniki (Iris und Behaarung dunkel), der seinen Stammbaum väter-

¹⁾ Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie 23 (1925) S. 33ff.

licher- und mütterlicherseits ausdrücklich auf spanische Einwanderer zurückführt. Der starke mediterrane Einschlag der Spaniolen erklärt sich ungezwungen aus der geschichtlich nachweisbaren Tatsache, daß in Spanien seinerzeit viele Einheimische von den dort eingewanderten Juden — nicht



immer freiwillig — das mosaische Glaubensbekenntnis angenommen haben¹⁾.

¹⁾ Da diese Tatsache in dem Schrifttum, das die Herkunft der Sephardim und Aschkenasim behandelt, m. M. nach viel zu wenig beachtet wird, seien hier einige Belege dafür angegeben: die Sitte der Mischehen und Konkubinate zwischen

Juden und Christinnen wird in spanischen Konzilbeschlüssen häufig erwähnt und getadelt, so im canon 16 des concilium Eliberitanum vom J. 305, im canon 14 des 3. concilium Toletanum vom J. 589, im canon 63 des 4. conc. Tolet. vom J. 633, ferner in einem Brief des Pabstes Hadrian I. an Bischof Egila vom J. 771 (siehe Mansi, Conciliorum collectio Bd. II S. 8, Bd. IX S. 996, Bd. X S. 634, Bd. XII S. 813). Die Übung der Juden, christliche Sklaven zu erwerben und sie und deren



Kinder zu beschneiden und damit der jüdischen Glaubensgemeinschaft einzugliedern, erwähnt derselbe canon 14 des 3. concilium Toletanum, ferner ein Gesetz des Gotenkönigs Reccared um 600 und des Sisebut um 620 (hrsg. von Zeumer, leges Visigothorum 1894 S. 305 und 308). Von der Absicht eines jüdischen Proselyten ums J. 847, mit Gewalt alle spanischen Christen mit arabischer Hilfe zum Judentum (oder zum Islam) zu bekehren, berichten die Annales Bertiniani (hrsg. von Waitz 1883 S. 34f.).

Abb. 3—5 stammen aus der Umgebung von Tripolis und zeigen Juden mit verschiedenartigem negerischem Einschlag; Abb. 3 Bursche aus Suk el Giuma, dunkelhäutiger, „orientalischer“ Typ, der auch viel bei Arabern vorkommt; Abb. 4 Handwerker aus Amrus; Abb. 5 Frau aus Gargaresc. Breite Gesichtsform und stark entwickeltes Kinn in Verbindung mit kurzem Hals zeigen Abb. 6, Frau vom Bab el Gedid, und Abb. 7, Händler aus Tripolis, in Geschäften unterwegs nah Tunis. Neben mediterranen Zügen zeigt hohe Schädelform Abb. 8, junger Mann aus der Sciarra Mose Bouta. Es ist schwer zu sagen, wie solch verschiedenartige Typen ihren Weg nach Tripolis gefunden haben mögen; jedenfalls hat auch das italienische Festland einen starken Beitrag dazu geliefert. Bekannt ist, daß vor Jahrhunderten ein starker Zustrom aus der jüdischen Gemeinde von Livorno erfolgte. Die arabische Bezeichnung für diese Einwanderer ist heute noch: *gurni*, Mehrzahl: *grána*, von: *el gurna*, der arabischen Namensform für Livorno¹⁾.

Weiterhin finden wir unter den Juden hier häufig den „vorderasiatischen“ Typ, der ja im ganzen Gebiet des ehemaligen osmanischen Reiches verbreitet ist. Wir geben als Beispiel aus Tripolis Abb. 9, 73-jähriger Jude vom Bab el Gedid, als Gegenbeispiel einen Nichtjuden gleichen Typs aus dem südlichen Jugoslawien, Abb. 10 Eseltreiber aus Veles.

Waren bei den bisher gezeigten Bildern Beziehungen zu nichtjüdischen Völkern unverkennbar, so bietet Abb. 11 (15-jähriger Tagelöhnersohn aus Tripolis) m. E. den echten jüdischen Urtyp, den man etwa als eine eigenartige Verschmelzung aus Wachstumstendenzen des vorderasiatischen und negerischen Gesichts deuten könnte. Er ist in seiner ausgeprägten Form gekennzeichnet durch leicht vorgeneigte Kopfhaltung, ovale Gesichtsform, dunkles, krauses Haar, schmale Augenschlitze, schwarze Regenbogenhaut, gerundete Nase und wulstige Lippen, die gern offenstehen; in der Spannung hat der Blick oft etwas Lauerndes. Zur Verdeutlichung dessen geben wir als Gegenbeispiel (vgl. auch Abb. 3) einen gleichaltrigen Araberjungen (Abb. 12), ebenfalls aus Tripolis, der sowohl äußerlich in den Gesichtsformen eine gewisse Ähnlichkeit mit Nr. 11 zeigt, als auch sich im gleichen Zustand der durch das Photographiertwerden verursachten Aufmerksamkeit befindet. Eine genauere Betrachtung beider Bilder läßt aber den Unterschied der durch das verschiedene Volkstum bedingten Seelenhaltung deutlich erkennen. Zum gleichen Typ rechnen wir auch Abb. 13 (Händler aus Tripolis, Geschäftsfreund von Nr. 7), ebenso Abb. 14 (Einnehmer von Marktgebühren aus Suk el Giuma) und Abb. 15, Junge aus Amrus, nach längerer Unterhaltung entspannt und lachend. Neben ihn stellen wir Abb. 16, „junger Talmudist aus dem Yemen“, entnommen der jüdischen Monatsschrift „Davar“, Mailand, September 1936 S. 23²⁾. Die offensichtliche Ähnlichkeit dieses Yemeniten mit dem Amruser Jungen soll veranschaulichen, daß wir es bei den Abb. 11, 13—15 tatsächlich mit einem Typ zu tun haben, der zur Heimat des Judentums im Orient in unmittelbarster Beziehung steht. Betrachten sich doch die yemenitischen Juden, die nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus dort einwanderten und ihren Ursprung vom Stamme Simon ableiten, als „die reinsten der Diaspora“³⁾.

Auch für Persien, Arabien und Marokko vor Einführung des Islam und im allgemeinen für das Römische Reich der ersten nachchristlichen Jahrhunderte läßt sich der rassengeschichtlich bedeutungsvolle Nachweis der Ausbreitung des jüdischen Ritus unter der einheimischen Bevölkerung erbringen.

¹⁾ Eug. Griffini, *l'arabo parlato della Libia*, Mailand 1913 S. 100.

²⁾ Dort auch ein Überblick über die Geschichte der Juden in Tripolis von G. Raccach-Tripolis (S. 30f.).

³⁾ Nahum Slouschz, *Judéo-Hellènes et Judéo-Berbères*, Paris 1909 S. 121.

Schließlich noch ein Wort über die Tracht der Juden, die heute namentlich in der Altstadt von Tripolis noch allenthalben lebendig ist; die Jugend freilich bevorzugt schon europäische Kleidung. Wohin die Entwicklung treibt, lehrt ein Vergleich mit Tunis, wo man jetzt große Teile der jüdischen „Hara“ niederlegt, um für neuzeitliche Wohnbauten Platz zu schaffen; im selben Maß schwindet dort auch das überlieferte Trachtenbild. Demgegenüber wirkt die Altstadt von Tripolis auf den Fremden fast wie ein Freilichtmuseum. Die Männertracht besteht aus weißem Hemd (*surîja*) über der weißen Hose (*serwal*), die mit den Waden endet (Abb. 17, Bursche aus Amrus), dazu oft eine buntgestickte Weste (*farmla*), wie sie der junge Mann auf Abb. 18 trägt (Brotladen in der Hara el kebira), darüber der schwarze, seltener dunkelblaue gehrockartige Mantel (Abb. 19, vom lungomare della Vittoria, vgl. auch Abb. 23). Als Kopfbedeckung trägt die ärmere Bevölkerung vielfach die Wollmütze, die wohlhabende den meist roten, bisweilen auch schwarzen Fez (*tagîa*), alte Leute auch den Turban. Dazu kommen alle möglichen Übergangsformen zur europäischen und türkisch-arabischen Tracht (Abb. 20, alter Mann vom lungomare dei Bastioni, mit blauem Turban, blauem Hali — der Mantel der Araber ist gewöhnlich weiß —, richtigen Judenhosen und Pantoffeln). Auch bei weitgehender Übereinstimmung der Tracht sind es doch immer ganz bestimmte, vom Nichteingeweihten kaum beachtete Einzelheiten, die Juden und Araber unterscheiden. So trägt der Araber im Gegensatz zum Juden auf seiner Wollmütze eine Quaste und unter dem meist halbrunden Fez oft ein weißes Schweißkappchen (*m'arga*). Die arabische Hose ist enger und reicht immer bis zum Knöchel. Einen weißen Turban zu tragen, würde sich ein Jude nie erlauben, ebensowenig wie er es wagen könnte, eine Moschee zu betreten. Umgekehrt wird man den Moslim, selbst wenn er sonst ganz europäisch gekleidet ist, nie mit einem europäischen Hut sehen; in diesem Fall trägt er gern eine schwarze Pelzmütze. Abb. 21 zeigt drei Juden vom Suk el Muscir, der linke europäisch, der mittlere arabisch, der rechte hebräisch gekleidet. Die jüdischen Frauen tragen zum Kopftuch und buntem Kleid wie die arabischen Frauen das große weiße Hali, das oft über den Kopf gezogen wird, aber ohne damit das Gesicht zu verhüllen. Auf Abb. 22 hält es die Frau mit den Zähnen fest; die Tochter neben ihr trägt sich europäisch. Auf Abb. 23, die einen Familienspaziergang am Sabbat wiedergibt, sieht man die junge Mutter im weißseidenen, silbergestickten Festtags-Hali, dazu europäische Stöckelschuhe. Abb. 24 zeigt zum Schluß zionistische Jugend vom Suk el Turk beim Studium eines hebräischen Maueranschlags der italienischen Behörde; ihre Tracht ist schon rein europäisch¹⁾.

¹⁾ Einiges darüber auch bei Ew. Banse, Tripolis, 1912 S. 63ff. und bei Cohen-Moreno, Gli ebrei in Libia, 1928.

II. Verhandlungen.

Außerordentliche Sitzung

Montag, den 21. September 1936.

Vorsitzender: Herr Eugen Fischer.

Tagesordnung:

Herr Dikaios, Nicosia.

Neolithische Funde und das Problem der späten Steinzeit in Cypern.

Als Professor J. L. Myres seinen Katalog der Cesnola-Sammlung cyprischer Antiquitäten im Jahre 1914 aufstellte, war nichts von der Kultur bekannt, die der frühen Bronzezeit in Cypern voranging. Er schrieb: „Die Steinzeit hat nur geringe Spuren in Cypern hinterlassen. Paläolithische Überreste sind noch unbekannt, und aus der neolithischen Zeit ist nichts gefunden worden.“ Die früheste bekannte Kultur Cyperns war die der frühen Bronzezeit, über deren Ursprung viel diskutiert wurde. Eine enge Beziehung zwischen den polierten roten Tongefäßen der frühen Bronzezeit in Cypern und denen der Südwestküste Anatoliens wurde von Dr. E. Gjerstad (Studies, S. 294ff.) festgestellt, und die Theorie, daß diese Kulturen sich auseinander entwickelten, wurde aufgestellt. Die Theorie, daß die Kultur Cyperns sich von der Anatoliens loslöste, und nicht, daß die Anatoliens sich aus der Cyperns entwickelte, schien annehmbarer aus vielen Gründen, unter denen zwei die bedeutendsten waren, a) weil, wie Prof. Myres gezeigt hatte, die Keramikunst nach Cypern ganz plötzlich vom Ausland her eingeführt wurde, b) weil Cypern wegen seiner geographischen Lage und nach all dem Geschichtsmaterial, das wir haben, mehr ein Zielpunkt und Platz für den Austausch von Kulturgütern als ein Zentrum kultureller Strömungen war. Bis 1926 war die herrschende Theorie über die älteste Kultur Cyperns hauptsächlich die, daß nichts über die Steinzeit bekannt sei, und daß die früheste bekannte Kultur Cyperns, die der frühen Bronzezeit, einen Teil der Kultur bildete, die in einem größeren Kulturzentrum herrschte, höchstwahrscheinlich in Anatolien, von wo sie nach Cypern eingeführt wurde.

Im Jahre 1926 berichtete Dr. Gjerstad in der Januarnummer des Antiquaries Journal von einer kleinen Ausgrabung, die er bei dem Dorf Phrenaros im Famagusta-Distrikt ausführte, wo er ein Haus aus der neolithischen Zeit entdeckte. Im Verlauf der Ausgrabungsarbeiten, die von der schwedischen Cypern-Expedition von 1927 bis 1931 unter der Leitung von Dr. Gjerstad ausgeführt wurden, wurden noch drei Fundstellen aus dem Neolithikum entdeckt. Zwei von ihnen (Lapithos nahe der Nordküste und Kythraea an den Südabhängen der Kyrenia-Gebirgskette) ergaben runde Hütten mit einem Unterbau aus Stein, Feuerstein- und Steinwerkzeuge und Scherben von Tongefäßen des bemalten (Rot auf Weiß) und des einfach roten Typs. Die dritte Fundstelle, auf einer kleinen Insel an der

Nordküste Cyperns mit Namen Petra tou Limniti, ergab sehr primitive Siedlungen, Feuerstein- und Steinwerkzeuge und Steinvasen in Scherben. Keine Spur von Tongefäßen konnte an diesem Fundort nachgewiesen werden.

Diese Entdeckungen gaben Kunde von einer neuen Kultur, die offensichtlich früher als die frühe Bronzezeit ist. Dr. Gjerstad setzte die zwei ersten Funde auf Ende des 4. Jahrtausends v. Chr. Geburt (B. C.) an und nannte sie neolithisch, und den dritten Fund ohne Tongefäße setzte er früher als die neolithische Zeit und nannte ihn vorneolithisch.

Das Material, das die schwedische Cypern-Expedition ans Licht brachte, war von großer Bedeutung, aber es benötigte eingehenderes und umfassenderes Studium, mit dem Ziel, die ganze Insel zu durchforschen und mehr Überreste dieser neuentdeckten Kultur zu finden und diese chronologisch mit reichlicherem und genauerem Datenmaterial festzulegen. Das war das Ziel der Forschungsarbeiten, die 1933 von mir begonnen und bis jetzt durchgeführt wurden, im Auftrag des Antiquities Department von Cypern.

Das Ergebnis dieser Studien kann ich folgendermaßen zusammenfassen. Eine große Anzahl neolithischer Siedlungen ist in ganz Cypern entdeckt worden. An zweien dieser Fundorte, den wichtigsten, fanden Ausgrabungen statt, an den übrigen Probe-Grabungen. Diese Ausgrabungen warfen reiches Licht auf die cyprische Vorgeschichte und ermöglichten es, unserer Kenntnis von der neolithischen Kultur Cyperns eine solide Basis zu geben, und auf dem, was wir jetzt wissen, unsere zukünftige Forschungsarbeit und die Lösung der übrigen Probleme aufzubauen.

Die Fundstellen zerfallen in drei Gruppen: Die nördliche, die zentrale und die südliche. Die zur Nordgruppe gehörigen liegen auf den unteren Partien der Nordseite des Kyrenia-Gebirges. Die der mittleren Gruppe liegen auf den Südhängen derselben Kette. Die Siedlungen der dritten Gruppe liegen auf Hügeln an der Südküste Cyperns. Für die Siedlung wählte man gewöhnlich niedrige Hügel, die im allgemeinen gegen stärkeren Wind und Zug geschützt sind, in nächster Nähe einer Quelle. Bei den Siedlungen der nördlichen und südlichen Gruppe liegen sie in einer Entfernung von 3—5 Meilen oder mehr von der See entfernt. Doch sind einige Ausnahmen mit Siedlungen direkt am Meer festgestellt worden.

Ausgrabungen wurden erst in der Siedlung Erimi ausgeführt, das ungefähr 8 Meilen westlich von Limassol, nicht weit von der Südküste und von der alten Stadt Curium, liegt. Eine zweite Ausgrabung wurde in der Siedlung Khirokitia, nicht weit von dem dreißigsten Meilenstein der Nikosia-Limassol-Straße, ausgeführt. Die erste Fundstelle, Erimi, lieferte Baumaterial in nicht weniger als 13 übereinander liegenden Schichten, in großen Mengen Tongefäße von zwei bedeutenden Gruppen (Rot auf Weiß-Gruppe und Nur-Rot-Gruppe), Stein- und Feuerstein-Werkzeuge, Terrakotta- und Stein-Idole usw. Die Ausgrabung in Khirokitia, der zweiten Fundstelle, brachte höchst bedeutende Ergebnisse. Ein geweihter Bezirk von einzigartigem Typ und Ausmaß, dem Kult großer Toter gewidmet, wurde freigelegt. Andere Probegrabungen förderten Wohnhäuser eines runden Typs zutage. Die Funde bestehen aus einer großen Anzahl Steinvasen, die in allen Schichten ausschließlich unter der Oberfläche liegen, auf der einige Scherben von roten Tongefäßen mit sehr feinen eingeschnittenen Ornamenten sich befanden.

Das Material, das an diesen zwei Fundstellen ans Licht gebracht wurde, läßt uns die Kultur, die dem Beginn der frühen Bronzezeit voranging, studieren. Es wird bewiesen werden, daß die Erimi-Kultur auf die von Khirokitia folgte, und wenn die Verbindungsglieder zwischen der Erimi-Kultur und der frühen Bronzezeit endgültig festgestellt sein werden,

werden wir ein vollständiges Bild von den aufeinander folgenden Kulturen, die dem Beginn der frühen Bronzezeit vorangingen, erhalten. Abb. 1.

Erimi. Die Ausgrabungen wurden auf einem begrenzten Gebiet der Siedlung (150 qm) ausgeführt und zeigten eine Gesamttiefe der Kulturschichten von 5,50 m, die 13 übereinander liegende Schichten darstellen. Zwei große Perioden zeigten sich, die frühe mit primitiveren Siedlungen und die spätere mit Siedlungen von soliderer Bauart. Die Siedlungen der ersten



Abb. 1. Erimi: Die Ostseite des Ausgrabungsfeldes mit vollständiger Schichtenfolge (5,50 m hoch). Die früheste Siedlungslage ist an der dunklen Bodenfärbung erkennbar.

Periode, wahrscheinlich runde Hütten mit einem Boden aus rotem Lehm und Pfostenlöchern ringsherum. Die der zweiten Periode sind runde Hütten mit einem Unterbau aus zwei oder drei Lagen von unregelmäßigen Steinen. Im Zentrum des Kreises ist eine Stütze für einen Mittelpfosten, auf dem andere Pfosten zusammenstießen, die auf dem Steinfundament ruhten. Solche Hütten wurden in sehr gutem Zustand vorgefunden, und auf ihrem Boden lagen alle Werkzeuge und Utensilien noch an ihrer Stelle. (Abb. 2.) Mehrere Begräbnisstätten wurden im Boden oder außerhalb der Hütten gefunden, eine von ihnen in einer runden Versenkung, die in den Felsen gegraben war. Die Skelette waren in Hockerstellung, und zwar liegende Hocker. Bei der Begräbnisstätte in dem Felsengrab zerdrückten große und kleine Steine den Körper. Unter den Steinen befand sich der obere Teil eines Gefäßes. Die Tongefäße können in zwei Hauptarten eingeteilt werden: a) Rot auf Weiße, b) Rote. Mit diesen mögen die Rot auf Rot,

die mit schwarzer Oberfläche und die rohen erwähnt werden. Die Rot-auf-Weiß-Tongefäße bestehen aus bräunlichem, ziemlich grobem Ton, der bedeckt ist von einer dünnen, sehr feinen Schicht von gelber Farbe, auf der rote oder braun gemalte Muster in ausgeführtem geometrischen oder naturalistischen Stil angebracht sind. Die roten Tongefäße, die die rotandigen und die rotglänzenden umfassen, bestehen aus grobem Ton, auf dem ein Überzug aus dünnem, hellfarbigem Ton sich befindet. Sie sind mit einem dünnen oder dicken roten Überzug bedeckt, der bei den rotglänzenden Tongefäßen glänzend und dick ist. Die Rot auf Roten Tongefäße ähneln den Rotüberzogenen, nur, daß dunkelrote, lineare Zeichnungen auf dem roten Überzug hinzugefügt sind. Die groben Tongefäße sind aus dickem Ton gemacht, der manchmal mit einem Überzug

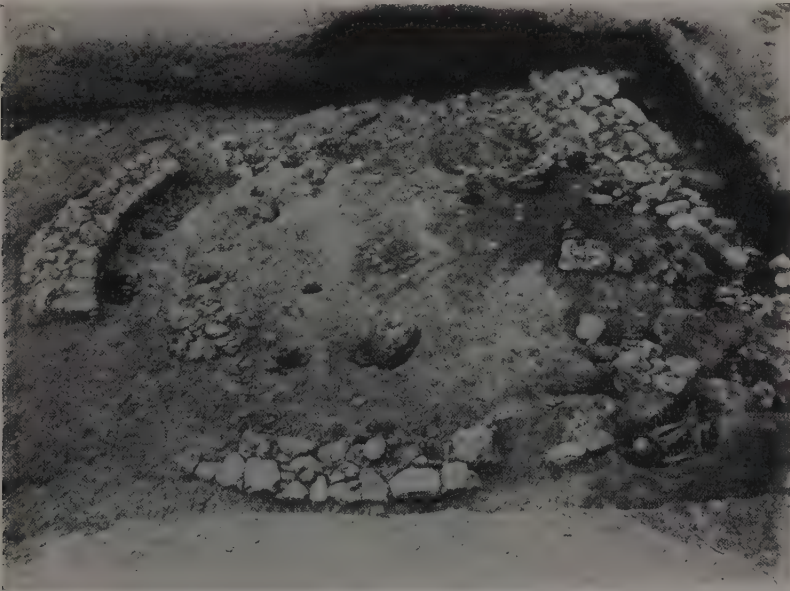


Abb. 2. Erimi: Hausmauer mit Bestattungsplatz außerhalb.

bedeckt ist. Die vorkommenden Formen sind die tiefe Schale mit flachem Boden, konvexen oder divergierenden Seiten, gelegentlich mit Henkel, zylindrisch und vertikal, oder flach und horizontal. Durchlöchernte Henkel sind selten. Eine zweite vorkommende Form ist das ovale Gefäß mit spitz zulaufendem Boden und engem Hals und nach außen gewölbtem Rand. Die Entwicklung der Proportionen bei den zwei Arten von Tongefäßen, die in den verschiedenen Schichten von unten nach oben vorkommen, kann durch zwei Pfeile dargestellt werden, der eine nach oben, der andere nach unten weisend. Die Rot-auf-Weiß-Tongefäße fangen auf dem Felsen in unbedeutender Menge an und nehmen zu mit ansteigendem Boden; sie bilden die vorherrschenden Tongefäße in den obersten Schichten. Die roten Tongefäße zeigen eine entgegengesetzte Entwicklung. Sie herrschen in den unteren Schichten vor und sind in den oberen in der Minderheit. (Abb. 3 u. 4.)

Die Feuerstein-Werkzeuge sind Messer, Schaber, Pfeilspitzen und sind Splitter, die ziemlich oft eine zweitklassige Bearbeitung zeigen. Die Äxte sind rund oder flach und haben gerade oder gebogene Schneide. Das obere Ende ist zugespitzt oder abgerundet. Die Terrakotta-Idole sind meist

weiblich und stehen oder sitzen. (Abb. 5.) Die Einzelheiten des Gesichts und Körpers sind gut herausgearbeitet, und in einem Fall sind die Brüste reich verziert. Gehänge aus Steatit mit Darstellungen der menschlichen Gestalt und andere Gegenstände, z. B. Steinäxte, Keulen und andere von runder, länglicher Gestalt oder spindelförmig wurden in großen Mengen gefunden. Beinnadeln und andere Werkzeuge wurden auch gefunden.

Khirokitia. Die Ausgrabungen sind im Frühjahr dieses Jahres ausgeführt worden. Die Siedlung liegt auf einem Bergabhang auf der rechten Seite der Nicosia-Limassol-Straße, unmittelbar nachdem man die Khirokitia-Brücke über den Maroni-Fluß überschritten hat. Die Gesamttiefe

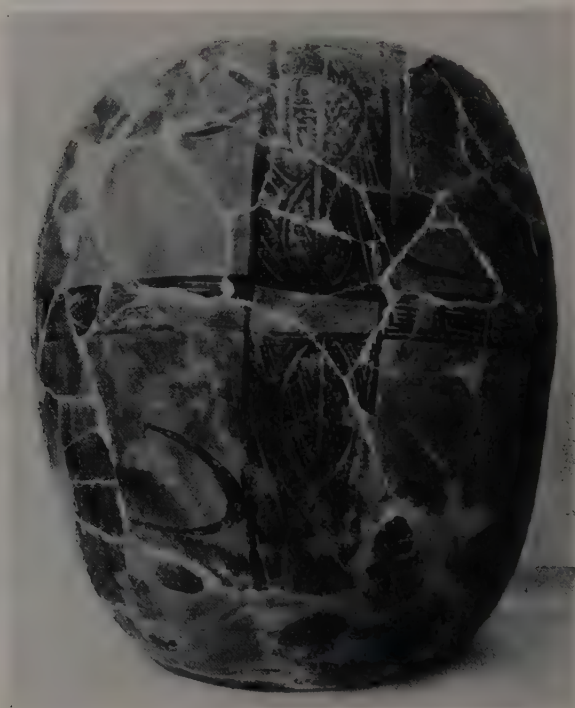


Abb. 3. Erimi: Bemalte Vase, ausgegraben in der 12. Schicht (nahe der Oberfläche).

der Kulturschichte beträgt 3—3,20 m. Ein Bezirk, der offenbar geweiht war, ist ans Licht gebracht worden. Er besteht aus einer runden Anlage, die 9,40 m quer mißt, mit Mauern aus unregelmäßig geformten Steinen, von einer Tiefe von 1,30 m und einer Höhe, die sich zwischen 1,60 m und 2,20 m bewegt. (Abb. 6.) Innerhalb dieser runden Anlage, zu der der Eingang auf der Südost-Seite liegt, sind zwei rechteckige Pfeiler: 1,40 m hoch, 2,20 m lang und 1,30 m tief. Oben auf jedem dieser Pfeiler befindet sich eine rechteckige Eintiefung, deren Seiten von Platten aus einheimischem, weißem Stein flankiert sind. Im Boden dieser runden Anlage fand man vier Skelette von vier ausgewachsenen Menschen und eins von einem Kind. Diese Skelette waren in Hockstellung, und eins von ihnen fand man unter einer großen rechteckigen „Deckplatte“ aus Stein, die vor dem Zwischenraum zwischen den beiden Pfeilern liegt. (Abb. 7.)

Außerhalb der runden Anlage fand man eine sehr große, hufeisenförmige Mauer aus unregelmäßigen Steinen; diese Mauer besteht aus einem langen,

geraden Ostflügel, einem Nord- und einem West-Flügel, letzterer ist am Ende geschweift. Der Ostflügel dieser Mauer hat 20 m Länge, der Nordflügel 9,60 m und der Westflügel 6,70 m. Seine Tiefe bewegt sich zwischen 2 m und 3,60 m, er ist ungefähr 2 m hoch. Im Südosten befindet sich eine rohe Treppe, die in die runde Anlage führt, und in ihrer Nähe eine rechteckige Versenkung, in der sie umgebenden Mauer. In dem Gang zwischen der runden Anlage und der Außenmauer befinden sich mehrere Schichten von stark verkohlten Gegenständen, Tierknochen in Massen und runde „Deck-



Abb. 4. Erimi: Bemalte Vase, in der Oberflächenschicht gefunden.



Abb. 5. Neolithisches Idol aus Terrakotta. Alaminos eine der neolithischen Siedlungen der Südgruppe.

platten“ mit weißen Steinplatten bedeckt und von großen Steinen umgeben. Eine von ihnen hatte einen ovalen Stein in der Mitte. An der Südseite der Anlage fand man eine Mauer von leichter Bauart.

Die Deutung dieser einzigartigen Anlage ist offenbar schwierig. Daß es sich um eine geweihte Stätte handelt, scheint mir zweifellos. Man würde dann daraus schließen können, daß die runde Anlage als Begräbnisstätte für eine bedeutende Familie reserviert war, wahrscheinlich für eine Priester- oder Häuptlingsfamilie. Der Gang zwischen der runden Anlage und der sie umgebenden Mauer wurde offensichtlich für Opferzwecke benutzt, besonders für die Verbrennung von Opfern. Die zwei rechteckigen Pfeiler können als Opfertische benutzt worden sein; die Vertiefungen oben waren die Stellen, an denen die Tiere getötet wurden. Das Blut floß auf die Platten, die die Vertiefungen umschlossen, und rann auf den Boden, in dem die

prominenten Toten begraben wurden. Die runden „Deckplatten“ in dem Gang waren offenbar Opfertische.

Außer der Arbeit, die bei der geweihten Stätte geleistet wurde, wurden



Abb. 6. Khirakitia. Opferplatz.



Abb. 7. Khirakitia: Skelett, das man unter einer künstlichen Plattform fand, innerhalb des Rundbaues.

andere Probegräben gezogen, und Überreste von übereinander gelagerten runden Hütten mit Steinfundament gefunden. Vier übereinander gelagerte Schichten wurden in einer Tiefe von 3—4 m aufgedeckt.

Die Funde sind Feuerstein- und Steinwerkzeuge, Steinvasen (Andesit), Beinwerkzeuge, einige rohe Steinidole und Steinornamente. Am wichtigsten sind die Steinvasen: Schalen von länglicher oder runder Form mit flachem oder gewölbtem Boden. Die Seiten sind gerade oder konvergierend mit gelegentlichem Versuch zu reliefartigem Ornament. Die Oberfläche ist

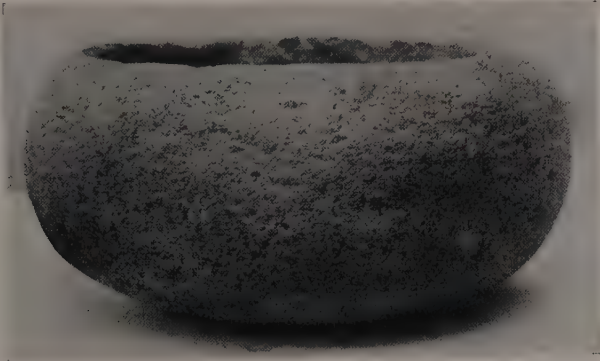


Abb. 8. Khirokitia: Steinschale (Andesit).

schön glatt auf den kleinen Gefäßen und ziemlich grob auf den größeren. (Abb. 8 u. 9.)

Henkel findet man ziemlich oft, sie sind entweder gerade und horizontal oder gebogen und vertikal. Offene oder zylindrische Schnauzen sind sehr häufig. Die Form der Schalen ebenso wie die der Henkel und

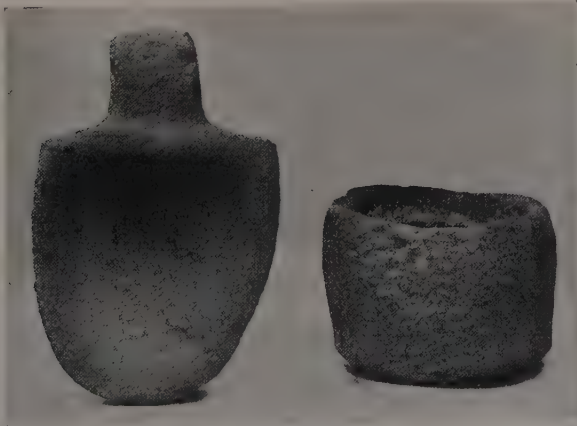


Abb. 9. Khirokitia.

Schnauzen hat auffallende Ähnlichkeit mit der der Tonvasen, die man in der Erimi-Siedlung gefunden hat.

Die Scherben der Tonvasen, die man auf der Oberfläche gefunden hat, gehören zu der rotglänzenden Art, mit eingegrabenen Wellenlinien, wie einige Scherben in den untersten Schichten in Erimi.

Das Hauptproblem dieser Funde ist das der etwaigen Beziehungen zwischen der Erimi- und Khirokitiakultur und den Beziehungen zwischen diesen beiden und der frühen Bronzezeit, sowie das der Chronologie der hier entdeckten Kulturen.

Die beiden von der schwedischen Cypern-Expedition erforschten Siedlungen, die von Lapithos und die von Kythraea, wurden Ende des 4. Jahrtausends v. Chr. datiert. Dr. Gjerstad begründete seine Datierungen einerseits an Hand der „Zählung“ der Tongefäße, die man in diesen Siedlungen gefunden hat, und andererseits mit der Tatsache, daß der Beginn der frühen Bronzezeit auf 3000 v. Chr. angesetzt wird. Die Tongefäße, die man in Lapithos und Kythraea gefunden hat, gehören zwei Gruppen an: Der Rot auf Weißen und der Roten. Die „Zählung“ zeigt bei der roten Gruppe die Tendenz zur Zunahme mit steigendem Niveau und bei der Rot-auf-Weiß-Gruppe zur Abnahme. Da er in Betracht zieht, daß die frühe Bronzezeit für den Gebrauch rotglänzender Tongefäße charakteristisch ist, sah Dr. Gjerstad die Lapithos- und Kythraea-Kultur als vor der frühen Bronzezeit liegend an, deren Beginn ungefähr um 3000 v. Chr. angesetzt wird. Aber wie schon gezeigt worden ist, hat Erimi verschiedene Ergebnisse in der „Zählung“ der Tongefäße. Die bemalten nehmen zu, und die roten nehmen ab mit steigendem Niveau. Erimi hat überdies ein Kupferwerkzeug in der Höhe von 2,20—2,40 m geliefert.

Wenn wir nun die Elemente der Erimi-Kultur mit denen der frühen Bronzezeit vergleichen, bemerken wir einen starken Kontrast. Die große Menge der Tongefäße in den oberen Erimi-Schichten ist bemalt und trägt die Kennzeichen eines sehr vollkommenen und entwickelten Kunstgewerbes. Die frühe Bronzezeit wird einzigartig durch rotpolierte Tongefäße repräsentiert, die zu Beginn wenig verziert sind. Die Architektur, die Begräbnissitten usw. sind völlig verschieden in den zwei Kulturen. Wenn wir uns auf die Auffindung des Kupferwerkzeugs in Erimi stützen und annehmen, daß die dort vorgefundene Kultur der der frühen Bronzezeit unmittelbar voranging, stehen wir vor dem Problem der völligen Verschiedenheit der zwei Kulturen, außer, wenn wir annehmen, daß eine neue Kultur am Ende der Erimi-Kultur eingeführt wurde und in die frühe Bronzezeit hinüberleitete. Das würde zusammenstimmen mit der von Dr. Gjerstad vertretenen Theorie, der zufolge sich die frühe Bronzekultur Cyperns von der Anatoliens absonderte. Andererseits kann es ein Übergangs-Kulturstadium zwischen Erimi und der frühen Bronzezeit geben, das noch nicht nachgewiesen worden ist.

Lassen Sie uns nun zu Khirokitia übergehen. Ich habe schon ausinandergesetzt, daß diese Siedlung Tongefäße nur an der Oberfläche hat, während es in den unteren Schichten nur Steinvasen gibt. Es ist auch schon gesagt worden, daß man die Art von Tongefäßen der oberen Schichte von Khirokitia in den untersten Schichten von Erimi wiederfindet. Es darf hinzugefügt werden, daß sie in großen Mengen auch in einer anderen Siedlung der südlichen Gruppe vorkommt, in Sotira. Das zeigt, daß wir den Anfang der Erimi-Kultur mit dem Ende der von Khirokitia durch eine kurze Übergangszeit, die durch Sotira repräsentiert wird, verbinden können. Wir könnten dann eine Aufeinanderfolge von Kulturen feststellen, die ein frühes Stadium neolithischer Kultur in Khirokitia mit ausschließlichem Vorkommen von Steinvasen darstellt. Am Ende dieser Zeit treten Tongefäße auf, die man in Sotira und in den unteren Schichten von Erimi findet, die das zweite Stadium neolithischer Kultur mit Rot auf Weiß und roten Tongefäßen repräsentieren. Die in Khirokitia gefundenen Tongefäße sind die frühesten, die je in Cypern hergestellt wurden, und bilden das Verbindungsglied zwischen dem frühen Stadium, dem von Khirokitia, und dem späteren Stadium, dem von Erimi. Zu der frühen Zeit kann Petra tou Limniti, das von der schwedischen Cypern-Expedition ausgegraben wurde, gerechnet werden.

Es bleibt das Verbindungsglied zwischen dem letzten Stadium der Erimi-Kultur und der frühen Bronzezeit. Lapithos und Kythraea könnten ein Zwischenstadium bilden, aber es fehlt noch an Beweismaterial.

Ob nun die Erimi-Kultur vom Ende des 4. Jahrtausends datiert werden kann, bleibt ein Problem, das geklärt sein wird, wenn das Problem der Verbindungsglieder zwischen diesen Kulturen und der frühen Bronzezeit endgültig gelöst sein wird, und wenn der Anfang der frühen Bronzezeit genauer fixiert sein wird. Indessen ist es offensichtlich, daß wir nun eine vollständige Aufeinanderfolge von Kulturen haben, die aufeinander vor dem Beginn der frühen Bronzezeit folgten. Sie können im 4. Jahrtausend angesetzt werden, aber ihre Fixierung muß vertagt werden, bis mehr Beweismaterial zutage gefördert sein wird.

Wir haben also folgendes Diagramm:

Neolithische Kultur.

a) Frühe Zeit, durch Khirokitia repräsentiert: Steinvasen in allen Kulturschichten; rote Tongefäße mit Inzisionen an der Oberfläche.

b) Zwischenstadium, durch Sotira vertreten: Rote Tongefäße mit Inzisionen zusammen mit nur roten.

c) Spätere Zeit, durch Erimi vertreten: Rote Tongefäße mit Inzisionen und einfache mit kleinen Mengen Rot auf Weißen in den unteren Schichten; mit höherem Niveau Rot auf Weiße Tongefäße zunehmend, sie erreichen eine überwältigende Mehrzahl über die roten in den oberen Schichten.

d) Zwischenstadium? wahrscheinlich durch Lapithos und Kythraea repräsentiert (von der schwedischen Cypern-Expedition ausgegraben) mit zunehmenden roten und abnehmenden Rot auf Weißen Tongefäßen.

e) Bronzezeit, Gebrauch rotpolierter Tongefäße allgemein.

Diskussion:

Herr M. von Oppenheim: Die Ausführungen des Redners erscheinen mir besonders deshalb wichtig, weil sie uns etwas ganz Neues boten. Zum erstenmal wurden uns Proben jener geometrischen prähistorischen Buntkeramik vorgeführt, die wir aus gewissen Teilen Griechenlands, insbesondere aus Thrazien kannten, deren Vorkommen so weit südlich jedoch niemals bezeugt war. Diese Buntkeramik steht m. E. in engem Zusammenhang mit der in Syrien und Obermesopotamien gefundenen, ältesten bemalten Töpferware, die man nach dem Tell Halaf, wo sie am häufigsten vorkommt, schon gewohnt ist, als „Tell-Halaf-Keramik“ zu bezeichnen.

Besonders interessant war, daß in den cyprischen Gräbern mit der Buntkeramik Kurzschädel vorgefunden wurden. Dies gibt dahin zu denken, daß die cyprische Buntkeramik wohl sicher der uralt dinarischen kurzschädelligen Bevölkerung zuzuschreiben sein dürfte, die bekanntlich in engster Verwandtschaft zu der vorderasiatischen Rasse steht, welche letztere auch die subaräische genannt wird¹). Des weiteren ist mit dieser Buntkeramik und den Schädeln auch eine überaus wichtige, kleine weibliche Terrakotta gefunden worden mit einer Bemalung, die wohl eine Bekleidung darstellen sollte — das Ganze außerordentlich ähnlich den Idolen, welche mit der Tell-Halaf-Buntkeramik an verschiedenen Plätzen Obermesopotamiens, so zuletzt noch durch M. E. L. Mallowan in Chagar Bazar im Chabur-Gebiet, südlich von Nesibin, ausgegraben wurden. Ähnliche prähistorische Terrakotta-Idole kennen wir bereits aus Kreta.

So könnte geradezu Cypern als eine Art von Bindeglied zwischen den Ägäischen Inseln und damit auch Groß-Griechenland einerseits und dem-

¹) Vgl. A. Ungnad, Subartu. 1936.

gegenüber liegenden asiatischen Festlande andererseits, das ja so wenig weit davon entfernt ist, in ältester Zeit betrachtet werden. Für die spätere Zeit kennen wir starke Einflüsse aus Vorderasien nach Cypern.

Die Feststellung derartiger neolithischer Reste in Cypern ist jedenfalls von großer Bedeutung.

Ordentliche Sitzung

Sonnabend, den 24. Oktober 1936.

Vorsitzender: Herr Theodor Preuß.

Tagesordnung:

Herr F. Rumpf, Volkskundliche Beobachtungen auf einer Reise im spanischen Baskenland (mit Lichtbildern).

In die Gesellschaft sind aufgenommen: Vorgeschichtliches Seminar der Universität Göttingen (Jacob-Friesen), Herr Dozent Dr. Gottschaldt, Berlin (Fischer).

Ordentliche Sitzung

Sonnabend, den 21. November 1936.

Vorsitzender: Herr Eugen Fischer.

Tagesordnung:

Herr A. E. Grix, Das Läufervolk der Tarahumare-Indianer. Eine Reise in die Sierra Tarahumare des nordwestlichen Mexiko.

In die Gesellschaft ist aufgenommen: Herr Dr. Küppers, Trebbin (Baumann).

Ordentliche Sitzung

Sonnabend, den 19. Dezember 1936.

Vorsitzender: Herr Eugen Fischer.

Tagesordnung:

(1) Jahres- und Rechnungsbericht.

Der Vorsitzende bringt den Bericht über das 67. Jahr der Gesellschaft. Besondere Ereignisse sind nicht zu melden. Das Jahr hatte 10 Sitzungen mit 15 Vorträgen, 2 Vorstands- und Beiratssitzungen.

Die Prähistorische Zeitschrift brachte Heft 3 und 4 des 35. Bandes soeben heraus, die Ethnologische Heft 1—3 des Jahres 1936.

Die Bücherei hatte eine Zunahme von 87 Bänden und 119 Heften. Die Photographensammlung wuchs auf über 22000 Stück.

An Mitgliedern sind 11 neue eingetreten, 26 ausgetreten, 6 verstorben.

Der Schatzmeister, Herr Braun, legte den Rechnungsbericht und Bestandsbericht vor.

Rechnungsbericht für 1936.

Einnahmen:

Bestand am 1. Dezember 1935	RM. 14005,92
Mitgliederbeiträge	„ 6908,48
Erlös aus Beständen und Zeitschriften	„ 846,04
Wertpapiere	„ 1204,13
Zinsen aus Wertpapieren	„ 849,74
Bankzinsen	„ 551,78
Einnahmen aus Prähist. Zeitschrift	
a) Museumsbeitrag	„ 3000,00
b) Abonnements	„ 1178,43
Verschiedene Einnahmen	„ 106,90
	<hr/> RM. 28651,42

Ausgaben:

Zeitschrift für Ethnologie	RM. 3723,40
Prähistorische Zeitschrift	„ 3312,33
Bücher und Zeitschriften	„ 186,80
Porto	„ 646,15
Miete	„ —,—
Bürobedarf und Personalvergütung .	„ 660,30
Buchbinder	„ 318,90
Wertpapiere	„ 1191,12
Verschiedene Ausgaben	„ 487,94
Bestand am 30. 11. 1936	

bar	RM. 39,70	
Postscheckkonto	„ 496,85	
Bankkonto	„ 17587,93	„ 18124,48
		<u>RM. 28651,42</u>

Berlin, den 1. Dezember 1936.

Wertpapiere.

Verlost und eingelöst wurden: RM. 162,50. Ablösungsanleihe mit Auslosungsscheinen.

Gekauft wurden: RM. 200.— Ablösungsanleihe mit Auslosungsscheinen.

Bestandsaufstellung.

	5 1/8 % (früher 6 %) „A“ Berliner Pfandbrief- amt Liq. Goldpfand- briefe	Deutsche Ab- lösungsanleihe mit Auslosungs- scheinen
1. Verfügbarer Bestand	GM. 7200,—	RM. 1437,50
2. Eiserner Bestand	„ 1100,—	„ 350,—
3. William-Schönlanck-Stiftung	„ 3400,—	„ 325,—
4. Maaß-Stiftung	„ 1900,—	„ 225,—
5. Rudolf-Virchow-Plakette-Stiftung	„ 1850,—	„ 700,—
6. Konto Generalkatalog	„ —,—	„ 350,—
	<u>GM. 15450,—</u>	<u>RM. 3387,50</u>

Berlin, den 1. Dezember 1936.

Die Rechnungen sind durch die Herren Langerhans und Maas geprüft, dem Schatzmeister wurde Entlastung erteilt.

Der Vorsitzende dankt den Redakteuren, dem Schatzmeister, Rechnungsprüfer und Schriftführer für ihre Tätigkeit.

(2) Der Vorsitzende gedenkt des 100. Geburtstages Georg Schweinfurths, der am 29. Dezember gefeiert werden kann. Er gibt einen ausführlichen Lebenslauf des großen Forschers, besonders auch seiner Beziehungen zur Gesellschaft.

(3) Der Vorsitzende verkündet die Verleihung der Rudolf-Virchow-Plakette an Herrn Professor Dr. Hans Günther. Er gibt dazu eine ausführliche Würdigung der wissenschaftlichen Tätigkeit Professor Günthers und seiner Verdienste um die Ausbreitung des Rassegedankens und der Rassenforschung vor allem in Deutschland aber auch in den übrigen Ländern.

(4) Die satzungsmäßigen Neuwahlen des Vorsitzenden ergab einstimmige Wiederwahl des jetzigen Vorsitzenden Eugen Fischer, mit dem gleichen

Auftrag, wie früher die Gesellschaft zu führen. Der Vorsitzende ernennt die bisherigen Beiratsmitglieder wiederum und als neues Mitglied dazu Herrn Professor Dr. med. Arthur Hinze.

(5) In die Gesellschaft ist aufgenommen: Frau Prof. Bieberbach, Dahlem (Fischer).

(6) Den Vortrag des Abends hält: Herr Snethlage: Übersicht über die Indianerstämme des Guaporé (Bolivianisch-Brasilianisches Grenzgebiet), (mit Lichtbildern und Schmalfilm).

III. Literarische Besprechungen.

Neuhaus P. K. Das höchste Wesen, Seelen- und Geisterglaube, Naturauffassung und Zauberei bei den Pala Mittel-Neu-Mecklenburgs. Beobachtungen und Studien der Missionare vom Hlst. Herzen Jesu in der Südsee. Bd. 1. Vunapope, Südsee. 1934.

1932 faßte die Mission vom Heiligsten Herzen Jesu den begrüßenswerten Entschluß, das im Vikariat Rabaul gesammelte und noch unveröffentlichte völkerkundliche Material zu publizieren. Das vorliegende Heft bringt eine Fülle psychologisch und ethnographisch wertvoller Beobachtungen über einen Teil der geistigen Kultur der Pala aus der Gegend von Namatanai. Bemerkenswert ist dabei der Glaube an ein höchstes Wesen, a hintubuhet, einen männlichen Welt- und Kulturschöpfer. Neuhaus sieht in dieser Vorstellung den Rest eines alten Ein-Gott-Glaubens, der durch andere Elemente, wie Totemismus, Geisterglauben, Sonnen- und Mondmythologie verdunkelt worden ist. Eine entsprechende Vorstellung ist auch bei den Komalu, den Susurunga und auf Lir nachweisbar. In Laur sollen ferner Sonne und Mond, die als Geschwister gelten, in einem geschlechtstotemistischen Verhältnis zu den Menschen stehen: Sonne und Mond sind Ahnen der Männer bzw. der Frauen, wobei das Verhältnis der Frauen zum Mond besonders eng ist. Es bleibt dabei noch ungewiß, ob dieser Geschlechtstotemismus sein Entstehen fremden oder lokalen Kultureinflüssen verdankt. Weiterhin zeigt der Verfasser an zahlreichen Beispielen wie sehr der Seelen- und Geisterglauben das Leben der Eingeborenen beherrscht. Die Ansicht, daß alle Dinge untereinander in engen Beziehungen stehen, und daß ihre Eigenschaften aufeinander übertragbar sind, führt zum Analogiezauber. Die Pflanzen und Tiere stehen nach Meinung der Namatanai zu den leblosen Dingen in einem ähnlichen Verhältnis wie der Mensch zu seinem Individualtotem. Die Arbeit bringt damit, neben einer wertvollen Ergänzung des vorhandenen Materials bemerkenswerte Anregungen, wenn auch bei der räumlichen Beschränkung kulturhistorische Schlüsse nur mit größter Vorsicht gezogen werden können.

Georg Eckert.

Castellanos, J., El pelo en los Cubanos. Habana, Cuba 1933. 245 S. 8^o.

An 600 kubanischen Verbrechern, die sich in je 200 Weiße, Mischlinge und Neger aufteilen, werden Beobachtungen an Form, Farbe und Länge hauptsächlich des Kopfhaares angestellt und die Art der Einpflanzung der Kopfhaare und ihre Querschnittsformen in Schnittbildern von Kopfhaut und Haaren erläutert. Aus den in mehr allgemeiner Form mitgeteilten Ergebnissen geht hervor, daß bei den dortigen Weißen dunkelbraunes, schlicht bis gewelltes Haar vorhanden ist, während die Mischlinge vorwiegend schwarzes, engwellig bis spiraliges Haar besitzen und die Neger schließlich schwarzes, spiralgedrehtes Haar aufweisen. Die Länge des Kopfhaares verringert sich mit der stärkeren Ausfärbung der Haut und der stärkeren Biegung bzw. Spiraldrehung der Haare (bei den Weißen langes, bei den Mischlingen kürzeres und bei den Negern kurzes Haar). Hinzuweisen ist auf eine nicht weiter belegte Äußerung, daß aus der Kreuzung Negrid und Mongolid Nachkommen mit spiralgedrehtem Haar zu beobachten seien (S. 178). Die Einpflanzung der Haare in der Kopfhaut soll bei den Mulatten zwischen der säbelförmig gebogenen Art der Neger und der leicht geneigten der Weißen stehen, ebenso auch die Querschnittsformen des Mischlingshaares. — Die Arbeit bringt einen umfangreichen Überblick des einschlägigen Schrifttums, einige Abbildungen von Untersuchten (darunter einen vermutlich Neger-Mongolenmischling) und mikroskopische Schnittbilder. Es geht nicht klar dabei hervor, wie die Einteilung in Weiße, Mischlinge und Neger getroffen wird. Es geschieht wohl hauptsächlich nach der Hautfarbe und gelegentlich auch nach der Haarform. Die so gefundenen Ergebnisse bzw. Unterschiede können deshalb nur einen ganz groben Überblick geben, wie er mit den angewandten unbiologischen Methoden in einer solchen Bevölkerung nicht anders möglich ist, in der die verschiedensten Rassen (Indianer, Weiße, Neger, Mongolen) in Kreuzung getreten sind.

Schauble.

Castellanos, J., *El peso corporal en los delincuentes de Cuba*. Habana 1935: „El siglo 20“. VIII, 78 S. 8°.

Verf. hat in den Gefängnissen der einzelnen Provinzen Kubas Körpergewicht und Körpergröße an 6317 auf Kuba geborenen Individuen — darunter 324 Frauen — festgestellt. Diese Kubaner werden bei der Auswertung der Ergebnisse nach ihrer Hautfarbe in Weiße (meist spanischer Herkunft), Neger und Mischlinge eingeteilt. Unter letzteren befinden sich neben Neger-Europäer-Mischlingen auch „mulatos achinados“, Chinesen-Negerbastarde, die aber nicht besonders hervorgehoben, sondern unter die übrigen Mischlinge eingereiht werden. Aus den in Kurven und Tabellen eingehend mitgeteilten absoluten Körpergewichten der nach Rasse, Geschlecht, Alter und nach ihrer Herkunft aus den einzelnen Provinzen eingeteilten Verbrecher ergibt sich in der Hauptsache, daß die Weißen durchschnittlich dem Gewicht nach am leichtesten sind (61 kg), während die etwas schwereren Mulatten (62 kg) noch von den Negern (65 kg) übertroffen werden. Ähnlich verhält es sich bei den Frauen. Hinsichtlich der Körpergröße sind die Mischlinge kleiner als die Neger, aber größer als die Weißen. Aus einem Vergleich der Körpergewichte mit den einzelnen Arten von Verbrechern möchte Verf. Lombrosos Ansicht bestätigen, daß Schwerverbrecher (mit Personen- und Eigentumsvergehen) an Gewicht schwerer, die übrigen dagegen leichter seien. — Die auf breiter Materialsammlung aufgebaute und hauptsächlich nach statistisch-biometrischer Art durchgeführte Arbeit will zur Kenntnis der Konstitution des Verbrechers beitragen; ohne jedoch auf die grundlegenden rassebedingten körperlichen und seelischen Unterschiede, wie sie ein solches Material aufweist, einzugehen, dürfte dies wohl schwerlich möglich sein. Schaeuble.

Herbert Tischner, *Die Verbreitung der Hausformen in Ozeanien*. Studien zur Völkerkunde Bd. 7. Leipzig 1934. 252 S., 2 Taf. und 9 Karten.

Die vorliegende Untersuchung ist die erste grundlegende Arbeit über die Hausformen und -arten Ozeaniens, deren Verbreitung unter möglichster Zurückhaltung in kulturhistorischen Fragen eingehend und übersichtlich dargestellt wird.

Nach dem Standort werden Baumhäuser, ebenerdige und Pfahlbauten, Häuser auf Wurten, Höhlen, Steinhäuser und Erdgruben, nach Grund- und Aufriß, Windschirme, Rund-, Viel- und Rechteckhäuser unterschieden. Die altertümlicheren Hausformen sind vor allem auf Neuguinea und Süd-Polynesien beschränkt. So kommt der Windschirm auf der Nordwesthalbinsel von Neuguinea und bei den Moriori, die Bienenkorbbhütte auf Frederik-Hendrik-Eiland und auf den östlichen Inseln der Torres-Straße, Baumhäuser in Neuguinea, auf den Salomonen und auf der Nordinsel von Neuseeland vor. Ebenerdige Bauten und Rechteckhäuser sind fast allgemein verbreitet, während Pfahlhütten, von Ausnahmen und Sonderformen abgesehen, nur in Teilen Melanesiens, Rundhäuser auf Neuguinea, Fidschi, Neu-Kaledonien und den Loyalty-Inseln errichtet werden. Zu den bisher nur aus dem Nordosten von Holländisch-Neuguinea erwähnten echten Vieleckhäusern gehört vielleicht auch das von Semper beschriebene achteckige Haus in Peliliu (Die Palau-Inseln im Stillen Ozean, S. 283/84), das von dem mikronesischen Langhaus mit polygonalem Grundriß, einer der vielen Mischformen, deutlich unterschieden ist.

Ein besonderes Interesse verdienen auch die drei abschließenden Kapitel, die der Verwendung der verschiedenen Hausarten, ihren Namen und den religiösen Zeremonien beim Hausbau gewidmet sind. Georg Eckert.

Alfred Kühn, *Berichte über den Weltanfang bei den Indochinesen und ihren Nachbarvölkern*. Ein Beitrag zur Mythologie des Fernen Ostens. Leipzig 1935. 176 S.

Durch die umfassende Zusammenstellung der im Gebiet der indochinesischen Sprachfamilie erhaltenen Menschen- und Weltentstehungsberichte wird die Bedeutung der in China unter der Herrschaft des Konfuzianismus verkümmerten indochinesischen Mythologie offenbar. Neben primitiv anmutenden Mythen, in denen Tiere als Welterschöpfer auftreten oder die Menschen aus dem Erdinneren, aus Höhlen, Steinen oder Pflanzen erscheinen, stehen hier entwickelte Kosmogonien mit persönlichen Schöpfergestalten wie P'an-ku und anderen. Trotz der lückenhaften Überlieferung konnte der Verfasser beachtenswerte Übereinstimmungen mit amerikanischen, ozeanischen und eurasiatischen Mythen feststellen, so bei dem in Nordasien und Amerika verbreiteten Tiertauchmotiv, den Sintflutberichten und den aus Nordasien bekannten Mythen, die die Störung der Menschenschöpfung durch übelgesinnte Wesen unter gleichzeitiger Verschlechterung der Menschen behandeln. Wenn in den meisten Fällen auch noch keine direkte Mythenwanderung nachgewiesen werden konnte, sind mit diesen Parallelen doch interessante historische Probleme aufgeworfen worden. Georg Eckert.

Diedrich Westermann, *Die Glidi-Ewe in Togo, Züge aus ihrem Gesellschaftsleben. Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen an der Universität Berlin. Beiheft zum Jahrgang 38. Berlin 1935, Walter de Gruyter & Co. XV und 332 S. 8°.*

Die außerordentliche Bedeutung, die die Bücher von J. Spieth über die westlichen Ewe erlangt haben, erklärt es, daß dieses Werk über die Glidi, einen östlichen Ewestamm, von einem Amerikanisten vorgelegt wird, da der Stamm über den Kreis der Afrikanisten hinaus wissenschaftlich hinausgewachsen ist. Wenn man in Amerika gewöhnt ist, einen deutlichen Einschnitt zwischen Halbkulturvölkern und Naturvölkern in der Struktur des Staates bis in die Rechtsanschauungen und ihre Handhabung hinein zu finden, hat man in Afrika sein Augenmerk auf solche Unterschiede noch nicht gerichtet und den Eindruck, als ob ein allmähliches Hinübergleiten von einem in den anderen Zustand möglich ist. Was die Glidi betrifft, so könnte man den Unterschied zwischen beiden Erdteilen auf die Einstellung als Handelsvolk mit Ausbildung des Privatrechts zurückführen, also auf eine sog. herrschaftliche Gesellschaft in Afrika gegenüber der genossenschaftlichen in Amerika, in der die Gemeinschaft einen anderen Platz in dem Sinne des Einzelnen einnimmt und daher auch dem zielbewußten Königtum der späteren Entwicklung eine ganz andere Bedeutung gibt. So wird man mit Erstaunen hören, daß der König sich bei den Glidi als Kehrlichthafen bezeichnet, auf den jeder seine Last abwirft (S. 197), und daß im Kriege Gefallene wie die Getöteten und Hingerichteten im Busch und nicht im Dorf beerdigt werden. Denn der Kriegertod sei wie jeder gewaltsame Tod ein böser Tod, der den Betreffenden unfriedlich mache und ihn von dem Ort der Lebenden im Dorf ausschließe (S. 248), fürwahr eine so unkriegerische Auffassung, daß sie gegenüber dem heroischen Königtum in Amerika ein grelles Licht auf alle vorhandenen Unterschiede wirft, z. B. auch auf die weitgehende Verantwortlichkeit und Schwäche der königlichen Gewalt bei den Glidi (S. 223f.), die auch nicht im amerikanischen Sinne sakral ist, obwohl man von dem König die Herbeiführung des Regens durch Zeremonien verlangt.

Abgesehen von diesen allgemeinen Erwägungen, zu denen der Inhalt Anlaß gibt, beruht aber die Bedeutung des Buches gerade auf der anschaulichen Einführung in alle Einrichtungen von dem Leben des Einzelnen an bis zur Sippe, dem Stamm und dem Staat mit seinen Rechtsordnungen. Mit Recht wird man sich wundern, eine solche Fülle von Nachrichten, wie sie vielleicht über das Gemeinschaftsleben keines afrikanischen Halbkulturvolkes vorliegen, durch die Berichterstattung eines Glidi-Mannes Bonifatius Foli kennenzulernen. Diesen seit 1914 in Deutschland lebenden Foli hat der Verf. zu ungezwungenem Reden über die einzelnen Institutionen in seiner Muttersprache veranlaßt und im Laufe von etwa 10 Jahren so viel Material gewonnen, daß er es unternehmen konnte, die Texte in Glidi und Übersetzung unter Zuhilfenahme von Gesprächen mit Foli, von eigenen Beobachtungen und von Äußerungen anderer Eweleute zu einem Ganzen zu gestalten. Es ist so auch für die Kenntnis dieser Stämme, die durch europäische Einflüsse eine starke Zersetzung erfahren haben, vorteilhaft gewesen, daß ein mit ausgezeichnetem Gedächtnis begabter, noch in die früheren Zeiten hineinragender Eingeborener (geboren 1878) diese authentischen Mitteilungen von sich gegeben hat, eine Methode, an die man ja aus Nordamerika bereits gewöhnt ist. Man braucht nur die schon von Westermann 1931 herausgegebenen „Kindheitserinnerungen“ desselben Negers (Mittl. Sem. f. Orient. Spr. 34 S. 1—69 1931) und die in dem vorliegenden Buche angeführten Reden zu lesen, um von der Gedächtnistreue des Foli überzeugt zu werden.

Konr. Theodor Preuß.

Gieseler, W., 1936, *Abstammungs- und Rassenkunde des Menschen. I. Teil. Verl. Hohenlohesche Buchhandlung Ferdinand Rau, Oehringen 1936.*

Im Jahre 1928 erschien vom Verf. eine Anthropologie in der Zeitschrift „Die Neue Volkshochschule“, die von Studierenden gerne gelesen wurde. Vorliegendes Buch ist nun ein umfassenderes Lehrbuch, das reiches Wissen über abstammungskundliche Fragen vermittelt. Da es im Jahre 1933 schon abgeschlossen vorlag, sind die neuesten Funde von Palästina, Krapina, Kanjera und Steinheim zum Schluß in einem Anhang gebracht.

Ein kurzer Überblick bringt einiges über die Geschichte der Entwicklung anthropologischer Forschung. In der Arbeit werden die wichtigsten neueren Fragen besonders eingehend behandelt und Verf. läßt in jedem Kapitel die Forscher, die auf den betreffenden Gebieten Grundlegendes geschaffen haben, selbst zu Wort kommen. In der Einführung in die Abstammungskunde werden die wesentlichen

Punkte der Deszendenzlehre klargelegt, die oft nicht scharf genug auseinandergehalten werden. — Es folgen Kapitel über die lebenden und ausgestorbenen Affen, über Vorgeschichte der Eiszeit und Kulturperioden und über die steinzeitlichen Menschenfunde. — Über die Stellung des Neandertalmenschen (*H. neandertalensis*) zum heutigen Menschen (*H. sapiens*) äußert sich Verf. dahin, daß eine Entwicklung der einen Form aus der anderen nicht anzunehmen sei. Beide Formen gehen auf eine gemeinsame Wurzel zurück, die wohl außerhalb Europas entstanden ist. Der Gedanke kann jedoch nicht ausgeschlossen werden, daß sich „vielleicht doch an einigen Stellen Europas der Neandertalmensch und der einwandernde *H. sapiens* gemischt haben“. — Zum Schluß bringt Verf. Abstammungstheorien und eine anschauliche Zusammenstellung menschlicher Sondermerkmale. Die zahlreichen Bilder, 96 Kunstdrucktafeln, 105 Abbildungen im Text, sind gut zusammengestellt, einige sind neu. Sprache und Ausdruck sind klar und deutlich, Fremdworte sind vermieden. Ein Schrifttumsverzeichnis wird dem zweiten Bande des Werkes „Rassenkunde des Menschen“, dem wir voller Erwartung entgegensehen, beigelegt. S. Ehrhardt, Berlin-Dahlem.

Weinert, H., 1932, Ursprung der Menschheit. Über den engeren Anschluß des Menschengeschlechts an die Menschenaffen. Verlag Enke, Stuttgart.

Das Buch ist dem Andenken Ernst Haeckels gewidmet. Auf seinen Grundideen über den menschlichen Stammbaum und den grundlegenden Arbeiten von Schwalbe u. a. fußend baut Verf. einen neuen Stammbaum auf, der den engeren Anschluß des Menschen an die Menschenaffen und niederen Primaten zeigt. — Einleitend bespricht er die systematische Stellung der Herrentiere, der Primaten, und versucht an Hand von paläontologischen Erkenntnissen und anatomisch-physiologischen Merkmalen (Stirnhöhle, Interorbitalbreite, Os centrale, Muskeln, Aortenabzweigung, Lungenlappen, Spermien, Blutserum-Diagnostik) die Anthropomorphen — Orang, Gorille, Schimpanse, Mensch — innerhalb der Gruppe der Anthropoiden einzuordnen und gegeneinander abzugrenzen. Nach Berücksichtigung weiterer Merkmale (innere Schädelgröße, os Maxillare oder incisivum, Gebiß, Foramen spinosum, Schädelkapazität, Körpergewicht, Gaumenfalten, äußeres Ohr, Nierenpapillen u. a.) spaltet Verf. die Gruppe — Gorille, Schimpanse, Mensch — auf in:

Summoprimates: Gattung *Anthropopithecus* (afrikanische Menschenaffen)

a) Art: Gorilla

b) Art: Schimpanse.

Gattung oder Unterfamilie: *Homo* oder *Hominidae*, Menschen.

a) Art: *Homo sapiens*, Mensch.

Schon früh hat sich der Zweig des Orang, noch früher der des Gibbon vom allgemeinen Anthropoidenstamm getrennt, zuletzt im frühen Diluvium der Stamm Schimpanse — Mensch, die sich verwandtschaftlich am nächsten stehen.

W. bringt weiter eine Beschreibung der frühesten Menschenformen. Ausführlich behandelt er den Neandertalfund und die Frage der Entstehung und des Verbleibs des *H. neandertalensis*. W. neigt dazu einen direkten Übergang vom *H. sapiens* zum *H. neandertalensis* anzunehmen. Nicht ganz einleuchtend sind die Beweise für die „jetztzeitlichen Neandertalformen“. So legt Verf. dem Merkmal des knöchernen Augenwulstes eine stammesgeschichtliche Bedeutung bei, die ihm nicht ganz zukommt, da es sich hier mehr um ein dynamisches Verhältnis im Wachstum zwischen Gehirnschädel und Gesichtsschädel handelt. — Weiter behandelt W. den *H. sapiens fossilis*, den *H. sapiens recens* und die heutigen Menschenrassen und betont besonders die Einheit der Menschheit des *H. sapiens*. Zum Schluß bringt Verf. ein Kapitel über Menschwerdung (Ort, Zeit, Ursachen, Feuergebrauch, aufrechter Gang u. a.) und ein Bild über einen neuen Stammbaum der Herrentiere.

Das Buch ist reich bebildert und ist durch seine anschauliche Schilderung und durch die Fülle des Stoffes noch heute eine grundlegende Zusammenfassung über die Stammesgeschichte des Menschen. S. Ehrhardt, Berlin-Dahlem.

Weinert, H., 1930, Menschen der Vorzeit. Ein Überblick über die altsteinzeitlichen Menschenreste. Mit 61 Textabb. Verlag Enke, Stuttgart.

Das Buch ist vor sechs Jahren erschienen, einer Zeitspanne, in der eine Reihe neuerer bedeutender menschlicher Skelettfunde gemacht werden konnten. W. gibt hier eine zusammenfassende Beschreibung über die altsteinzeitlichen Menschenreste, die bis dahin nur in Einzelarbeiten vorlag und in dieser geschlossenen Form

fehlte. Einleitend bringt er einiges über Eiszeittheorien und menschliche Kulturperioden. Der ganzen Behandlung des Stoffes liegt die Stammesgeschichte zugrunde, ohne die ein Verständnis der einzelnen Fragen gar nicht erwartet werden kann. Entsprechend dem geringen Umfang des Buches konnte nur das Wesentliche für die einzelnen Funde gebracht werden. Im Schrifttumsverzeichnis sind nur Arbeiten aufgeführt, die das Problem des Vorzeitmenschen mit größerem Schrifttumsverzeichnis behandeln.

Der Fund von *Eoanthropus* wird von W. als eine Form gesehen. Er schreibt hierüber auf S. 32: „So schmerzlich es auch geradezu ist diesen Oberschädel und diesen Unterkiefer zusammen zu vereinigen, so muß man anerkennen, daß der eine doch nicht so ganz menschlich und der andere ebenso nicht ganz äffisch ist. Zwischen beiden steht der Eckzahn.“ — Sehr ausführlich wird der Neandertaler und seine körperliche Beschaffenheit behandelt, wobei neben einer Reihe Abbildungen auch die Rekonstruktion des Skeletes eines Neandertal-Mannes, das schon an anderer Stelle veröffentlicht ist, gebracht wird. — Der *Pithecanthropus*-fund wird als menschlicher Fund beschrieben. Schädelknochen und Oberschenkel gehören nach W. zu einem Individuum. — Zur Unterscheidung früher Funde des *Homo sapiens* von der heute lebenden Form führt W. die Bezeichnung *Homo sapiens fossilis* und *Homo sapiens recens* ein. Der Beschreibung jungsteinzeitlicher Funde schließt er die ausländischen Funde an.

Verf. schließt mit einer kurzen Betrachtung über die stammesgeschichtliche Bedeutung des altsteinzeitlichen Menschen für den *Homo sapiens recens*.

Wenn das Buch auch vor sechs Jahren erschienen ist, kann es nicht als veraltet gelten. Es wird zur Einführung in diese Fragen und zum Nachschlagen immer einen Wert behalten.

S. Ehrhardt, Berlin-Dahlem.

Schemann, L., 1934, Deutsche Klassiker über die Rassenfrage. Lehmann, München.

Dieser kurze Abriß ist ein Auszug aus dem großen Werk „Rassenfragen im Schrifttum der Neuzeit“. Es konnte hier nur eine beschränkte Auswahl getroffen werden, die in einer Reihenfolge entsprechend der im großen Werk hier folgen. Kant, Lessing, Wieland, Herder, Goethe, Schiller, Fichte, Schopenhauer, E. v. Hartmann, Nietzsche, Luther unter den Philosophen, Friedrich der Große, Frhr. v. Stein, Bismarck unter den Staats- und Sozialwissenschaftlern, Hutten, Arndt, Lagard, Chamberlain, Moeller van den Bruck unter den deutschen Denkern. — Der Rassengedanke wird von jedem bewußt oder unbewußt betont, steht hier und da im Kampf und kommt endlich zum Durchbruch. — Um die Definition des Begriffes „Rasse“ und um die Anwendung der Rasse im Völkerleben und in der Geschichte hat sich schon Kant bemüht. Besonders sei hier noch hingewiesen auf die Aussprüche Schopenhauers von der „wirklichen und gründlichen Veredelung des Menschengeschlechts“, die ganz im Sinne unserer neueren Rassenhygiene gedacht sind. S. Ehrhardt, Berlin-Dahlem.

Schultz, B. K., 1935, Rassenkunde deutscher Gaue. Bauern im südlichen Allgäu, Lechtal und Bregenzer Wald. Verlag Lehmann, München.

Das Hauptuntersuchungsgebiet umfaßt die Gemeinden Oberstdorf, Schöllang, Bolsterlang, Obermaiselstein und Tiefenbach im südlichen Allgäu, die durch ihre abgeschlossene Lage für eine Bevölkerungsuntersuchung sehr geeignet erschienen. Insgesamt wurden untersucht 844 Personen, davon angestammte Leute aus dem oberen Allgäu 697. Die Gesamtarbeit bringt fast ausschließlich rein anthropologische, insbesondere rassenkundliche Ergebnisse, wobei zu der Beschreibung der einzelnen Maße und Merkmale eine große Zahl von Abbildungen und graphischen Darstellungen beigegeben sind. — Die Ergebnisse werden mit denen anderer Untersuchungen aus Nord-, Mittel- und Süddeutschland, aus der Schweiz und mit Untersuchungen aus Skandinavien verglichen und zum Schluß des Buches in übersichtlicher Weise in Tabellen zusammengestellt. — An die Beschreibung von Einzelmerkmalen schließt sich ein Kapitel über Merkmalsverbindungen an. Aus den Darstellungen ist zu ersehen, daß gewisse Merkmalsverbindungen häufiger, andere seltener auftreten, daß den häufigsten Merkmalsverbindungen der Männer keinesfalls die der Frauen entsprechen, so, daß es sich bei dieser Bevölkerung um eine noch nicht ausgeglichene Mischung zwischen mehreren durch verschiedenartige Merkmalshäufungen ausgezeichnete Rassengruppen handelt.

Das Buch ist reich bebildert, die Kopfaufnahmen sind gut zusammengestellt und geben ein anschauliches Bild von der Bevölkerung des südlichen Allgäu.

S. Ehrhardt, Berlin-Dahlem.

Märker, F., 1934, Charakterbilder der Rassen. Frundsberg-Verlag, Berlin.

Mit Hilfe von Physiognomik und Phrenologie versucht Verf. Verbindungen herzustellen zwischen den verschiedenen Körpermerkmalen und den einzelnen Charaktereigenschaften. In seinen Schlußfolgerungen geht er jedoch viel zu weit, wenn er z. B. auf S. 18 schreibt: „Ist das Nasenende schmal wie eine Kralle gekrümmt, also in die eigene Brust zurückweisend: Neigung zur Verkapselfung in die Welt der eigenen Brust, zur Isolierung“ usf. — „Ist das Nasenende saugnäpfartig breit und nach oben gehend: Zugänglichkeit bis zur Selbstaufgabe; Welt-offenheit, Verführbarkeit“ usf. oder S. 37 über die ostische Rasse: „Es ist zu bedenken, daß die ostische Nackenzone (im Gegensatz zu der dinarischen) breit und lastend ist, d. h. daß die organischen Triebe nicht vorwärtsdrängend, sondern auf Reize wartend sind.“ — Die methodischen Schwierigkeiten, denen die Rassenpsychologie begegnet, kennt Verf. nicht und wird ihnen in keiner Weise gerecht. Es muß entschieden abgelehnt werden derart Schlußfolgerungen zu ziehen.

S. Ehrhardt, Berlin-Dahlem.

Geipel, G., 1935, Anleitung zur erbbiologischen Beurteilung der Finger- und Tastleisten. Verlag Lehmann, München.

Einleitend bringt Verf. einen kurzen geschichtlichen Überblick. Sehr genau werden die einzelnen Typen und Kennzeichen der Fingerleisten beschrieben: Bogen, Tannenbogen; Schleifen (radiale, ulnare, Muschelschleifen), Wirbel (I innere, äußere, mittlere, II kreisförmige, elliptische oder spirale, III Zentraltasche, Seitentasche, Zwillingschleife oder Haubenschleife — als „Haubenschleife“ bezeichnet Verf. eine Schleife, die sich über ein anderes Muster legt —, IV rechts- und linksgewundene Spirale, Doppelspirale oder Doppelschleife, V zufällige Wirbel). Es folgt eine Anleitung über die Anfertigung von Finger- und Handabdrücken und eine Beurteilung über den quantitativen Wert des Musters und seiner Ermittlung. Für das Längen-Breitenverhältnis, den Formindex, der Tastleisten wird die Gruppeneinteilung von Bonnevie beibehalten. Zur Bestimmung des Index wird die Verwendung zweier Binominalkurven vorgeschlagen, indem der eine Musterschenkel bei der Abzählung an die Kurve angeglichen wird. G. findet ferner einen Rhythmus im Wechsel des Formindex von Finger zu Finger. Ausführlich wird über die Erblizkeit der Fingerleisten und über die Verwendbarkeit bei Vaterschaftsgutachten berichtet. Der letzte Abschnitt bringt alles Wissenswerte über Leistenbilder der Handfläche.

Das Buch ist zum Einarbeiten in dieses Gebiet und zum Nachschlagen sehr geeignet.

S. Ehrhardt, Berlin-Dahlem.

Sieglin, W., 1935, Die blonden Haare der indogermanischen Völker des Altertums. Eine Sammlung der antiken Zeugnisse als Beitrag zur Indogermanenfrage. Verlag J. F. Lehmann, München.

Durch Anregung des Verlegers J. F. Lehmann hat S. sich entschlossen, vorliegendes Buch herauszugeben. Es bietet eine schöne Sammlung von Angaben der Griechen und Römer über ihre und ihrer Nachbarn Haarfarbe, Angaben über die Haarfarbe bei Bildwerken, bei Göttern, Heroen und Romanhelden. — Weniger zur Aufgabe des Buches gehören seine einleitenden Betrachtungen über die Herkunft der Indogermanen, deren Heimat er in Südrußland zu finden glaubt und deren Entstehung er auf eine westische Rasse zurückführt. — Wenn auch die Ansichten des Verf. über diese Fragen etwas abseits stehen, so mindern sie nicht den Wert der reichen Quellensammlung.

S. Ehrhardt, Berlin-Dahlem.

Fürst, C. M., 1933, Zur Kenntnis der Anthropologie der prähistorischen Bevölkerung der Insel Cypern. Lind.

Die Ausgrabungen der Insel Cypern wurden unter der Leitung des Privatdozenten Gjerstad aus Uppsala vorgenommen. Das Skeletmaterial stammt aus den Fundorten Lapithos, Melia (Ajios Jakovos) und Enkomi und gehört der Bronze- und Eisenzeit an. Das Material war zum großen Teil stark beschädigt; über die Körperhöhe konnte daher nichts Genaues ausgesagt werden. An Schädeln wurden untersucht: aus Melia, Bronzezeit 37, aus Enkomi, Bronzezeit 44, aus Lapithos, Bronzezeit 5, Eisenzeit 15 (400 v. Chr. 1 Schädel). Soweit man aus den Schädeln von Lapithos schließen konnte (5 dolichokran, 7 mesokran, 8 brachykran),

war in L. in der frühen Bronzezeit eine gemischte aus anderen Volkselementen zusammengesetzte Bevölkerung vorhanden als im Binnenlande und im südlichen Seehafen von Enkomi. Von 47 nicht deformierten Schädeln von Erwachsenen aus Melia und Enkomi waren drei dolichokran, 11 mesokran, 33 brachykran, in E. etwas weniger als in M. Das Verhältnis von Länge, Breite und Höhe bringt Verf. durch die TrI (Tres Indices) zum Ausdruck. Im ganzen konnte doch eine große Zahl von Maßen an den Schädeln genommen werden, die in Tabellen aufgeführt sind.

Die Schädel von Melia bilden ein einheitliches Material, das man mit v. Luschens als „armenoid“ bezeichnen kann und das der Bevölkerung der Hettiter angehört haben mag. Verf. nimmt auf Grund der Schädelkunde von M. und E. an, daß die Armenoiden gleichzeitig, etwa 1600 v. Chr. sowohl nach M. wie nach E. gekommen sind. Überraschend ist, daß hier für die Bronzezeit Vertreter der Mittelmeerrasse gänzlich fehlen. — Die Schädel von L. aus der Eisenzeit, 22 Sch., zeigen eine Zunahme der langschädlichen Formen. Verf. schreibt, daß die Rasse der Urbevölkerung nach den Fundstellen im Binnenlande mit der armenoiden übereinstimme. Da jedoch 2 Kranien aus M. aus früheren Gräbern einen anderen Rassetypus aufweisen, müsse man mit der Angabe von Rassencharakteren des cyprischen Ursprungsvolkes vorsichtig sein. Sehr zu beachten ist der Abschnitt in dem Verf. über Schädeldeformationen, Näheres berichtet und für die typisch cyprischen Formen (ein flachgepreßter nach hinten abfallender Scheitel, wodurch ein zugespitzter Nacken und eine vorgebuchtete Stirn zustande kommt) den Entstehungsort in E. annimmt. — Die sehr gründliche Arbeit, der eine reiche Zahl von Abbildungen beigegeben sind, ist ein wertvoller Beitrag zur Rassengeschichte von Cypern.
S. Ehrhardt, Berlin-Dahlem.

Die Deutsche Volkskunde. Bd. I. Textband. Bd. II. Bilderatlas.
Herausgegeben von Prof. Dr. Adolf Spamer, Reichsleiter der Abteilung
Volkskunde in der Reichsgemeinschaft der Deutschen Volksforschung.
Verlag Bibliographisches Institut A.G., Leipzig 1934 und 1935.

In zwei wohlgerundeten Bänden mit rund 840 Seiten Text, 740 Abbildungen auf 240 Kunstdrucktafeln, 8 farbigen Tafeln, 4 Originalbeilagen und einem Verzeichnis des volkskundlichen Schrifttums mit 2416 Titeln sowie einem ausführlichen Personen- und Sachverzeichnis hat A. Spamer unter Mitarbeit von 32 Fachgelehrten ein Werk geschaffen, das nicht nur einen Abriß der deutschen Volkskunde, sondern zugleich auch eine Grundlage darstellt, von der aus die Beziehungen zu den Nachbarwissenschaften in ganz vorzüglicher Weise erhellt werden, und, was uns noch bedeutsamer erscheint, der Weg zu neuen Zielsetzungen gewiesen und zugleich freigemacht wird. Gleichgültig, von welcher Seite man an das Werk herantritt, ob man Hinweise, Überblicke oder nachschlagend Rat sucht, fast immer wird man das Gesuchte in fast durchwegs musterhafter Art finden. In diesem Zusammenhang sei ganz besonders auf den neuartigen Aufbau des zweiten Bandes verwiesen. Das Wagnis jeder Bildseite eine Textseite, die kurz erläuternd vor allem die größeren Zusammenhänge aufdeckt, gegenüberzustellen, ist wirklich voll geglückt. In Einzelheiten wird gewiß noch manch kleine Verbesserung¹⁾ oder besser ausgedrückt ein „noch-mehr“ möglich sein, aber in der großen Zusammenschau des Stoffes, die schon dieser erste Versuch bietet, ist schon jetzt soviel gegeben worden, daß der Hoffnung Ausdruck gegeben werden muß, daß Spamers Worte „... man könnte sich eine Volkskunde von eindringlicher Anschauungskraft denken, die in zwei oder drei Bänden Bild an Bild in folgerichtiger Sichtung reihte, um in den jene Bilder begleitenden Textseiten den vollen Kreis der Forschung so zu umreißen und ihre Fragestellung am Einzelbeispiel derart abzuhandeln, daß kurze, einleitende Kapiteltexte genügten, die allgemeineren Forschungsergebnisse sowie die künftigen Forschungswege und Ziele genügend klarzustellen“ (Vorwort zum 2. Band) bald in die Tat umgesetzt werden mögen.

Eingeleitet wird die Reihe der Abhandlungen durch einen trefflichen Beitrag des Herausgebers selbst: „Wesen und Aufgabe der Volkskunde.“ In großen Strichen wird der Umfang und die Eigenart des ganzen Stoffgebietes umrissen und daraus die Fragestellung und Zielsetzung erläutert. Gleich ob die Forschung mehr dem geschichtlichen Werden oder mehr der Gegenwart zugewendet ist, letzte Aufgabe ist immer „die Erforschung des Volkstümlichen im Volkshaften, der geistig-seelischen Substanz und Lebenshaltung des Volksmenschen in der Volksgemeinschaft“. Anschließend schildert Georg Fischer kurz die Geschichte der volkskundlichen

¹⁾ So sind z. B. S. 57 im begleitenden Text wohl durch eine stilistische Flüchtigkeit, die übersehen wurde, Erstkommunion und Firmung, die ja nicht an einem Tag gefeiert werden, zusammengefallen.

Beschäftigung und Forschung von den ersten Anfängen im Mittelalter, die freilich nur eine Beschäftigung um einen besonderen Zweck (Kampf gegen Reste des Heidentums) darstellt, bis zur Gegenwart. Artur Haberland behandelt „Volkskunde und Völkerkunde“, wobei er besonders auf das Gemeinsame der beiden Fächer Gewicht legt. Leider geht er auf die rassische Bedingtheit aller Güter und Eigenschaften eines Volkes zu wenig ein und überschätzt die Triebkraft „gleicher“ Gedanken bedeutend. Von Bedeutung ist der Hinweis auf die europäische Volkskunde. Bei ihrer ausführlichen Behandlung vermisse ich aber jedes Eingehen auf die wichtige Tatsache, daß in einer großen Reihe von Nachbarvölkern seit der Völkerwanderungszeit auch germanisches Bluts- und damit auch Kulturerbe wirkt. Besonders hervorzuheben ist Adolf Helbok, Volkskunde und Siedlungsgeschichte. Dadurch, daß beide Wissenschaften sich gegenseitig als Hilfswissenschaft verwenden und außerdem eine ganze Reihe von Aufgaben gemeinsam zu betreuen haben, ist die Verbindung besonders eng, die nach den Ausführungen Helboks eine große Reihe schöner Ergebnisse erwarten läßt. Weniger gegliedert erscheint mir Carl Schuchhardt, Vorgeschichtliche Wurzeln der Volkskunde. Der Beitrag bringt im wesentlichen nur eine Zusammenstellung eigener Theorien des Verfassers, die in der Fachforschung wenig Gefolgschaft finden dürften. Verbindungslinien zwischen den beiden Forschungsgebieten werden leider kaum aufgezeigt, obwohl sie leicht greifbar gewesen wären. Abzulehnen ist auch die zu häufige Ableitung germanischer Kulturgüter aus dem Süden, sowie die zu niedere Einschätzung und zu späte zeitliche Einschätzung der nordischen Felszeichnungen. Ebenso wie sich in Keramik und Hausbau, bei Geräten und Waffen, in der Verzierungsart und beim Schmuck ein ständiges Aufbauen und Weiterwirken beobachten läßt, so auch bei der gesamten übrigen Kultur, die nicht oder nur zum Teil archäologisch faßbar ist. Leider wurde kein besonderer Beitrag aufgenommen, der diese Wurzeln der Volkskunde¹⁾ in der germanischen Altertumskunde behandelt. Diese umfaßt nach dem Vorgang von Grimm, Zeuß, Müllenhoff und Much alles, was ausgehend von den sprachlichen Quellen und den verschiedenen Nachrichten — verschieden sowohl in bezug auf Ausführlichkeit als auch Quellenwert — der antiken und frühmittelalterlichen Autoren mit Hilfe der altnordischen Altertumskunde (bes. Edden und Sagas), der deutschen Altertumskunde, wie sie heute besonders O. Lauffer pflegt, der deutschen Volkskunde und je nach dem besonderen Forschungsgebiet auch mit Hilfe der Keltistik, Slawistik und der europäischen Volkskunde, wobei wieder die der nordischen Völker besonders hervortritt, zur germanischen Stammeskunde sowie zu ihrer Kultur-, Religions- und Geistesgeschichte in engster Fühlung mit den Ergebnissen der Vor- und Frühgeschichtsforschung gewonnen werden kann. Wieviel gerade dieses leider über Gebühr vernachlässigte Fach zu allen Gebieten der Germanenkunde zu geben vermag, zeigen, um nur einige Beispiele besonders herauszugreifen K. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde, J. Hoops, Reallexikon der deutschen Altertumskunde und zuletzt R. Much, Die Germania des Tacitus erläutert. Es wäre dringend zu wünschen, daß dieses Fach, dem außer ganz wenigen Pflegestätten an Universitäten keine Forschungsinstitute zur Verfügung stehen — durch diesen Mangel an Stellen ist die geringe Zahl des wissenschaftlichen Nachwuchses dieses Faches sowie die seltenen Publikationen zu erklären — stärker gefördert und auch in die Reichsgemeinschaft der Deutschen Volksforschung einbezogen würde.

Das Verhältnis von Altertumskunde in der oben genannten Art und der Bodenforschung ist ein wechselndes Auftreten als Hilfswissenschaft oder Ergänzung. Ähnlich ist das Verhältnis zur Volkskunde, wobei sie aber über die deutsche Altertumskunde (auch ihr ist kein eigener Beitrag gewidmet, vergleiche hierzu O. Lauffer, Deutsche Altertümer im Rahmen deutscher Sitte, Leipzig 1918, bes. 1ff.) in vielen Punkten die Grundlage zu bieten vermag. Da die germanische Altertumskunde selbst wieder auf die indogermanische Altertumswissenschaft aufbaut, die sie zu einem Teil auch selbst pflegt, führen also durch ihre Vermittlung die Fäden schließlich bis zum Urvolk der nordischen Rasse. Gewiß ist diese Möglichkeit, die in vergangenen Jahren überschätzt und heute vielfach unterschätzt wird, noch nicht in allen Fällen ausgewertet worden, aber hier muß eben die Forschung einsetzen und die auf allen Gebieten neuerworbenen Kenntnisse verwerten. Beim Glauben ist wenigstens bei Einzelheiten schon ein schöner Erfolg seit Jahrzehnten gesichert. Vgl. Jan de Vries, Germ. Religionsgeschichte I, 120, 126ff.

Friedrich Pfister „Der Volksglaube“ gibt über dieses schwierige Gebiet aufbauend auf die Grundzüge der Schichtungen und der einzelnen Gruppen einen schönen Überblick, folgt aber in der Grundlegung leider Güntherts Indogermanentheorie, die mit den Ergebnissen der Vorgeschichte nicht zu vereinbaren ist. Lutz

¹⁾ „Man halte sich immer vor Augen, daß Volkskunde nicht Altertumskunde, sondern in erster Linie Gegenwartswissenschaft ist“ (A. Spamer).

Mackensen „Sitte und Brauch“ umreißt ihr Wesen und die geschichtlichen Vorgänge, die sie betreffen, und gibt zugleich über das ganze Gebiet einen feinen Überblick, wobei besonders die soziologischen Gegebenheiten berücksichtigt werden. Heinrich Marzell behandelt die Volksmedizin, Friedrich Maurer die Volkssprache, die nicht nur Mundarten, sondern auch Fach-, Standes und Berufssprachen umschließt. Die Frage der Namenforschung (Orts- und Flurnamen, Haus- und Hofnamen, Vor- und Familiennamen) lag außerhalb seines Planes, wurde aber auch sonst nicht berücksichtigt. Auch hier handelt es sich um ein Gebiet, das im engen Zusammenhang mit der Volkskunde steht, aber mit Ausnahme der etwas besser gepflegten Ortsnamenforschung gerade in den volkscundlich wichtigen Fragen noch ganz im Argen liegt. Reiche Ergebnisse lassen nach den Einzelforschungen, die bisher vorliegen, die Untersuchungen der Familiennamen für die Stammeskunde, zum Teil auch für das Brauchtum im engeren Sinn, vor allem aber wahrscheinlich durch besondere Untersuchungsarten auch für die Rassen- und Vererbungsforschung erwarten (vgl. G. Trathnigg, Rund um die Namenforschung, In „Der Wegweiser“ Berlin Jg. 2 Heft 8/9). Für stammeskundliche Einzelheiten werden Orts- und Flurnamenforschung noch viel beitragen können, während die Hausnamenforschung ebenso wie die Hofnamenforschung für das Brauchtum ebenso von Bedeutung sind, wie etwa die Wahl der Vornamen zu verschiedenen Zeiten. Bei diesen „Namenmoden“ spielt besonders die Übernahme kirchlicher Vornamen eine große Rolle, die meist viel zu früh angesetzt wird. — Eine Lösung dieser Fragen ist heute auch nur mehr durch großzügige Planung und Organisation, die entsprechende Institute als Mittelpunkt hat, möglich.

Eine ganze Reihe von Beiträgen ist der „sprachlichen“ Volkskunde gewidmet. Friedrich von der Leyen behandelt die Volkssage, Albert Wesselski die Formen des volkstümlichen Erzählgutes, Friedrich Ranke in sehr feiner Form das Märchen, Friedrich Panzer das Volksrätsel und überleitend zur Volksmusik Wilhelm Hansen und Johannes Koepp das Volkslied. Erwin Gniza gibt eine theoretische Erläuterung der Volksmusik-Forschung, und Wilhelm Hansen eine schöne Darstellung des Volkstanzes und Spieles. Die treffliche Arbeit von Hans Moser über das Volksschauspiel ist in einzelnen Punkten durch die Forschungen Robert Stumpfls (Kultspiele der Germanen, Berlin 1936) überholt worden. Konrad Hahms Darstellung gibt einen kurzen Überblick über die Grundzüge der deutschen Volkskunst, der sich um eine Reihe schöner Beobachtungen gliedert. Die Werkstoffe der Volkskunst behandeln die Beiträge von Joseph Müller, Oswald A. Erich, Wolfgang Schuchhardt und Walter Bernt. Bruno Schier behandelt in einer Reihe von Abschnitten die Verbreitung der verschiedenen Hausformen, der Hausteile und anschließend die zahlreichen geschichtlichen Probleme mit schönen Überblicken und zahlreichen kleinen Einzelergebnissen. Erwünscht wäre zu diesem Beitrag eine kleine Reihe von Grundrissen gewesen. Viktor von Geramb „Die Volkstrachten“ bringt außer Überblicken, Fragestellungen und schönen Hinweisen auch noch eine feine Darstellung der Methode. Eine besonders schwierige Aufgabe, weil die Vorarbeiten noch weitgehend fehlen, hatte Martin Wähler, Der deutsche Volkscharakter übernommen, die sehr schöne Ergebnisse zeitigte; für Süddeutschland und Österreich wurden freilich manchmal etwas schiefe Bilder gezeichnet. Der letzte wissenschaftliche Aufsatz — ihm folgt nur noch Herbert Bellmann, die volkscundliche Organisation des In- und Auslandes — schließt den Kreis und richtet den Blick nochmals einprägsam auf Bedeutung und Ziele der Volkskunde: Eugen Fehrle, Ziele der deutschen Volkskunde. — Zu nennen sind noch die Beiträge von Otto Görner (Volkslesestoff), Eberhardt von Künßberg (Volkskunde und Recht), Herbert Freudenthal (Volkskunde und Volkserziehung) und Georg Koch (Volk und Religion). Gilbert Trathnigg.

Richard Wolfram, Schwerttanz und Männerbund. Bärenreiter-Verlag, Kassel. Lieferung 1—2.

Als Frucht jahrelanger Arbeit liegen nun die ersten beiden Lieferungen der großangelegten Arbeit von W. vor, die nicht nur die heutige Verbreitung des Schwerttanzes, die ja über die Grenzen der germanischen Staaten hinaus reicht, beleuchtet, sondern auch den Wurzeln und Trägern dieses Brauchtumes nachgeht. Von besonderer Bedeutsamkeit ist es, daß W. diese Tänze alle selbst beherrscht und dadurch viel tiefer in ihr Wesen eindringen konnte, als es den bisherigen Bearbeitern möglich war. Daß es ihm gelungen ist, die Zahl der bekannten Schwerttänze, die im zweiten Band mit Melodien, Beschreibung und Brauchtum veröffentlicht werden sollen, bedeutend zu erhöhen, sei schon jetzt vorweggenommen. Die vorliegenden Lieferungen behandeln das Vorkommen des Schwerttanzes in den Städten und auf dem Land, wobei in beiden Pflgestätten zwischen dem eigentlichen Schwerttanz und dem Reittanz unterschieden werden muß. Anschließend daran verfolgt

W. den Schwerttanz in seiner ganzen geographischen Verbreitung, wobei es bedeutsam ist, daß er nur in jenen Ländern auftritt, die entweder germanisch bedingt oder wenigstens germanischen Bluts- und Kultureinfluß erfahren haben. Als Ausgangspunkt dieses Brauchtums konnte W. im Anschluß an Meschke einwandfrei den germanischen Schwerttanz feststellen. Der Abschnitt über die Bedeutung des Schwerttanzes sowie über die ältesten Quellen konnte in der letzten vorliegenden Lieferung erst begonnen werden. Besonders sei auch auf das außerordentlich schöne Abbildungsmaterial hingewiesen, das die Ausführungen trefflich ergänzt. — Im Interesse aller beteiligten Wissenschaften wäre ein möglichst schnelles Erscheinen der weiteren Lieferungen sehr erwünscht. Gilbert Trathnigg.

Deutsches Volkstum. Herausgegeben von John Meier. Band 4: Friedrich Pfister, Deutsches Volkstum in Glauben und Aberglauben. IX, 161 Seiten. 1936. Band 5: Paul Geiger, Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch. VIII, 226 Seiten. 1936. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig.

F. Pfister erläutert in einem größeren einleitenden Abschnitt methodischer Art die Formen des Volksglaubens überhaupt und gibt dann in den weiteren Abschnitten geordnet nach Sachgebieten einen Überblick über die im deutschen Glauben und Aberglauben vorkommenden Anschauungen und Bräuche. Im zweiten Teil des Buches geht P. von der germanischen Wurzel aus und erläutert das Werden der heutigen Formen durch das Aufzeigen des gesichtlichen Werdens, das sowohl eigenes Wachstum als auch Aufnahme von fremden Einflüssen — bes. durch die Aufnahme des Christentums — umfaßt. Die besondere Bedeutung des Buches liegt vor allem in dem Versuch ein allen Erscheinungsformen wirklich gerecht werdendes methodisches System durchzuführen, das sowohl die einzelnen Schichten klar abhebt, als auch die Verbindungsfäden deutlich hervortreten läßt. — Auch das Buch von Paul Geiger gliedert sich wieder in zwei Teile. Im ersten werden die einzelnen Elemente des Brauchtums auf ihren Gefühlswert, auf ihre Ausdrucksmöglichkeit und auf ihre Bedeutung innerhalb des gesamten Brauchtums untersucht. Abschnitte über Entstehen und Leben d. h. Entfaltung und Wandlung des Brauchtums sowie über seine Rolle im Gemeinschaftsleben geben die Grundlage, auf der sicher aufgebaut werden kann. Der zweite Teil des Buches gibt einen schönen Überblick über das deutsche Brauchtum, der die Hauptmerkmale des deutschen Brauchtums deutlich erkennen läßt. Besonders genaue Behandlung erfuhren dabei die noch lebenden oder erst kürzlich erloschenen Sitten und Bräuche. — Im Vorwort bezeichnet G. als sein Ziel „die Entwicklung des Brauches aus ihr das innere Verhältnis des Volkes zu seinen Bräuchen zu erkennen und ihre Bedeutung für das Volksleben festzustellen“. Dies ist auch in weitem Umfang gelungen, obgleich die Beschränkung auf einen mäßigen Band die Aufgabe bedeutend erschwerte. Gilbert Trathnigg.

Immenroth, W., Kultur und Umwelt der Kleinwüchsigen in Afrika. Studien zur Völkerkunde. Herausgegeben von Plischke und Reche. Leipzig, Verlag Werkgemeinschaft, 1929.

Das Pygmäenproblem ist durch P. W. Schmidts Forschungen zu einem anspruchsvollen und viel umstrittenen Gegenstand der ethnologischen Forschung geworden. Die behauptete „Urkultur“ der afrikanischen Pygmäen stellt sie mitten hinein in die ganze Problematik ältester menschlicher Kulturäußerungen überhaupt.

Die vorliegende Arbeit hat das Besondere, daß sie von allem allzu Fraglichen absieht und die Tatsachen schlicht aneinanderreihet, vor allem sie auf die Umwelteinflüsse hin überprüft. Das genannte Aneinanderreihen wurde allerdings nicht immer ganz kritisch durchgeführt. Quellen minderen — oft sehr minderen — Wertes stehen neben hochwertigem Beobachtungsmaterial. Wichtig ist, daß ein Großteil der modernen und entscheidenden Forschungen (so Trilles Arbeit über die Gabun-Pygmäen und Schebestas „Bambut“, die Ergebnisse dieses besten Pygmäenkenners von seiner ersten Reise) noch verwertet werden konnten.

Mit Recht lehnt J. die These von einem genetischen Zusammenhang von Buschmännern und Pygmäen ab. Er erfaßt ganz richtig, neben allerlei anderen Kulturelementen höherer Entwicklung bei den Buschmännern, deren steinzeitliche Ergologie und Felsbildkunst als entscheidende Trennwerte. Die Buschmänner als pygmoide Mischform anzusprechen, wie der letzte Ausweg einiger Vertreter des postulierten Zusammenhanges lautet, kann auch nicht anerkannt werden. Die Untersuchungen der Referenten, der die Buschmänner in eine besondere religions-

ethnologisch und mythologisch gut faßbare eurafrikanische Steppenjägerkultur Afrikas gestellt sehen will (s. Baumann: „Die Kulturkreise Afrikas“ in „Afrika“ 1934, Bd. VII, S. 134ff. und „Schöpfung und Urzeit des Menschen im Mythos der afrikanischen Völker“. Berlin 1936, S. 6ff. und 388ff.) ergeben höchstens die Möglichkeit eines lange dauernden Nebeneinanderwohnens von Buschmännern und Pygmäen etwa am Nord- und Ostrand des Kongowaldes, wodurch die physischen und kulturellen — durchaus nicht überwältigenden — Ähnlichkeiten beider Gruppen verständlich würden.

Es ist richtig, wie es J. abschließend tut, das Verhältnis von Buschmännern und Pygmäen etwa so zu kennzeichnen: „Die Kultur der Kleinwüchsigen in Afrika zeigt zwei verschiedene, räumlich getrennte Formen, die sich ihrer Umwelt in hohem Maße angepaßt erweisen, die aber durch ihre Umwelt allein nicht in ihrer Eigenheit bedingt sind, sondern vermutlich zwei zeitlich verschiedene Stufen der Menschheitsentwicklung darstellen.“

Es ist weiter festzustellen, daß auch J. trotz Berücksichtigung aller vorgebrachten Gegenargumente zu der Auffassung kommt, daß die Buschmänner irgendwie mit der Capsienbevölkerung des prähistorischen Nordafrika zusammenhängen müssen. Dem unbefangenen, nicht durch Hyperkritik eingeengten Blick muß das tatsächlich als ausgemacht erscheinen.

H. Baumann.

Germann, Paul Dr., Die Völkerstämme im Norden von Liberia.,
Ergebnisse einer Forschungsreise im Auftrage des staatlich-sächsischen
Forschungsinstituts für Völkerkunde in Leipzig in den Jahren 1928/29.
24 Abb., 37 Taf. u. 1 Karte. Leipzig 1933. R. Voigtländers Verlag.

Germann besuchte 1928/29 Liberia, um vor allem ethnographische Sammlungen für das Leipziger und Berliner Museum für Völkerkunde zusammenzubringen. Der Aufenthalt war allerdings recht kurz bemessen, so daß für die eigentliche Feldarbeit nur wenige Monate in Frage kamen. Wesentliche Neukenntnisse über Religion und Gesellschaft der besuchten Stämme kann man also nicht erwarten. Um so erfreulicher ist, daß neben Westermanns „Kpelle“-Buch, das in erster Linie diese Kultursphären erhellet, nunmehr in Germanns Werk die Ergologie zu Wort kommt. Gerade dieser — naturgemäß größte — Abschnitt zeigt den erfahrenen Museumsfachmann auf Schritt und Tritt, der weiß worauf es bei Dingen der materiellen Kultur ankommt.

Germann besuchte die Mande-Fu-Stämme der Gbande und Toma (Buzi), die den Kpelle verwandt sind, und weiter die Gissi (Kissi), die mit den Gola zusammen den „westatlantischen“ Semi-Bantu anzuschließen sind. Die Gissi haben sich in ziemlich großem Umfang von der Durchdringung durch die Mandingo freihalten können, was den Gbande weniger gut gelang, da sie direkt unter die Mandingoherrschaft kamen. Die Gissi stammen offenbar aus dem Norden; hamitischer Einfluß sei „unverkennbar“. Die Gbande wanderten ebenfalls nach Süden in die von den Gola verlassenen Gebiete, und auch die Toma-Buzi folgten diesem allgemeinen Zug in den Urwald und zur Küste, gedrängt von den Mande-Tan (als „Comendi“ bekannt und langsam Nordliberia durchdringend).

Germanns Beschreibung der materiellen Kultur der von ihm besuchten Stämme wird durch ausgezeichnete Abbildungen unterstützt, vor allem Zeichnungen, die der Verfasser selbst anfertigte und die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Hier wäre lediglich zu wünschen gewesen, daß die auf Tafeln zusammengestellten Skizzen an Ort und Stelle gleich mit den nötigen Herkunftsangaben versehen worden wären, so daß man nicht gezwungen ist, stets im Text die Lokalisationsangabe aufzusuchen.

Kulturhistorisch gesehen, erweist sich das nordliberianische Gebiet als ein Schlachtfeld der durch die Mande-Tan eingeschleppten neusudanischen Kultur-elemente und dem im Waldland bei den „westatlantischen Splittervölkern“ und den erst rezent mandeisierten Mande-Fu des Urwaldes besser erhaltenen westafrikanischen und altnigritischen Kulturstil. Der westafrikanischen Kultur gehören an die Maskentänze, Geheimbünde, Schlitztrommeln, die charakteristisch Buschweihen, die Stelzen, das Eisengeld, die Kugelflöten, die Stäbchenkammer, der Palmrippenhocker, viele Flechtwaren, die Bogenform, Reste der viertägigen Marktwoche und verschiedenes andere; als Altnigritisch zu werten ist die zylindrische Kegeldachhütte, die in ihrer Inneneinrichtung aber viel von der altmediterranean Lehmarchitektur übernahm (Bänke usw.), viel Ackerbrauch und -gerät, Züge im plastischen Formenschatz und vieles andere.

Jungsudanisch ist allerlei durch die Comendi eingeschleppte Rechts- und Staatssitte, der Dreizackspeer, die zwei Formen der Männertrittwebstühle, die Baumwollverarbeitungsgesetze und der ganze Baumwollanbau, das Plangi-Färbverfahren, die Sanduhrtrommel, Stablaute usw.

Von besonderem Interesse sind die bemalten Hütten und die plastischen Arbeiten der Gissi, die von den Novizen während der Buschzeit nachts und bei Verbot des Sprechens hergestellt werden. Sie unterliegen der Kritik der Älteren und sind gewissermaßen den Felsmalereien der Habbe-Weihlinge und den geheimnisvollen Symbolplastiken der Mädchenweihen am Sambesi und Nyassa zu vergleichen.

H. Baumann.

Wilhelm Blohm, Die Nyamwezi. Gesellschaft und Weltbild. Mit 22 Taf. Hamburg, Friederichsen, de Gruyter, 1933.

Diese vorzügliche Monographie, der ein ergologischer, ebenso wertvoller Band vorausging, liefert einen weiteren Baustein zur Ethnographie unserer ehemaligen Kolonie Deutsch-Ost-Afrika und ist — da die Publikationsmittel z. T. wieder von der Hamburger wissenschaftlichen Stiftung gegeben wurden — einer jener Beweise des deutschen Kolonialwillens und der Kolonialfähigkeit, die sich sogar noch so lange nach der unqualifizierbaren Wegnahme unseres Schutzgebietes dokumentieren. Blohm ist Missionar; aber sein Verständnis für den Eingeborenen geht tiefer noch als es die bloße „Seelsorge“ verlangt.

240 Texte (ohne Nyamweziwortlaut) bilden gewissermaßen das Gerippe, um das das Fleisch der zahlreichen, eingehenden Beobachtungen gelegt wird. Böschs Werk (Les Banyamwezi) wird durch diese Blohmschen Nyamwezi-Monographien wirksam ergänzt.

Blohm bringt auch einige Mythen, die schon Bekanntes wiederholen oder bestätigen, so die Geschichte vom sich vermehrenden Korn in der Urzeit, von der die Nutzbarkeit der Knollenfrucht entdeckenden und sie findenden Frau (Mythus vom „mißglückten Vergiften“, den wir auch sonst in Afrika finden, z. B. bei den Zulu, Ambo, Suto, Dschagga, Nandi. Siehe: H. Baumann: Schöpfung und Urzeit des Menschen im Mythos der afrikanischen Völker. Berlin 1936, S. 351f.).

Auffallend stark tritt, ähnlich wie bei den südlich benachbarten Safwa, der Komplex der Steppenjägerkultur in Erscheinung, obwohl die Grundlage der Kultur das altnigrische Pflanzentum ist. Das geht schon aus der besonderen Stellung der Jäger, der sehr lebendigen Gestalt eines „Wildhüters“ oder Jagddämons (Limudimi), der Sonnenverehrung und der urtümlichen Form des Totemismus hervor.

In der gut ausgebildeten Besessenheitsreligion zeigen sich Züge, die diese animistischen Phänomene mit den „pepo“-Kulten der Küste einerseits, den Dämonenkulten, die über Rhodesia bis Angola vordrangen („Mahamba“ usw.), andererseits verbinden.

Das Werk ist durch sehr gute Tafelabbildungen und vorzügliche Zeichnungen, die auch die ganze Ergologie illustrieren, ausgezeichnet.

H. Baumann.

Heinz Wieschhoff, Die afrikanischen Trommeln und ihre außerafrikanischen Beziehungen. Mit 68 Abb. auf Taf. und 35 Karten. Stuttgart, Strecker & Schröder, 1933.

Dieser zweite Band der „Studien zur Kulturkunde“ (herausgeg. von Leo Frobenius) widmet sich einem systematischen Studium eines einzigen Musikinstrumentes, den Felltrommeln, die in der Hornbostel-Sachs'schen Klassifikation unter der Hauptgruppe „Membranophone“ eingereiht sind und ihren wesentlichsten Teil ausmachen. Selten ist ein Musikinstrument so vielgestaltig wie dieses. Die von Wieschhoff sauber auseinander gehaltenen „Trommelemente“ ergeben drei Hauptgruppen: 1. die Trommelfellarten (Ziegen-, Schaf- und Rinderfelle, Antilopenfelle, Eidechsen- und Schlangenhäute, Leopardfell und Elefantenohr), wobei die Reptilhäute des zentralen Afrikas ihre nächsten Verwandten in Südost-Asien und Australonien finden. 2. Die Trommelspannung (Nagelspannung, Keilringspannung, Schnurspannung, Topfspannung, Klebspannung). 3. Die Trommelformen (Kesseltrommel, die ein- und zweifellige Zylindertrommel, die Konustrommel, die Faßtrommel, die Sanduhrtrommel, die Mörser- und Bechertrommel, die Rahmentrommel). Die Reibetrommel und die kultische Stellung der Felltrommel erfährt eine gesonderte Betrachtung.

Die angewandte Methode, die eingangs dargelegt wird und im allgemeinen die kulturhistorische ist, kann als richtig angesehen werden. Leider steht es mit der Quellenkritik nicht so gut wie mit den Interpretationen und Kombinationen der Tatsachen, ein Mangel der allen Frobeniusschülern wie ihrem Lehrer selbst vorgeworfen werden muß. Auch die souveräne Verachtung des Museumsmateriales, soweit es nicht von ihm selbst mitgebracht wurde, hat Frobenius leider seinen Schülern mitgeteilt. Zwar ist Wieschhoff weitaus gründlicher in der Heranziehung des

Quellenmateriales, aber schon ein Blick in das Literaturverzeichnis mit seinen großen Lücken und der erstaunlich hohen Zahl an fehlerhaften und mit Druckfehlern durchspickten Titeln zeigt, daß hier mehr Sorgfalt nötig gewesen wäre; dasselbe gilt ebenso von der Verwendung der Quellen. Aber sonst kann man wohl dem Verfasser zu seiner Arbeit beglückwünschen.

Die behandelten Trommelelemente ließen sich z. T. in eindeutiger Art bestimmten Kulturkreisen — in der Frobeniusschen Form — zusprechen. So wird Wieschhoff Recht behalten, wenn er die Nagel- oder Pflockspannung — ähnlich Frobenius — den korrespondierenden nord- und süderyrhäischen Kulturkreisen zuordnet, desgleichen die kombinierte Schnurpflockspannung zwischen oberem Volta und Niger (die Karte dieser Spannungsart Nr. 3 ist durch Südtogo und Dahomey zu ergänzen!). Die Schnurpflockspannung ist ein Mischgebilde zwischen altnigritischer Schnurspannung (die ganz deutlich, auch in Verbindung mit dem Konus-Sarg, dieser Kultur angehört und nicht der norderythräisch-neusudanischen, wie Wieschhoff will) und der neusudanischen Pflockspannung. Diese ist übrigens nach Berliner Museumsmaterial noch zu ergänzen durch fast sämtliche Graslanddistrikte von Nordwestkamerun; die Karte ist im Gebiet der südlichen Pflockspannung zu vervollständigen durch: Kamba, Schambala, Seguha, Fipa, Sansibar, Yao, Makonde, Senga, Irangi, Iramba, Gogo, Mbugwe, Nyamwezi und Mbukuschu im Südwesten.

Warum W. die Keilringspannung der „äthiopischen Kultur“ zuspricht, ist mir unerfindlich. Sowohl die Verbreitung in Afrika, die sich auffällig mit den gesplissenen Rohrinstrumenten (Pangweharfe, Rohrzither) deckt, und die gleichfalls — auch von Frobenius — dem westafrikanischen Kulturkreis zugesprochen werden, spricht gegen eine solche Entscheidung, als auch das einzig mögliche Quellzentrum für diese Trommelart: Indonesien und Melanesien! Die Keilringspannung ist westafrikanisch.

Daß die Topftrommel, die ihr Hauptausbreitungsgebiet in Nordafrika hat und von hier aus in den Süden und bis zu den Kundu (zusammen mit dem Feuerpflug, dem Topfblasebalg und bestimmten Flachkeulen und Bogenformen) also ins Herz des Kongobeckens einwanderte und sich hier ganz isoliert findet (s. Engels: *Les Wangata* S. 89f.) mit der hamitischen Kultur zusammenhängt, möchte ich trotz des Vorkommens bei den Hottentotten in Zweifel ziehen. Die nomadisch-viehzüchterische Kultur der (Ost-) Hamiten ist einem so leicht zerbrechlichen Gerät nicht günstig. Viel eher deutet alles auf eine Verbindung der Topftrommel mit der altemediterranen Lehmkultur des Sudan und Nordafrikas und hier liegt ja auch der Schwerpunkt des Gerätes. Die Hottentottenvariante dürfte aus dem Norden mitgeschleppt sein, wenn uns nicht noch andere, neuere Beobachtungen eine andere Lösung der Frage nahelegen.

Die Konustrommel mit Schnurspannung gehört sicher nicht — wie Wieschhoff meint — der norderythräischen Kultur an. Die Verbreitung kann — mit Ausnahme der nordöstlichen Strecke — auch in keiner Weise diese Ansicht unterstützen. Sie erscheint echt altnigritisch und hätte Wieschhoff das Museumsmaterial genauer gesichtet, so hätte ihm die viel dichtere Verbreitung in Ostafrika daselbe gesagt. Es sind der Karte Nr. 17 als weitere Belege noch auszuführen: Saramo, Kondjo, Sukuma, Nyamwezi, Ugalla, Fipa, Safwa, Nyika, Musgu, Soko, Mamvu, Mbuba, Ndzimu, Sango (n. Bruel), Ngbandi (n. Tanghe), Yakoma u. Bubu (Girard), Banda (Tocqué, Modat). (Eine Reihe von Angaben, die W. selbst zitiert erscheinen merkwürdigerweise nicht auf den Karten selbst.) Die geschnürte Konustrommel kann als charakteristisch für das altnigritische Gebiet gelten und deckt sich z. B. gut mit dem Verbreitungsrest der Rindenstoffe, die ja auch in diesen Kulturkreis gehören. Obige Belege hätte mit anderen zusammen der Verf. bequem in einer Arbeit des Ref. (Bäßler-Archiv Bd. XI S. 125) finden können.

Durchaus einverstanden kann man sein mit der Zuordnung der genagelten Sanduhrtrommel und der Rahmentrommel im Südosten (auch für die Venda ist der Gebrauch — nach Stayt — nachzutragen!) zu der süderyrhäischen (rhodesischen oder Sambesi-) Kultur, ebenso mit der Eingliederung der geschnürten Sanduhrtrommel und der Kesseltrommel in den norderythräischen (neusudanischen Kreis). Die Bechertrommel jedoch hat sicher zwei Quellen, eine im alten Mittelmeer, die andere in der arabisch-persischen Mischkultur der Ostküste. Sie darf daher nicht dem neusudanischen Kulturenkomplex zugesprochen werden.

An Reibetrommeln, die ebenfalls rhodesisch bzw. neusudanisch sein dürften, wären auf Karte 32 noch nachzutragen: Wayao (Berliner Museum), Bekom, Bameda (ebenda) und Mbundu; „Mangu“ fehlt in der Karte, ist jedoch im Text erwähnt!

Die Frage nach dem Ursprung der Felltrommeln sieht Wieschhoff wie manche andere Ethnologen im Arbeitsrhythmus beim Walken des Leders, so daß sich daraus der Schluß ergibt, daß nur Leder walkende Völker die Erfinder sein können, zumal sich das Vorkommen von Fellen eines rudimentären Betrommeln eines

einfachen ausgesprochen Fellstückes mit dem der Hamiten decke. Die Topf- und Zylinderformen seien sinngemäß die ältesten Resonanzkörper für die waldarmen und die walddreichen Gebiete, weshalb er die Topftrommeln der hamitischen, die Zylindertrommeln aus Holz der äthiopischen Kultur, also den „Urkulturen“ Afrikas im Frobeniusschen Sinne zurechnet. Auffallend ist nur, warum die afrikanischen Osthaiten, die besten Lederwälder, sich so wenig aus Felltrommeln machen und — wenn überhaupt — nur jüngere Formen annehmen.

H. Baumann.

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Bd. VI. Herausgegeben von Hoffmann Krayer und Bächtold — Stäubli. Berlin, 1934/35.

Je weiter das große Werk fortschreitet, um so stärker wächst das Bedauern, daß dieses Handbuch nicht jedem Völkerkundler zu jeder Zeit auf dem eigenen Schreibtisch zur Hand stehen kann. Ist doch hier unendlich vieles zusammengetragen, was der Völkerkundler selbstverständlich vom Leben unseres eigenen Volkes wissen müßte, nun wo dies im Mittelpunkt steht. Hat uns doch der große Umbruch, den das 19. Jahrhundert kaum beachtet einleitete und vorbereitete und der Krieg vollendete, auf das eigene Volk zurückgeworfen. So werden wir täglich vom Überschätzen der Außenvölker auf unsere eigene Volkskunde gedrängt und aufmerksam gemacht. Das ist gut für unser Volk in seinen breiteren Massen.

Es ist in diesem Bande wieder ein fast überreicher Schatz aufgehäuft. Fast jeder dieser Aufsätze bedeutet etwas wie die Lebensarbeit eines Forschers. Und hinter einem jeden der Aufsätze tut sich eine Fülle von Gewohnheiten und reichem Eigenleben unseres Volkes auf. Wieder und wieder erhebt sich die Frage, wie es möglich war, ein solches ganz auf die bäuerliche Arbeit durch Jahrtausende eingestelltes Eigenleben so geflissentlich beiseite zu setzen, nur weil unserem Volke einmal der Wille gefehlt hat alles schriftlich niederzulegen und nur die Buchgelehrsamkeit als das höchste angesehen wurde.

Ein Blick in das, was hier aufgehäuft ist, deckt selbst an scheinbar unwichtigsten Stellen einen ungeahnten Reichtum auf. So, wenn der erste Aufsatz, der über den Maulwurf handelt, zu 19 Spalten Text 210 Nummern wertvollste Verweise bringt, während doch uns dies kleine Tier recht nebensächlich erscheint. Wenn dann ganz am Schluß das „Pferd“ (Steller in 54 Sp. mit 492 Verweisnummern) und in einzelnen Aufsätzen Fleisch, Fuß, seinen heiligen Helfern, dem Huf, den Hüttern, also den Pferdejugen, dem so oft apotropäisch benutzten Kopf, der Mahr als Pferd, dem Opfer, den Umritten (nochmals vom selben Forscher) 30 Sp. gewidmet wurden, so ist es kaum erstaunlich, daß das Pferd, wohl bei uns einmal gezähmt und gezüchtet, sicher der wertvollste Besitz des Bauern war und blieb. Neben dem Aufsatz über den Pflug, der sich wohl noch stark erweitern läßt, ist das Pf. der letzte dieses Bandes. Dazwischen aber gehören Mehl und Mühle, neben der Milch und den Opfern in diesen wichtigsten Nahrungsmitteln sicher mit zu dem, was der Völkerkundler schon deshalb beachten sollte, weil diese uns bedeutungsvollsten Speisen im Außengebiet von anderen ersetzt sind, die gelegentlich gleiche, und doch andere Glaubenssätze mitbringen. Etwas seltsam ist es wohl, wenn bei der Milch die Rolle vergessen ist, die die Göttin in der Gestalt der Kuh als Nährmutter des Königs einnimmt. Die Rolle der Hatorkuh und die der Isis, ist bei Jo und Europa verwischt und doch gehören alle diese Gestalten so gut dazu, wie unsere Audumbla zum Rinde (bald Stier, bald Kuh) das am Beginn der Welterschöpfung steht, nicht nur in Indien. — Wenn in unseren Zeiten die Milchhexe (mit 59 Spalten) einen so breiten Raum einnimmt, so dürften sich hier besondere Verhältnisse mit dem Durcheinanderwirbeln der verschiedenen Stämme eingefunden haben. Für eine Geschichte der Germanen wäre zu bedenken, daß, wie es scheint, bei uns (wie in Griechenland) die Milch zuerst von der Ziege genommen wurde (die ja über dem Braukessel (!) steht, um die Einherer mit dem leicht berauschenden Getränk zu versorgen). Dies ist in Schottland bis ins 19. Jahrhundert, in Böhmen bis ins 20. und in Norwegen noch heute zu erkennen. Eine sofort gesäuerte Milch war und wäre aber vor schädlichen Bakterien, hier Hexenwerk genannt, geschützt. Also wird viel dieses Aberglaubens dem alten Glauben fehlen. Ärzten wäre aber wohl anzuraten, dieser alten Milch einmal nachzugehen, um so mehr, da sie im Orient und im Außengebiet Afrika vorhanden ist. Die Volksforscher könnten gerade an diesem Aufsatz auch nachprüfen, wie es sich mit den verschiedenen „Milchhexen“, den Milchbakterien, verhält. Vor 30 Jahren war noch saure Milch und gelabte in Westfalen, (Stippmilch) in Mecklenburg, Pommern, West- und namentlich Ostpreußen (Glumsen) nicht nur im Geschmack, sondern der Aufbewahrung und sicher auch den Bakterien nach verschieden.

Im langen und bedeutungsvollen Aufsatz über die Maus kommt für jeden Arzt, dem die Geschichte der Krankheiten wichtig erscheint, zum Ausdruck, wie früh das Volk die Pest und die Mäuse (und die damit verschmolzenen Ratten) zusammenbringt. Da viele der Pestkrankheiten schon als Scharbock erkannt ist, der auch bei den Polarvölkern und ihren Nachbarn überaus gefürchteten Notkrankheit, oder auch als Kriebelkrankheit (durch Ergotinvergiftung) ist es wohl möglich, der Maus auch eine Übertragung zuzuschreiben. Es ist um so leichter, da die Maus die Nahrungsmittel oft genug beschmutzt, was dann in Not- also Scharbockzeiten nicht beachtet wird.

Doch auch andere, nicht aufs Wirtschaftliche eingehende Stoffe werden dem Völkerkundler bequem dargeboten. So das Kapitel „Mensch“, und die Menschenopfer mit viel Belegen aus dem Außengebiet. Sollte es aber da nicht an der Zeit sein, einmal die Nachricht bei Plinius hinzuzuziehen, daß bei den Römern wohl das rituelle Menschenopfer durch Crassus (also spät) abgeschafft sei, doch bei jeder Hinrichtung sich unerquicklichste Erlebnisse häuften, da man sich um die einzelnen inneren Teile riß, die vom römischen Aberglauben besonders stark umspunnen waren. Die Römer waren also den Germanen zeitlich kaum voraus. Richtig wäre es auch wohl, wenn das germanische Königopfer als die größte Verantwortungspflicht beweisend, hingestellt würde. Der König wanderte ja zu Ahnen und höheren Mächten, um sich vor ihnen zu verantworten und um die Hungersnot so abzuwenden.

Wie aber soll eine räumlich doch beschränkte Besprechung dem Kapitel Mond gerecht werden? Spricht doch der erste Absatz selbst vom Chaos der Vorstellungen.

Wenn im 1. Kapitel Monat betont wird, die Indogermanen besäßen noch keinen einheitlichen Namen für diesen Zeitabschnitt, so kann es auch an der Urtümlichkeit liegen, die eine Absonderung mit sich brachte, die gelegentlich als überaltert beiseite geschoben wurde. Spielt der Zeitabschnitt von 28 Tagen doch im Leben jeder Frau eine viel zu bedeutsame Rolle um nicht als Rechnung einbezogen zu werden. Da aber unser Volk der Ehe gerade um der Erbfolge halber und daneben der Frau eine so hohe Stellung zumäß, so scheint es unmöglich, hier nicht eine alte Einteilung anzunehmen. Da auch unsere großen Feste monatelange Vorbereitungen für die Festspeisen, das abgelagerte Bier usw., verlangten, ist auch von hier aus der Mondwechsel sicher als alte Rechnung, also vorindogermanisch, anzunehmen. Ähnlich geht es mit dem Jahr. Die Einteilung ist über das ganze Gebiet der Pflugkultur die gleiche. So weit der Ochse den Pflug zieht, haben die Völker zweimal einen Jahresbeginn. Einmal zu der Zeit, wo die Sonne wieder aufwärts zu wandern scheint, was bei uns nach den Zwölften geschieht. Vorher „steht sie still“, wie der Aberglauben will. Dieser Anfang paßt nun nicht auf die Mittelmeerländer, noch weniger auf jene Gebiete in denen wir früher die älteste Einrichtung suchten (Ägypten und Babylonien). Wer selbst die leichten Unterschiede von nur Minuten in längeren Monatsabschnitten sah, der wird den Beginn der Rechnung in Gebieten suchen, wo sich, wie in unseren Breiten, schon ein Tag- oder Nachtbeginn von vorherigen durch solche Minuten unterscheidet. Der zweite Jahresbeginn ist hierfür noch eindrucksvoller. Er war für das gesamte Gebiet im Frühjahr (was besonders auch auf Babylonien paßt); der genaue Tag ist wechselnd, doch wunderlicherweise bezeichnet er weder so noch so einen wirtschaftlichen Abschnitt, während die Kirche an den Jahresbeginn besonders Heilige setzte, die sich mit Wirtschaft einließen, um die Tage zu heiligen und der Arbeit vorzustehen. Das ist die Heilige Gertrud (wohl Nerthus-Nehalennia, die auch in diesem Band besprochen und als Vorgängerinnen der Heiligen angesehen werden) oder gar die Himmelskönigin selbst. Der 17. März und der 25. als erster Marienitag, sind für das römische Gebiet ein Nichts, für Germanien je nachdem der unbedingt gute Tag des ersten Ausführens des Pfluges. (Gertrud tüt den Plog ut.)

Mit tiefem Bedauern muß der Bericht viele, viele wichtige Aufsätze beiseitelassen, so die über die Pflanzen, die oft besonders wichtig für alte Bedeutung sind, da mancher Aberglauben hier vor dem Klimasturz in der Bronzezeit seinen Ursprung haben kann.

Ida Hahn.

IV. Eingänge für die Bibliothek.

- Aanwinsten, Koloniaal Instituut: Aanwinsten op ethnografisch en anthropologisch gebied van de afdeling volkenkunde van het Koloniaal Instituut over 1935. Amsterdam: de Bussy 1936. IX, 159 S. 8°. (Koninkl. Koloniaal Inst. mededeel. Nr. 38, afdeel. volkenkde. Nr. 8.)
- Abel, Wolfgang: Die Vererbung von Antlitz und Kopfform des Menschen. [Stuttgart: Schweizerbart] 1934. Taf. 23—25, 24 Textabb. u. 80 Tab. i. Text. 8°. Aus: Zeitschr. f. Morphol. u. Anthropol. Bd. 33, H. 2.
- Hand- und Fingerabdrücke von Feuerländern. [Stuttgart: Schweizerbart] 1934. 5 Tab. i. Text. 8°. Aus: Zeitschr. f. Morphol. u. Anthropol. Bd. 34.
- Über die Verteilung der Genotypen der Hand- und Fingerbeerenmuster bei europäischen Rassen. o. O. u. J. 8°. Aus: „Zeitschr. f. inductive Abstamm. u. Vererbungslehre“ Bd. 70.
- Finger und Handlinienmuster. Leipzig: Brockhaus o. J. 23 S. 8°. (Wissenschaftl. Ergeb. d. deutsch. Grönland-Exped. Alfred Wegener . . . Bd. 6.)
- Die Rassen Europas und das Deutsche Volk. (Berlin: Reichsschulungsamt der NSDAP. u. Deutsche Arbeitsfront.) Aus: „Der Schulungsbrief“ Jhrg. 1, 4. Folge.
- Adam, Leonhard: Recht im Werden. London 1936 8°. Aus: Hutchinson's scient. and tech. publications.
- Almanach, Chinesisch-Deutscher: Chinesisch-Deutscher Almanach für das Jahr 1935. Frankfurt am Main: China-Institut 1935. 47 S. 8°.
- Andree, Julius: Die Externsteine Neuerggebnisse der Ausgrabungen 1934/35. Leipzig: Kabitzsch 1936. 4°. Aus: Germanen-Erbe Jhrg. 1, H. 3.
- Die Entwicklung der mitteleuropäischen Kulturen in der älteren und mittleren Steinzeit. Berlin, Leipzig: Bong. 8°. Aus: Das Werden der Menschheit und die Anfänge der Kultur.
- Antoniewicz, Wladimir: Das Problem der Wanderungen der Indogermanen über die polnischen und ukrainischen Gebiete. Heidelberg: Winter o. J. 5 Ktn. 8°. Aus: Festschrift für Herman Hirt.
- Batory, Etienne: Etienne Batory roi de Pologne prince de Transylvanie. Cracovie 1935: Univers. des Jagellons VII, 591 S. 4°.
- Baschmakoff, A.-A.: La race et le langage. Paris: Geuthner 1935. 4°. Aus: L'Ethnographie N. S. Nr. 30 15. juillet.
- Étude paléo-ethnologique sur le peuple iranien des „Scythes d'Hérodote“ dits „Scolotes“. Paris: 1936. 23 S. 8°. Aus: Bullet. de l'associat. Guillaume Budé Nr. 51 avril.
- Baumann, Hermann: Schöpfung der Urzeit des Menschen im Mythos der afrikanischen Völker. Berlin: Dietrich Reimer, Andrews & Steiner, 1936. X, 435 S. 22 Ktn. i. Text. 4°.
- Baur, Erwin: Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene. 4. neubearb. Aufl. München: J. F. Lehmann 1936. 2 Bde. 8°. 1. Menschliche Erblichkeitslehre. 2. Menschliche Auslese und Rassenhygiene (Eugenik).
- Bestehorn, Friedrich: Deutsche Urgeschichte der Insel Potsdam. Potsdam, Berlin: Hayn. 161 S. 8°.
- Beyer, Hermann: The dates on lintel 10 of Yaxchilan. New York: Hyatt Foundation 1935. 4°. Aus: Maya Research. vol. 2, Nr. 4.
- Mayan hieroglyphs: Glyph G8 of the supplementary series. (Lancaster Pa.) 1936. 8°. Aus: Amer. Anthropologist vol. 38, Nr. 2.
- The lunar glyphs of the supplementary series at Quirigua. 8°. Aus: „El México Antiquo“ vol. 3, H. 11—12.
- Bibliothek, Mythologische: Mythologische Bibliothek Bd. 1/8. Leipzig: Hinrichs 1908/1916. 8°.
- Biswas, P. C.: Über Hand- und Fingerleisten von Indern. Stuttgart: Schweizerbart 1936. Taf. 10—12, 7 Textabb. u. 36 Tab. i. Text. 8°. Aus: Zeitschr. f. Morphol. u. Antropol. Bd. 35, H. 3.

- Bohm, Waldtraut: Die Vorgeschichte des Kreises Westprignitz. Leipzig: Kabitzsch 1937. VIII, 200 S. 85 Abb. i. Text, 93 Taf. 9 Ktn. 4^o.
- Brandstetter, Renward: Wir Menschen der indonesischen Erde. Luzern-Haag 1936. 33 S. 8^o. 10. Grundsteine zur all-indonesischen Literaturwissenschaft. 2. Grundstein: Die Bedeutung der all-indonesischen Literaturwissenschaft für Sprachforschung und Völkerpsychologie.
- Brooke, F. A.: The science of social development: A Study in Anthropology. London: Watts 1936. XIV, 337 S. 8^o.
- Buschan, Georg: Mutter und Kleinkind bei den Naturvölkern. Leipzig: Thieme (1936). 7 Abb. 8^o. Aus: Kinderärztliche Praxis Jhrg. H. 7/8.
- Zwei alte ostasiatische Heilmethoden: Moxibustion und Akupunktur. Leipzig: Thieme 1936. 10 S. 8^o. Aus: Deutsche Med. Wochenschr. Nr. 16.
- Über künstliche und natürliche Veränderungen an den Zähnen, Pflege und Behandlung derselben bei den Natur- und frühgeschichtlichen Völkern. Wien: Perles 1936. 19 S. 8^o. Aus: Wiener Med. Wochenschr. Nr. 31/32.
- Chirurgische Eingriffe an den weiblichen Geschlechtsteilen von Seiten primitiver Völker. Wien: Perles 1936. 10 S. 8^o. Aus: Wiener Med. Wochenschr. Nr. 36/37.
- Altgermanische Überlieferungen in Kult und Brauchtum der Deutschen. München: J. F. Lehmann. 257 S. 8^o.
- Busse, Herta: Über normale Asymmetrien des Gesichts und im Körerbau des Menschen. [Stuttgart: Schweizerbart] 1936. 1 Textbeil. 5 Textabb. u. 5 Tab. i. Text. 8^o. Aus: Zeitschr. f. Morphol. u. Anthropol. Bd. 35, H. 1—2.
- Altslawische Skelettreste im Potsdamer Havelland. Berlin: Springer 1934. 8^o. Aus: Zeitschr. f. Ethnol. Jhrg. 66.
- Buysens, Paul: Les trois races de l'Europe et du monde. Leur génie et leur histoire. (Bruxelles): Purnal 1936. 263 S. 8^o.
- Callegari, G. V.: Bibliografia americana 1906—1936. Trento: Mutilati e Invalidi 1936. 20 S. 8^o.
- Colani, Madeleine: Mégalithes du Haut-Laos (Hua Pan, Tran Ninh). Paris: Les éditions d'art et d'histoire 1935. 2. Tom. (Publicat. de l'École française d'Extrême-Orient.)
- Comas, Juan: Aportaciones al estudio de la prehistoria de Menorca. Madrid 1936. Tip. Nacional 46 S. 18 Fig., 22 Fotogr. y 1 mapa. 8^o.
- Commentationes Horationae: Commentationes Horatianae. Cracoviae, Varsoviae: Gebethner et Wolff 1935. 209 S. 4^o. (Acad. polona litterar. et scientiar.)
- Cressman, L. S.: Archaeological Survey of the Guano Valley Region in Southeastern Oregon. Eugene: University Oregon 47 S. 8^o. (Studies in Anthropol. Nr. 1. 1936.)
- Dincoes, L. A.: Russisches Tonspielzeug. Entstehung und Weg der historischen Entwicklung. Moskau-Leningrad: Akad. d. Wissensch. 1936. 101 S. 29 Taf. 4^o. (Akad. d. Wissensch. L. U. d. S. S. R. Arb. d. Inst. f. Antrop., Ethnol. u. Archäol. Arch. Ser. 3.)
- Dodd, Stuart Carter: A controlled experiment on rural hygiene in Syria . . . Beirut 1934: Amer. Press. 336 S. 8^o.
- Ducceschi, Virgilio: L'alimentazione umana nelle età preistoriche. Venezia: Ferrari 1936. 89 S. 4^o.
- Eckart, Georg: Der Einfluß der Familienorganisation auf die Bevölkerungsbewegung in Ozeanien. St. Gabriel-Mödling bei Wien: Anthropos 1936. Aus: Anthropos Bd. 31.
- Die Zuckerproduktion auf den Marianen (japanisches Mandat). (Leipzig: Bibliogr. Institut 1936.) 8^o. Aus: Koloniale Rundschau Jhrg. 27, H. 3.
- Die Zahl der Asiaten in der Südsee. Leipzig: Grothe 1936. 4^o. Aus: Archiv für Wanderungswesen u. Auslandkunde Jhrg. 8, H. 3.
- Eickstedt, Egon: Neue Wege der Rassenforschung. Leipzig: Barth 1935. 4^o. Aus: Forschungen u. Fortschritte Jhrg. 12, Nr. 5.
- Arier und Nagas. Das historische Gegenspiel in der Kulturdynamik des indoceylonesischen Völkerkreises. Heidelberg: Winter [1936]. 1 Kte. 2 Abb. 9 Taf. 8^o. Aus: Festschrift für Hermann Hirt. Germanen u. Indogermanen.
- Ganzheits-Anthropologie. Stuttgart: Enke 1936. 10 S. 4^o. Aus: Zeitschr. f. Rassenkunde Bd. 3 H. 1.
- Engels, F.: (russ.) 50 Jahre. Bücher von Fr. Engels. Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates. Moskau, Leningrad: Akad. d. Wissensch. 1936. XII, 959 S. (Akad. d. Wissensch. d. U. d. S. S. R. Arb. d. Inst. f. Anthropol., Archäol., Ethnogr.)
- Fischer, Eugen: Schlußansprache. München: J. F. Lehmann 1936. 8^o. Aus: Bevölkerungsfragen Bericht d. Internat. Kongr. f. Bevölkerungswissenschaft Berlin 26. Aug. bis 1. Sept. 1935.

- Fischer, Hans F. K. Günther. Freiburg in Breisgau: Busse 1935. 3 S. 8°. Aus: Mein Heimatland H. 5/6.
- Rasseneinteilung und Erbanalyse. Stuttgart: Enke 1935. 8°. Aus: Zeitschr. f. Rassenkde. Bd. 2, H. 2.
- Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik. Berlin: Springer 1936. 8°. Aus: 25 Jahre Kaiser-Wilhelm-Gesellsch. z. Förd. d. Wissensch. Bd. 2 Naturwissensch.
- Student und völkischer Gedanke. [Berlin 1934/35.] 8°. Aus: Berl. Hochschulführer.
- Das Erbgut der Sippen. Freiburg im Breisgau: Busse 1935. 8°. Aus: „Mein Heimatland“ H. 11/12.
- Erwin Baur. Freiburg im Breisgau! Busse 1935. 3 S. 8°. Aus: „Mein Heimatland“ H. 5/6.
- Erbarzt und Bevölkerungswissenschaft. Frankfurt a. M.: Deutscher Ärzte-vereinsbund ... (Hartmannbund) 1935. 4 S. 8°. Aus: Der Erbarzt Nr. 8, S. 113.
- Kreuzung mit Chinesen in Europa! Frankfurt a. M. Deutscher Ärztevereinsbund ... (Hartmannbund) 1935. 5 S. 8°. Aus: Der Erbarzt Nr. 7, S. 101.
- Zum Gedächtnis Paul Traegers. Berlin: Springer 1934. 8°. Aus: Zeitschr. f. Ethnol. Jrg. 66.
- Max: Erbbiologie und Eugenik der Bluterkrankheit. Berlin: Schoetz 1936. 24 S. Aus: Ärztl. Sachverständ.-Zeitg. Nr. 14.
- Fontana Company, Mario A., Una pipa de ceramica prehispanica con decoration grabada del Uruguay. Montevideo 1936: „El siglo ilustrado“, 48 S. 4°. Aus: 3. Congr. internat. de histor. y geograf. de America.
- Führer, Celebes: Führer durch das Museum für Völkerkunde. Celebes. Basel 1936: Krebs. 22 S. 8°.
- Fürer-Haimendorf, Christoph von: Zur Urgeschichte Australiens. St. Gabriel-Mödling b. Wien 1936: Mechitaristen Buchdruckerei. 45 S. 4°. Aus: Anthropos Bd. 31.
- Gonda, J.: Het Oudjavaansche Bhismaparwa. Bandoeng: Nix 1936. 168 S. 8°. (Bibliotheca Javanica 7.)
- Gourou, Pierre: Les paysans du delta tonkinois. Paris: Édit. d'art et d'histoire 1936. 666 S. 4°. (Publ. de Ecole française d'extr. Orient.)
- Esquisse d'une étude de l'habitation annamite ... Paris: Édit. d'art et d'histoire 1936. 78 S. 4°. (Publ. de Ecole française d'extr. Orient.)
- Grevisse, F. Quelques Aspects de l'Organisation des Indigènes déracinés résidant en Territoire de Jadotville. Introduction par Prof. A. Moeller. Anvers 1936: Neptune. 68 S. 8°. Aus: Le Trait d'Union.
- Griaule, Marcel: Die lebende Fackel Menschen und Geister in Abessinien. Berlin: Dietrich Reimer 1936. 220 S. 8°.
- Gunther, Erna: Klallam ethnography. Washington 1932: Univ. Press. 1927. 8°. (Univ. of Washington publ. in anthrop. vol. 1, Nr. 5.)
- Gusinde, Martin: Der Medizinmann bei den Indianern Südamerikas. Basel 1936. 8°. Aus: Ciba Zeitschrift Nr. 38.
- In der Medizinschule der Yamana-Feuerländer. Basel 1936. 8°. Aus: Ciba Zeitschrift Nr. 38.
- Plantas medicinales que los indios Araucanos recomiendan. St. Gabriel-Mödling bei Wien: Antropos 1936. 4°. Aus: Anthropos Bd. 31.
- Bei den Ituri Pygmäen. [Stuttgart: Schweizerbart] 1936. 2 Taf. 8°. Aus: Ethnol. Anzeiger. Bd. 4, H. 2.
- „Vorläufige Mitteilung über die meteorologischen Bedingungen im afrikanischen Tropenwald.“ Wien: 1935. 2 S. 8°. Aus: Akad. Anzeiger Nr. 25.
- Erforschung der Bambuti-Pygmäen und ihrer Blutgruppen. München: J. F. Lehmann 1936. 4 Ktn. 8°. Aus: Zeitschr. f. Rassenphysiol. Bd. 8, H. 1.
- Gregor, Joseph: Die Masken der Erde. München: Piper (1936). 33 S. 225 Bild., darunter 15 Taf. 4°.
- Harmsen, Hans und Lohse, Franz: Bevölkerungsfragen. Bericht des Internationalen Kongresses für Bevölkerungswissenschaft Berlin, 26. August bis 1. September 1935. München: J. F. Lehmann 1936. XXVI, 972 S. 64 Abb. 4°.
- Herrera, Victor Larco: Cobrizos, Blancos y Negros aborigenes de América. Santiago, Chile 1934: Imprenta nacimiento 109 S. 8°.
- Herzog, George: Jabo proverbs from Liberia maxims in the life of native tribe with the assistance of Charles G. Blooah. London: Milford 1936. XIII, 272 S. 8°.
- Hirschberg, Walter: Völkerkunde. Wien-Leipzig-Olten: Bernina (1936) 96 S. 25 Abb. auf Taf. 8°.
- Völkerkundliche Ergebnisse der südafrikanischen Reisen Rudolf Pöch's in den Jahren 1907—1909. Wien: Anthropol. Gesellsch. 1936. VIII, 64 S. 1 Kte. 16 Taf. 4°. (Rudolf Pöchs Nachlaß Ser. B. Völkerkde. Bd. 1.)

- Hollander, Bernhard: Das Dom-Museum zu Riga ein Rückblick 1834—1936. Riga: Plates 1936. 24 S. (16 Taf.). Aus: „Balt. Monatshefte“ Nr. 5.
- Instituut, Koloniaal: Koninklijke vereniging „Koloniaal Instituut“ Amsterdam. 25. jaarverslag. Amsterdam 1935: de Bussy 125 S. 4^o.
- Institut, Catalans: L'institut d'estudis catalans els seus primers 25 anys. Barcelona: Palau de la Generalitat 1935. 318 S. 4^o.
- Jensen, Ad. E.: Im Lande des Gada Wanderungen zwischen Volkstrümmern Südadessiniens. Unter Mitarbeit von Hellmut Wohlenberg und Alf Bayrle mit Beiträgen von Leo Frobenius. Stuttgart: Strecker & Schröder 1936. XVI, 608 S. 40 Taf., 174 Abb. u. 3 Krt. 4^o. (Verlauf u. Erg. d. 12. Deutsch. Inner-Afr. Forsch.-Exped. (Diafe) 1934/35).
- Kaudern, Walter: Ethnografiska avdelingen årsberättelse. Göteborg 1936. Aus: Musei Årstryck.
- Kleiweg de Zwaan, Jan Pieter, Messungen an männlichen und weiblichen Unterkiefern. Amsterdam: Noord-Hollandsche Uitgev. Maatsch. 1936. 29 S. 1 Textfig. 4^o. Aus: Verhandl. d. Kon. Acad. v. Wettensch.: afdeell. Naturkde. 2. Sectie Deel 35, Nr. 4.
- Knoche, Walter: Eiszeit durch Erwärmung der Erd-Atmosphäre. o. O. 1932. 8^o. Aus: Deutsche Monatshefte f. Chile.
- Zwei spanische Sprichwörter. Braunschweig: Vieweg 1936. 2 S. 4^o. Aus: „Bioklimatische Beiblätter“ H. 1.
- Köppel, Robert: Stratigrafia e analisi della cava di Saccopastore e della regione circostante in riguardo alla posizione del cranio neandertaliano scoperto nel maggio 1929. Roma: Sede della Societa 1935. 4 S. 2 Tav. 8^o. Aus: Riv. di Anthropol. vol. 30.
- Kühne, Konrad: Die Zwillingswirbelsäule (eine erbgenetische Forschung). Stuttgart: Schweizerbart 1936. 376 S. 110 Stammbäumen 8 Tab. 171 Abb. i. Text u. auf 1 Textteil. 8^o.
- Kupka, Paul L. B.: Die Altslawen in der Nord- d. h. der späteren Altmark. Magdeburg: Holtermann 1936. 8^o. Aus: Jahrb. d. landesgesch. Forschungsstelle f. d. Prov. Sachsen und Anhalt Bd. 12.
- Arisches und Germanisches aus der Altmark. [Stendal] 1936. 8^o. Aus: Stendaler Beitr., Bd. 6.
- La Baume, Wolfgang: Die Frische Nehrung in der Steinzeit. Danzig 1935: Kasemann. 8^o. Aus: Mitteil. d. Westpreuß. Gesch.ver. Jhrg. 34, H. 3.
- Zur Darstellung von Schilden auf ostgermanischen Urnen der frühen Eisenzeit. o. O. 1935. 8^o. Aus: „Altpreußen“ H. 3.
- Die Hügelgräber mit Steinkreisen bei Odry (Pommerellen). Danzig 1936: Kasemann. 8^o. Aus: Mitteil. d. Westpreuß. Gesch.ver. Jhrg. 35, H. 3.
- Gab es in vorgeschichtlicher Zeit steinerne Pflugschare? Danzig 1933. Kasemann. 8^o. Aus: Mitteil. d. Westpreuß. Gesch.ver. Jhrg. 32, H. 2.
- Die Bedeutung des Bernsteins im vorgeschichtlichen Volksglauben. Danzig 1934: Kasemann. 4^o. Aus: Mitteil. d. Westpreuß. Gesch.ver. Jhrg. 33, H. 4.
- Langenheilm, K.: Rechteckige Grabhügel des frühen Mittelalters im Kreise Danziger Höhe. Danzig 1934: Kasemann 3 S. 8^o. Aus: Mitteil. d. Westpreuß. Gesch.ver. Jhrg. 33, H. 1.
- Lehmann-Nitsche, Robert: El caprimúlgido y los dos grandes astros. Buenos Aires: Coni 1930. 4^o. Aus: Rev. del Mus. de la Plata tomo 32. (Mitologia sudamericana 15.)
- El viejo tatrapai de los Araucanos 2. parte. Buenos Aires: Coni 1930. 4^o. Aus: Rev. del Mus. de la Plata, tomo 32. (Mitologia sudamericana 16.)
- El Jabuti y el quirquincho . . . Buenos Aires: Coni 1936. 4^o. Aus: Inst. del Mus. de la Plata tomo 2. (Mitologia sudamericana 17.)
- El avestruz galaxial de los Guarani. Buenos Aires: Coni 1936. 4^o. Aus: Inst. del Mus. de la Plata tomo 2. (Mitologia sudamericana 18.)
- Una travesura de Pariacaca (Perú) y del lobo mágico (Norte América) . . . Buenos Aires: Coni 1936. 4^o. Aus: Inst. del Mus. de la Plata tomo 2. (Mitologia sudamericana 19.)
- Ein Mythensthema aus Perú und dem westlichen Nordamerika. (Der Liebestrick mit den Staudämmen.) St. Gabriel Mödling bei Wien: Mechitaristen Druckerei 1936. 8^o. Aus: „Anthropos“ Bd. 31 H. 1/2.
- Lehmann, Wolfgang und Witteler, E. A.: Zwillingsoberbeobachtung zur Erbpäthologie der Polydaktylie. Leipzig: Barth 1935. 8^o. Aus: Zentralbl. f. Chirurgie.
- Lehmann, Wolfgang und Kuhlmann, Fritz: Röntgenologische Untersuchungen an rachitischen Zwillingen. Berlin: Springer, München: Bergmann 1936. 8 S. 8^o. Aus: Klinische Wochenschr. Jhrg. 15, Nr. 2.
- Lehmann, Wolfgang: Erbuntersuchung an rachitischen Zwillingen. Berlin: Vogel 1934. 2 Textabbild. 8^o. Aus: Monatsch. f. Kinderheilkde. Bd. 62.

- Lehmann, Anthropologische Beobachtungen auf den kleinen Sundainseln. Berlin: Springer 1934. 8°. Aus: Zeitschr. f. Ethnol. Jhrg. 66.
- Zwillingspathologische Untersuchungen über die dystrophische Diathese. o. O. u. J. 8°. Aus: Zeitschr. f. induktive Abstammungs- u. Vererbungslehre Bd. 70.
- Einige Erbliehkeitsfragen in der Kinderklinik. Stuttgart: Enke 1935. 1 Abb. 8°. Aus: „Arch. f. Kinderheilkunde“ Bd. 106, H. 4.
- Lester, P., et Millot, J.: Les Races humaines. Paris: Colin 1936. 223 S. 23 Fig. 8°. (Collect. Armand Colin Sect. Biol. Nr. 112.)
- Leyder, Jean: Bibliographie (nos 1—50). Bruxelles 1935: Impr. des travaux publics. 8 S. 8°.
- L'information chez les Primitifs du Congo Belge. Bruxelles 1935: Remy 23 S. 8°. Aus: Bull. de la Soc. Roy. Belge de Géogr. Nos 2—3.
- Lindblom, Gerhard: Afrikanische Relikte und indianische Entlehnungen in der Kultur der Buschneger Surinams . . . Göteborg: Wettergren & Kerber 1924. 120 S. 29 Textabb. u. 1 Taf. 8°. (Kungl. vetenskaps-och vitterhets-samhälles handlingar 4. Föl. 28, 1.)
- Lips, Julius E.: Trap systems among the Montagnais-Naskapi indians of Labrador peninsula. Stockholm 1936. 38 S. 4°. (The Ethnogr. Mus. of Sweden. Smärre meddel. Nr. 13.)
- Ludendorff, H.: Zur astronomischen Deutung der Maya-Inschriften (Untersuchungen zur Astronomie der Maya, Nr. 10). Berlin: Akad. d. Wissensch., de Gruyter in Komm. 1936. 26 S. 4°.
- Maaß, Alfred: Mein astrologischer Kalender aus Bali. Berlin: Dietrich Reimer 1935. 4°. Aus: Baeßler-Arch. Bd. 18, H. 4.
- Malinowski, Bronisław: The foundations of faith and morals . . . London: Milford 1936. 62 S. 8°. (Univ. of Durham riddell. memor. lectures 7. Ser. 1934/35.)
- Marett, R. R.: Glaube, Hoffnung und Liebe in der primitiven Religion eine Urgeschichte der Moral. Autorisierte Übersetzung von Erna Schüler. Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. Konrad Theodor Preuß. Stuttgart: Enke 1936. IX, 190 S. 8°.
- Mathiasen, Therkel: The former Eskimo settlements on Frederik VI's coast. København: Reitzel 1936. 55 S. 28 Fig. i. Text. 4°. Aus: Meddelelser om Grønland Bd. 109, Nr. 2.
- The Eskimo archaeology of Julianehaab district with a brief summary of the prehistory of the Greenlanders . . . with Erik Holtved. København: Reitzel 1936. 140 S. 60 Fig. i. Text. 4 Plates. 4°. Aus: Meddelelser om Grønland Bd. 118 Nr. 1.
- Maunier, René: Sociologie coloniale Tome 2. Paris: Domat Psychologie des expansions Montchrestien 1936. 442 S. 8°.
- Meinhardt, Otto: Ein paläolithisches Flintgerät aus dem Grunewald bei Berlin. o. O. 1936. 8°. Aus: Zeitschr. f. Geschiefbeforschung u. Flachlandsgeologie Bd. 12, H. 4.
- McIlwraith, T. F.: Bibliography of ethnology, anthropology, and archæology. (Toronto, Canada) 1936. 8°. Aus: The canadian hist. Review. march.
- Moesbach, P. Ernesto Wilhelm de: Vida y costumbres de los indígenas araucanos en la segunda mitad del siglo XIX. Santiago de Chile 1930: Cervantes 464 S. 8°.
- Mühlmann, Wilhelm: Rassen- und Völkerkunde Lebensprobleme der Rassen, Gesellschaften und Völker. Braunschweig: Vieweg 1936. VIII, 596 S. 4°.
- Nimuendajú, Curt: Die Palikur-Indianer und ihre Nachbarn. Göteborg: Wettergren & Kerber 1924. 144 S. 8°. (Kungl. vetenskaps-och vitterhets-samhälles handlingar 4. Föl. Bd. 31, Nr. 2.)
- Nippold, Walter: Rassen- und Kulturgeschichte der Negrito-Völker Südost-Asiens. Bd. 1. Leipzig: Jordan & Gramberg 1936. 8°. (Studien zur Völkerkunde. Bd. 11.)
- Norlind, Tobias: Systematik der Saiteninstrumente 1. Stockholm: Fritzes (1936). 299 S. 315 Abb. 4°. 1. Geschichte der Zither.
- Numelin, Ragnar: The wandering spirit a study of human migration with a forew ord by Dr. Edward Westermarek. Copenhagen: Hagerup, London: Macmillan 1936. XVI, 375 S. 4°.
- Ortner, Eduard: Biologische Typen des Menschen und ihr Verhältnis zu Rasse und Wert . . . Leipzig: Thieme 1937. 104 S. 70 Abb. 8°.
- Oyarzún, Aureliano: Los onas o selk'nam de la Tierra del Fuego extracto de la obra: „Die Feuerland-Indianer“ de Martin Gusinde. Santiago: Universidad de Chile 1933. 34 S. 4°. Aus: Anales de la Univer. de Chile.
- Cultura aborigen de Chiloe. Santiago 1935: Imp. universitaria 29 S. 8°.
- El método cultural histórico. Santiago de Chile 1935: Imp. universitaria 13 S. 4°.

- Pastore, Jole: *Costometria dei Fuegini*. Roma: Sede della Societa 1934—1936. 130 S. 4°. Aus: Riv. di Antrop., vol. 31.
- *Disposizione anomala dei capelli della nuca*. Roma: Sede della Societa 1932. 9 S. 8°. Aus: Riv. di Antrop., vol. 29.
- *Sui solchi cerebrali di un Symphalangus syndactylus*. Torino: Bocca 1933. 20 S. 3 tav. 8°. Aus: Atti della Reale Accad. delle Scienze ... vol. 68 (1932 bis 1933).
- *Quale è la costola più lunga dell'uomo? Variazioni di lunghezza delle costole nei fuegini*. Pavia 1933: Fusi. 3 S. 8°. Aus: Atti della Soc. Ital. per il Progresso delle Scienze ... Vol. 3.
- *Differenze sessuali nelle costole dei Fuegini*. Pavia 1934: Fusi. 3 S. 8°. Aus: Atti della Soc. Ital. per il Progresso delle Scienze ... Vol. 3.
- Paulsen, Jens: *Die Deutung der Zeichnungen auf den steinzeitlichen Knochengeräten von der Trave*. 8°. o. O. 1936. (15 Abb.) Aus: „Heimat“.
- Penck, Albrecht: *Völkerbewegungen in Deutschland in paläolithischer Zeit*. Berlin: Akad. der Wissensch. de Gruyter in Komm. 1936. 14 S. Aus: Sitzungsber. d. Preuß. Akad. d. Wissensch. phys.-math. Kl. 14.
- Report, Expedition, Manchoukuo: *Report of the first scientific expedition to Manchoukuo under the Leadership of Shigeyasu Tokunaga june oktob. 1933. Sect. 6. Part 1. 1935. 106 S. 21. Taf. 4°. Sect. 6, Part 1. Contribution to the prehistoric archæology of southern Jehol ... On the chemical investigation of a bronze vessel ...*
- Richthofen, Bolko von: *Politische Wissenschaft im neuen Deutschland und in Sowjetrußland*. o. O. 1936. 8°. Aus: Schlesische Hochschul-Ztg. Nr. 1. Januar.
- *Sowjetrussische Wissenschaft stellt sich vor*. Marienwerder/Westpr.: Weichsel 1936. 19 S. 8°. Aus: „Der junge Osten“, Febr./März.
- *Die bolschewistische Vorgeschichtsforschung, im weltanschaulichen Kampf*. München (1936): Gäßler. 8 S. 4°. Aus: „Ziel und Weg“ Nr. 8.
- Roth, Otto: *Wachstumsversuche an Ratten. Ein Beitrag zur Frage der Entstehung der Schädelform*. [Stuttgart: Schweizerbart] 1935. 2 Tabbeil., 6 Textabb. u. 25 Tab. i. Text. 8°. Aus: Zeitschr. f. Morphol. u. Anthropol. Bd. 33, H. 3.
- Sarasin, Fritz: *Beiträge zur Prähistorie der Inseln Timor und Roti. Mit einem einleitenden Grabungs- und Fundbericht von Alfred Bühler*. Basel: 1936. Birkhäuser. 59 S. 8 Taf. u. 10 Textfig. 8°. Aus: Verh. d. Naturforsch. Gesellsch. Bd. 47.
- Schebesta, Paul: *Der Urwald ruft wieder, meine 2. Forschungsreise zu den Ituri-Zwergen*. Salzburg, Leipzig: Pustet 208 S. 90 Originalbild., 2 Ktn. 8°.
- Schildmacher, Rudolf: *Magdeburger Münzen*. Magdeburg (1936): Trommler 36 S. (21 Taf.) 8°. (Magdeburger Kultur- u. Wirtschaftsleben Nr. 5.)
- Schimank, Hans: *Otto von Guericke Bürgermeister von Magdeburg ... Mit einer Anlage: Stammtafel der Familie Guericke v. Dr. Arthur R. v. Vincenti*. Magdeburg 1936: Trommler 78 S. 8°. (Magdeburger Kultur und Wirtschaftsleben Nr. 6.)
- Schroeder, Christel Matthias: *Rasse und Religion eine Rassen- und religionswissenschaftliche Untersuchung*. München: Reinhardt 1937. XV, 312 S. 8°.
- Schuchhardt, Carl: *Der germanische Mantel und das illyrische Röckchen*. Berlin: Akad. der Wissenschaften 1936. 22 S. 4°. Aus: Sitzungsber. d. Preuß. Akad. d. Wissensch. phil.-hist. Kl. 15.
- *Deutsche Vor- und Frühgeschichte in Bildern*. 2. Aufl. München und Berlin: Oldenburg XII S. 80 Taf. 4°.
- *Heinrich Schliemann 1822—1890*. Berlin: Propyläen (1936). 8°. Aus: Die großen Deutschen. Neue deutsche Biographie.
- Schwidetzky, I.: *Über das Tempo natürlicher Bevölkerungsverschiebungen*. Stuttgart: Enke 1935. 3 Abbild. 4°. Aus: Zeitschr. f. Rassenkunde Bd. 2, H. 2.
- Sergi, Sergio: *Ossicini fontanellari della regione del lambda nel cranio di Saccopastore e nei crani neandertaliani*. Roma: Sede della società) 1934. 14 S. 3 tav. 8°. Aus: Riv. di Anthropol. vol. 30.
- *Die Entdeckung eines weiteren Schädels des Homo neandertalensis var. anienensis in der Grube von Saccopastore (Rom)*. [Stuttgart: Schweizerbart] 1935. 4°. Aus: Anthropol. Anz. Jhrg. 12, H. 3—4.
- *Sulla stratigrafia di Saccopastore. Appendice alla nota del Prof. Köppel*. Roma: Sede della Società 1935. 4 S. [4 fig.] 8°. Aus: Riv. di Antrop. vol. 30.
- *La reliquie dei Garamanti*. Roma: Soc. geografica ital. 1936. 12 S. [8 tav.] 8°. Aus: Boll. della Reale Soc. geogr. ital. Ser. 7, vol. 1.
- *Le scienze antropologiche in Italia, durante l'anno 13 E. F.* Roma: Soc. ital. per il progr. delle scienze 1936. 29 S. 8°.

- Sergi, La scoperta dell'uomo di Neandertal di Italia. Paris: Nourry 1931. 7 S. 8^o. Aus: 15. Congrès Internat. d'Anthrop. & d'Archæol. préhist. sess. 4.
- Some comparisons between the Gibraltar and Saccopastore skulls. London 1932. 3 S. 8^o. Aus: Proceed. of the 1. Internat. Congr. of prehist. and protohist. sciences. Aug. 1—6.
- La posizione e la inclinazione del forame occipita nel cranio neandertaliano di Saccopastore. Roma: Seda della societa 1932. 5 S. [1 tav.] 8^o. Aus: Riv. di Antrop. vol. 29.
- Antropologia laziale. Roma: da Vinci 1933. 27 S. [tav. 9—16]. 8^o. Aus: Vol. „le scienze fisiche e biologiche in Roma e nel Lazio“.
- Le genti del suolo die Roma attraverso i tempi. Pavia: 1933. Fusi 23 S. 8^o. Aus: Atti della Soc. Ital. per il Progr. delle Scienze ... 1932 ... vol. 3.
- Shirokogoroff, S. M.: Psychomental Complex of the Tungus. London: Paul, Trench, Trubner 1935. XVI, 469 S. 2^o.
- Snethlage, Emil Heinrich: Atiko y meine Erlebnisse bei den Indianern des Guaporé. Berlin: Klinkhardt & Biermann (1937) 179 S. 66 Aufn. 1 Kte. 8^o.
- Snijder, G. A. S.: Kretische Kunst Versuch einer Deutung. Berlin: Mann 1936. 174 S. (32). 4^o.
- Solis, Antonio de: Historia de la conquista de Méjico ... Paris: Bossange 1826. 3 Tom. 8^o.
- Stampfuß, Rudolf: Gustaf Kossinna ein Leben für die Deutsche Vorgeschichte. Leipzig: Kabitzsch 1935. 40 S. 8^o.
- Steiner, F.: Untersuchungen zur Frage der Erbllichkeit des Diabetes mellitus. München: Bergmann 1935. 8^o. Aus: Verh. d. Deutsch. Gesellsch. f. innere Medizin. 47. Kongr. Wiesbaden.
- Stern, Bernhard J.: The Lummi indians of Northwest Washington. New York 1934: Columbia Univ. Press 127 S. 8^o.
- Täuber, Carl: China vor den Chinesen. Solothurn 1936. 7 S. 8^o. Aus: Verhandl. der Schweizer. Naturforsch. Gesellsch.
- Bibel und Polynesien. Bruxelles 1936: Impr. méd. et scientif. 1936. 8 S. 8^o. Aus: 16. Congr. Internat. d'Anthrop. 1935.
- Uraustralische Anschauungen. Bruxelles 1936: Impr. méd. et scienti. 1936. 8 S. 8^o. Aus: 16. Congr. Internat. d'Anthrop. 1935.
- Torcelli, Alfredo J.: Correspondencia científica. La Plata 1935—1936: Impresiones oficiales. (Obras compl. y corresp. cientif. Florentino Ameghino vol. 21 u. 23.)
- Correspondencia científica. La Plata 1935: Impresiones oficiales. (Obras compl. cientif. Florentino Ameghino vol. 20.)
- Obras póstumas y truncales. La Plata 1935: Impres. ofic. vol. 19. (Obras compl. ... de Florio Ameghino vol 19.)
- Trimborn, Hermann: Quellen zur Kulturgeschichte des präkolumbischen Amerika. Stuttgart: Strecker & Schröder (1936). XV, 262 S. (Studien zur Kulturkunde Bd. 3.)
- Verhulpen, Edmond: Baluba et Balubaïsés du Katanga. Préface de Prof. M. Georges van der Kerken. Anvers: „L'avenir Belge“ 534 S., VIII (1936) 1 Kte. 4^o.
- Verlagsgeschichte, 50 Jahre: 50 Jahre Verlagsgeschichte 1886—1936. Stuttgart: Strecker & Schröder 47 S. 8^o.
- Vignati, Milciades Alejo: Una pipa angular de Punta Lara. Buenos Aires: Coni 1935. 8^o. Aus: Notas del Museo de la Plata Tom. 1 Nr. 1.
- Wagner, Emilio R., y Wagner, Duncan L.: La civilizacion Chaco-Santiagouena y sus correlaciones con las del viejo y nuevo mundo. Tom. 1. Buenos Aires 1934: Impres. argentina. gr. 2^o.
- Wagner, Emilio y Duncan: La Civilización Chaco-Santiagouena y sus relaciones con el Viejo y el Nuevo Mundos. o. O. 1935. 41 S. 4^o. Aus: Boletin del Centro Naval.
- Wahle, Ernst: Deutsche Vorgeschichtsforschung und klassische Altertumswissenschaft. o. O. 1934. 12 S. 8^o. Aus: „Deutsches Bildungswesen“. H. 10.
- Westermarck, Edward: The future of marriage in western civilisation. London: Macmillan 1936. XIV, 281 S. 8^o.
- Wilhelm II.: Vergleichende Zeittafeln der Vor- und Frühgeschichte Vorderasiens, Ägyptens und der Mittelmeerländer unter Mitwirkung der „Doorner Arbeitsgemeinschaft“. Leipzig: Koehler (1936). 25 Taf. 8^o.
- Winthuis, J.: Mythos und Religionswissenschaft. P. W. Schmidt's „Methodologischen“ untersucht auf Wurzelkrankheit. Moosburg (Oberbayern): 1936. III, 161 S. 8^o.
- Yun-Kuei Tao: Chinesen-Europäerinnen-Kreuzung ... (Stuttgart: Schweizerbart) 1935. Taf. 26—46, 4 Tabbeil. u. 8 Tab. i. Text. 8^o. Aus: Zeitschr. f. Morphol. u. Anthropol. Bd. 33, H. 3.

Namen- und Sachregister.

	Seite
Aaseger, Verbreitung der Fang- methode für	107
Ababua, Fallen der	49
Abadis, Fallen der	25
Abdeckung der Fallgruben, Ur- sprung	94
Abel, W.	256
Abessinien, Fallen in	26, 71f.
Abflußloses Gebiet, Fallen im	43ff.
Abschiedsdank für Seelen und Geister bei den Yao in China	140f.
Abwanderung der Bororo aus dem Mandat	155
Adama, Modibo	152
Adamaua, Fallen in	61
— Gründung von	153
Admiralitäts-Inseln, Bevölkerungs- elemente	363
— und Korwar-Stil	311
— und Kurvenstil	326
— Stile auf den	365
Affenherden, Fang von	64
agal-clan	217
Aguirre	119
Ahnenkult und Haustierhaltung bei den Bakosi	369ff.
Almenleiter, Vorkommen und Stil	355f.
Akua, Fallen der	18
Altägyptische Fallen	14f.
Altar zum Feste der Yao in China	127
Alter der Kunststile Melanesiens	360ff.
Altersklassenbezeichnungen der Bororo. Tab. 2	192
Amakosa, Fallen der	32
— Leopardenfalle der	106
Anatolien und Cypern	380
Anbetung der Geisterbilder bei den Yao in China	136
Angola, Fallen in	33f.
Ankermann'sche Kulturkreise	93
Anthropologie chilenischer Misch- linge	251ff.
Antilopen, Fang von	31
Arbeitsteilung bei den Bororo	169
Archäologisches Museum in Tri- poli	143
Aranda, Totemismus der	211f.
Arapesh, Totemsystem der	219
Arizona, Mutterrecht in	240f.
Armbrustfalle	13
Ashluslay	120
Athle	120
Athluthlai	120
Auin	16f.
Australien und Ozeanien: Totem- zentren und Vermehrungs- riten	211ff.
Azande, Fallen der	67

	Seite
Baba Haram	180ff.
Babali, Fallen der	49
Babangi, Fallen der	51
Babenga, Fallen der	18
Baghirmi, Fallen in	27f., 65
Baglioni, S.	197
Baining haben Kurvenstil	326
Bakalanga, Sansas der	197
Bakosi, Ahnenkult, Haustierhal- tung und -erwerb	369ff.
Baluba et Balubaïsés du Katanga	264
Bambuti, Fallen der	18
Banks-Inseln, Stile auf den	365
Barriai haben Kurvenstil	326
Bashlengwe, Sansas und Marim- bas der	197
Bastards, Fallen der	20
Bastardbiologie	251
Basuto, Fallen der	31
Batak, Korwarstil bei den	310
Batwa, Fallen der	19
Baumann, H.	264, 403, 404, 606
Baumschlinge, Verbreitung der	97
Baumschlingen	8
Bayaga, Fallen der	18
Beginn des Festes der Yao in China	126
Behandlung der Rinder seitens der Bororo	171
Beni Amer, Fallen der	25
Bemalung beim Kurvenstil	319
Berber, Fallen der	72
Berberisch und arabisch in Tri- polis	146
Beruhigung der Geister bei den Yao in China	131
Besuchsche der Navaho	238
Betschuanen, Fallen der	31
Bevölkerungselemente der Ad- miralitätsinseln	363
Beziehungen der Kunststile Mela- nesies	360ff.
— zwischen Seßhaften und No- maden	187f.
Bibliographie zu den Kunststilen in Melanesien	368f.
— zum Mutterrecht in SW-Nord- amerika	248f.
— zu den Totemzentren und Ver- mehrungsriten in Australien und Ozeanien	226f.
— zur „Verbreitung der Fallen- jagd in Afrika“	109ff.
Bieberbach	392
Bischarin, Fallen der	25
Blasquinte	201
Blassekundenreihen	201ff.
Blassekundenzirkel	202ff.

	Seite		Seite
Blohm, W.	404	Djafun'en, Wanderung der . . .	154
Blutmischung von Arabern mit		Dohne, Dohnenstreck, -steig s.	
Berbern in Tripolis	148	Schlingfalle	8
Blutverwandtschaft der Pueblo .	231	Dohnensteig, Verbreitung des .	97
Bodenzugfallen	54	Dongo, Fallen der	18
Bogenfallen	9, 13	Dorfälteste der Yao in China .	126
Bohnenkäse der Yao in China .	125	Drachengeister der Yao in China	131
Bornu, Fallen in	27f.	Dugong-Rite	215
Bororo, ihre Abwanderung aus			
dem Mandat	155	Eckert, G.	393, 394
— Durchschnittl. Größe der		Ehe der Ostpueblo	236
Herden	157	Eheauffassung der Bororo . . .	158
— Eheformen	156f.	Ehrhardt, S.	396, 397, 398, 399
— Erbschaft	157	Eichhörnchen, Fang von	56
— Familie	155ff.	Eingänge für die Bibliothek 266f.	408f.
— Gesellschaft	155ff.	Einstieggabeln, Verbreitung . .	357
— Heiratsverbote	156	Eisenindustrie im Siegerland . .	280
— Name der	151	Eklēinūk	123
Brackenbury, E. A.	157	Elefanten, Fang von	31, 40
Brasen	277	Elfenbeinküste, Fallen auf der .	63
Braun	390	El Kabeywa, Fallen der	22
Bronzezeit in Cypern	380	Elkin	211
Brust- und Stirnplatten, Ver-		Entfernung der Geisterbilder bei	
breitung	358ff.	den Yao in China	139
Bühler	363	Entrecastaux und Kurvenstil . .	321
Buka, Stile in	365	Entstehung der Bororo	168
Bunzendahl, O.	263	Erbfolge bei den Ostpueblo . . .	235f.
Buschmänner, Fallen der	15ff.	Erbrecht der Hopi und Zuni . . .	231
Cardús, G.	120	Erimi auf Cypern, Ausgrabungen	381ff.
Castellanos, J.	393, 394	Erwerbsarbeit bei den Seßhaften	
Cents	202	Bororo erlischt	190
Cesnola-Sammlung	380	Erytree, Fallen in	25
Chanc-ájthle	120	Eselsohren des Midas	281ff.
Chang Hsi	124	Eskāno	121
Charakter des Kurvenstils	320	Etéhua	121
Chiang Che-fu	124	Exhibitionierende Frauen in me-	
Chilenische Mischlinge, Anthro-		lanesischen Stilen	344
pologie	251ff.	Existenzminimum der Bororo . .	172
Chiquito	120	Ewe, Fallen der	63
Choropí, sprachliche Stellung der.	118ff.		
Chorote	119	Fallbaum, Verbreitung des . . .	101
Chunupí	121	Fallgruben, Kulturhistorie der .	93ff.
Clanzugehörigkeit bei den Zuni .	232	Fallgrubensysteme, Verbreitung	
Clauss, L. F.	142	der	96
Cypern-Expedition 1933	381	Fallharpune	13f. 105
— Steinzeit in	380ff.	Fallspeer, Verbreitung	13f. 104
Dahomey, Fallen in	62	Fallen, geographische Bedingtheit	
Damara, Fallen der	20	der verschiedenen	93
Daniel, F.	154	— und Jagdfertigkeit	92
Dank an die Zauberpriester der		— zoologische Bedingtheit der	
Yao in China	141	verschiedenen	92f.
Dar-Fur, Fallen in	26f., 66f.	Fallenarten	10
Deakon, A. B.	221	Fallenjagd in Afrika	1ff.
Déné, ihr Mutterrecht	237ff.	— Berichte über die (in Afrika) .	1
— in Nebraska	244	— Formen u. Typologie	6
— Sozialordnung der	229	— Grund zur	92
— Soziologie der nördlichen . . .	242	— kulturhistorische Zusammen-	
Deutsche Volkskunde	399ff.	hänge der (in Afrika)	1
Deutsches Volkstum	402	— Materialsammlungen über die	2
Dikaos	380	Fallensysteme, Verbreitung . . .	106
Dinka, Fallen der	29	Fackeltanz der Yao in China . .	137
Diob, Höchstes Wesen der Bakosi	369	Familie der Bororo, Aufenthalts-	
Disselhoff	262	ort	159
Djafun-Bororo, Gesellschaft, Wirt-		Familienoberhaupt der Hopi . . .	231
schaft und Seßhaftwerdung		Fang-Balenguí, Fallen der	58
auf dem Hochland von Ngaun-		Fegefeuer bei den Bakosi	370
dere	150ff.	Feldbau der Hopi und Zuni . . .	230

	Seite
Feste der Bororo	161f.
— religiöse, der Yao-Stämme	124ff.
Festdiener der Yao in China	134
Festlieder der Yao in China	129
Festmahl der Yao in China	129
— der Zauberpriester bei den Yao in China	141
Feuersteinwerkzeuge aus Erimi auf Cypern	383f.
Fische in melanesischen Stilen	348
Fischer, E.	259, 380, 390, 391
Fischotter, Fangmethode	107
Flagellation bei den Bororo	163
Fleischverwertung bei den Bororo	170
Flugfische, Fang der	107
Fortleben nach dem Tode bei den Bakosi	370
Frankolinfall	54
Franz.-Guinea, Fallen in	64
Frauenraub der Bororo	157
Frisur der Bororo-Jungfrauen	164
Frisuren, Arten, Verbreitung und Stil	358
Führerwürde bei den Bororo	166
Fulbe, Verbreitung	151
Fulberassen nach Meinung der Bororo	191
Fürst, C. M.	398
Fußseisen als Falle	13
Gabun-Stämme, Fallen der	52
Galla, Fallen der	25
Garian	142
Garuda und Malangganstil	340
Gebet für die Krieger bei den Yao in China	136
Gebetsritus der Berber in Tripolis „Geheimnis der gedrehten Finger“ bei den Yao in China	149
Geier, Fang des	24
Geipel, G.	398
Geisterbilder der Yao in China	135
Geisterschiff der Yao in China	140
Geisterschrein der Yao in China	132
Geisterverehrung der Yao in China	131
Geldbaum der Yao in China	139
Geräte der Siegerländer Haubergswirtschaft	269ff.
— des Zauberpriesters der Yao in China	133
Gerätschaften zum Fest der Yao in China	126
Germann, P.	403
Geschichte des Festes der Yao in China	125
— von Ngaundere	153ff.
Geschlechtsverkehr, vorehelicher, der Bororo	162
Geteile im Siegerland	270
Giannecchini, D.	120
Gieseler, W.	395
Giraffenfallgrube	7
Gjerstad, E.	380
Glaube, Hoffnung und Liebe in der primitiven Religion	265
Goddard	242
Goldküste, Fallen auf der	63

	Seite
Golfstil und Sepikstil	324
Gorgo, Verbreitung und Stil	355
Gorgo, beim Kurvenstil	319
Gottschaldt	390
Gräber in Erimi auf Cypern	382f.
Gran Chaco	118
Graslandstämme, Fallen der	59f.
Grenzen des Korwarstiles	310
Grix, A. E.	390
Grube als Falle in Afrika	6f.
Guana	120
Gudalirind, Aussehen	177
— und Nomadenleben	175
Gummi als Falle	105
Gumu	216
Günther, H.	391
Gutmann, B.	372
Haartrachten, Arten, Verbreitung und Stil	358
Hackbau und Haubergswirtschaft	280
Hackbauern, Jagdfertigkeit der	89
— mit Kleinviehzucht	5
— mit Mistdüngung	4
— mit Rindviehzucht	4f.
Hadendoa, Fallen der	25
Haeckel, J.	227
Hahn, E.	372, 406
Hain im Siegerland	271
Hakenstangen	94
Halbaffen, Fang von	56
Halbquarten bei einer Sansa	208
Halmfalle	11
Hals im Tamistil	331
Hamiten, Jagdfertigkeit der	89
Hamster, Fang des	24
Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens	406
Harz als Falle	105
Häske	275
Hauberg	269
— Besäen	275
— als Viehweide	277
Haubergsgenossenschaft	269
Haubergswirtschaft, Alter	279
— und Hackbau	280
— des Siegerlandes	269ff.
Haubergszeichen	271f.
Hauermaske, Verbreitung und Stil	354
Hausbau bei Hopi und Zuni	230
Haushaltsführung sesshaft gewordener Bororo	180ff.
Haussa in Lompta	185f.
Haustierdomestikation, Ursprung und Geschichte	372f.
Haustierhaltung, Ahnenkult und Haustierwerb	369ff.
Hautleisten am Mittel- und Endglied der Finger	260f.
Havasupai, Vaterrecht bei den	240
Heimrufen der Seelen Verstorbener bei den Yao in China	139f.
Heirat, spätere, der Bororo	177f.
Heiratsverbote der Bororo	167
„Herbeiziehung des Geistes“ bei den Yao in China	132
Herero, Fallen der	21

	Seite		Seite
Herkunft des Korwarstils	310, 313	Kaffern, Fallen der	29ff.
— des Schnabelstils	315	Kameruner Beziehungen der Sam-	
— des Totemismus in Südost-		besi-Marimba	198
melanesien	225	Kanem, Fallen in.	27f.
Herrmann	121	Kao Wang.	125
„Hinausbegleitung des Geistes“		Karte von Tripolis	142
bei den Yao in China	130	Karten über die Verbreitung der	
Hinze, A.	392	Fallenjagd in Afrika	73ff.
Hirdetanz der Bororo	164	— zu den Kunststilen in Melane-	
Hirten der Bororo	173	sien	367
— im Siegerland	277f.	Kastenfalle	11
Hoch	275f.	— Verbreitung der	102
Höchstes Wesen Diob der Bakosi	369	Katchina-Masken in Laguna . .	236
Hockerfiguren in melanesischen		Keller, Erich	1
Stilen	343f.	Keraki-Stämme	217
Hohnerfuß	271	Keramik beim Kurvenstil . . .	319f.
Hoka, Mutterrecht der	240	Kerf.	271
— Sozialordnung der	229	Khirokitia auf Cypern, Ausgra-	
Holzbalken als Fallspeer	104	bungen	381ff.
Holzketten, Verbreitung und Stil	357	Kiwai, Stil der	324
Holzmaske, Verbreitung und Stil	353	Klappnetz	10
Homran	88	Klausenhöhle (Niederbayern) .	256
Homs	142	Klingen, spatenförmige, für Fall-	
Hottentotten, Fallen der	22f.	speere	104
Huang-tung	125	— vergiftete, für Fallsperre . . .	104
Hudegemeinde im Siegerland . .	277	Kloppzeug	273
Hühnerräuber, dryotriorchis ba-		Klunk	277
tesi, Fang des	55	Knechte der Bororo.	178
Huja'en	151	Knipp	273
Hund in melanesischen Stilen . .	345	Köder auf Fallgruben	95
Hunt, J.	119	Kolonisation der Fulbe	176
Husmann, H.	197	Kombination von Tieren allein	
Hütten der Bororo	170f.	und mit Menschen	350ff.
— in Erimi auf Cypern	382	Konde, Sansas der	197
Immenroth, W.	402	Kondeland-Stämme, Fallen der.	46
Indiana II, Mythen in der Mutter-		Kongobecken, südwestl., Fallen	
sprache der Pipil von Izaho		im	47
in El Salvador	262f.	Kongo-Völker, Fallen der . . .	51f.
Indianerfalte	254	„Kopf der Gottheit“ der Yao in	
Indianerstämme im südwestlichen		China	128
Nordamerika und Mutter-		Korbfälle, Arten der	11
recht	227ff.	Korbfallen, Verbreitung der . .	101ff.
Indikki, Fallen der	60	Kordofan, Fallen in	26f., 67
Inzest aus Rassestolz bei den		Körner, Th.	264
Bororo	172	Koromojo, Fallen der	22
Irrgartenfalle, Verbreitung . . .	107	Korwarstil in Neuguinea . . .	309ff.
Islamisierung der seßhaften Bo-		— mit Primärstil gemischt . . .	312
roro	188	Kosten des Festes der Yao in	
Itanhuwas	120	China	125
Ithlatese	120	Krapinazähne	258
Jagd bei Hackbauern	5, 6	Krokodil in melanesischen Stilen	345f.
— und Kulturhöhe	3	— Fang des	52
— und Religion	90	— mit Schwippgalgen	98
— bei Viehzüchtern	4	Kroll, H.	269
— auf „unreines“ Wild	5	Kuangtung	124
— und Wirtschaft	91	Kuhglocken im Siegerland . . .	278
Jagdeifer der Afrikaner	87	Kuhhufeisen im Siegerland . .	276
Jagdfertigkeit	88	Kühn, A.	394
— und Jagdeifer	90	Kulturen ohne Kunst	360
Jagdäune	7	Kulturfolge auf Cypern	388f.
Jahn	271	Kulturgebiete und Kunststile .	366
Jahresbericht 1936	390	Kulturhistorische Stellung des	
Jaunde, Fallen der	59	Mutterrechts der Indianer-	
Jeffren	142	stämme im südwestl. Nord-	
Juden in Tripolis	373ff.	amerika	227ff.
Jüdischer Urtyp	378	Kulturwandel der Bororo, Tab. 4	193ff.
		— bei der Seßhaftwerdung der	
		Bororo	188ff.

	Seite
Kunst und Kultur	304f.
Kunststile und Kulturgebiete	366
— in Melanesien	304ff.
Küppers	390
Kurvenstil	317ff.
— außerhalb Neu-Guineas	325ff.
— bei den Massim	321
— am Sepik	318ff.
— und Tiere	328ff.
Kurzschädel in cyprischen Gräbern	389
Kythraea auf Cypern	388
Lae Womba, Haartracht im Tami-Stil	330
Laguna-Keres	235
Langerhans	391
Lapithos auf Cpern	388
Latènezeitkultur im Siegerland	280f.
Lehmann-Nitsche, R.	118, 281, 303
Leimruten	14
— Verbreitung	105
Lengua	119
Lenz, O.	151
Leopardenfalle der Amakosa	106
Lesu, Totemsystem in	220f.
Leuschner, H. W.	124
Liberia, Fallen in	63f.
Liederbuch der Yao in China	125
L'île de Paques et ses Mystères	265
Lindblom	107
Lips	107
Literarische Besprechungen	262ff., 393ff.
Livorno	378
Lockvögel	106
Lohleiter im Siegerland	273
Lompta	152, 178ff.
Lou Tse-k'uang	124
Louisiaden und Kurvenstil	321
Maas	391
Maccá	304
Madagascar, Fallen in	72, 107
Maisopfer der Yao in China	138
Makua, Fallen der	34f.
Malangganstil	339ff.
— und Kurvenstil	326
Malekula, Totemsystem in	221
Mallowan, M. E. L.	389
Mandingo, Fallen der	65
Mangandja, Fallen der	36
Mangbetu, Fallen der	67
Männliche Amtsbezeichnungen weiblicher Form bei den Ost-pueblo	236
Mánuk	121
Marett, R.	265
Marimba der Sambesikultur	197ff.
Marind, Stil der	325
Manyema, Fallen der	49
Märker, F.	398
Masarwa, Fallen der	20
Maschona, Fallen der	32
Masken im Kurvenstil	329
Maskenformen Melanesiens	352ff.
Massim und Kurvenstil	321
Mataco	119

Mataguayo	119
Matrilokale Heirat bei den Hopi	231
Matrilokalität der Navaho	238
Matthews	237
Maulwurf, Fang des	24
Mediterraner Typ der Tripolitaner	142
— bei tripolitanischen Juden	374
Meidungen bei den Bororo	160
Meier, G.	402
Meinhof, C.	372
Melanesien, Kunststile in	304ff.
Melken bei den Bororo	172
Mensch i. d. melanesischen Kunst	308
— mit Tier kombiniert	350ff.
Meßgerte im Siegerland	270
Midas hat Eselsohren	281ff.
Midasgeschichte in Zakynthos	282
— in Bosnien	283
— in Serbien	283
— bei den Kelten	284
— bei den Iren	284f.
— in Wales	286
— in Cornwallis	286
— in der Bretagne	287
— in der keltischen Tristansage	287f.
— in der Niederlanden	288
— in Portugal	288f.
— in den Abruzzen	289
— in Taskokant	289
— in Nordafrika	290
— in China	290
— in Turkestan	291
— bei den Kirgisen	291
— in Persien	291
— in Armenien	292
— im Koran	292
— in Indien	293
— Erklärung im Altertum	294
— in der Gegenwart	294ff.
Midasohrkrappen bei Herodot	296
— in La Plata	298
— in Deutschland	300
Milchschneidezahn aus der Klauenhöhle	267ff.
Milke, W.	211, 263
Mischlinge, chilenische, Anthropologie	251ff.
Mittel-Neu-Irland und Korwarstil	311
Modibo Adama	153
Möler im Siegerland	271
Mongolenfalte am Unterlid	255
Morgen, C.	151
Morice, P.	242
Morphologie von Marimba und Sansa	198f.
Mua Nyame, Urahn der Bakosi	369
Müller, G.	141, 373
Mutterbruder bei den Hopi	232
Mutterrecht der Déné	237ff.
— bei den Indianerstämmen im südwestl. Nordamerika und seine kulturhistorische Stellung	227ff.
— bei den Ost-Pueblos	235ff.
— bei den West-Pueblos	230ff.
— und Totemismus der Pueblos	244f.
Mutterrechtliche Kultur in SW-Amerika	228

	Seite		Seite
Mutterrechtliche Gemeinsamkeiten		Osterinsel und Kurvenstil . . .	328
zwischen Pueblos und Déné	241	Ovid (über Midas)	281f.
— Unterschiede zwischen Pueblos und Déné	261f.	Ozeanien und Australien: Totemzentren und Vermehrungsriten	211ff.
Myres, J. L.	380	Palavecino, E.	122
Mythe über die Entstehung der Bororo	168	Palmer, H. R.	154
Mythen der Hopi	234f.	Pang Hsin-min	124
Mythologie der Navaho	239f.	Pangwe, Fallen der	53ff.
Mythos der Ostpueblo	236f.	panyao-Steine	224
Nachschrift zur sprachlichen Stellung der Choropi	303ff.	Pape, E.	118
Nahrungsröhren, Verbreitung und Stil	357	Papiergeld als Opfer	134, 137
Namau, Totemsystem der	218	Papua golfstil	322f.
Nambasgebiet und Kurvenstil	327	Papuanischer Stil	324
Namensgebung bei den Bororo	161f.	Pate bei den Zuni	233
Nashorn, Fang des	26	Patrilineares Zweiklassensystem der Ost-Pueblo	235
Nebenfrauen der Bororo	173, 177	Payaguá	120
Neger und Oktaven	198	Pelag-Leiter bei einer Sansa	205ff.
— in Tripoli	143	Penning	270
„Nein“ bei den Juden in Tripolis	373	Pentecôte, Sozialorganisation in	223
Nenkersdorf	269	Petra tou Limniti	381
Nenkersdorfer Normalpenning	270	Petroglyphen Neu-Kaledoniens	328
Neolithische Dörfer in Cypern	380f.	Pfähle in Fallgruben	95
— Funde in Cypern	380ff.	Pfeffer, G.	150
Netzbeutelfälle	12	Pfeilspitzen, vergiftete, als Falle	17, 106
— Verbreitung der	102	Pferdeköpfige Dämonen in Indien und Irland	302f.
Neuhaus, P. K.	393	Phrenaros, Ausgrabung bei	380
Neu-Britannien, Stile in	365	Physiognomie tripolitanischer Juden	374ff.
— hat Kurvenstil	325	Pilecomayo	120
Neue Hebriden, Stile auf den	365f.	Pima-Papago, Totemismus der	241
— und Kurvenstil	327	Pless	272
Neu-Irland, Stile in	365	Polygamie der Bororo	159
Neu-Kaledonien, Stile in	366	— der Navaho	238
— und Kurvenstil	328	Polynesien und Korwarstil	312
Neukaledonischer Totemismus	223f.	Prenß, K. Th.	250, 330, 390, 395
Neu-Seeland und Kurvenstil	328	Pride	121
Nevermann	263, 264, 265	Priestergang bei den Yao in China	128
Ngaundere, Geschichte	153ff.	Primärstil	335ff.
Nias, Korwarstil in	310	— bildete kein Tier ab	349
Nigeria, Fallen in	62	Primitivkunst und Stilkunst	305
Nissam, Stile in	365	Progressivstil	335f.
Nordamerika und das Mutterrecht bei den südwestl. Indianerstämmen	227ff.	Pueblogut bei den Navaho	243
Nordenskiöld, E.	121	Pueblo-Kultur: Elemente der mutterrechtlichen Schicht	247
Nord-Neu-Irland und Korwarstil	311	Pueblos, Mutterrecht der	230ff.
Nord-Papua, Totemsystem der	218f.	— Soziologie der	228
Nubien, Fallen in	25	Pygmäen, Fallen der	18f.
Obernilstämme, Fallen der	68ff.	Quagga, Fang des	26
Oberpriester der Yao in China	134	Quevedo, Lafone	121
Ohrenmaske, Verbreitung und Stil	354	Quinten- und Quartenleitern	207ff.
Opfer beim Fest der Yao in China	126	Rahmentrommel	200
— für die Seelen Verstorbener bei den Yao in China	137	Rasse und Jagdeifer	87, 90
Opferplatz in Khirokitia auf Cypern	383f.	Rassebilder aus Tripolitanien	141ff.
Opfertierte der Bakosi	371	Rassenangehörigkeit der seßhaften Viehzüchter Afrikas	87
Opossum in melanesischen Stilen	345	Rasseneigenschaften am embryonalen Negerschädel	259f.
Oppenheim, M. von	389	Rechnungsbericht 1936	390f.
Ornamentformen in Melanesien	340ff.	Rechtspflege der Bororo	166f.
Ornamentstil und Plastik	306	Reed, E. N.	166
Osman 'dan Fodio	153	Reichard	237
Ostafrika, Fallen in	37ff.	Reife der Mädchen, Gebräuche der Bororo zur	164
Osthorn, Fallen im	24		

	Seite		Seite
Reisopfer der Yao in China . . .	138	Schädelmaske, Verbreitung und Stil . . .	353
Rhodesia, Fallen in	37	Schaeuble, J.	251, 393
Rind der Bororo	170	Schanzen im Siegerland	273
Rindermarkierungen Tab. 3 . . .	193	Schari, Fallen am mittleren . . .	27f.
Rinderreichtum der Bororo . . .	172	Scheidung bei den Bororo	158
Rivet	122	Schemann, L.	397
Röheim, G.	211	Schildkröte in melanesischen Stilen . . .	347
Rowumavölker, Jagdfertigkeit der . . .	92	Schildkrötenrite	215
Rumpf, F.	390	Schlange in melanesischen Stilen . .	346
Sabratha	142	Schletere im Siegerland	273f.
Sahara, Fallen in der	29	Schlingen, Kulturhistorie der . . .	96ff.
Saisonarbeit in Ngaundere	186	Schlingensysteme, Verbreitung der . . .	98f.
Salomonen, Stile in	365	Schlingfallen	7f.
— und Korwarstil	312	Schlitten am Schwipppgalgen . . .	9
— und Kurvenstil	326f.	— an der Totschlägerfalle	11
Salzarmut westafr. Weide	154	Schlocker	275
Sambesikultur, Marimba und Sansa der	197ff.	Schlupfröhrenfalle	11
Sangmelima, Marimba von	197	Schmidt, P. W.	212
Sankurru, Fallen am	48	Schnabelstil und Kurvenstil . . .	315
Santo, Stile in	365	— in Melanesien	313ff.
Sansa und Marimba, Beziehungen zueinander	200	— am Sepik	314
Sansa, doppelreihige	199	Schöbhel	273
— der Sambesikultur	197ff.	Schückgawel	271
Seelentafeln beim Fest der Yao in China	135	Schuli, Fallen der	68f.
Selbstmord bei den Bakosi. . . .	370	Schultz, B. K.	397
Selbstschüsse	13	Schultze-Jena, L.	262
— Arten und Verbreitung	103f.	Schwein in melanesischen Stilen . .	345
Senaar, Fallen in	26	Schweinfurth, G.	391
Sephardimtyp in Tripolis	375	Schweineopfer der Yao in China . .	139
Selbsthaftwerdung der Bororo . . .	174ff.	Schwiegermuttertabu der Navaho . .	238, 239
Siedlungen der Fulbe	151f.	Schwipppgalgen	8f.
Sieg	269	— Entstehung des	98
Siegerländer Haubergswirtschaft und ihre Geräte	269ff.	— Verbreitung des	97
Sieglin, W.	398	Spamer, A.	399
Sierra-Leone, Fallen in	64	Spaniolen in Tripolis	375f.
Sippen und Sippengefühl der Bororo	159, 165ff.	Spannaus, G.	197
Sippenzersplitterung bei den Bororo	166	Speere in Fallgruben	95
„Sitz der Gottheit“ der Yao in China	127	Speiseopfer in Neukaledonien . . .	224
Slendrintervalle bei einer Sansa . .	209f.	Speiser, F.	304
Snethlage	392	Spitzmaske, Verbreitung und Stil . .	353
Sociagay	303	Spitzotter Fang der	54
Solote	119	Sprache der Juden in Tripolis. . .	373
Somal, Fallen der	24	Sprenkel, Sprangrute	8
Sonora, Mutterrecht der	240	Staffe, A.	369
— Sozialordnung der	229	Sta. Cruz, Stile in	365
Soro der Bororo	162	St. Matthias, Stile in	365
Sotegaraik	121	Steigen	43
Sotira auf Cypern	388	Steinvasen aus Cypern	387
Sówua	121	Steinzeit in Cypern	380ff.
Sozialorganisation der westl. Inseln	214	Stellnetze	9
Soziologie von SW-Nordamerika . .	228ff.	— Verbreitung der	99
Südkamerun-Stämme, Fallen der . .	59	Stellung der Frau bei den Navaho .	238f.
Südostmelanesien, eine ethnostatische Analyse	263f.	— bei den Zuni	232
Suhin-Chunupi	120	Stephen-Chauvet	265
Sujin	303	„Steuer“ beim Fest der Yao in China	129
Suk, Fallen der	22	Stil und Kultur	305
Symbiose der Bororo mit Bauern . .	168f.	— im Zentralkdistrikt	322
		Stirn- und Brustplatten, Verbreitung	358ff.
		Stirnjoche im Siegerland	275
		Strong	245
		Strong's	228
		Strümpell	154

	Seite		Seite
Tahiti und Europa	263	Ursprung der Midaserzählung . .	294ff.
talu-Riten, Endform der	216	— des Mutterrechts im südl.	
Tamistil	330ff.	Nordamerika	244, 247
— kein Kurvenstil	317	— des Tamistils	334f.
Tanz der Dorfältesten der Yao in		Vandau, Sansas der	197
China	128, 129	Vasen aus Erimi auf Cypern . .	384, 385
Tanzfiguren in melanesischen		Vaterrecht bei den Zuni	232f.
Stilen	344	Vaterrechtliche Züge der Pueblos	
Tao chün	138	und Déné	242
Tapiete	121, 303	Vejoz	119
Tellerfalle	12f.	Veranstalter des Festes der Yao	
Tellerfallen, Verbreitung der . .	102	in China	134
Tell-Halaf-Keramik	389	Verbreitung des Korwarstils . .	312
Temperierungen bei Sansas . . .	210	— des Kurvenstils	325ff., 329f.
Terrakotten aus Cypern	385	— melanesischer Kunststile . .	304ff.
Thlai-yis	120	— des Primärstils	338f.
Thurwald-Steinmetz'scher Frage-		— des Schnabelstils	315, 316f.
bogen	152	— des Tamistils	333ff.
Tier, mit Tier oder Mensch kom-		— von Totemzentren und Ver-	
biniert	350ff.	mehrungsriten in Australien	213
Tiere, die bestimmten Stilen		Vererbung der Clanzugehörig-	
eignen	349f.	keit bei den Déné	237
— im Kurvenstil	320, 328ff.	— von Eigentum bei den Déné .	237f.
— in melanesischen Stilen . . .	345ff.	Verhältnis von Vater und Mutter-	
— im Tamistil	332	bruder bei den Navaho	239
— als Vorbilder des Schnabel-		— von Vaterrecht und Mutter-	
stiles	314f.	recht bei den Pueblos	246f.
Tischner, H.	394	Verhandlungen	250ff., 380ff.
Toba	120	Verhulpen, E.	264
Togo, Fallen in	63	Verlosung der Haine im Sieger-	
Toktakay	303	land	272
Tongefäße aus Erimi auf Cypern	383	Vermehrungsriten, Merkmale der	
Torresstraßenstil	324	— und Totemzentren in Austr-	
Totemclans der Hopi und Zuni	230	lien und Ozeanien	211ff.
— der Ost-Pueblo	235	Verschlingung von Tieren allein	
Totemismus, negativer	211	und mit Menschen	350ff.
— positiver	211	Verstimmung der Intervalle bei	
Totemzentren und Vermehrungs-		Marimba und Sansa	201
riten in Australien und Ozea-		Verwandschaftsbezeichnungen	
nien	211ff.	der Bororo. Tab. 1	191f.
Totenkult und Lebensglaube bei		Verwandschaftssystem der Na-	
den Völkern Ostindonesiens	264	vaho	239
Totenopfer bei den Bakosi . . .	370f.	— der Pueblo	233f.
Totschlägerfallen, Arten der . .	10, 57ff.	Viehzüchter, Fallen der seßhaften	28
— Verbreitung der	99ff.	Vielea-Chulupí	121f.
Towothli	119	Vögel in melanesischen Stilen .	347ff.
Tracey, H.	197	Völker Afrikas mit Fallenjagd .	84ff.
Tracht der tripolitanischen Juden	379	Vorderasiatischer Typ tripolita-	
Trathnigg, G.	399, 401, 402	nischer Juden	378
Tretfallen für Elefanten	106	Vorgeschichtl. Seminar der Uni-	
Tridakuascheiben, Verbreitung .	359f.	versität Göttingen	390
Tripoli	141	Vorwürfe melanesischer Stile .	343ff.
Tripolis, Juden in	373ff.		
Tripolitanien, Rassebilder aus . .	141ff.	Wadai, Fallen in	27f.
Trompete der Yao in China . . .	134	Wadschagga, Fallen der	44f.
Tschinga, Fallen der	61	Wafiome, Fallen der	24
Tuareg, Fallen der	27f.	Waganda, Fallen der	42
Turkana-Torobo, Fallen der . . .	21	„Wahrsageessen“ der Yao in	
		China	135
Ubangistämme, Fallen der	50	Wakinga, Fallen der	46
Uëlle-Stämme, Fallen der	68	Walangulu, Fallen der	19
Ukamba, Fallen in	45	Wamakonde, Fallen der	34f.
Uli, Stil der	336ff.	Wambutli, Fallen der	18
Ulistil und Korwarstil	337	Wandorobbo, Fallen der	21
Umschichtreihen bei einer Sansa	205	Wangoni, Fallen der	30
Uneheliche Kinder bei den Bororo	158f.	— Marimba der	197
		Wanyamwesi, Fallen der	37f.

	Seite		Seite
Wapogoro-Mahenge , Fallen der	45	Yóshuahá	121
Warua , Fallen der	47	Yuma , Totemclansystem der	240f.
Wasaramo , Fallen der	39f.	Zählweise in Tripolis	147
Waschambaa , Fallen der	38f.	Zanzur	143
Wassandani , Fallen der	19	Zauberglocke der Yao in China	138
Wassiba , Fallen der	40f.	Zauberhorn der Yao in China	138
Wayao , Fallen der	34f.	Zauberpriester , sein Platz beim Fest der Yao in China	127
Weidegebiet der Bororo	166f.	— der Yao in China	134
Weideplatz und Lager bei den Bororo	141	Zauberpriesterin bei den Yao in China	139
Weidewechsel der Bororo	167	Zauberschurz der Yao in China	136
Weihrauchaltar bei den Yao in China	137, 138	Zauberschwert der Yao in China	137
Weinert , H.	396	Zaubertexte der Yao in China	140
Werschhain im Siegerland	270	Zecken der Bororo-Rinder	172
Westermann , D.	395	Zeichnung der Rinder bei den Bororo	170
Westischer Typ der Tripolitaner	142	Zentraldistrikt hat infantile Kunst	322
Wieschhoff , H.	404	Zibetkatzen , Abwehr der	107
Wildschweine , Abwehr der	106	Zoomorphe Kunst , Fehlanzeige in	349ff.
Wirtschaft der Bororo	167ff.	Zwangswechsel bei Fallspeeren	105
Wist , H.	124	— Verbreitung der	96
Witwe der Bororo	158	— mit Schlingen, Verbreitung der	99
Wolfram , R.	401	Zweiklassensystem u. Mutterrecht	246
Wollwahn	271	Zwischenseengebiet , Fallen im	40f.
Wortliste des Choropi	123f.	Zuara	142
Wurzelstockvogel , Verbreitung und Stil	356	Zulu , Fallen der	30
Wurzeltische , Verbreitung und Stil	356	Zulu-Matebele , Marimba der	197
Yao-Stämme , Religiöse Feste und Bräuche	124ff.	Zuni , Haus und Sippe	230
Yavapai , Mutterrecht der	240	Zusammenhang des Mutterrechtes der Pueblos und Déné	242ff.
Yola , Gründung von	153	Zwischenreihe der Tonfolge bei Sansas	200

Inhaltsverzeichnis.

Abhandlungen, Vorträge.

Haeckel, J.: Das Mutterrecht bei den Indianerstämmen im südwestlichen Nordamerika und seine kulturhistorische Stellung	227
Husmann, H.: Marimba und Sansa der Sambesikultur	197
Keller, E.: Verbreitung der Fallenjagd in Afrika	1
Kroll, H.: Die Siegerländer Haubergswirtschaft und ihre Geräte.	269
Lehmann-Nitsche, R.: Die sprachliche Stellung der Choropi (Gran Chaco).	118
— König Midas hat Eselsohren	281
— Die sprachliche Stellung der Choropi (Gran Chaco)	303
Milke, W.: Totemzentren und Vermehrungsriten in Australien und Ozeanien	211
Müller, G.: Rassebilder aus Tripolitanien	141
— Juden in Tripolis	337
Pfeffer, G.: Die Djafun-Bororo, ihre Gesellschaft, Wirtschaft und Seßhaftwerdung auf dem Hochland von Ngaundere	150
Speiser, F.: Über Kunststile in Melanesien	304
Staffe, A.: Über den Ahnenkult und die Haustierhaltung bei den Bakosi nebst Bemerkungen über die Ursachen des Haustiererwerbes	369
Wist, H.: Religiöse Feste und Bräuche bei den Yao-Stämmen in Kuantung (Südchina)	124

Literarische Besprechungen

Blohm, Wilhelm: Die Nyamwezi (H. Baumann)	404
Bunzendahl, Otto: Tahiti und Europa (Nevermann)	263
Castellanos, J.: El pelo en los Cubanos (Schaeuble)	393
— El peso corporal en los delinquentes de Cuba (Schaeuble)	394
Die Deutsche Volkskunde, hrsg. von A. Spamer (Gilbert Trathnigg).	399
Deutsches Volkstum, hrsg. von I. Meier Bd. 4 und 5 (Gilbert Trathnigg)	402
Fürst, C. M.: Zur Kenntnis der Anthropologie der prähistorischen Bevölkerung der Insel Cypern (S. Ehrhardt)	398
Geipel, G.: Anleitung zur erbbiologischen Beurteilung der Finger- und Tastleisten (S. Ehrhardt)	398
German, Paul: Die Völkerstämme im Norden von Liberia (H. Baumann)	403
Gieseler, W.: Abstammungs- und Rassenkunde des Menschen (S. Ehrhardt)	395
Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens Bd. VI (I. Hahn)	406
Immenroth, W.: Kultur und Umwelt der Kleinwüchsigen in Afrika (H. Baumann)	402
Körner, Theo: Totenkult und Lebensglaube bei den Völkern Ost-Indonesiens (Nevermann)	264
Kühn, Alfred: Berichte über den Weltanfang bei den Indochinesen und ihren Nachbarvölkern (Georg Eckert)	394
Marett, R. R.: Glaube, Hoffnung und Liebe in der primitiven Religion. Eine Urgeschichte der Moral (Nevermann)	265
Märker, F.: Charakterbilder der Rassen (S. Ehrhardt)	398
Milke, Wilhelm: Südostmelanesien. Eine ethnostatische Analyse (Nevermann)	263
Neuhaus, P. K.: Das höchste Wesen, Seelen- und Geisterglaube, Naturauffassung und Zauberei bei den Pala Mittel-Neu-Mecklenburgs (Georg Eckert)	393
Schemann, L.: Deutsche Klassiker über die Rassenfrage (S. Ehrhardt)	397
Sieglin, W.: Die blonden Haare der indogermanischen Völker des Altertums (S. Ehrhardt)	398

Schultz, B. K.: Rassenkunde deutscher Gaue. Bauern im südlichen Allgäu (S. Ehrhardt)	397
Schulze-Jena, Leonhard: Indiana II. Mythen in der Muttersprache der Pipil von Izalco in El Salvador (Disselhoff)	262
Stephen-Chauvet: L'Ile de Paques et ses Mystères (Nevermann)	265
Tischner, Herbert: Die Verbreitung der Hausformen in Ozeanien (Georg Eckert)	394
Verhulpen, Edmond: Baluba et Balubaisés du Katanga (Baumann)	264
Weinert, H.: Ursprung der Menschheit (S. Ehrhardt)	396
Weinert, H.: Menschen der Vorzeit (S. Ehrhardt)	396
Wieschhoff, Heinz: Die afrikanischen Trommeln und ihre außerafrikanischen Beziehungen (H. Baumann)	404
Westermann, Diedrich: Die Glidy-Ewe in Togo, Züge aus ihrem Gesellschaftsleben (K. Th. Preuß)	395
Wolfram, Richard: Schwerttanz und Männerbund (Gilbert Trathnigg)	401

Eingänge für die Bibliothek 266, 408